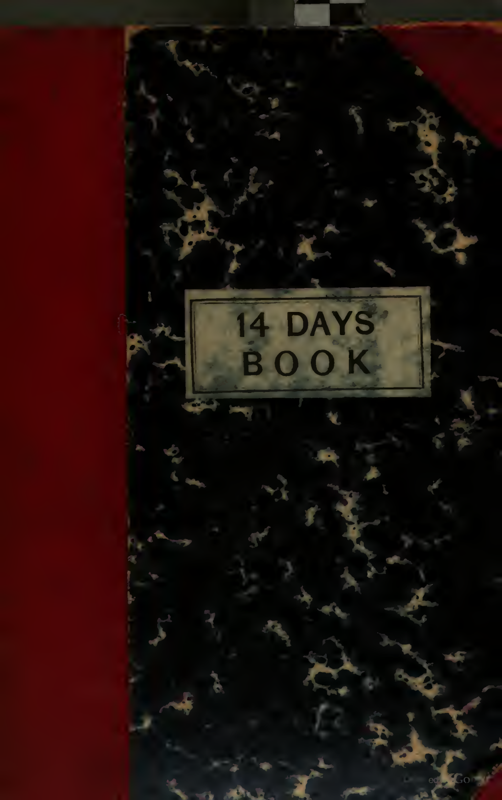

14 DAYS
BOOK

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben

von

Dr. C. Wagener und **Dr. E. Ludwig**

in

Bremen.

Jahrgang 1907.



Gotha 1907.
Friedrich Andreas Perthes
Aktiengesellschaft.

Register zur „Neuen Philologischen Rundschau"

Jahrgang 1907.



Gotha, 12. Januar. Nr. 1, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

1) **Paulus Melcher, De sermone Epicteteo quibus rebus ab Attica regula discedat.** (= Dissertationes philologicae Halenses vol. XVII, pars I.) Halis Saxonum, Max Niemeyer, MCMVI. 113 S. 8. ℳ 2.80.

Der Verfasser stellt die Abweichungen der Sprache Epiktets von der attischen Regel klar und übersichtlich zusammen und liefert damit eine willkommene Ergänzung zu den Indices Schweighäusers und Schenkls. Ich hätte nur gewünscht, dafs er mit einigen Worten anerkannt hätte, wie viel er diesen Vorgängern verdankt.

Die Praefatio gibt in grofsen Zügen einen Überblick über die Ausdrucksweise des Philosophen, die eigentliche Abhandlung setzt in 21 Paragraphen die bemerkenswertesten Einzelheiten auseinander. Dafs die von Böhner und Grundmann gesammelten Besonderheiten der Sprache Arrians, der uns doch die *διατριβαί* Epiktets überliefert hat, nicht zum Vergleich

herangezogen sind, soll dem Verfasser ebensowenig angerechnet werden, wie den erstgenannten die Aufseraohtlassung der Sprache Epiktets. Man kann sich in der Tat in dieser Beziehung keine gröfseren Gegensätze denken als Epiktet und Arrian. Und wem das Griechisch geläufig war, wie es später Arrian in seinen Schriften verwendet, der konnte wohl beim Anhören des Epiktet unmutsvoll ausrufen: *οὐδὲν ἦν ὁ Ἐπίκτητος*. Aber warum hat der Verfasser S. 1 die sich daran anschliefsenden Worte *ἐσολοίκιζεν, ἐβαρβάριζεν* ausgelassen? Sie sind doch gerade von gröfster Wichtigkeit, wenn es sich um die Beurteilung der Sprache Epiktets handelt. Epiktet läfst sich von seinen gelegentlichen Zuhörern Solözismen und Barbarismen zum Vorwurf machen und wird damit sein Griechisch wohl selbst am richtigsten beurteilt haben. Zu den ersteren rechne ich z. B. die Verwechslung einzelner Präpositionen wie *ἐν* und *εἰς*, die falsche Verwendung von *οὐ* und *μή*, das Zusammenwerfen des Indic. Fut. mit dem Subjunct. Aor., zu den letzteren nicht blofs Worte, die fremden Sprachen, namentlich der römischen entlehnt sind, sondern auch gewisse syntaktische Eigenheiten, z. B. den Gebrauch von *ἵνα*, der offenbar unter der Einwirkung des lateinischen *ut* steht, sowie die Bevorzugung der Parataxe im Satzbau, wie sie weniger entwickelten Sprachen und den Vulgärdialekten aller Völker eigen ist. Nicht als ob die angeführten Besonderheiten nicht eingehend erörtert wären, aber es mufste doch eine Beziehung zu den nach *οὐδὲν ἦν Ἐ.* ausgelassenen Worten hergestellt oder der Grund angeführt werden, warum sie unbeachtet geblieben sind.

Um noch einige Einzelheiten herauszugreifen, warum sind bei den zahlreich angeführten Formen und Wörtern bald die Schriftsteller genannt, die in ihrem Gebrauch mit Epiktet übereinstimmen, bald nicht? Eine gröfsere Konsequenz hätte sich wohl durchführen lassen. Nicht erwähnt ist, dafs die Präposition *σύν* in den *διατριβαί* nur ein einziges Mal vorkommt gegenüber ca. 40 *μετά* c. Gen. Überhaupt sind die Präpositionen etwas zu kurz gekommen. Und läfst sich wohl die Behauptung aufrechterhalten: Stoicorum recentiorum, Panaetii Posidoniique ne nomina quidem ei nota erant? Senecas Name wird auch nirgends erwähnt; trotzdem zweifle ich nicht, dafs Epiktet diesen berühmten römischen Stoiker gekannt hat. Aber das sind Kleinigkeiten, die den Wert der tüchtigen Abhandlung nicht beeinträchtigen können. Ein Index locorum sowie ein Index graecus erleichtert ihre Benutzung ganz wesentlich.

Ilfeld i. H. **R. Mücke.**

2) **Fredericus H. M. Blaydes, Analecta Comica Graeca.** Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1905. 352 S. gr. 8.

Schon im Jahre 1902 hat Blaydes zu seinen Aristophaneskommentaren eine Ergänzung erscheinen lassen unter dem Titel „Spicilegium Aristophaneum" bestehend meist aus Zitaten zur Erklärung und Belegung des Sprachgebrauches des Dichters. Nun erscheint unter obigem Titel eine zweite Ährenlese, welche denselben Charakter trägt, also ihre Hauptaufgabe darin hat, zu besonderen Stellen möglichst viele Parallelen beizubringen. Nicht genug; am Schlusse des Bandes findet sich noch ein Anhängsel, das unter dem Titel „Addenda" den gleichen Zweck verfolgt. So hat also ein Leser des Blaydes-Aristophanes an vier Stellen sich Rat und Belehrung zu erholen. Wenn auch nicht anzunehmen ist, dafs der greise Gelehrte einer einheitlichen Verarbeitung sich unterziehen wird, so ist doch künftigen Erklärern und Herausgebern ein höchst schätzenswertes Material geboten.

Freising. **Pongratz.**

---

3) **Antonio Rettore, Tito Livio Patavino precursore della decadenza della lingua Latina.** Prato, Ditta editrice Alberghetti, 1907. 164 S. 8. ℳ 1.30.

Der Anfang dieses Büchleins ist eine Umarbeitung und Erweiterung des im Jahrgang 1906, S. 49, angezeigten Aufsatzes über Spuren des Verfalles der lateinischen Sprache in Livius' fünf ersten Büchern (bis S. 28). Sodann handelt es genauer über den Wortschatz des Livius (neue Wörter, poetische, gräzisierende und vulgäre Ausdrücke, Archaismen), über syntaktische Eigentümlichkeiten (im Gebrauch der Präpositionen, Fragepartikeln, des Ablativus absolutus), über die Anpassung des Stiles an die durch den Charakter einzelner Personen und ihre Taten erregten Gefühle, über Pleonasmen, Paronomasien und Alliterationen. Den gröfseren Teil des Büchleins füllen Zusammenstellungen aus, welche durch einen am Schlusse stehenden Index leicht verwendbar sind.

S. 47—61 Neologismen und Archaismen. Die beiden Gattungen sind nicht streng zu scheiden. So erscheinen als Neologismen *clarigatio* und *medix tuticus.* Letzteres war der Titel des Oberhauptes von Capua vor der Aufhebung seiner Selbstverwaltung 211 v. Chr.; ersteres ist ein verschollener Ausdruck und bedeutete den vom Pater patratus gestellten Bufsanspruch (Wissowa, Religion, S. 478). Finden wir diese Wörter auch

nicht vor Livius, so sind es doch Archaismen. Sodann erscheinen unter den Neologismen Wörter, die sich im ganzen Latein nicht wieder finden, wie *abequitare*, *adactio*, *amigrare*. Wenn einmal der Thesaurus linguae Latinae fertig ist, wird sich ein Verzeichnis der ἅπαξ εἰρημένα bei Livius aufstellen lassen. Als Neologismus wird aufgeführt: Hister, ri = histrio 7, 2, 6. Das kann irreleiten. Livius sagt, von dem etruskischen Worte *ister* sei das lateinische *histrio* abgeleitet. 25, 12, 10 *is divus exstinguet perduellis vestros* ist *diuus* in P verderht zu *dium*. Rettore gibt an: dius, a, um = divus.

S. 62—80 Poetisches. Als poetisch werden z. B. *invius*, *sopor*, *vicinalis* aufgeführt (nicht *sopire*). Ein arger Fehler ist S. 76: iubere alicui aliquid 3, 27, 4 *vicino militi* ... *cibaria coquere iussit*. Cincinnatus befahl den älteren Männern, für die sich rüstenden Krieger Speisen zu kochen. Der Dativ *vicino militi* gehört zu *cibaria coquere* und hat mit *iussit* keinerlei Verbindung.

S. 81—116 Wenig Klassisches. Darunter steht *cognoscere* statt *agnoscere*: 4, 29, 4 praedae pars sua cognoscentibus Latinis reddita. Das entspricht Cic. Cat. 3, 10 signum cognovit; cognovit et signum et manum suam.

S. 117 f. Unklassisches. 3, 45, 4 soll *avus* stehen statt avunculus maior. Nach 3, 54, 11 war P. Numitorius der avunculus Verginii. Letzterer heirate seine Base, die Tochter des Numitorius, und dieser war dann der richtige avus der unglücklichen Verginia. 1, 3, 10 und 21, 36, 8 soll der Superlativ statt des Komparativs stehen; aber an erster Stelle (stirpis maximus) bedeutet stirps nicht blofs die beiden Söhne, sondern auch die Enkel (stirpem fratris virilem interimit); an der zweiten ist unter infimam nivem der Schnee bis auf den Grund gemeint.

S. 136 sind für *egredi urbem* vier Belege angegeben, und es wird nicht erwähnt, dafs in den neueren Ausgaben überall der Ablativ *urbe* hergestellt ist (z. B. 3, 57, 10 nach den besseren Handschriften). Ebenso ist es mit *excedere urbem*. Die Meinung, der Acc. bei egredi und excedere sei eine peculiarità della sintassi liviana, wird aufserhalb Italiens nicht anerkannt. Ist es auch bequem, bei Rettore mit Hilfe des Index die Nachweise für irgendeine sprachliche Eigentümlichkeit des Livius nachschlagen zu können, so ist es doch ratsam, die einzelnen Stellen in einem guten Texte nachzusehen und nachzuprüfen.

Burgdorf bei Bern. **Franz Luterbacher.**

4) **Justin V. Prášek, Geschichte der Meder und Perser bis zur makedonischen Eroberung.** I. Band: Geschichte der Meder und des Reiches der Länder (Handbücher der alten Geschichte I, 5). Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1906. XII u. 282 S 8. ℳ 7.—.

Den bekannten Werken von Wiedemann, Kittel, Tiele u. a. reiht sich Prášeks Geschichte der Perser ebenbürtig an. Der erste Teil behandelt die Meder, der zweite die Perser und das Reich der Länder unter Kyros und Kambyses. Zu Anfang wird die weltgeschichtliche Bedeutung Mediens erörtert und das Quellenmaterial gesichtet. Mit Recht wird Hekataios für Herodots Angaben über den medischen Nationalstaat verantwortlich gemacht, wie der Verfasser in C. F. Lehmanns „Beiträgen zur alten Geschichte" (jetzt „Klio") VI, 205 ff. ausgeführt hat. Diels hatte zuerst auf die Abhängigkeit Herodots von dem Logographen hingewiesen, und Prášek hat die Anregung glücklich verwertet. Das zweite Kapitel bespricht die ersten Staatenbildungen, wobei die Ergebnisse der Forschungsreisen C. F. Lehmanns mit Recht ausgiebig benutzt werden. Lehmann hat z. B. die Felsbauten Armeniens, Kleinasiens und Griechenlands untereinander verglichen und ist zu der Überzeugung gelangt, dafs die Anlagen im lebendigen Felsen und die kyklopischen Mauern „den älteren vor- oder nichtindogermanischen" Völkern Kleinasiens und Griechenlands samt den Inseln gemeinsam und für alle charakteristisch seien (S. 63). Solche Anlagen aber gehen hauptsächlich auf die von Lehmann erforschten „Chalder" zurück. Dieses interessante, aber problematische Volk gehörte nach Prášek (S. 64) zu dem grofsen Stamm, der vor der Ankunft der Indogermanen Vorderasien beherrschte. Freilich hat Prášek die Chattu gar zu sehr vernachlässigt; die jüngsten Funde von Boghazkëi konnte er natürlich noch nicht verwerten, aber auch ohnedies sind die Hethiter als wesentlicher Bestandteil des kleinasiatisch-armenischen Völkergemisches bekannt genug und bedurften einer eingehenden Behandlung. Wissen wir doch jetzt, dafs ihr Einflufs sich bis nach Äolien und Lesbos erstreckte, da der Tyrannenname Myrsilos dem eines Chattufürsten Mursil entlehnt ist, den Winckler kürzlich auf einem Stein im Halysgebiete fand. — Die Frage nach der Abstammung des Kyros hätte eingehender behandelt werden können. Was Sayce u. a. für die nichtpersische Abkunft anführen, kann durch Berossos' Bezeichnung des Kyros als eines *Πέρσης ὢν ἰθαγενής* kaum entkräftet

werden, da Berossos' Kompetenz doch für persische Dinge nicht hinreicht. Auch die anderen Beweise sind nicht ausschlaggebend, die Frage mufs einmal mit aller Ausführlichkeit behandelt werden. Dafs eine historische Tendenzlüge zu dynastischen Zwecken vorliegen konnte, war genauer nach dem Muster zu untersuchen, das jüngst Carl Niebuhr in der Zeitschrift „Ex Oriente Lux“ I so geistvoll skizziert hat. Doch das sind Einzelheiten. Im ganzen zeugt das Werk von sehr zurückhaltender, vorsichtiger Methode. Das Material wird sorgfältig beigebracht, und keine der einschlägigen Fragen bleibt unberührt. So erfüllt das Buch recht den Zweck eines Handbuchs. Neue Aufschlüsse zu geben, beabsichtigt es nicht, doch beruht es, wie jeder Teil zeigt, auf gründlichem Studium, angestrengtem Fleifs und liebevoller Versenkung in das gewaltige Gebiet. Dem verdienstvollen Werke ist ein schöner Erfolg vorauszusagen.

Berlin. **C. Fries.**

---

5) **Leopold Wenger, Rechtshistorische Papyrusstudien.** Graz, Leuschner & Lubenskys Universitätsbuchhandlung, 1902. XV u. 173 S. 8. ℳ 4 50.

Wenger nimmt je eine einzelne Papyrusurkunde als Ausgangspunkt, um im Anschlufs an deren Interpretation Fragen des römischen Prozefsrechtes zu behandeln. In drei Kapiteln bespricht er die „Gestellungsbürgschaft in den Papyri“, „Vadimonien in den Papyri“ und „die Kompetenz ägyptischer Gerichtsbehörden in der römischen Periode“.

In einzelnen Gestellungsbürgschaftsurkunden bei Einleitung eines Zivilprozesses glaubt der Verfasser Analoga zum Versprechen des Vindex bei der *in ius vocatio* (später, in den justinianischen Quellen *fideiussor iudicio sistendi causa datus*) nachweisen zu können, in anderen Urkunden Analoga zu den römischen Vadimonien, also beide Male rein römische Prozefsinstitute, deren Wesen er durch sorgfältige Prüfung der klassischen Quellenstellen selbständig zu ergründen sucht. Ich glaube, dafs Wenger der Nachweis, für den er gelegentlich, auch nach seinem eigenen Geständnis (vgl. S. 24), etwas weit ausholt, gelungen sei. Im Anschlufs an das zweite Kapitel stellt er sodann ein reiches Material zusammen, das wohl geeignet ist, die Kompetenz der ägyptischen Gerichtsbehörden in römischer Zeit zu beleuchten. In diesem dritten Kapitel sind, wie mir scheint, die Ergebnisse etwas weniger sicher, zum Teil deshalb, weil der Verfasser nur die richterlichen Funktionen der betr. Beamten ins Auge

gefafst, ihre nichtrichterlichen, administrativen Funktionen dagegen grundsätzlich aufser Betracht gelassen hat (S. 141, A. 2), zum Teil aber auch deshalb, weil bei der Kompetenzabgrenzung der verschiedenen richterlichen oder als Richter funktionierenden Behörden immer die Frage gestellt werden kann: Haben wir es mit eigener Jurisdiktion des betr. Beamten zu tun oder liegt Delegation eines Höherstehenden vor? Diese Kritik gilt also dem behandelten Material, nicht dem Verfasser, der selber wiederholt bemerkt, dafs seine Ausführungen noch vielfach einen hypothetischen oder provisorischen Charakter tragen, und der es nie unterläfst, die Grenzen unseres Wissens und der Möglichkeit es zu erweitern zu betonen.

Obgleich Wenger seine Untersuchung auf Urkunden der römischen Periode beschränkt, so legt er sich doch immer die Frage vor, ob das jeweils behandelte Institut römisch- oder griechischrechtlicher Provenienz oder durch Vermittlung des griechischen Rechts nationalägyptischen Ursprungs sei. Obgleich seit dem Erscheinen der Studien Wengers die Zahl der uns bekannten Ptolemäerurkunden erheblich gewachsen ist, so fehlt doch zurzeit noch die Möglichkeit, bei Urkunden der römischen Periode für alle Fälle klar zu bestimmen, wo ptolemäisches Recht zugrunde liegt, wo nicht. Die vorliegenden Studien Wengers bestätigen für zwei einzelne Institute des Prozefsrechtes den allgemeinen Satz von L. Mitteis, dafs aus leichtbegreiflichen Gründen gerade im Prozefsrecht das römische über das nationale, also das Reichsrecht über das Volksrecht weit überwog. Dafs aber damit das letzte Wort über die Entstehung dieser Institute und namentlich die Frage, ob nicht doch griechische oder nationalägyptische Institute ganz ähnlicher Art zugrunde liegen, noch nicht gesprochen ist, weifs niemand besser als der Verfasser. Mit diesem Vorbehalte möchte ich meine Zustimmung, dafs Wenger den römischrechtlichen Charakter der beiden hier behandelten Erscheinungen erwiesen habe, verstanden wissen. Schon jetzt können wir nachweisen, dafs Nachwirkung des ptolemäischen Rechtes in der Stellung des Strategen als Richter zweifellos vorhanden ist; vgl. P. Amh. II 35 und dazu Wenger, Archiv für Papyrusforschung II 47 und besonders P. Tebt. I 156, besprochen von Wenger, Archiv II 512 f.

Zusammenfassend möchte ich sagen, dafs Wenger das weitzerstreute Material mit grofsem Fleifse gesammelt und mit Umsicht, Sorgfalt und Scharfsinn untersucht und so eine vorzügliche Vorarbeit zu der von ihm in Aussicht genommenen Gesamtdarstellung des ägyptischen Prozefs-

rechtes in der Ptolemäer- und der Römerzeit geliefert hat. Diesmal hat er uns aus griechischem Urkundenmateriale Ägyptens wertvolle Beiträge zur Aufhellung des römischen Prozefsrechtes geboten über Fragen, über welche die römischrechtlichen Quellen teils lückenhaft, teils durch Interpolation entstellt sind. Entsprechend der erheblichen Zunahme der Ptolemäerurkunden, die entweder schon publiziert vorliegen oder für die nächste Zeit zu erwarten sind, werden künftige Studien, die wir vom Verfasser erwarten dürfen, ihn über das Ptolemäerrecht zum hellenistischen und attischen Recht zurückführen und, wie wir zuversichtlich hoffen, auch Institute dieses Rechtes in hellere Beleuchtung rücken.

Zürich. **Otto Schulthefs.**

6) **G. Michaelis, Meisterwerke der griechischen Literatur** in deutscher Übersetzung für Lehranstalten ohne griechischen Unterricht und für gebildete Laien. Im Verein mit **K. Haase, A. Hemme, L. Martens, E. Maurer, W. Päpke, K. Schirmer** herausgegeben von G. M. Teil I: Prosaiker. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1907. XX und 292 S. gr. 8. geb. ℳ 3. —.

Mit der rasch wachsenden Zahl der realistischen Schulen macht sich immer drängender das Bedürfnis geltend, die literarischen Schätze des klassischen Altertums, die als Perlen der humanistischen Bildung gelten, auch denen zu vermitteln, deren Bildung grundsätzlich der humanistischen gleichwertig gelten soll. Wenn man zu dem Zwecke nun bisher die Übersetzungen der einzelnen hervorragendsten Werke, besonders poetischer, herangezogen hat, so ist die Forderung einer Sammlung des Wichtigsten in einem geeigneten Lesebuche doch so naheliegend, dafs es fast wundernimmt, dafs ihr erst jetzt nachgekommen wird. Zumal, weil ein Lesebuch auch aus dem Schatze der klassischen Prosa Bedeutungsvolles geben kann, da diese bisher ziemlich aufser Betracht blieb. Es sind nun fast gleichzeitig zwei Bücher auf dem Markt erschienen, das „Klassische Lesebuch" von H. Wolf, das in zwei Teilen Poesie und Prosa, Griechen und Römer umfafst, und das obengenannte. Es ist nicht Absicht, hier die Vorzüge des einen gegen die des andern abzuwägen, mögen sich beide in der Praxis erproben; ihre Aufgaben und Ziele sind doch nur im allgemeinen die gleichen.

Bei dem hier in Frage stehenden Buch möchte ich vor allem die engere Begrenzung der Aufgabe rühmend hervorheben. Es handelt sich

nur um griechische Literatur, so dafs das Buch für Realgymnasien ebensowohl wie für Oberrealschulen bestimmt ist; und in diesem, allerdings als Teil I bezeichneten Band nur um griechische Prosaiker. Wie schon bemerkt, dürfte dies weitaus das Wichtigste sein, da man sich in der griechischen Poesie, für die doch in erster Linie Homer und einige Dramen in Betracht kommen, bisher ohne Lesebuch hat helfen können und auch geholfen hat. Aber wenn man in die griechische Literatur einführen will, so kann man doch gar nicht an den grofsen Prosaikern vorbeigehen. Eine andere Frage ist ja, ob dafür Zeit und in welcher Ausdehnung freigemacht werden kann. Das vorliegende Buch bietet sich an in dem Vertrauen, dafs es Verwendung finden kann, und hofft, wo der Schule die Zeit mangelt, auf Privatlektüre der Schüler oder Lektüre seitens solcher, die der Schule entwachsen sind. Jedenfalls wird die Schule Anregung und Anleitung zur Lektüre geben müssen, und letztere dürfte nicht zu oberflächlich sein, denn dem nicht humanistisch Gebildeten weht aus diesen Schriften doch ein fremderer Geist entgegen, als der mit ihnen Vertraute denken mag.

Das Buch beschränkt sich auf sechs Schriftsteller, von jedem werden aber gröfsere Stücke gebracht; damit wird in glücklicher Weise mit dem Grundsatz gebrochen, der in dem Literaturunterricht oft eine so grofse Rolle gespielt hat, möglichst viele Schriftsteller zu nennen und tunlichst von allen kleine „Proben" zu geben. Hier lautet die Forderung, dafs man sich in den betr. Schriftsteller wirklich einigermafsen hineinliest. Natürlich läfst sich dies Ziel nicht erreichen in gleichem Grade, wie wenn man die griechischen Originale zur Hand nimmt, aber einigermafsen dürfte es doch möglich sein. Es ist nicht erreicht, konnte und durfte aber auch nicht erreicht werden, dafs die Übersetzungen sich wie deutsche Originale lesen; der allgemeine Stilcharakter tritt doch auch in der Übersetzung zutage. Die Übersetzungen schliefsen sich in freier und selbständiger Weise den besten vorhandenen an, die meist auch namentlich erwähnt sind.

Inhaltlich ist nun die Auswahl nicht leicht gewesen, und wem kämen nicht, wenn er das Gegebene durchsieht, Sonderwünsche? Wer wünschte nicht den oder jenen Schriftsteller berücksichtigt, den oder jenen Abschnitt mitgeteilt? Auf Wilamowitzschen Wegen wandelt das Buch nicht (das Wolfsche macht einen Ansatz dazu). Berücksichtigt sind drei Gruppen: die geschichtliche, die philosophische und die rednerische Prosa.

Über die Hälfte des Bandes gehört der erstgenannten Gruppe an, Herodot nimmt 65 grofse Seiten in Anspruch, und man wird der Auswahl der zwölf Abschnitte aus der orientalischen und der griechischen Geschichte nur zustimmen können. In kurzer Einleitung wird über Herodot und den Charakter seiner Geschichtschreibung gehandelt. Es folgt Thukydides, dessen schriftstellerischer Charakter Herodot gegenüber treffend charakterisiert wird. Von ihm ist zusammenhängend das ganze erschütternde Drama der sizilischen Expedition auf 70 Seiten gebracht. Gewifs wird mancher hier ungern Perikles vermissen, zumal dessen Leichenrede; man könnte bei diesem Höhepunkt im politischen Leben Athens gerade am allerersten Quellenliteratur verlangen; doch für die Charakteristik der Thukydideischen Geschichtschreibung dürfte der gegebene Abschnitt mehr bieten. Als dritter Historiker erscheint Plutarch mit Abschnitten aus Alexander und Cäsar. Die Verbindung mit dem Vorigen ist hergestellt durch eine Übersicht über die Entwicklung der Geschichtschreibung von Thukydides bis Plutarch; sie enthält eine grofse Reihe von Namen, denen kein Inhalt gegeben wird. Sie könnte ohne Schaden fehlen oder durch ganz kurze Bemerkungen ersetzt werden. — Keine Berücksichtigung hat Xenophon gefunden. Es hätte nahegelegen, einige bedeutende Abschnitte aus der Anabasis zu geben, ich möchte aber lieber loben, dafs der hierfür zu verwendende Raum dem grofsen Abschnitt aus Thukydides zugute gekommen ist.

Dafs in der rednerischen Prosa ausschliefslich Demosthenes zu Worte kommt, ist begreiflich. Es handelt sich hier um ein vortrefflich in sich abgeschlossenes Gebiet, einige wichtige Reden mufsten mitgeteilt werden, natürlich eingebettet in die Darlegung der politischen Verhältnisse, aus denen sie hervorgewachsen. Das ist in einer Einleitung zusammenhängend geschehen (also nicht zwischen den Reden). Gebracht werden die erste Olynthische, die 2. und 3. Philippische Rede, aufserdem gröfsere Teile aus der Rede vom Kranz. Letztere sind, da es sich verbot, die ganze gewaltige Rede zu bringen, zweckmäfsig ausgewählt (S. 226—227, 245—248, 281—297, 307—310 und der Schlufs 330 f.), doch hätte hier leicht eine Übersicht über das Dazwischenliegende zur Herstellung des Zusammenhanges eingefügt werden können. Einige Einzelbemerkungen wollen wohl die Tätigkeit des Lehrers unterstützen, dürften sie aber schwerlich entbehrlich machen.

Das schwierigste Kapitel ist nun aber die Auswahl aus der Prosa der

Philosophen. Nicht zwar bedarf es der Rechtfertigung, dafs diese Auswahl sich auf Plato und Aristoteles beschränkt, vielleicht möchte manchem auch ersterer genügend scheinen. Aber gerade bei Plato ist die Auswahl schwer, und hier dürften wohl am weitesten Wünsche und Ansichten auseinandergehen, je nach den besonderen Zwecken, die man im Auge hat. Soll es sich hier wirklich um Einführung in die Platonische Philosophie, speziell die Ideenlehre, handeln? Wolf gibt in seinem genannten Buche eine übersichtliche Darstellung über die Entwicklung der griechischen Philosophie von ihren ersten Anfängen bis zu Epikureern und Stoikern, und bringt Abschnitte von Plato aus Menon, aus Phädon, dessen Gedankengang dargelegt wird, und den kurzen Abschnitt über den Gott Teuth aus dem Phaedrus; von Aristoteles aus der Politik und der Poetik. Gewifs interessante und wichtige Stücke, aber in ihrer Auswahl nicht durch die Systeme, sondern durch andere Rücksichten bestimmt. So ist es auch hier; unsere Auswahl bietet nur ein gemeinsames Stück, die Erzählung aus dem Phaedr. 274 C f. (Nr. III), der aber der folgende Dialog bis 277 E hinzugefügt wird. Aber dies Stück steht hier unter dem einheitlichen Gesichtspunkt, unter den die ganze Auswahl aus Plato gerückt ist, nämlich das platonische Idealbild des Sokrates zu geben. Diesem Zweck dient die Rede des Alkibiades aus dem Symp. (Nr. I), mit Auslassung von 217 A bis 219 E, was keiner Rechtfertigung bedarf; ferner die kurzen Worte über Sokrates aus dem Munde des Nikias und Laches (Lach. 187 E bis 189 B) (Nr. II); weiter aus dem Gorgias 483 A bis 486 D und 523 A bis zu Ende die Gegenüberstellung der Reden des Kallikles und des Sokrates („Der Sophist und der Philosoph") (Nr. IV); ferner der ganze Euthyphron mit mehreren Auslassungen und Verkürzungen. „Wir haben hier", heifst es in der Einleitung, „ein vortreffliches Beispiel für seine (des Sokrates) Methode, Begriffsforschung zu treiben und seiner Umgebung verständlich zu machen. Auch gewinnen wir einen Einblick in die besondere Bedeutung, welche die Begriffe für ihren Entdecker gewannen, und wie von hier aus die Platonische Ideenlehre ihren Ausgang nahm." — Es folgt dann die Apologie, aufser Weglassung von 23 C bis 28 A und Verkürzung von 33 E bis 34 B vollständig, der Kriton (ausgelassen 47 A bis 48 B); endlich der erzählende Schlufs des Phädon von 115 B an.

Der Vorzug dieser Auswahl ist ohne Zweifel, dafs sie nicht willkürlich, sondern aus einem einheitlichen Gesichtspunkt getroffen ist, und man wird diesen, das Idealbild des Sokrates, gelten lassen müssen, zumal die

Platolektüre auf den Gymnasien meist ähnliche Wege geht. Aber es wäre zu überlegen, ob nicht diesem Idealbilde doch auch das nüchternere in Abschnitten aus Xen. Memor. entgegengestellt werden müfste, damit es eben als Idealbild erscheine. Im übrigen ist es ja schwer, weitergehende Wünsche zu unterdrücken: einige hervorragende Abschnitte aus Pol., oder den Prot., die philosophischen Erörterungen des Phaed., Weiteres aus Phaedr., wenn man auch auf das Symp. Verzicht leisten mufs.

Dafs von Aristoteles, über dessen Leben und Schriften eine kurze Einleitung orientiert, die wichtigsten Kapitel der Poetik gebracht werden, war naheliegend. Aufserdem darf es gewifs auf Billigung rechnen, wenn aus der Schrift über den Staat der Athener ein gröfserer Abschnitt, und zwar der sich auf Solon bezieht, hergesetzt ist. Im übrigen müssen hier wohl alle weitergehenden Wünsche von vornherein abgelehnt werden, so leid es einem tun mag.

In einer kurzen Einleitung werden die für die gesamte Auswahl mafsgebenden Haupt- und Nebengesichtspunkte berührt, von anderer Hand und nicht immer genau mit den Absichten der einzelnen Bearbeiter sich deckend. Es dürfte aber aus der gegebenen Übersicht klar sein, dafs hier ein beachtenswerter Versuch vorliegt, und dafs es erwünscht ist, dafs dies Buch in der Praxis tunlichst weite Verwendung finde, damit praktische Erprobung ein sicheres Urteil über seine Vorzüge und seine etwa wünschenswerten Verbesserungen gewinnen lasse.

Buxtehude. **B. Pansch.**

---

7) **Th. Zielinski, Das Ausleben des Klauselgesetzes in der römischen Kunstprosa.** Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1906. 32 S. 8. (Sep.-A.)

Das vorliegende Schriftchen, das vom Verfasser als Supplement zu seinem „Klauselgesetz in Ciceros Reden" (vgl. meine Anzeige in der Neuen philol. Rundschau 1906, Nr. 10, S. 219 f.) bezeichnet wird, behandelt in der ersten Hälfte die römischen Panegyriker mit Ausschlufs des Plinius und in der zweiten den Cyprian. Dort wird mit grofser Genauigkeit und überzeugender Kraft nachgewiesen, dafs in der späteren Kunstprosa die Klausel immermehr übereinstimmende Gestalt erhält: so entfallen auf die bevorzugten Formen der klassischen Zeit 66 v. H., während bei Cicero der Prozentsatz nur 60 v. H. beträgt; ferner werden

infolge des Entwicklungsgesetzes (vgl. Klauselgesetz, S. 64) die schwereren Klauseln immer seltener, und der Cäsurtypus 1 γ (esse | dicatur), der bei Cicero in etwa der Hälfte aller Fälle vorkommt, ist bei den Panegyrikern mit rund $^2/_3$ vertreten. Anders geartet ist der zweite Teil. Hier setzt sich der Verfasser mit dem belgischen Forscher Ed. de Jonge und dessen Schrift „Les clausules métriques dans St. Cyprian. Louvain-Paris 1905“, sowie mit den deutschen Gelehrten Blafs, May, Häberlin und Kroll auseinander, die gegen seine Theorie Einwände erhoben hatten; und zwar ist es ihm meines Erachtens gelungen, die ausgesprochenen Bedenken zu entkräften. Besonders dankenswert erscheint es, dafs er noch einmal ausdrücklich hervorhebt, nach seiner Auffassung sei das Klauselgesetz keine theoretisch angeeignete Tabulatur, sondern ein praktisches, unbewufstes Üben und ebensowenig gelernt, wie die Gesetze der Zeitfolge und der indirekten Rede, oder um mit Clark zu reden: a Roman lisped in numbers, for the numbers came.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

8) **Hermann Ludwig, Lateinische Phraseologie** unter Berücksichtigung der Sprichwörter und Fremdwörter. Stuttgart, Bonz & Co., 1906. 163 S. 8.

In zwei Punkten unterscheidet sich das Buch Ludwigs von den üblichen Phraseologien: erstens werden gerade die Wendungen, die der Schüler zur Anfertigung seiner Übersetzungen am häufigsten braucht, beiseite gelassen und nur seltenere, besonders sprichwörtliche und bildliche Ausdrücke berücksichtigt; zweitens sind die Quellen, aus denen geschöpft wird, nicht nur Cäsar, Cicero und Livius, sondern auch — und das sogar vorzugsweise — Horaz, Virgil, Tacitus, Seneca, Quintilian. Der Verfasser glaubt, dafs seine Sammlung bei der Bearbeitung schwierigerer und namentlich moderner Themen, wie sie ja an süddeutschen Anstalten noch gestellt werden, mit Nutzen verwendet werden kann. Für uns in Norddeutschland kommt sie als Schulbuch natürlich nicht in Betracht, dagegen wird sie dem Fachmann manche Anregung bieten.

Mit grofsem Fleifse ist ein reiches Material zusammengebracht und nach den deutschen Stichworten alphabetisch geordnet. Die Verdeutschungen sind fast überall treffend. Nur begegnen einige Provinzialismen: S. 26 bei seinem Offert bleiben; S. 29 irgendwo bürgerlich werden; S. 92 ein Masthürger; S. 134 den Treff gehen; S. 152 ein Weinzahn. Wenig

gelungen sind die Übersetzungen: S. 23 in der Beschränkung zeigt sich der Meister gubernatorem in tempestate, in acie militem intellegas; S. 63 es grenzt an Wahnsinn extremae dementiae est; S. 78 im Senat geht es zu wie in einer Judenschule spectare potes Oscos ludos in senatu; S. 123 sonnenverbrannt solibus aptus.

Hier und da hätte L. für die deutschen Wendungen noch andere lateinische Stellen beibringen können, z. B. S. 31 sich nach der Decke strecken metiri se suo modulo ac pede; S. 42 von Erde bist du genommen, zu Erde sollst zu werden reddenda est terra terrae; S. 60 ein gut Gewissen ist ein sanft Ruhekissen conscia mens recti famae mendacia ridet; S. 68 die Zeit heilt jeden Schmerz dies levat luctum; S. 80 Kleider machen Leute cultus magnificus addit hominibus auctoritatem; S. 83 Krähwinkel Ulubrae; S. 98 dolce far niente illud iucundum nil agere; S. 99 Not lernt beten adversae res admonent religionum; S. 116 man mufs das Eisen schmieden, solange es warm ist utendum est animis, dum calent; S. 130 die letzte Stunde schlägt vocat lux ultima; S. 133 mit dem Tode ist alles aus mors ultima linea rerum est; S. 141 kleine Ursachen, grofse Wirkungen minimis momentis maximae inclinationes temporum fiunt; S. 152 das machst du anderen weis credat Iudaeus Apella.

Von den wenigen Druckfehlern ist am störendsten S. 94: medium quoddam.

Potsdam. **E. Krause.**

---

9) **Paul Cauer, Zur freieren Gestaltung des Unterrichts. Bedenken und Anregungen.** Leipzig, Dieterichsche Verlagshandlung, Theodor Weicher, 1906. 48 S. 8.

Eine philologische Rundschau hat durchaus die Pflicht, von Cauers neuester Schrift Kenntnis zu nehmen. Ein Philologe ist es, der mit einem durch genaue Bekanntschaft mit anderen Wissensgebieten und vielfache Praxis erweiterten Blick eine Frage zu beantworten unternimmt, die nach den bisherigen Lösungsversuchen gerade die klassischen Sprachen auf dem Gymnasium wiederum zu gefährden droht. Um die unleugbare Kluft zwischen Schulunterricht und akademischen Studien zu vermindern, erscheint es ihm nicht geboten, den Unterrichtsbetrieb der Prima äufserlich umgestalten, wie das z. B. in Strasburg (i. Westpr.) versucht wird, sondern vielmehr ihn innerlich und zwar in allen seinen Zweigen wissenschaftlich zu vertiefen. Nicht Mafsregeln werden hier helfen, am aller-

wenigsten, wenn sie immer neue Wissensstoffe in den Lehrplan hineinzwängen; die wissenschaftlich durchgebildete Persönlichkeit des Lehrers mufs in eigener, nie rastender Arbeit die jungen Geister zu derjenigen Selbständigkeit des Denkens erziehen, die sie nachher doch gewifs nicht allein bei akademischem Studium nötig haben. So wird in der Tat eine Kontinuität geistiger Schulung gewonnen. Gewonnen wird zugleich, was dem Verfasser gewifs nicht weniger am Herzen liegt als uns, — in ehrlichem Ringen um Erkenntnis, gemeinsam geübt von Lehrern und Schülern, stählt sich der Charakter. Der freie Geist wissenschaftlicher Forschung durchdringe den Unterricht; die sittliche Wirkung wird ihm nicht fehlen!

Sondershausen. **Funck.**

---

10) **René Canat, La Littérature française par les textes.** Paris, Librairie classique P. Delaplane o. J. [1906]. VIII u. 747 Seiten. 12. 3.50 fr.

Diese Literaturgeschichte soll französischen Schülern bei ihrer Vorbereitung auf das Baccalauréat an die Hand gehen; da aber diese Vorbereitung auch jenseits des Rheines sehr häufig darin besteht, dafs die Prüflinge Daten und Werke aus Literaturabrissen mechanisch auswendig lernen, fühlt der Verfasser das Bedürfnis, in diese inhaltlose Oberflächlichkeit etwas mehr Geist hineinzubringen: er fafst sein Buch auf als eine „Illustration de la littérature française“. Diesem Zwecke dienen eine grofse Menge Zitate; da nun aber das Buch Aufschlufs geben will über die gesamte französische Literatur vom Eulalialiede bis zu Anatole France und Jules Lemaître — gelegentlich werden sogar die bildenden Künste gestreift —, so wird man kaum erwarten, ausgiebige Zitate zu finden. Tatsächlich sind auch die Zitate äufserst mager, und die gelieferten Proben können höchstens Andeutungen über den Stil, aber fast durchweg nicht über den Inhalt geben. — Nun meint der Verfasser zwar, lange Texte lese der Schüler nicht gerne, übrigens wolle er auch nur Hinweise geben, gewissermafsen Einladungen, dies oder jenes zu lesen. Andere als kurze Hinweise kann ja auch ein so viel umfassendes Buch nicht geben, ob aber so ein paar kurze Zeilen genügen, das Interesse zu fördern, darf denn doch bezweifelt werden; stellen wir uns vor, von Faust sei nur z. B. der Monolog in dem Studierzimmer, doch nur sehr bruchstückweise, und etwa aus Dichtung und Wahrheit der Eindruck, den das Münster auf den jungen Goethe machte, mit 7 bis 8 Zeilen abgetan,

so werden wir uns wohl fragen dürfen, ob dies hinreichend sei, einen jungen Mann zur Beschäftigung mit Goethe anzueifern. — Nun soll ja auch keine Chrestomathie geboten werden, viele Werke lernt der Schüler auch schon in der Klasse kennen — im allgemeinen mehr als bei uns, mindestens der Zahl nach, immerhin wären manche aus dem Rahmen herausgerissene Zitate aus Romanen z. B. besser unterblieben zugunsten einer ausführlicheren Besprechung des betr. Schriftstellers.

Doch darüber läfst sich wohl streiten und es soll damit der Wert des Buches nicht herabgesetzt werden. Volle Anerkennung verdient das Streben des Verfassers, über die Form hinaus in den Geist der Werke einzudringen und jeden Dichter und Schriftsteller aus dem Geiste und dem Geschmacke seiner Zeit heraus zu verstehen. — So ist z. B. das Verhältnis Corneilles zu dem preziösen Geschmack seiner Zeit recht scharf hervorgehoben und nicht, wie man das bisweilen findet, einfach wahre und falsche Preziösen zusammengeworfen. — Das Streben nach grofsen Gesichtspunkten ist unverkennbar. Das Buch ist eigentlich eine Sammlung psychologischer Essays, und die feine Abwägung und grofse Schärfe mancher Urteile sehr erfreulich. Ein Schulbuch ist die Schrift recht wenig, biographische Angaben fehlen so gut wie ganz, vielfach sind nicht einmal alle Werke eines Schriftstellers angegeben; wer Canat lesen will, mufs eben mit solchen Angaben schon vertraut sein. — Wenn die französischen Schüler also den vom Verfasser erhofften Nutzen aus dem Buche ziehen sollen, so müssen sie schon in einer Weise in der Literatur Bescheid wissen, zu der man ihnen nur Glück wünschen kann; sie werden — und nicht nur sie — manche Anregung aus der Beschäftigung mit dem Buche erhalten.

Natürlich kann man nicht erwarten, dafs jedes einzelne Charakterbild ein genaues ist, ihre Summe ist jedoch geeignet, ein gutes und richtiges Resultat gewinnen zu lassen. Was bei dem Buche wohltuend auffällt, ist der völlige Mangel jeder Tirade, die Behandlung des Stoffes ist sogar manchmal etwas trocken, aber dafür ist das Urteil des Verfassers auch durchaus nicht aufdringlich; er bewahrt Unparteilichkeit und überläfst die Bildung eines Urteils dem Schüler selbst — eigentlich sind es ja auch schon junge Studenten. — Neuere und neueste Erscheinungen werden mit demselben Interesse behandelt wie das Alte und nicht, wie in einer bekannten deutschen Schul-Literaturgeschichte, mit ein paar billigen Bemerkungen abgetan. — Diejenigen Schriftsteller, die in Taten und Werken „plain men“ sind, und über die ein abschliefsendes Urteil klipp und klar

gegeben werden kann, sind am besten geschildert, auch will uns scheinen, dafs die Denker klarer behandelt seien als die Dichter.

Bei der Art des Buches, literarische Erscheinungen unter eine bestimmte Kategorie zu subsumieren — z. B. unter La Littérature Héroique: I. Tragédie: Corneille; II. Les Romans et les Epopées; III. Les memoires: Retz; IV. als Reaktion: la comédie romanesque —, ist freilich derjenige, der allein steht in seiner Zeit oder dessen Werke von seinen persönlichen Schicksalen abhängen, in Gefahr, einseitig behandelt zu werden, zumal der Franzose ja geradezu eine bureaukratische Vorliebe für die schematische Behandlung hat. In der Persönlichkeit steckt aber doch bisweilen etwas, das nicht restlos in einem Schema aufgeht, so weit auch seine Rubriken sein mögen, und das als original betont werden mufs. Bei J. J. Rousseau hat dies der Verfasser auch gefühlt und ist auch auf dessen Lebensschicksale eingegangen, das ganze Charakterbild hat dadurch nur gewonnen. — Das krasseste Beispiel, wohin es führt, eine Kategorie Schriftsteller unter einem Gesichtspunkte zusammenzufassen, ist wohl das Kapitel der Einleitung, wo unter L'ardeur philosophique au 16e siècle in einem Atem genannt werden Ramus, Bonaventure des Périers und Calvin! — Die Einleitung ist überhaupt ein schwacher Punkt, sie ist zu hastig und hat namentlich für den Zeitraum der Epen recht wenig übrig. Chrétien de Troyes verdiente wohl eine eingehendere Besprechung, die bretonischen Sagenstoffe und ihr Wert werden recht gering angeschlagen. Der Verfasser sagt am Schlusse des Absatzes: Ce qui me dispose d'insister sur cette littérature de douceur, d'enchantement et de magie, c'est que toutes ces légendes forment le fond des opéras de Wagner si connus aujourd'hui. Das deckt sich denn doch nicht so genau.

Zur äufseren Form noch einige Worte: das Buch hat eine Einleitung und 30 Kapitel. Diese besitzen sehr scharf abgesetzte Unterabteilungen, so dafs das Buch sehr handlich ist. Am Schlusse jedes Kapitels befindet sich eine kurze Zusammenfassung des Inhalts und eine Nachweisung empfehlenswerter Lektüre.

In Deutschland wird sich das Buch für Neuphilologen eignen, besonders als Nachschlagewerk und um sich über die Art eines Schriftstellers zu orientieren, dessen Werke nicht zur Hand sind, auch als Literaturnachweis wäre es zu gebrauchen. Seine hauptsächlichste Verwendung wird es jedoch an den französischen höheren Schulen finden, wo es, wie wir überzeugt sind, auch entschiedenen Nutzen leisten wird.

Sondershausen. **C. Müller.**

11) **C. Patsch, Zur Kunde der Balkanhalbinsel.** Heft 4: **Adolf Struck,** Makedonische Fahrten. 1. Chaldikike. Wien und Leipzig, A. Hartleben, 1907. 83 S. 8. Mit 12 Abbildungen, 2 Kärtchen im Text und einer Routenkarte. ℳ 2.25.

Struck, Bibliothekar am Deutschen Archäologischen Institut in Athen, hat in den Jahren 1898 bis 1903 Mazedonien nach allen Richtungen durchstreift, hauptsächlich, um für die antike Topographie eine sicherere Grundlage zu schaffen; natürlich ist dabei auch für die heutige Geographie und Ethnographie manches gewonnen. Im ersten Heft behandelt er seine Reisen auf der Chalkidike mit Weglassung der auf den Heiligen Berg, da diese Gegend wiederholt von anderen behandelt worden ist. — Die Reise berührte eine grofse Zahl der aus dem Altertum bekannten Örtlichkeiten. Wenn auch die Behauung des Landes wenigstens an vielen Stellen von dem Fleifs der Einwohner zeugt, so wirkt doch die Erinnerung an die zahlreichen, mitunter in ihren Ruinen kaum noch erkennbaren oder nicht sicher zu identifizierenden Städte des Altertums wehmütig. Für die Philologen sind die Mitteilungen über die Reste von Olynth, Potidäa und dem Kanal des Xerxes besonders interessant; für speziellere Studien über die alte Geographie und die geschichtlichen Ereignisse auf der Halbinsel ist das Buch unentbehrlich.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

12) **F. Holthausen, Beowulf nebst dem Finnsburg-Bruchstück** mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen herausgegeben von F. H. (= Alt- und mittelenglische Texte, herausgegeben von Morsbach und Holthausen, Bd. 3 II.) Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung; New York, G. E. Stechert, 1906. S. VII—XX u. 113—272. ℳ 2.80.

Mit diesem Bande ist nun die schöne, neue Ausgabe, deren ersten Teil wir in Nr. 5 des Jahrgangs 1906 besprochen haben, vollendet. Er bringt neben dem Inhaltsverzeichnis, das sich auch schon durch eine übersichtliche Inhaltsangabe der Dichtung auszeichnet, zunächst die Einleitung, die wiederum, wie wir das schon an der Ausgabe von Cynewulfs Elene rühmen konnten, in Holthausens eigenartiger, so wohltuender Kürze auf knappstem Raum (11 Seiten) alle zur kritischen Beschäftigung mit dem Werke nötigen Angaben enthält, insbesondere auch eine musterhaft ausgewählte Bibliographie der tatsächlich wichtigen Literatur. Höchstens

hätte sich dabei noch die Hinzufügung einer Beurteilung empfohlen, namentlich bei den Übersetzungen, wie etwa bei Wolzogen und Steineck (zu diesem ist noch Münchener Allg. Ztg. Beil. 251 [1898] zu vergleichen) „unbrauchbar“, bei Gering „die beste“ u. dgl. — Das Glossar (Seite 113—200) ist ein vollständiges Wörterverzeichnis mit Angabe sämtlicher Belegstellen (aufser bei sechs ganz häufigen Wörtern). Es ist wie bei der „Elene“ etymologisch angeordnet und erfreut durch seine klare Bündigkeit in der Angabe der deutschen Bedeutungen, wodurch es sich sehr vorteilhaft von dem weitschweifigen Glossar in Heynes Ausgabe unterscheidet. — S. 201—268 steht dann der langersehnte Kommentar unter der Überschrift „Anmerkungen“. Freilich mufs ich gestehen, dafs ich mir den Kommentar etwas anders gedacht habe, und damit werde ich wohl die Hoffnung auch anderer teilen. Ich hatte hier auf gröfsere Ausführlichkeit, namentlich in der sachlichen Interpretation gerechnet, da wir ja überhaupt noch keine zusammenhängende Beowulferläuterung haben. Aber obwohl hier die grofse Knappheit meines Erachtens nicht so angebracht ist wie sonst, ist der Kommentar auch so, wie er ist, ein höchst anerkennenswertes, verdienstliches Werk. Das Bedenkliche liegt nach meiner Anschauung darin, dafs er eigentlich nur für solche Leute recht verwendbar ist, die selber eine sehr reichhaltige Bibliothek und Zeitschriftensammlung besitzen oder in einer Universitätsstadt wohnen; der Student wird ihn fast nur im Seminar benutzen können. Denn fast ausnahmslos ist bei den zu erläuternden Stellen sehr sorgfältig die einschlägige Literatur verzeichnet, aber über den Inhalt der angeführten Stellen verlautet nichts; und doch wäre es wohl wünschenswert gewesen, wenigstens mit einem Schlagwort ihn in aller Kürze anzudeuten — selbst auf die Gefahr gröfseren Umfanges hin. Eine Ausnahme scheint nur mit den lateinisch schreibenden Historikern gemacht zu sein. Parallelstellen aus diesen sind ausführlich mitgeteit; nur vermifst man da beim Saxo Grammaticus genauere Stellenangaben, denn die Nennung des Buches allein genügt nicht.

Es folgt dann noch ein Register zu den Anmerkungen und eine Anzahl von Verbesserungen und Nachträgen, die allerdings, was die Textgestaltung anlangt, auffallend grofs ist; das läfst sich indessen dadurch erklären, dafs Holthausen sich jetzt noch mehr als früher zum Festhalten an dem Bestande der Handschrift entschlossen hat. Den Abschlufs endlich bilden zwei Stammtafeln über die vorkommenden Herrschergeschlechter.

Die Betrachtung des vollendeten Werkes in seiner Gesamterscheinung aber veranlafst mich, trotz jener kleinen Enttäuschung bezüglich der Anmerkungen meiner Freude über die im wesentlichen erfolgte Erfüllung meiner schon früher geäufserten Hoffnung Ausdruck zu geben, dafs wir nämlich in diesem Beowulf gegenwärtig die beste und wertvollste Ausgabe des berühmten Gedichtes besitzen, die jedem, der sich mit ihm beschäftigen will, unentbehrlich ist.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

13) **Broder Carstens, Repetitorium der englischen Grammatik.** Hamburg, Otto Meifsner, 1906. 100 S. 8. ℳ 2.—.

Das schmucke, handliche Büchlein enthält auf 59 Seiten einen Abrifs der englischen Grammatik in möglichster Kürze und Übersichtlichkeit und sodann auf 41 Seiten eine ziemlich grofse Zahl englischer Beispielsätze zu den einzelnen Paragraphen der Grammatik. Das Buch will nach dem Vorwort „weder Lehrbuch noch Nachschlagebuch sein". Vermutlich soll es also in der Weise Verwendung finden, dafs in den Oberklassen, in denen englischer Grammatikunterricht nicht mehr stattfindet, einzelne repetitionsbedürftige Kapitel an der Hand dieses Buches zur Wiederholung kommen können. Unseres Erachtens würde eine derartige Benutzung noch erleichtert werden, wenn Formenlehre und Syntax nicht getrennt, sondern die Formen der Wortarten und ihre syntaktische Verwendung zusammengestellt wären. Die Regeln sind „durchaus nicht weitspannend formuliert". Wo die gegebene Fassung nicht genügt, „wird der Lehrer die willkommene Möglichkeit haben, persönlich berichtigend und erweiternd einzugreifen". Durch diesen Verzicht auf Genauigkeit und Vollständigkeit ist einer Kritik ja freilich einigermafsen vorgebeugt. Trotzdem wird die Bemerkung erlaubt sein, dafs auf absolute Zuverlässigkeit des Gebotenen der gröfste Wert gelegt werden sollte. Durch die erstrebte äufserste Kürze werden jedoch die Regeln stellenweise recht ungenau. Zum Beispiel § 2 „l wird immer verdoppelt"; § 17 „Sie (die Adverbien) werden durch Vorsetzung von more und most ... gesteigert" (late, near, soon, early?); § 26 „Von mehreren Objekten steht das kürzere dem Verb am nächsten". Wenn auch über das, was in einem Repetitorium Aufnahme finden soll, die Ansichten sehr verschieden sein können, so wird man doch Dinge wie folgende sicher vermissen: one's als Possessiv, none, it is I, persönliches Passiv intransitiver Verben mit präpositionalem Objekt, that als adjektivi-

sches Determinativum und vor Präpositionen u. ä. Endlich wird man sich mit der Einteilung und Klassifizierung nicht immer einverstanden erklären können; so, wenn „he who“, „that which“ und what (= that which) als Determinativa bezeichnet werden oder wenn bei der Einteilung der Verben nach der Formbildung kein Platz für unregelmäfsige (to he), bei der Einteilung der intransitiven kein Platz für Begriffsverben (setzen, liegen) vorhanden ist. Das Buch, das, aus dem Unterricht hervorgegangen, dem Zweck, für den es bestimmt ist, schon jetzt sicher wird dienen können, würde durch eine Überarbeitung noch erheblich gewinnen. Einige Druckfehler: S. 26 Anm.: substantiviertem Adjektiv; S. 29 myself have said so; S. 90 kept you waiting. **H.**

---

14) **Walter W. Skeat, A Primer of Classical and English Philology.** Oxford, at the Clarendon Press, 1905. London, Edinburgh, New York und Toronto, Henry Frowde. VIII u. 101 S. 8. 2 S.

Der Zweck des kleinen Buches ist, einige der mehr elementaren Prinzipien der neueren Philologie in ihrer Anwendung auf die Etymologie griechischer, lateinischer und englischer Wörter zur Darstellung zu bringen.

Im ersten Kapitel findet man das Wichtigste über die wissenschaftlich ermittelte genaue Aussprache des Lateinischen und Griechischen zusammengestellt. Hinsichtlich der Aussprache des Angelsächsischen wird der Leser auf Sweet's „Anglo-Saxon Primer“ verwiesen.

Das zweite Kapitel zeigt, auf welche Weise gewöhnlich griechische Lehnwörter im Lateinischen oder im Englischen transscribiert werden. Ferner werden darin verschiedene Hauptfälle kombinatorischen Lautwandels im Griechischen und die Vokalveränderungen behandelt, die lateinische Verba simplicia noch dem Vortreten von Präfixen erleiden.

Kapitel drei erklärt den Begriff der sprachlichen Urverwandtschaft und gibt Beispiele für die Erscheinungen der konsonantischen Lautverschiebung.

Das vierte Kapitel stellt einige charakteristische Eigenschaften des Griechischen und des Lateinischen in lautlicher Hinsicht zusammen, wobei öfters auf englische Entsprechungen hingewiesen wird.

In den übrigen Kapiteln endlich wird ausschliefslich die lautgesetzliche Abstufung der Vokale („gradation“) exemplifiziert Der Leser wird

dabei auf den sechsten Abschnitt in des Verfassers „Primer of English Etymology“ verwiesen, wo die sieben starken Konjugationen des Englischen und anderer germanischer Sprachen dargestellt sind; in dem vorliegenden Elementarbuch soll gezeigt werden, wie man die Kenntnis jener germanischen Konjugationen für das Verständnis der entsprechenden Verbalklassen im Griechischen und Lateinischen verwerten kann. Die Hauptergebnisse der Vergleichung sind auf S. 97 zusammengestellt.

Auf den beiden letzten Seiten findet man noch einige Übungsfragen, an deren Beantwortung der Leser erproben kann, ob er sich den Inhalt des Büchleins wirklich zu eigen gemacht hat.

Der kleine Primer wird nicht verfehlen, seinen Benutzern gute Dienste zu leisten. **P.**

---

15) **Wilhelm Franz, Die treibenden Kräfte im Werden der englischen Sprache.** Rede, gehalten am 10. Mai 1906 beim Antritt des Ordinariats für englische Philologie. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1906. 22 S. 8. ℳ —.80.

In großen Zügen entwirft der Verfasser eine kurze, gut und anregend ausgeführte Geschichte der englischen Sprache unter besonderer Berücksichtigung der politischen und kulturgeschichtlichen Vorgänge. Als Vortrag mag diese Darlegung gewiß guten Eindruck gemacht haben; ob die Veröffentlichung gerade ein dringendes Bedürfnis war, bleibe dahingestellt. So zutreffend alles Inhaltliche ist, so unschön wirken die zahlreichen, höchst überflüssigen Fremdwörter, mit denen der Verfasser, wie leider überhaupt noch immer viele Vertreter der Wissenschaft, seine Darstellung verunziert. Wozu redet er z. B. immerfort von der „Literärsprache“? Ist unser gutes Wort „Schriftsprache“ nicht schöner, besser und üblicher? Und Ausdrücke wie „Regulativ, Konkurrenz, moros, depravierend, kaptivieren, prosperieren, Agens, Urbanität, sich reflektieren, retardieren, respektive, Superioritätsgefühl“ sind Geschmacklosigkeiten, die ästhetisches Unbehagen verursachen und im Munde eines deutschen Hochschullehrers einen gar wenig lieblichen Klang haben.

K. **-tz-.**

---

16) **W. Schumann, Die Homonyma der englischen Sprache.** Marburg, N. G. Elwertsche Verlagshandlung, 1906. 68 S. 8. ℳ 1.20.

Allen, die sich für die englische Sprache interessieren, wird diese kleine Schrift eine willkommene Gabe sein, besonders aber Lehrern und Studierenden. Der Verfasser unterscheidet Homonyma mit gleicher und mit verschiedener Schreibung, durch Flexion entstandene Homonyma und solche, wo zwei oder mehr Wörter wie eins lauten. Er befleifsigt sich bei dieser Sammlung, die die erste ihrer Art ist, möglichster Vollständigkeit. Bei einzelnen der aufgezählten Beispiele werden manche Engländer eigentliche Homonyma nicht anerkennen, so bei candied und candid, und hinsichtlich der Wendung that will do wäre wohl für to do die Annahme der Bedeutung „taugen“ nicht nötig gewesen.

Aber jeder wird an der Zusammenstellung Freude haben und namentlich auch an der hübschen Sammlung von auf Homonymen beruhenden Wortspielen und Rätseln, die, wenn sie den Engländern auch nicht gerade das Zeugnis überlegenen Witzes auszustellen geeignet sind, doch immerhin unserer Englisch treibenden Schuljugend gelegentlich Belehrung in amüsanter Form bieten können.

Dessau. **Bahrs.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 26. Januar. Nr. 2, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

17) **Wolfgang Schultz, Pythagoras und Heraklit.** Leipzig und Wien, Akadem. Verlag, 1905. 118 S. 8.

Der Autor verspricht, den Gegenstand „auf Grund der letzten Fortschritte in der Quellenkritik vom rein philosophischen Standpunkt aus zu behandeln"; er will zugleich die groſsen Probleme jener Zeiten zu den heute geläufigen in möglichst nahe Beziehung setzen, um so den Kulturwert der Systeme zu würdigen. In diesem Sinne eröffnet dies Heft seine „Studien zur antiken Kultur".

Gewiſs fällt in der Beobachtung dieser Zusammenhänge manches geistvolle, manches anregende Wort; die Schärfe des Urteils, das bewegliche Spiel der Vorstellungskraft, der Reichtum der Kenntnisse, der Stil besticht; das dritte Kapitel über Heraklits „System" liest sich, als hätt's der Besten einer aus dem 18. Jahrhundert geschrieben. Aber bei allem Respekt vor Autor und Buch — von wissenschaftlichen Ergebnissen kann nicht gesprochen werden; denn der Boden ist unsicher, die Methode unzuverlässig und trügerisch.

Schultz legt ja wohl Diels zugrunde, er wagt aber in Her. fr. 17 *οὐδὲ μαθόντες γινώσκουσι* zu übersetzen: „noch lernen sie es erkennen", und „noch verstehen sie, was sie erfahren" (Diels) wie eine Variante

beizuschreiben — um Grammatik und Fr. 55 gleich unbekümmert; er wagt in Fr. 29 *κλέος ἀέναον θνητῶν* zu übersetzen: „ewigen Ruhm unter den Sterblichen“ und nicht etwa blofs die verzwickte Konstruktion nach Diels, sondern auch das glänzende gallenbittere Oxymoron vom ewigen Ruhme der Sterblichen zu verwerfen. Ja er untersteht sich in Fr. 5 *καθαίρονται δ' ἄλλως αἵματι μιαινόμενοι* zu übersetzen: „Sie reinigen sich, indem sie sich neuerdings, nur anders ... besudeln.“ Das ist keine Kleinigkeit mehr, das ist der Schnitzer eines Anfängers. Schultz wagt es ferner in Fr. 120 statt *ἀντίον τῆς ἄρκτου οὖρος αἰθρίου Διός* zu schreiben: *ἀντίον τοῦ ἀρκτούρου ⟨θυμιατήριον⟩ αἰθρίου Διός*, als ob man heutzutage noch Überlieferungen derart behandeln dürfte. Wer hier den Arkturus finden will, der braucht nur *ἀντίον* als selbständiges Adverb („drüben, gegenüber“) zu deuten; aber der verzwickte Doppelgenetiv „Bärenhüter des Zeus“ bleibt in seiner Artikellosigkeit ein wahres Kreuz und ergibt einen Sinn, der die ganze Gelehrsamkeit bei Schultz genau so überflüssig macht wie der überlieferte Text. Die Stelle deutet überhaupt kein Astronom, sondern nur ein Feind der Astronomie, ein „naiver“ Herakliteer. Noch ärger ist die Übersetzung von Fr. 67: „wie Feuer, das, wenn es mit Räucherwerk vermengt wird, nach eines jeglichen Wohlgefallen duftet“ unter Hinweis auf eine Stelle bei Diels und Sperrung des Wortes *ὀδμήν* in dieser Stelle, aber ohne jeden Vorschlag, wie jetzt eigentlich statt des angeblich sinnlosen *ὀνομάζεται* gelesen werden soll. Was heifst übrigens „nach eines jeglichen Wohlgefallen duften“?! Und dafs *ὀνομάζεται* sinnlos sei, kann Sch. auch nur behaupten, weil er mein „Neues und Altes zur her. Logoslehre“ (Bl. f. G.-Schw. 97, XXXIII) nicht gelesen hat, wie er überhaupt keine meiner Schriften kennt oder nennt, (was ich nach gegenwärtiger Sachlage für ganz verzeihlich halte).

Nicht minder mifshandelt wird das Material bei seiner Verwendung als Beleg. So wird zu dem Satze: „Die Kenntnis des Göttlichen soll man nicht in der Hand tragen“ *θεῶν εἰκόνας μὴ ἐν δακτυλίοις φορεῖν, τοῦτ' ἔστι τὴν περὶ θεῶν δόξαν μὴ πρόχειρον μηδὲ φανερὸν ἔχειν*, zu dem Satze: Das Herz darf man nicht mehr in Qualen verzehren, wenn man das Göttliche einmal erschaut hat *καρδίαν μὴ ἐσθίειν οἷον μὴ λυπεῖν ἑαυτὸν ἀνίαις* allegiert! Oder nehmen wir eine zusammenhängende Stelle, wobei der Raum unsere Wahl bestimmt! S. 48: „Der glänzende Planet wird dem Hermes zuerkannt, weil dieser Gott die Weltordnung schuf, die Reihenfolge der Gestirne absteckte, die Stunden mafs und die Jahreszeiten

angab, weil er Zahl, Rechnung, Schrift, Geometrie, Astronomie, das Würfel- und Brettspiel erfand. (Was hat all das mit Heraklit zu tun, dessen „Weltordnung kein Gott schuf"?!) Der Ordner der Welt erfand das Spiel, der ewige Götterknabe, der die Steine hierhin (hierin ist Druckfehler!) und dorthin setzt, Knabenregiment." (Was hat das wieder mit Hermes zu tun? In der einzigen sicheren Belegstelle Fr. 52 macht das Subjekt *αἰών* die Einsetzung eines bestimmten Gottes ebenso unmöglich, wie allerdings auch die polemische Deutung bei Diels.)

Das ist der Boden! Und die Methode? Sie könnte dem ersten Blick der meinigen verwandt scheinen: offenbar glaubte Sch., es gelte ein altes System „noch einmal zu denken"; er sah sich hierbei sogar genötigt, die Fragmente (in Auswahl) neu zu ordnen, und es ist rührend für mich, mein und Bywaters Fr. 1 wenigstens als zweites wiederzufinden, nachdem der richtige Platz ja doch verboten war. Aber in Anreihungen und Verknüpfungen bietet er hierbei die verwegensten Vermutungen; vgl. was S. 74 und öfter über den Zusammenhang zwischen „Gerstentrank" (*κυκεών*) und „Samen" gesagt ist. Ein weiterer Unterschied ist der, daſs ich die Aufgabe nur dann für lösbar erklärte, wenn sie die Urkunde selbst löst, d. h. wenn der alte Denker selbst eine Lehre klipp und klar als beherrschend, als Zentrum oder als Ausgangspunkt bezeichnet hat; ich habe gezeigt, wie und wo, mit welchen Worten Heraklit das getan. Schultz erdenkt sich das System aus eigener Kraft; aus den Angaben der verschiedensten Zeiten und Autoren zieht er kraft eigenen Rechtes heran, was ihm dem Geiste des Systems zu entsprechen scheint; er nennt „verbürgt", was irgendwo geschrieben steht. Pythagoreische Lehren insbesondere will er auch mit Stellen des Xenophanes, Heraklit, Empedokles, anderer, belegen: die Jüngeren sind ihm Zeugen, daſs Anschauungen, die er für den Älteren postuliert, damals in der Luft lagen; sie können überkommen sein: warum sollten sie dann nicht von Pythagoras herstammen?

Diese Methode ist weder philologisch noch philosophisch, sie ist einfach poetisch; die Wahrheit, die sie vielleicht vermittelt, kann die Wahrheit eines Kunstwerkes, kann Intuition sein. Aber der schöne Schein wird nicht zur Wissenschaft, die Phantasie bezwingt das Urteil nicht. Einmal gar verlockte ihn der Herzenstrieb zu einem förmlichen Gedicht in Goethes Hymnenstrophe: es gibt etwas Neues unter der Sonne, der Hippokrateer von der Diaet in Verse und Reime gebracht, und zwar — der

Wahrheit die Ehre! — zum Teil in sehr gute Verse. Vergleiche: „Alles ist gleich | und ungleich | zugleich | einfältig | zwiespältig | redend und stumm | wissend und dumm | einander entgegen | und gleichgesinnt | allerwegen.“ Das nächste allerdings: „Im menschlichen Wesen | voll Zugeständnis | im ewigen Rollen | verständigungsbar“ usw. ist meines Erachtens blanker Unsinn; und drollig ist es, die staunende Randnote *τοσοῦτον διαφέρει* „so himmelweit ist der Unterschied!“ in dem Refrain: „Dafs dies so geriet | das macht den Unterschied!“ wiedergegeben zu finden. Manchen Fehler hätte sich Sch. ersparen können, wenn er über Fredrich zurück doch auch Patin nachgelesen hätte. Gleichwohl kann ich seinem Kampfe gegen Fredrich (bes. S. 106) nicht als tertius gaudens zusehen, da er im Grunde doch nur auf Unwissenheit beruht. Die Einsicht, dafs der Hippokrateer nicht beweisen konnte, was er wollte, dafs hiebei das Wort *ἀνθρωπίνῃ* der Sünder ist, *καὶ φανεροῖσι* der Retter sein sollte, stammt ja weder von Fredrich noch von mir, sondern von Bernays und Älteren; seitdem werden die Parallelen, welche den zweiten Teil der Beispiele bilden, soweit sie überhaupt menschenmöglich sind, nicht „willkürlich dem Kompilator zugewiesen“, sondern fallen ihm von selbst zu, weil die ersten Hälften etwas anderes geschickt erweisen, die zweiten etwas anderes möglichst ungeschickt zu erweisen suchen. Sch. hat es seinerseits vorgezogen, die grofse Beispielsammlung einfach wegzulassen, mit Ausnahme des ersten Abschnittes „von der Mantik“, als ob dieser von ihr, sie selbst vom thematischen elften Kapitel gelöst werden könnte; er weifs einfach nicht, dafs die *μαντικὴ τέχνη* ein Handwerk ist wie jedes andere und die Götterhilfe nicht nötiger hat als Walkerei oder Gerberei. Sein Irrtum wurzelt aber in der Deutung des Satzes *θεῶν νόος ἐδίδαξε μιμέεσθαι τὰ ἑαυτῶν*: „sich selbst nachzuahmen lehrte sie der göttliche Geist.“ Diese ist grammatisch nicht unmöglich. Wenn aber folgt, dafs der Menschen *νόμος* die Gegensätze trennt, göttliche Ordnung sie eint und die Beispiele alle nur zeigen, dafs die Gegensätze im Handwerk unbewufst doch geeint werden, dann ahmen sie doch offensichtlich nicht ihr Wesen, sondern die gegensatzlose harmonische Gotteswelt nach. Übrigens widerstrebt es mir, Dinge zu wiederholen, die jeder, der guten Willens ist, in meinen Heraklitischen Beispielen nachlesen kann. Viel davon steht auch bei Fredrich.

Für Heraklit vermochte die poetische Methode trotz ihrer Unsicherheit manche wertvolle Ahnung zu wecken, manches schöne Licht aufzusetzen, obschon der Prediger in der Wüste den gelehrten Herren

immer wieder zurufen mufs: Niemand wähne Heraklit zu verstehen, der an die wirkliche Existenz von Individuen mit eigenem Ichbewufstsein glaubt! Bei Pythagoras ist es viel schlimmer. Es war ein fast wahnschaffenes Unterfangen, aus den verschiedensten Stimmen der verschiedensten Zeiten ein System des „Durchschnitts"- oder soll ich sagen: „Normal"pythagoreismus zu schaffen; es war gefährlich, sich in diesen Konstruktionen zu berauschen, in dieser Willkür: denn wo in aller Welt ist z. B. diese Zehnpentadentafel nachzuweisen? wann, wo, bei wem konnte sie existieren, selbst wenn die einzelnen Gruppen und Glieder alle existiert haben sollten, was ich bei vielen bezweifle, bei einigen bestimmt bestreite? Oder wie soll eine Stufenfolge von Erkenntnissen zu den verschiedenen Inkarnationen des Pythagoras in Beziehung gebracht werden (S. 15/16) aufser in einem wüsten, wirren Traum? (Nebenbei bemerkt erscheint hiebei konsequent Pyrrhon statt Pyrrhos.) Aufserdem findet sich da auch vieles ganz Unverständliche; ich war der Ödipus nicht, der vom „Schema" S. 23 den Sinn und die Herkunft der Kolumne rechts erraten oder nur geahnt hätte.

Doch genug! Ich bedaure, dafs ich, statt das Wertvolle auszulesen, damit dieses nicht blende, das Verkehrte rügen mufste; ich bedaure, dafs ich mit einer Rüge schliefsen mufs. Aber angesichts der zunehmenden Neigungen, die grofsen geheimen Zusammenhänge auch auf das Gebiet der Kunst auszudehnen, mufs ich doch aussprechen, dafs ich zwar nach W. Klein eine Anregung zur Zahlenlehre aus der Baukunst ableiten kann, dafs mir aber Schultzens Versuch, das Verhältnis zwischen Pythagoras und Heraklit durch zwei verschiedene an sie herantretende Kunstrichtungen zu erklären S. 54 f., gleich vielen anderen Versuchen moderner Kunstschriftsteller an das Gebiet anzustreifen scheint, wo sich in echt heraklitischer Weise die Gegensätze nähern, wo gescheit in dumm umzuschlagen beginnt und Tiefsinn mit Unsinn sich mischt.

Regensburg. **A. Patin.**

---

18) **Eduard William Hope, The language of parody.** A study in the diction of Aristophanes. Baltimore, J. H. Furst Company, 1906. 62 S. 8.

Der Verfasser hat die Aufgabe, die er sich für diese Dissertationsschrift gestellt hat, nämlich eine Sammlung derjenigen Wörter zu bieten, durch welche Aristophanes seine Erfolge in der Parodie sich sichert, nach

einem in seinen Hauptgesichtspunkten in der folgenden Skizze enthaltenen Verfahren unter Benutzung der S. 7 f. aufgeführten literarischen Hilfsmittel innerhalb der von ihm selbst (S. 1 und 6) gezogenen Grenzen mit, wenn auch vielleicht gelegentlich zum Widerspruch herausfordernden, jedenfalls aber in der Hauptsache höchst beachtenswerten Ergebnissen gelöst. Man darf es Hope wohl aufs Wort glauben, wenn er versichert, dafs oft ein ziemlich eingehendes Studium erforderlich sei, um sich so weit in die Sache einzuarbeiten, um wahrnehmen und unterscheiden zu können, ob an den einzelnen Stellen der höhere Ton zum Zwecke der Parodie oder Persiflage der Tragödie absichtlich angeschlagen wird oder ob die poetische Ausdrucksweise ganz natürlich aus dem Milieu sich erklärt. Umgekehrt enthält auch nicht jede Travestie Wörter von ausgesprochen poetischer Ausdrucksweise, da jene ja oft nicht durch die Wörter an sich entsteht, sondern infolge mannigfacher in viel höherem Grade mit dem Gedanken als mit der Ausdrucksweise verflochtenen Beziehungen; dies hat in der Regel dann statt, wenn der Dichter mit gewichtigen oder erhabenen Themen Dinge trivialer Art verknüpft, in welchem Falle die Ausdrücke an sich gewifs ganz farblos sein können. Schon Woldemar Ribbeck hat an irgendeiner Stelle darauf hingewiesen, dafs die Parodie oft in der Betonung besteht, die auf die Betrachtung gewöhnlicher Vorkommnisse des alltäglichen Lebens gelegt wird. Hierbei ist natürlich kein weiterer Schmuck der Sprache vonnöten. Aber ebenso natürlich darf man anderseits von gewissen Charaktertypen von vornherein eine exaltierte Sprechweise erwarten. In letztgenannter Hinsicht bekundet der Verfasser eine feine Beobachtungs- und Unterscheidungsgabe. Dies gilt zunächst bezüglich des Euripides und Äschylus, welch letzterer für Aristophanes der Dichter der guten und ruhmreichen Vergangenheit mit dem Stempel des Heroenzeitalters ist. Um nun die Tatsache, dafs sich seine Stücke mit epischen Materien befassen, nachdrücklich hervorzuheben, wird er bisweilen von Euripides so nachgeäfft, als ob er in Hexametern geschrieben hätte. Lamachos sodann, nach Hartung eine Parodie auf Achilles, gebraucht viele epische und tragische Wörter, sein Sohn während seines ganzen Auftretens im „Frieden", wo er Kampfszenen aus Homer vorbringt, episches. Polemos ferner und Kydoimos bedienen sich ebenfalls dieser Sprechweise. Sokrates hinwiederum und sein Alterego ἄδικος λόγος in den Wolken erinnert uns fortwährend an Euripides. Und wenn dann andere mit diesen Charakterfiguren in Berührung kommen, so werden sie gewissermafsen angesteckt

und sprechen dann wohl ebenfalls mit „allem Reiz aller Musen“ entweder spottend, wie Dikaiopolis bei seiner Begegnung mit Euripides in den Acharnern, oder ausgelassen, wie dies der Fall ist bei dem komischerweise von des Sokrates Bombast geblendeten Strepsiades. Nach dem gleichen Prinzip werden auch die Diener in ihrer Sprechweise ihren Herren angepafst.

Bei diesem Sachverhalte kann es keinem Zweifel unterliegen, dafs eine gedrängte Vergleichung der von verschiedenen Redenden durch die Stücke hindurch gebrauchten Arten von Wörtern sehr instruktiv sein mufs. Dabei macht der Verfasser auch auf eine in diesem Zusammenhange wohl noch niemals hervorgehobene Tatsache aufmerksam. Es ist nämlich wiederholt der Fall, dafs nach einem von einer dramatischen Charakterperson gebrauchten poetischen Ausdrucke innerhalb des nächsten oder zweit-, dritt-, viertnächsten Verses ein anderes Wort auf den nämlichen Gegenstand sich bezieht, dabei jedoch das prosaische gleicher Bedeutung (equivalent) für das poetische oder, wenn ein dorisches oder sonstwie unattisches Wort vorhergeht, das attische gleicher Bedeutung Verwendung findet. Stellen nun wie Ran. 1378, wo die Wage (der gravitas verborum des Äschylus), die 1365 *σταθμός* hiefs und 1381 wieder so heifst, *πλάστιγξ* genannt wird, oder Pax 933 verglichen mit 937, 949 *ὄϊς* — *πρόβατον*, Lys. 94 cf. 96, 97 *μυθίζω* — *λέγω* und zahlreiche andere derart zeigen wohl deutlich, dafs Aristophanes den ungewöhnlichen Ausdruck absichtlich gebraucht, zumal das folgende einfache Wort ganz dazu angetan ist, das kurz vorhergegangene andersgefärbte als solches noch augenfälliger oder richtiger ohrenfälliger zu machen. Je näher aber die innige Gedankenverbindung der beiden Wörter liegt, um so mehr erhöht sich die Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit, dafs Hope hier richtig beobachtet hat. Weniger beweiskräftig, aber vielleicht ebenso wirksam erscheint der Gebrauch prosaischer Synonyma an Stellen, die von dem in Frage kommenden Worte weiter entrückt sind, an denen jedoch die Situation oder der Charakter des Gedankenzusammenhanges ähnlich gelagert ist. Sekundär allerdings kann die Beobachtung dieser Erscheinung, vorausgesetzt, dafs sie mit richtiger Unterscheidung des Quale oder der Färbung poetischen Fühlens bezüglich der Wahl dieses oder jenes Wortes Hand in Hand geht, nichtsdestoweniger den Beweis für den Charakter irgendeines Ausdruckes erbringen helfen, ja diese Beurteilung aus dem Gefühle heraus (the internal criticism) mufs für uns sehr häufig wegen der Seltenheit oder des ander-

weitigen Nichtvorkommens des betreffenden Wortes in der vorhandenen Literatur den einzigen Mafsstab des Urteils bilden. Zweifelsohne dürfte dieses freilich, wenn es sich auf eine reiche Fülle guter Prosaliteratur jener Zeit stützen könnte, vielleicht ganz anders ausfallen. So aber ist die Verwendung obiger Methode zur Bestimmung des charakterisch Wesentlichen eines Wortes dann sehr leicht zu Trugschlüssen verleitend, wenn es sich um ein nur einmal in der Parodie vorkommendes Wort handelt, insofern ja die Parodie ebensogut bereits in einem anderen Worte genügend zum Ausdruck gelangt sein kann oder auch überhaupt gar keines Wortes bedarf, sondern sich aus der Situation selbst ergibt. In derlei Fällen bleibt wohl nichts anderes übrig als sich bei Beurteilung des bezüglichen Wortes streng an dessen Gebrauch bei anderen Schriftstellern zu halten. Festeren Boden hat man unter den Füfsen, wenn das gleiche Wort in der Parodie mehrere Male vorkommt. Immerhin eignet sich jedoch diese rein äufsere Beweisführung mehr für positive als für negative Schlufsfolgerungen. Es kann z. B. nicht ohne weiteres behauptet werden, dafs das Nichtvorkommen eines Wortes bei Prosaisten dessen dichterischen Charakter beweise; denn fürs erste können die in Betracht kommenden Autoren keinen Anlafs gehabt haben, es anzuwenden, des weiteren kann es vielleicht in der Prosa vorgekommen, aber verloren gegangen sein. Anders freilich liegt die Sache dann, wenn die Prosaiker samt und sonders ausnahmslos hartnäckig bei der Ablehnung eines zur nämlichen Zeit in der Poesie vorkommenden Wortes beharren und sich konsequent auf den Gebrauch seiner Synonyma beschränken. Dagegen gibt es, wenn ein bei prosaischen Schriftstellern zur Zeit des Aristophanes oder kurz vorher vorkommendes Wort von diesem Komiker nicht gebraucht wird, für dieses Phänomen keine andere Erklärung, als dafs er dies nicht wollte oder aus einem besonderen — gemeinhin humoristischen — Grunde die Verwendung desjenigen Wortes bevorzugte, das unser Text bietet. Wenn daher ein Wort letzter Art mehrere Male und dabei stets in einer Parodie sich findet, so dürfen wir uns versichert halten, dafs es nicht der Redeweise des alltäglichen Lebens angehört, sondern dem Humor des Dichters als Hilfsmittel dient. Gerade dieser Fall aber ist bedauerlicherweise äufserst selten. Die meisten der vom Verfasser aufgeführten Worte begegnen uns nicht nur innerhalb, sondern auch aufserhalb der Parodie, und so bleibt schliefslich doch eine grofse Unsicherheit und ein bedenkliches Schwanken hinsichtlich der Klassifikation bestehen, die Hope durch Beantwortung

folgender Fragen zu gewinnen sucht: In welchem Metrum findet sich das Wort vorzugsweise? welche Prosaisten gebrauchen es? welche Dichter? wie oft? in welcher Weise? überwiegt es in Prosa odor Poesie? welche Charakterpersonen in unseren Stücken bedienen sich desselben? oder an wessen Adresse gerichtet? oder von wem sprechend? Hätte irgendein anderes Wort zur Verfügung gestanden? ist es das Lieblingswort eines einzelnen Autors? Handelt es sich nämlich z. B. um ein Wort, das bei Euripides oft vorkommt, so darf man sich versichert halten, dafs es Aristophanes zwecks Nachäffung der Sprache desselben absichtlich verwendet, und ebenso liegt die Sache bei Äschylus.

Ganz gewöhnlich ist es, dafs ein Wort, welches dem hohen Stile des Aristophanes anzugehören scheint, bei einem oder mehreren klassischen Prosaisten im Gebrauche ist. In solchen Fällen befolgt der Verfasser folgendes grundsätzliche Verfahren. Ist das Wort von den Rednern, besonders den späteren, in natürlichem und nüchternem Sinne angewendet, so dünkt ihm dies ein hinreichend kräftiger Beweis dafür, dafs das Wort nicht als ein dichterisches anzusprechen ist; doch ist er allenfalls geneigt, unter Umständen auch hier dem entschiedenen, übereinstimmenden Gebrauch bei Aristophanes selbst ein Überwiegen au augenscheinlicher Beweiskraft zuzugestehen; denn so viel ist gewifs, dafs der Beweiskraftwert der verschiedenen Prosaisten für den normalen Prosagebrauch verschieden ist. So verwenden von den Rednern Antiphon, Andokides und Äschines viele tragische und poetische Wörter, ohne sich deshalb über das gewöhnliche Niveau zu erheben. Dieser Umstand verleiht ihnen daher keine grofse Autorität in diesem Bereiche. Plato ferner ist, wie jeder Leser weifs, mit Poesie geradezu übersättigt; aber die poetischen Wörter erscheinen mit seinen Gedanken zusammengeschweifst und von ihnen unzertrennlich; in anderen Fällen führt der Philosoph scheinbar solche Wörter an oder bringt sie behufs genauer Untersuchung und eingehender Erörterung; bei dem hohen Fluge seiner Gedanken bleibt er eben nie lange auf der Erde. Ebenso hat Xenophon Überflufs an dichterischen und nichtattischen Wörtern, und Thukydides allein reicht zum Beweise, dafs ein Wort zum normalen attischen Prosaschatze gehört, nicht aus. Herodot wiederum hat viele Wörter mit der tragischen Sprache, namentlich der Sophokleischen gemein. Was schliefslich Aristoteles betrifft, so ist es schwer, seinen Wert für die Klassifikation richtig zu schätzen; sicherlich ist er nicht sehr grofs. Vielleicht das beste Ver-

fahren ist es, ihn als zuverlässigen Gewährsmann für Prosagebrauch gelten zu lassen bei denjenigen Ausdrücken, deren er als wissenschaftlicher Schriftsteller beim Klassifizieren, Definieren und Erklären naturgemäfs benötigt. Nacharistotelische Schriftsteller können für die Zwecke der Hopeschen Untersuchung überhaupt nicht in Betracht gezogen werden. Aus alledem ergibt sich, dafs diese Prosaisten einzeln kein entscheidendes Gewicht bei Beurteilung dieser Frage beanspruchen können, dafs zwar bei Übereinstimmung von zweien oder mehreren die Sache zu ihren Gunsten sich verschiebt, dafs jedoch vor allem daran festgehalten werden mufs, dafs für die Redeweise des Aristophanes dieser Autor selbst ein besserer Führer und Wegweiser sein dürfte als ein anderer Schriftsteller.

Hat indes ein Wort kein Synonymum, so fällt dieses wichtige Moment für die Klassifizierung überhaupt fort. Was tut in diesem Falle Hope? Er behilft sich mit einem den obigen ergänzenden Kriterium, indem er die Nähe anderer bildlicher Wörter und ihre Zahl dabei berücksichtigt. Parodische Wörter treten nämlich stellen- und haufenweise auf. Oftmals kommt mehrere Seiten lang kein ungewöhnliches Wort vor. Der Ton des Gesprächs bewegt sich in ruhiger und farbloser Entwicklung fort; dann wird auf einmal ein anfregendes Element eingeführt, sei es eine neue Charakterperson oder ein wie zufällig hingeworfenes Wort, das eine günstige Gelegenheit für Parodie an die Hand gibt, und augenblicklich regnet und hagelt es nur so von parodischen Wörtern. „Wenn wir eine solche Ader aufgeschlagen haben, sehen wir natürlich, was die herumliegenden Goldklumpen anlangt, mit gröfserer Achtsamkeit.“ Ich möchte daher noch einen Schritt weiter gehen, und sagen, wir haben hier nicht blofs eine Ergänzung des obigen Behelfs, sondern, wo dieser sich illusorisch erweist, d. h. der Synonymenapparat versagt, einen förmlichen Ersatz behufs richtiger Bewertung des wesentlichen Charakters eines Wortes.

Dafs Hope die Versmafse in dieser Richtung nicht weiter in Betracht gezogen hat, bedaure ich. Denn dafs auch sie mitunter eine hier einschlägige Rolle beanspruchen dürfen, kann kaum bezweifelt werden. Ich verweise blofs auf die jambischen Tetrameter, die nach Kock „oft zur Bezeichnung eines zänkischen, rechthaberischen Wesens angewendet werden“ und deren Verwendung seitens des ἄδικος λόγος gegenüber den herrlichen anapästischen Tetrametern des δίκαιος λόγος im vierten Epeisodion der Wolken jedenfalls beabsichtigte Bedeutung hat.

Hinsichtlich ihres parodischen Gehaltes sind die Stücke selbst untereinander sehr verschieden. Am stärksten vertreten ist die Parodie in den Fröschen; diesen am nächsten kommen hierin die Thesmophoriazusen; ansehnlich ist sie auch in den Acharnern und den Vögeln, ganz unbedeutend in der Lysistrata usw.

Sein nach dem Mafsstabe der oben skizzierten Sätze gesammeltes Material hat Hope in zehn Unterabteilungen, nämlich 1) epische, 2) lyrische, 3) tragische, 4) poetische, 5) jonische, 6) altattische, 7) dorische, 8) zweifelhafte, 9) veraltete, 10) nichtattische Wörter gruppiert, aber in alphabetischer Reihenfolge vorgeführt und ihre Zugehörigkeit zu einer Gruppe durch die ihnen entsprechenden den einzelnen Wörtern beigesetzten Ziffern angedeutet. Wie man sieht, bietet die vierte Gruppe einen breiteren Raum zur Unterbringung solcher Vokabeln, die unter eine der drei ersten Gruppen nicht mit absoluter Bestimmtheit subsumiert werden konnten. Hat schon der Verfasser selbst des öfteren betreffs der Zugehörigkeit der einzelnen Wörter zu den einschlägigen Gruppen einen Spielraum von zwei und drei Möglichkeiten ausdrücklich zugegeben, so liefse sich wohl noch bei manchen anderen gleichfalls über die Berechtigung der getroffenen Zuteilung mit ihm rechten; doch so leicht die Erhebung eines derartigen Widerspruches wäre, ebenso schwer dürfte dem Widersacher der bündige Nachweis zu erbringen sein, dafs dieses oder jenes Wort gerade unter diese oder jene Gruppe gehöre. Alle Feststellungen vollends durch die Bank nachzuprüfen, ginge über die Aufgabe eines Referats und die Kräfte des Referenten hinaus. Und so wird es am geratensten sein, um nicht durch peinliche Abwägung des Dafür und Dagegen in einzelnen einen das Wesentliche der Sache zunächst doch nicht fördernden Ballast anzuhäufen, vorläufig mit der von Hope getroffenen Entscheidung vorlieb zu nehmen und seine von tüchtigem Studium zeugende Leistung als einen zweifellos wertvollen Beitrag zum Verständnis der sprachlichen Mittel des Aristophanes zum Zwecke erfolgreicher Parodie gerne lobend anzuerkennen. Möge er, nachdem er sich einmal so gut in die Materie eingearbeitet hat, sein Werk dadurch krönen, dafs er auch noch die Überreste der anderen Komiker einer gleich systematischen Untersuchung würdigt!

Die Stücke selbst sind nach der zweiten Ausgabe von Bergk, die Fragmente nach der Numerierung Kocks in der neuen Oxforder Ausgabe zitiert.

Der Druck ist recht sauber. Koch, wie es immer statt Kock heifst, scheint ein Amerikanismus sein. Auf dem Titelblatt ist zu Anfang der zweiten Zeile des Mottos aus den Fröschen beide Male natürlich ῥήμασι zu lesen.

Aschaffenburg. **Ph. Weber.**

19/20) **Friedrich Leo, Der Saturnische Vers.** (Abh. d. K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Philol.-hist. Kl., Neue Folge. Bd. VIII, Nr. 5.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905. 79 S. gr. 4. ℳ 5.50.

Elizabeth Hickmann Du Bois, The Stress Accent in Latin Poetry. (Columbia University Studies in Classical Philology.) New York, The Macmillan Company, 1906. geb. $ 1.25.

Der Streit über das Wesen des Saturniers, ob er ein quantitierender oder akzentuierender Vers sei, will immer noch nicht zur Ruhe kommen, was freilich begreiflich erscheint, wenn man berücksichtigt, wie beschränkt und unsicher das uns zu Gebote stehende Material ist, und wenn man bedenkt, wie wenig die Römer selbst von dieser alten Versgattung und ihrem eigentlichen Charakter wufsten und uns überliefert haben. Während in der neueren Zeit verschiedene angesehene Gelehrte für die Akzenttheorie eingetreten waren, erhebt jetzt Leo seine Stimme wieder zugunsten der anderen Auffassung. Das Fundament seiner Beweisführung ist der Satz, dafs als Prinzip der Versbildung im Lateinischen nur die Quantität in Betracht kommen könne; mit ihrer Hilfe allein könne der Rhythmus in die Erscheinung treten, während das betonte Wort und die betonte Wortgruppe nur den Stoff für den Vers hergäben, nicht die Form bestimmten. Eine kurze tontragende Silbe (wie in dem Soldatenlied der Vita Aurel. 6, 3 *unus hómo*) könne niemals als Trägerin der Versbebung angesehen werden. Gewifs dürfe man eine gewisse Rücksicht auf die Wortbetonung bei einem volksmäfsigen Verse erwarten; die könne aber nur in einer Art Angliederung des Wortakzentes an die durch die Quantität bestimmten Versikten zum Ausdruck kommen. Damit ist die Möglichkeit eines auf der Wortbetonung beruhenden Verses rundweg geleugnet, die unbedingte Herrschaft des Quantitätsprinzips als unumstöfsliche Voraussetzung aufgestellt. Ob freilich dieses Verfahren allgemein anerkannt werden wird, mufs dahingestellt bleiben. Bedeutsamer ist ein anderes Argument. Unser Material stammt, von geringfügigen Ausnah-

men abgesehen, aus der literarischen Zeit, aus einer Periode also, in der das der griechischen Poesie eigene Quantitätsprinzip auch in der lateinischen Dichtung zur Anwendung kam. Wir finden es in den Dramen des Livius Andronicus wie des Naevius, das heifst der beiden Dichter, aus deren Epen, der Odyssia und dem Bellum Punicum, die meisten der erhaltenen Saturnier stammen. Dafs diese Dichter ihre Verse nach zwei völlig verschiedenen Prinzipien gebaut und damit 'sich selbst widerlegt' hätten, hält Leo für ganz undenkbar. Der Erfolg der von Livius gestalteten, von seinen Nachfolgern weiter gepflegten Verskunst lasse erkennen, dafs es sich um eine 'sprach- und volksgemäfse Versbildung', eine 'in ihrem natürlichen Erdreich wurzelnde Kunst' handele. Damit soll bewiesen sein, dafs von allem Anfang an das römische Volk keine anderen Verse hatte, als solche, deren Rhythmus auf der Quantität beruhte. Man kann zugeben, dafs für eine Zeit, in der die Länge und Kürze der Silben eine erhebliche Rolle in der Sprache selbst spielte, wie dies in dem Paenultimagesetz zum Ausdruck kommt, allerdings eine quantitierende Verskunst dem natürlichen metrischen Empfinden des Volkes, soweit es zur Literatur irgendwie in Beziehung stand, nicht fremd gewesen sein kann. Aber 'die Quantität ist' auch in der literarischen Periode 'im Kampf mit dem Akzent': woher der Kampf? Legt nicht das immer mehr vordringende Prinzip der Quantität den Schlufs nahe, dafs einmal der Akzent eine viel gröfsere Rolle gespielt haben mufs, als uns die Zeit der Literatur erkennen läfst? Noch in den Komödien des Plautus und Terenz finden wir ein paar spärliche Reste des alten Akzentgesetzes mit der starken Hervorhebung der ersten Wortsilbe; dafs während der Geltung dieses Gesetzes der Anfangsbetonung die Quantität irgendwie erhebliche Bedeutung gehabt habe, darf wohl bezweifelt werden. Wann und durch welche Einflüsse sich der Wandel in der lateinischen Sprache vollzogen hat, das entzieht sich unserer Kenntnis; nur so viel können wir sagen, dafs der Prozefs in dem Zeitpunkt, da die römische, von vornherein unter griechischem Einflufs stehende Literatur einsetzt, im wesentlichen abgeschlossen war. Nun erhebt sich aber die wichtige Frage: wie weit reicht der Saturnier, wie weit reichen seine Wurzeln, die einfachen Kola, zurück? Beim literarischen Saturnier und den ihm zeitlich sehr nahestehenden Versen einiger Grabschriften mag man an sich für denkbar halten, dafs das in der Sprache zu einer gewissen Geltung gelangte Quantitätsprinzip auch für die Versbildung nicht ganz ohne Einflufs gewesen sei; aber darf man nun folgern: was

um die Mitte des dritten Jahrhunderts war, müsse immer gewesen sein? soll der saturnische Vers, wenn anders er wirklich der ursprüngliche italische Vers war, von dem Wandel in der lateinischen Sprache gänzlich unberührt geblieben sein, keinerlei Entwicklung durchgemacht, sondern von jeher starr die Form gehabt haben, die wir vielleicht an seinen letzten Ausläufern nachweisen können? — Was die Zeugnisse der römischen Grammatiker angeht, so ist es damit ein eigen Ding. Die späteren Artigraphen sind nicht unabhängig, wer aber ihre Gewährsmänner waren, wissen wir nicht, können daher auch kaum sagen, ob es wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist, dafs sie die Epen des Livius und Naevius falsch skandiert haben. Im günstigsten Falle würden wir doch nicht über Varros Zeit hinanskommen. So steht es auch mit Caesius Bassus. Er mag Varro benutzt haben — das ist sogar gewifs — und mag aus dem vom Reatiner zusammengetragenen Material geschöpft haben: erstens ist damit noch keineswegs bewiesen, dafs beide für den Saturnier das gleiche rhythmische Prinzip angesetzt haben, also Caesius die Varronische Lehre wiedergibt; zweitens aber, wenn es auch bewiesen wäre, würde es uns doch nicht viel weiter helfen. Den kühnen Schlufs auf die Auffassung des Aelius Stilo, des Kommentators der Salierlieder, wird wohl nicht jeder als berechtigt anerkennen, und selbst wenn es der Fall wäre, kämen wir nicht über die Erkenntnis hinaus, dafs Varro und seine Zeitgenossen den Saturnier als quantitierenden Vers betrachtet haben, Accius möglicherweise quantitierende Saturnier gebaut hat; aber was wird damit für die ursprüngliche Natur dieser Versgattung bewiesen?

Die Hauptaufgabe, die sich Leo nun gestellt hat, ist der Nachweis der metrischen Gesetze an dem erhaltenen, also fast ausschliefslich der literarischen Zeit angehörigen Material, nach dem vorher Gesagten natürlich vom Standpunkte der Quantitätstheorie. Für diese bestand eine Schwierigkeit darin, dafs öfter eine kurze Endsilbe unter den Versiktus fiel, der doch eine Länge erforderlich macht, wie z. B. *insecē uersutum, scopas atquē uerbenas sagminā sumpserunt, qui apice(m) insignē Dialis.* Eine Erklärung dieser auffälligen Erscheinung glaubt Leo darin gefunden zu haben, dafs sie sich an einer bestimmten Versstelle zeigt, die auch den Hiatus zuläfst, nämlich bei dem Einschnitt nach der zweiten Hebung des Kolons, mit dem die Diärese vor der vorletzten Senkung des Senars und trochäischen Septenars sowie vor der zweiten Senkung des Septenars zu vergleichen ist (mit Berufung auf Jacobsohn, Quaest. Plautinae metricae

et grammaticae, Diss. Gött. 1904) Bei der Analyse der einzelnen Verse ergibt sich nun eine aufserordentliche Mannigfaltigkeit; eine Fülle von Typen, bald mit steigendem, bald mit fallendem Rhythmus, wird für die einzelnen Kola herausskandiert, dafs es sehr schwer hält, sich hindurchzufinden. Aber sie alle sind nach Leo schliefslich nur Entwicklungsformen des ursprünglichen Rhythmus, der anfänglich für beide Kola identisch war, aber bereits vor der Vereinigung zweier Kurzverse zum Saturnier mit Versfuge sich zu entfalten begonnen hatte. Als die ältere Form betrachtet Leo (S. 62) die des zweiten Kolons, wo die Diärese noch nicht unerläfslich war, während sie im ersten Kolon fest geworden ist Es werden dann eine Anzahl volkstümlicher Sprüche behandelt, von denen sich annehmen läfst, dafs sie aus der Zeit stammen, da der Saturnier noch angewandt wurde. Auch für sie wird natürlich das Quantitätsprinzip angesetzt und so u. a. ein von Varro und Festus P. mitgeteiler Spruch so skandiert: *nouúm uetús uinúm bibó* | *nouó ueterí morbó medeór* (oder *ueterí nouŏ mórbo médeor*); bedenklich ist dabei, dafs, von der zur Wahl gestellten Fassung abgesehen, kein einziges Wort seinen Akzent behält, während doch die Kola der Saturnier in der weit überwiegenden Mehrzahl im letzten Komma die Diskrepanz von Wortakzent und Versiktus meiden. Solche Rhythmen, wie die empfohlenen, sind daher nur für eine Zeit denkbar, wo die Quantität auch in der Sprache des gemeinen Mannes die absolute Herrschaft führte (ist das aber je der Fall gewesen?), und dann könnten die beiden Kurzverse uns nicht viel helfen, wenn wir die Natur des alten volkstümlichen Kurzverses kennen lernen wollen. Aber auch ein anderes Bedenken erhebt sich, insofern durch den Quantitätsiktus das alliterierende (und antithetische) Moment des Spruches zum mindesten sehr in den Hintergrund gedrängt wird; sollte das ursprünglich sein? — Auf die anderen nichtlateinischen Inschriften mit angeblichen Saturniern brauchen wir nicht einzugehen; hier befinden wir uns auf so unsicherem Boden, dafs auch Leo zu keinem rechten Ergebnis gelangen kann. — Um nun den Saturnier in einen gröfseren Zusammenhang zu stellen, zieht Leo die griechische Poesie (volksmäfsige Lieder und Liederverse, sowie ältere Grab- und Weihinschriften) heran; denn 'weil quantitierende Verse doch nur durch die Analogie quantitierender Verse erläutert werden können, mufs die Analogie bei den Griechen gesucht werden'. Er betrachtet den choriambischen Dimeter, der 'alle Möglichkeiten mannigfaltiger Gestaltung' zeigt, als die Urform der griechischen Kola und erklärt

ihn für das Seitenstück des lateinischen Saturniers, der natürlich nicht, wie Caesius Bassus annahm, eine aus dem Griechischen übertragene Form ist, wohl aber mit dem urgriechischen Kolon — das meint Leo doch wohl — aus einer Quelle stammt. Dieser Annahme einer uralten, in beiden Sprachen ununterbrochen fortlebenden Kunstform steht freilich die Tatsache einer, wir wissen nicht wie lange Zeit, wirksamen Anfangsbetonung in der lateinischen Sprache einigermafsen im Wege, und dann mufs, wenn der augenscheinliche Parallelismus zwischen den griechischen und römischen Kola etwas zu bedeuten hat, die Beziehung in anderer Weise erklärt werden.

Auch das andere Buch, das von Fräulein Du Bois, gehört zur Saturnierliteratur, und der Titel „Der Wortakzent in der lateinischen Dichtung" verrät schon, welchen Standpunkt die Verfasserin einnimmt. Aus dem ersten Kapitel, 'Word Accent' überschrieben, das eine Übersicht über die Geschichte der lateinischen Akzentuation enthält, sei folgendes herausgehoben. Um eine Silbe über die anderen hervorragen zu lassen, kommen zwei Mittel in Betracht: Tonverstärkung ('stress') und Tonerhöhung ('pitch'); danach ist der Akzent entweder ein exspiratorischer, wie im Latein, oder ein musikalischer, wie in der griechischen Sprache. Die Quantität der Silben kann allein kein solches Hervorragen bewirken (in *āmāuīt* und *hŏmĭnĕs* sind an sich die beiden Längen bzw. Kürzen gleich); da nun das Latein verhältnismäfsig viele lange Silben hat, so machte die dadurch gegebene quantitative Einförmigkeit das Hinzutreten eines besonderen Betonungsprinzips notwendig, indem bestimmte Silben mit gröfserer Stimmenkraft gesprochen wurden. Ob das Latein früher einmal statt des exspiratorischen Akzentes einen anderen gehabt hat, ist ungewifs. Schon vor der literarischen Periode wich die Anfangsbetonung, die auch im Oskischen und Umbrischen herrschte, dem Paenultimagesetz, welches eine Begrenzung der Betonungsmöglichkeit bedeutete; hierin liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen Latein und Griechisch, denn in dieser Sprache hat der musikalische Akzent einen weiteren Spielraum. Auf diesen Unterschied legen auch die lateinischen Zeugen das Hauptgewicht, von denen Varro, Cicero und Quintilian vor allen in Betracht kommen. Diese reden allerdings von Tonhöhe und Quantität, aber sie übertragen damit nur griechische Lehre, und dafs die übernommene Terminologie ganz und gar nicht zum Charakter des lateinischen Akzentes pafst, zeigt die grofse Unsicherheit über den Zirkumflex. — Wesentlich Neues enthält dieser Abschnitt nicht; es ist eine Verteidigung des Satzes, dafs die lateinische Sprache allzeit einen

exspiratorischen Akzent gehabt habe (daher in allen Perioden Synkope und Vokalreduktion), gegen Bennett, der behauptet hatte, dafs mit dem Aufkommen der quantitierenden Dichtung auch die Sprache rein quantitierend geworden sei und es dann keinen besonderen Wortakzent mehr gegeben habe, und ferner gegen Vendryes, der die Ansicht ausgesprochen hatte, die Lehre Varros und seiner Nachtreter führe darauf, dafs die lateinische Sprache zu seiner Zeit eine musikalische Betonung gehabt, also der lateinische Akzent einen Wandel von Tonstärke zu Tonhöhe und — wegen der Zeugnisse des Servius, Diomedes und Pompejus — dann wieder von Tonhöhe zu Tonstärke durchgemacht habe (vgl. Neue Phil. Rundsch. 1900, S. 495 ff. und 1903, S. 512 ff).

Das zweite Kapitel handelt von den 'Numeri Italici' und 'Numeri Saturnii'. Die Verfasserin will hier die Gesetze des Saturniers vom Standpunkte der Akzenttheorie bestimmen, wobei sie sich gelegentlich mit Keller, Thurneysen und Lindsay auseinandersetzt; Leos Untersuchungen sind ihr wohl unbekannt gewesen. Sie geht davon aus, dafs die ältesten rhythmischen Äufserungen entstehen mufsten durch das Zusammenfallen der schweren Taktteile mit dem Wortakzent; Reim und Alliteration, überhaupt die Wiederholung bestimmter Laute und Worte, wie wir sie in den ältesten Stücken italischer und insbesondere lateinischer Poesie finden, sind ein sicheres Merkmal einer Dichtung, für die der (exspiratorische) Wortakzent grundlegendes Prinzip ist. Im Lateinischen ist dieses Merkmal auch in der Periode der Quantitätsherrschaft nie ganz verloren gegangen und tritt später, in den christlichen Hymnen z. B., wieder stärker hervor. Kola, die aus lauter Längen bestehen (*nōctū Troiād ēxībānt*), können ohne Hinzutreten des Akzentes schwerlich rhythmisch empfunden und zum Ausdruck gebracht werden. Zur Beurteilung des ursprünglichen Wesens des Saturniers können nur die ältesten Inschriften eine sichere Handhabe bieten, da bei der literarischen Überlieferung die Gefahr zufälliger und absichtlicher Veränderungen zu grofs ist (den entgegengesetzten Standpunkt vertritt Leo S. 12 f.). Dieser Teil des Materials fällt in die Periode, wo durch den griechischen Einflufs das Quantitätsprinzip in der lateinischen Dichtung zur Vorherrschaft kam, und es ist ganz begreiflich, wenn dieses Prinzip auch auf die saturnische Poesie einwirkte, je länger desto stärker, wobei die schwachen Versfüfse (der erste und zweite jedes Kolons, namentlich des zweiten) weniger Widerstand boten als die Schlüsse der Kola, in denen das ursprüngliche Prinzip — Übereinstimmung von Wort-

akzent und Versiktus — gewahrt blieb. Die Gesetze, die D. aus den älteren inschriftlichen Saturniern gewinnt, lauten nämlich: 1) Jeder Saturnier zerfällt in zwei Halbverse, durch Cäsur (Elision hier ausgeschlossen) getrennt; 2) jeder Halbvers besteht aus drei trochäischen Takten (also durchweg fallender Rhythmus), zuweilen mit Auftakt; 3) im dritten Takt jedes Halbverses müssen Wortakzent und schwerer Taktteil zusammenfallen, in den beiden anderen kann der Takt eine schwächer betonte Silbe treffen; 4) in diesen Takten kann auch die Thesis unterdrückt werden, doch nie in zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Takten. Der erste Halbvers besteht aus sechs bis acht Silben (gewöhnlich drei Worte), der zweite aus fünf bis sieben (gewöhnlich zwei Worte), weil katalektisch. Langer Vokal wird vor anlautendem Vokal oder *h* gelegentlich gekürzt, nicht elidiert. Nur, wenn man die Saturnier als akzentuierende Verse auffafst, meint die Verfasserin, traten sie in Einklang mit dem lateinischen, dem italischen Betonungsprinzip und treten in eine Reihe mit der älteren und späteren Volksdichtung.

Im dritten Kapitel wird die Frage untersucht, ob und wie weit in den von den Griechen entlehnten Metren, insbesondere im Hexameter, der Wortakzent noch eine Rolle spielt. Von vornherein, sagt D., ist es ganz unwahrscheinlich, dafs für die im ganzen nur kurze Periode des fremden Einflusses das dem lateinischen eigene Betonungsprinzip gänzlich verschwunden sei; es habe sich höchstens eine Zeitlang dem Gesetze der Quantität unterordnen müssen. Diese Annahme wird durch das Ergebnis einer Prüfung bestätigt, wonach im Durchschnitt das Verhältnis von Übereinstimmung und Widerstreit zwischen Wortakzent und Quantitätsiktus das von 6 : 4 ist; berücksichtigt man nur die zweite Hälfte der Hexameter, so ist der Prozentsatz der Übereinstimmung noch gröfser, beim ersten Versfufs ergibt sich das Verhältnis von etwa 3 : 1. So finden wir in der daktylischen Poesie gewissermafsen ein Echo des alten akzentuierenden Verses und das war es, was den griechischen Hexameter dem römischen Volke verständlich machte; bei einem rein quantitierenden Vers unter völliger Mifsachtung des Wortakzentes wäre daran gar nicht zu denken gewesen.

Auch D. zieht die griechische Poesie heran; zu welchem Zweck, mag folgende Stelle zeigen (S. 8—9): „Die Geschichte der griechischen Dichtung zeigt dieselben Entwicklungsstufen, wie die der lateinischen. Anfangs höchstwahrscheinlich rhythmisch, ... wurde sie lange vor der Zeit

der Homerischen Epen quantitierend und blieb es für länger denn ein Jahrtausend. Dann trat, unter dem Einflufs der Volkssprache, der musikalische Akzent mit seinen feineren Unterschieden zurück hinter der wuchtigeren, fühlbareren exspiratorischen Betonnng, und damit kam eine Dichtung auf, die die Quantität gänzlich vernachlässigte bis auf den letzten Versfufs (oder, bei Langzeilen, Halbversfufs), wo Wortakzent und Versiktus übereinstimmen mufsten."

Der Unterschied zwischen der Auffassung von Leo und Du Bois wird dem Leser aus dem Vorstehenden wohl deutlich geworden sein. Ich will nur noch ein paar Proben anführen. Der mit Leos Messung bereits mitgeteilte Sprnch lautet nach D.: '*Nóuum uétus uínum bíbo,* | *Nóuo uéteri mórbo médeor.*' Ein anderer sieht nach Leo (S. 63) so aus: '*Hibérno púluere uérno* | *lutó grándia fárra,* | *camílle, metés*' (– –́ – –́ ⏑ ⏑ –́ – | ⏑ –́ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ | ⏑ –́ ⏑ ⏑ –; ein Vers aus zwei Kola gebildet, mit Epodus), nach D. (S. 29) so: '*Hibérno púluere uérno líto* | *grándia fárra, camílle, métes.*' Der Anfangsvers der Odyssia des Livius ist nach L. zn lesen (S. 19 und 34) '*Virúm mihí, Caména,* | *insecé uersútum*' ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ | –́ ⏑ –́ ⏑ –́ –), nach D. (S. 58): *Vírum míhi, Caména,* | *ínsecĕ uèrsútum.*'

Doch genug. Sieht man von der prinzipiellen Frage ab, so bietet das Buch von Leo in einer Fülle von Bemerkungen und Anmerkungen so viel des Anregenden und Fördernden, dafs man es nicht ohne das Gefühl des Dankes ans der Hand legen wird. Auch das Buch von Du Bois enthält ja manches Neue und Brauchbare, leider aber wird einem die Lektüre sehr gestört durch nicht wenige — nun, sagen wir höflich: Druckfehler.

Halle a. S. **P. Wefsner.**

---

21) **C. Thulin, Italische sakrale Poesie und Prosa,** eine metrische Untersuchung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. 77 S. 8. ℳ 2.—.

Das vorliegende Buch gliedert sich in sieben Abschnitte, in denen behandelt werden Tarquitius Priscus, die Agrambinden, die Inschrift von Corfinium, die Iguvinischen Tafeln, der Saturnische Vers, die Carmina und die Haruspices. Die Untersuchung zeugt von Scharfsinn und gesundem Urteil des Verfassers. Er geht mit grofser Vorsicht zu Werke, benutzt mit Verständnis die Arbeiten seiner Vorgänger und zeigt sich in der einschlägigen Literatur gut bewandert, so dafs man sich seiner Führung gern

anvertraut. Zwar ist auch er nicht imstande, den bisher nicht sicher gedeuteten Text der etruskischen Mumienbinden des Agramer Nationalmuseums zu übersetzen, doch macht er sehr wahrscheinlich, dafs dieser nicht poetisch ist, sondern sakrale gegliederte Prosa enthält, gleichwie die Iguvinischen Tafeln, die Inschrift von Corfinium usw., und ein Bruchstück aus den heiligen Büchern der Etrusker bildet. Mit grofser Gründlichkeit werden die Alliteration, der Parallelismus, die Anapher und andere in den Gebeten und Gesetzen häufig anzutreffende stilistische Eigentümlichkeiten behandelt; ebenso wird der Bau des Saturniers bei Livius Andronicus, Naevius, auf den vier Scipioneninschriften usw. beleuchtet. Jedenfalls gewinnen wir aus der ganzen Abhandlung die Überzeugung, dafs die älteste sakrale Dichtung der Römer auf die äufsere Gestalt der Worte und die äufsere Entsprechung der Glieder das gröfste Gewicht gelegt hat ähnlich wie die etruskische, von der sie stark beeinflufst ist.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

22) **Ploetz-Kares, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache.** Berlin, F. A. Herbig, 1906. a) Übungsbuch verfafst von **Gustav Ploetz.** Gekürzte Ausgabe C. XVI u. 352 Seiten. 8. geb. ℳ 3.10. — b) Übungsbuch verfafst von **Gustav Ploetz.** Ausgabe G für Mittelschulen. XVI u. 267 S. 8. geb. ℳ 2.50.

Trotz aller Anfeindungen haben sich die Ploetzschen Lehrbücher die Gunst der höheren Schulen zu erhalten verstanden; nicht zum wenigsten verdanken sie das dem Umstande, dafs sie von dem Nachfolger unter Berücksichtigung der modernen Anforderungen in sachgemäfser und besonnener Weise umgearbeitet worden sind. Die genannte Ausgabe C stellt eine auf Grund der Lehrpläne von 1901 verkürzte Bearbeitung der für Real- und Oberrealschulen bestimmten alten Ausgabe C dar, die anscheinend in der ursprünglichen Form noch daneben weiter bestehen bleibt. Ausgabe G ist für die in einzelnen Bundesstaaten bestehenden Mittelschulen bestimmt und unter Mitwirkung der fremdsprachlichen Abteilung des Lübecker Lehrervereins verfafst. Dementsprechend ist der gesamte Unterrichtsstoff auf 37 Kapitel zusammengedrängt, gegen 76 der Ausgabe C. Das Buch enthält aufser dem Übungsstoff auch die gesamte Sprachlehre, systematische Formenlehre und Syntax, die für C ausführlicher als besonderes Heft erschienen ist.



Interessant ist es für mich zu sehen, wie die von der Reform in Acht und Bann getanen Einzelsätze hier wieder eine fröhliche Auferstehung erleben und ihre Zahl sogar erheblich vermehrt worden ist. Es ist schlechterdings auch kein besseres Mittel vorhanden, eine bestimmte Regel in der doch immer sehr gemessenen Zeit gründlich einzuüben.

In beiden Bearbeitungen finden sich als Anhang aufser einer Gedichtsammlung eine Anzahl französischer Stücke, die gutes Material zu Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens bieten, wie Reisen, Besuche, Einkäufe u. dgl., für viele eine gewifs willkommene und praktische Beigabe.

Bremen. **W. Röhrs.**

---

23) **Rudolf Zöckler, Die Beteuerungsformeln im Französischen.** Chemnitz-Leipzig, Wilhelm Gronau, 1906. 176 S. 8.

Die Beteuerungsformeln fallen in das Gebiet der Interjektion. Sachs hat sie in seinem Beitrage zur Toblerschen Festschrift, „Französische Interjektionen", ebenfalls berücksichtigt, und ich habe in der Besprechung der Schrift („Rundschau" vom 21. April 1906) seine Aufzeichnungen ergänzt, meistens aus Maupassant. Beides mag auch als Ergänzung der vorliegenden Arbeit dienen, die ganz dem interessanten Thema gewidmet ist.

In Kapitel I geschieht die Beteuerung unter Anrufung eines göttlichen, heiligen oder respektabeln Objektes zum Zeugen für die Aussage; als Beteuerungsobjekte erscheinen Gott, Christus, Maria, Heilige, Reliquien, kirchliche Gegenstände usw., Himmel und die eigene Person.

Kapitel II: Die Beteuerung begegnet in Gestalt eines Wunsches oder einer Verwünschung; als Objekte dienen Teufel, Werwolf, Gott, Donner und Blitz, Krankheiten.

Der Anhang bringt obszöne Worte und Schimpfworte als Interjektionen. Ein Register am Ende erleichtert den Gebrauch der hübschen reichhaltigen Arbeit, an der auch noch ganz besonders die Heranziehung der Dialekte und die etymologischen Hinweise lobend hervorzuheben sind.

Wilhelmshaven. **Aug. Andrae.**



24) **K. Heine, Einführung in die französische Konversation** auf Grund der Anschauung. Ausgabe B. Fünfte Stereotypauflage. Hannover-List und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1906. VIII u. 111 S. 8. geb. ℳ 1.30.

Das für die beiden ersten Schuljahre berechnete und für die Hand des Schülers bestimmte Buch kann als ein sehr gutes Hilfsmittel zur Einführung in die französische Konversation bezeichnet werden. Es enthält nur fremdsprachliche Texte mit zahlreichen Sprechübungen und wird allen Lehrern willkommen sein, die, wie der Verfasser im Vorwort sagt, „die Kinder zu einem selbständigen mündlichen und schriftlichen Gebrauch der fremden Sprachen befähigen" wollen und der Meinung sind, dafs die Schüler „von den ersten, kleinsten Anfängen an" instand gesetzt werden sollen, „ohne Vermittlung der Muttersprache sich mündlich und schriftlich über einen Gegenstand auszusprechen". Dieser Meinung bin ich allerdings nicht. Dem Buch liegen in erster Linie vier Hölzelsche Bilder (Winter, Wirtschaftshof, Sommer, Wald) zugrunde, von denen auch Abdrücke beigegeben sind; aufserdem enthält es am Schlufs eine kurze Elementargrammatik, ohne die man nun einmal nicht auskommen kann.

Nauen. **Fries.**

---

25) **Robert Louis Stevenson, Tales and Fantasies.** Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1905. 272 S. 8. ℳ 1.60.

Der Tauchnitzsche Band 3837 enthält drei Erzählungen des wohlbekannten Verfassers: John Nicholsons Unglück, der Leichenräuber und die Geschichte einer Lüge. Die Verlagshandlung wollte jedenfalls ihre Sammlung der Werke dieses jetzt nicht mehr lebenden Autors vervollständigen, als sie die zum Teil schon zwanzig Jahre alten Erzählungen zu einem Bande vereinigte. Interessant sind sie jedoch auch heute noch, besonders die erste, die Lebensgeschichte eines armen Pechvogels, dem auch die wohlgemeintesten Absichten übel ausschlagen. Das Leben des Verfassers scheint, besonders für das Verhältnis Johns zu seinem Vater, einige Züge geliefert zu haben. Lesenswert ist auch die dritte, worin der alte Maler, ein echt Dickensscher shabby gentleman, vorzüglich geschildert ist. Sie zeigen aber dem, der Stevenson kennen lernen will, seine Schreibweise sehr gut, nämlich lebhafte, lebenswarme Darstellung (man lese z. B. S. 26 die meisterhafte köstliche Schilderung der Verlegenheit einer Schar junger scapegraces, die die Polizei eben aufgehoben hat), reiche Gestaltungs-

kraft, ein feiner, gewählter Stil, der freilich manchmal etwas gar zu gesucht ist. Die vorkommenden schottischen und andere seltenere Ausdrücke entsprechen dem Milieu und den genannten Stevensonschen Eigentümlichkeiten. (Es seien hier nur angeführt S. 17 an hungered, biblischer Ausdruck aus Matth. 4, 2, S. 32 wheest für whist oder pst, S. 33 shebeening, unerlaubter Schnapsverkauf, S. 53 vesta, eine Art Wachsstreichhölzer, S. 81 fetor = fetid, S. 83 bawbee = bawble, Spielzeug, S. 84 fall in ill-blood = resentment oder enmity, S. 98 combe, Höhlung, S. 121 grit für Mut, Entschlossenheit, S. 132 fillip on his head, knipsen, S. 156 precentor, Kantor, S. 169 plangent, kreischend von plangens, plangentis und plangere.)

S. 32, Z. 6 mufs das Komma hinter thus wegfallen, S. 231, Z. 7 mufs es the voice of Esther heifsen, anstatt voice of the Esther.

Borna. **Teichmann.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha

Gotha, 9. Februar. **Nr. 3, Jahrgang 1907.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

26) **Frank W. Dignan, The idle actor in Aeschylus.** (Dissertation der Universität Chicago.) Chicago, The University of Chicago Press. 43 S. 8. $ —. 50.

Im Anschluſs an das in Aristophanes' Fröschen v. 908 ff. von Euripides add. abgegebene abfällige Urteil über die Führung der Handlung bei Aischylos untersucht der Verfasser in breiter Ausführlichkeit die Frage, wie die untätige Anwesenheit von Schauspielern in den erhaltenen äschyleischen Stücken zu erklären sei, um auf diesem Wege zu einem Urteil zu gelangen über die beiden am angegebenen Orte angeführten Beispiele, das Schweigen des Achilleus und das der Niobe. Als Gründe stellt er für die älteren Stücke die traditionelle vorherrschende Stellung des Chores und die primitiven Theaterverhältnisse, den Mangel einer eigentlichen Hintergrundbühne auf, für die späteren Mangel an Gewandtheit in der Führung des „Dreigespräches" (three-corned dialogue). Unstreitig ist von vornherein klar, daſs auch der groſse Dichter sich erst nach und nach von dem Banne der Tradition frei machen und die Verhältnisse sich unterzuordnen lernen wird. Und es

soll nicht bestritten werden, daſs auch die vorliegende Arbeit zu dieser Erkenntnis einen kleinen Beitrag liefert, wenn auch die Wichtigkeit der technischen Seite überschätzt und äuſseren Umständen, wie gerade den Bühnenverhältnissen zuviel Wert beigemessen wird. Auch gibt es manche Fälle, wo die Frage aufgeworfen werden könnte, ob der Schauspieler nicht vorher abzugeben zu denken sei, wie Eteokles in den Sieben vor v. 78. Und selbst wenn wir zugeben müſsten, daſs der Verfasser überall richtig urteilte, daſs im Agamemnon Aischylos mit dem anfänglichen Schweigen der Kassandra aus der Not eine Tugend gemacht habe, was gewännen wir damit für die beiden von Euripides getadelten Fälle, die dieser als besonders charakteristisch für seines groſsen Vorgängers Kunst anführt? Ist damit auch nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis erbracht, daſs der Dichter auch hier aus der Not eine Tugend gemacht habe? Nein. Selbst die wenigen Andeutungen, die Aristophanes gibt, genügen, zu zeigen, daſs die Sachlage in den beiden Fällen anders war als in all den besprochenen der erhaltenen Stücke. Diese Verschiedenheiten sind: 1) Achilleus und Niobe sind deutlich als Hauptpersonen bezeichnet, auf die sich die ganze Aufmerksamkeit der Zuschauer richtete (v. 919). 2) Sie sind oder werden von leidenschaftlichem Schmerze erfüllt, so daſs die Zuschauer den heftigsten Ausbruch erwarten müssen. 3) Ihr Schweigen war von ungleich längerer und ununterbrochener Dauer (vgl. v. 913/4). Zur Beurteilung der Frage ist aber auch der Umstand wichtig, daſs bereits Homer, dessen Einfluſs auf Aischylos nicht in den Stoffen allein unverkennbar ist, von dem Kunstmittel längeren Schweigens zum Ausdruck starker Empfindung wiederholt Gebrauch gemacht hatte. Endlich wären noch die von Aischylos offenbar abhängigen Vasenbilder (so Roscher III, 1 Sp. 407, 658) heranzuziehen.

Dem am Schlusse gegebenen statistischen Vergleich mit Sophokles und Euripides ist keinerlei Wert beizumessen, da in jedem einzelnen Falle die besonderen Umstände die Grundlage zur Beurteilung abgeben müssen. Das sieht man am deutlichsten aus Sophokles' Ödipus auf Kolonos, wo der Verfasser im Gegensatz zu den früheren Stücken zahlreiche Fälle von Untätigkeit der auf der Bühne anwesenden Schauspieler aufzeigt und daraus folgert, daſs der Dichter zum früheren „rohen Verfahren“ (crudeness) wieder habe zurückkehren können, wenn die alten Bedingungen, nämlich die alte Hintergrunddekoration, wiederhergestellt waren. Vielmehr muſs die Folgerung lauten: Wie wenig sich neben Aischylos auch Sophokles ein Bedenken daraus machte, Schauspieler untätig auf der

Bühne weilen zu lassen, ersieht man daraus, daſs er in seinem letzten Werke den Stoff so wählte, daſs die längere stumme Anwesenheit der Haupt- und Nebenpersonen nicht zu umgehen war. Und dies ist eine ganz andere Frage, als die der dramatisch wirkungsvollen Verwendung des Schweigens.

Schweinfurt. **K. Weiſsmann.**

27) **S. Eitrem, Observations on the Colax of Menander and the Eunuch of Terence.** (Sep.-A. a. Videnskabs. Selskabets Skrifter. II. Hist Filos. Klasse 1906, Nr. 7.) Christiania, J. Dybwad, 1906. 28 S. gr. 8.

Im ersten Teil seiner Abhandlung bespricht der Verfasser die von Grenfell und Hunt in den Oxyrhynchus Papyri III Nr. 409 veröffentlichten Bruchstücke von Menanders Kolax und sucht dabei sowohl die Textkritik der Fragmente zu fördern, als auch Leos Rekonstruktionsversuch (Gött. Nachr. 1903, S. 673—692) zu ergänzen und zu berichtigen. Ich hebe aus diesem Abschnitt die Erörterung über die Geschichte der Charakterfigur des Kolax hervor, durch die Ribbecks Studie (Abh. d. Kgl. Sächs. Ges. der Wissensch. 1883, I) eine willkommene Bereicherung und Vervollständigung erfährt (S. 3—11). Auf die Einzelheiten dieses Teiles der Abhandlung kann ich hier nicht weiter eingehen.

Von besonderem Interesse ist der zweite Teil (S. 23—28), überschrieben 'The Contamination in the Eunuch of Terence'. Ich will versuchen, die Ergebnisse, zu denen E. gelangt, in Kürze zusammenzufassen. Man nahm bisher an, daſs Terenz, entsprechend seinen Angaben im Prolog 26, die Personen des Miles und seines Parasiten aus dem Kolax in die Handlung des Eunuchus eingefügt habe und daſs der Rival des verliebten Phädria im griechischen Original kein Soldat gewesen sei. E. dagegen ist der Ansicht, daſs auch in Menanders Eunuchus ein Soldat mit seinem Parasiten aufgetreten sei, daſs aber dieses Paar mehr eine untergeordnete Rolle gespielt habe. Um sein Stück interessanter zu machen, habe Terenz die beiden Paare der zwei Menanderkomödien miteinander verschmolzen. Seine Absicht sei ihm im ganzen wohlgelungen. Doch seien die Spuren der Kontamination noch deutlich zu erkennen. Im Eun. III 1, 44 = 434 beginnt ein Gespräch zwischen Thraso und Gnatho über des ersteren Verhältnis zur Thais; dieses Stück kann nicht aus dem Kolax stammen, da das Mädchen dort sich in der Gewalt eines Leno befand,

infolgedessen das Verhältnis des Miles zu ihr ein ganz anderes war als im Eunuchus. Voraus geht ein Dialog zwischen denselben beiden Personen, der nur zu deren Charakterisierung dient, zur Handlung des Stückes aber in keiner inneren Beziehung steht; auch die Szene II 2 in ihrem ersten Teil, einen langen Monolog des Gnatho enthaltend, ist für die Entwicklung der Handlung belanglos und hat nur den Zweck, den Typus des Kolax recht deutlich vorzuführen. Die beiden Partien dürften demnach dem Kolax Menanders angehören, wo ja natürlich die Hauptperson in den Vordergrund gerückt war. Bestätigt wird diese Auffassung noch durch einen anderen Umstand: in III 2, 4 = 457 ff. macht der Sklave Parmeno derartige Bemerkungen über das Paar, als wenn er es jetzt erst wahrgenommen hätte, jedenfalls verträgt sich die Stelle nicht recht mit seiner Anwesenheit während der ganzen Szene III 1, so dafs wohl Terenz erst die Bemerkungen des Sklaven (394, 418, 431) eingefügt hat. Auch dafs Thais 'modo' die Stimme des Thraso vor ihrem Hause vernimmt, deutet darauf hin, dafs nur eine kürzere Szene voraufgegangen ist. Somit dürfte II 2 und III 1, 1—43 dem Kolax entnommen sein, III 1, 44—63 und III 2, 1 ff. aber die Handlung von Menanders Eunuch wiedergeben. Dann ist allerdings die Annahme kaum abzuweisen, dafs in diesem Stück der Rival ebenfalls ein Miles war und einen Parasiten zum Begleiter hatte. Bestätigt wird diese Annahme weiterhin durch ein eigentümliches Schwanken in der Charakteristik der beiden Personen. Thraso erscheint einmal als ein reicher Mann (v. 1078 h a b e t q u o d d e t u. ff., auch 449 f. u. 627 liefse sich heranziehen), ein andermal wird er als m i n u s p o t e n s (v. 760, nach E. = m i n u s d i v e s; vgl. v. 353) bezeichnet; Phädria wird v. 486 d o m i n u s p a u p e r m i s e r q u e genannt, da er sich keinen besseren Sklaven leisten könne als den Parmeno, und wird als solcher auch v. 1075 ff. dargestellt, aber damit steht in Widerspruch, dafs er nach v. 123 b o n a m m a g n a m q u e p a r t e m a t t u l i t sc. a d T h a i d e m und jetzt eine äthiopische Sklavin und einen Eunuchen gekauft hat, um sie der Meretrix zum Geschenk zu machen, so dafs von der Armut des Phädria nicht die Rede sein kann. Aber wie die Fragmente des Kolax lehren, war der Liebhaber in diesem Stücke sehr arm, und so wird dieser Zug bei der Kontamination auf Phädria gelegentlich übertragen sein; ähnlich wird man danach auch beim Miles annehmen können, dafs er bald gezeichnet wird wie im Kolax, bald wie im Eunuchus des Menander. Auf jenes Stück zurückzuführen ist ferner v. 496 f. wegen der Beziehung auf v. 419 f., aufser-

dem v. 451—453, wo ebenso wie in II 2 (v. 250—253) und wieder in IV 7 (v. 790—791) die echte Kolaxnatur des Parasiten zum Ausdruck kommt.

E. sucht dann noch andere Spuren der Kontamination festzustellen. Mehrere junge Leute hatten im Piräus sich verabredet, einen Schmaus auf gemeinsame Kosten zu veranstalten, und hatten Chärea, Phädrias Bruder, der im Piräus als Epheb diente, beauftragt, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Chärea geht in die Stadt, sieht unterwegs die Pamphila, verliebt sich in sie und folgt ihr, wird aber von einem alten Freunde seines Vater aufgehalten und verliert das Mädchen aus den Augen. Als er die Suche aufnimmt, läuft er dem Parmeno in die Hände. Der ist über die Erscheinung seines Herrensohnes sehr überrascht, da er ihn unten am Hafen vermutet, erhält aber auf seine Frage, wie er nach der Stadt komme, keinerlei Auskunft über den eigentlichen Anlafs, da Chärea den Schmaus ganz vergessen und nur noch das Mädchen im Kopfe hat. Erst durch die Person Antiphos, den Terenz eben deshalb eingeführt hat, erfährt der Zuschauer, wie Chärea nach Athen gekommen ist. Aber während dieser junge Mann behauptet, dafs Ort und Zeit für den Schmaus bereits verabredet seien (v. 541 f.), er aber keinerlei Vorbereitungen angetroffen habe, fragt derselbe den Chärea, nachdem er seiner habhaft geworden (v. 607 ff.), ob denn der Schmaus hergerichtet sei und wo, worauf ihm Chärea antwortet: paratum st ... apud libertum Discum. Das stimmt nicht zusammen, und daher vermutet E., Terenz habe das Convivium, vielleicht veranlafst durch den Festschmaus der jungen Leute im Kolax, selbst erst in den Eunuchus eingeführt. Auffällig ist nach E.s Meinung auch, dafs Chärea nach seinen eigenen Worten (v. 327 ff.) sechs bis sieben Monate nicht in der Stadt gewesen ist und infolgedessen auch von der Ansiedlung der Thais neben seinem väterlichen Hause keine Kenntnis hat, aber doch (nach v. 358) weifs, dafs sein Bruder Phädria am Tage zuvor die zum Geschenk für Thais bestimmten Personen gekauft hat. Auch sonst findet sich noch mancherlei, was nicht ganz stimmt oder nicht ganz klar ist, was wohl darauf zurückzuführen sein wird, dafs Terenz manche Partien seiner Vorlage zusammengezogen hat.

Ich habe mehrere Punkte in E.s Ausführungen übergangen, weil sie mir weniger wichtig oder auch zu unsicher schienen, und kann auch nicht verhehlen, dafs in dem, was ich angeführt habe, die Argumentation nicht ganz frei von Schwächen ist; aber anregend sind E.s Untersuchungen auf jeden Fall und geeignet, das Problem zu fördern.

Halle a. S. **P. Wessner.**

---

28) **Giovanni Decia, Cornelio Tacito: La vita di Giulio Agricola** commentata da G. D. (Collezione di classici Greci e Latini con note Italiane.) Seconda edizione in gran parte rifatta. Torino, Ermanno Loescher, 1904. XXIII u. 119 S. 8.
Lire 2.40.

Vom Kommentar der ersten Ausgabe (1885) ist bei der Umarbeitung nicht allzuviel übrig geblieben. Fortgesetzte fleifsige Studien und die Erfahrungen der Schulpraxis haben den Herausgeber zu einer tüchtigen Leistung befähigt und ihn zugleich bestimmt, das erklärende Material reichlich genug zu bemessen und so zu gestalten, dafs neben dem wissenschaftlichen auch der Unterrichtszweck nicht aufser acht gelassen wird. — Den textkritischen Teil hat D. in einen besonderen Anhang verwiesen, in dem freilich wesentliche Streitpunkte (z. B. 6, 19 fecit oder effecit? 30, 12 sinus famae oder sinūs famā?) unberücksichtigt bleiben, hingegen einige sinnlose Varianten, wie K. 19 incuriae und liberos, unnötigerweise angeführt sind. Von dem Cod. Toletanus wird richtig bemerkt, dafs er „nicht wenige Korrekturen und Konjekturen älterer Gelehrten bestätigt"; demgemäfs hätte D. sich wohl auch zur Aufnahme folgender Verbesserungen entschliefsen sollen: 17, 8 *subiit* sustinuitque (mit der Notiz: „*que* alle volte ha senso avversativo" ist es nicht getan); 26, 8 *non*anis (st. Romanis); 36, 4 *quattuor* Batavorum cohortes. Im übrigen ist 24, 1 nave *prima* transgressus meines Erachtens unhaltbar; 19, 16 mufs *d*ivortia, 45, 4 Me*tt*ius hergestellt werden. Das handschriftliche *discessum* 21, 10 läfst sich kaum rechtfertigen, am wenigsten mit der Deutung „si arrivò fino". Furneaux beruft sich zu Unrecht auf die Verbindungen discedere ab officio, a fide. Was die oft geschilderten „delenimenta vitiorum" und ihre verhängnisvollen Wirkungen angeht, so wäre (aufser 16, 16) aus der Fülle ähnlicher Stellen heranzuziehen Germ. 23, 6 und Hist. 4, 64, 19 abruptis voluptatibus, quibus Romani plus adversus subiectos quam armis valent.

Im Kommentar hat der Herausgeber die Resultate eigener und fremder Beobachtungen freigebig mitgeteilt, namentlich auch die Übersetzungen schwieriger Stellen erheblich vermehrt. Mitunter sind allerdings Beihilfen und Erläuterungen gegeben, die uns für Schüler der Oberstufe durchaus entbehrlich scheinen, so die zu 22, 7 gebotene Auseinandersetzung über den Unterschied von oppugnare und expugnare, die Übersetzung von 24, 12 unum ex regulis gentis „uno di quei principotti"; 24, 14 debellari „vin-

cersi completamente", tale è la forza del prefisso „de"; 29, 7 fortissimos „i più valorosi"; 33, 22 quod ... attinet „quanto a me" u. a. m. — Sehr dankenswert und nützlich sind die meist dem Kreise der Schulschriftsteller entnommenen Parallelstellen, darunter manche von D. zuerst herangezogene Beispiele. Mit der zweifachen Antithese 9, 12 facilitas — severitas; auctoritatem — amorem hätte (nach E. Norden) verglichen werden können Nep. Att. 15, 1 eius comitas non sine severitate erat neque gravitas sine facilitate.

Homburg v. d. H. **Eduard Wolff.**

29) **Iwan von Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft.** Dritter Band, fünfte Abteilung. **Benediktus Niese,** Grundrifs der Römischen Geschichte nebst Quellenkunde. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. München, C. H. Becksche Buchhandlung, Oskar Beck, 1906. VII u. 405 S. 8. ℳ 7. 20; geb. ℳ 9. —.

Von etwa 150 Seiten der ersten Bearbeitung ist die vorliegende dritte Auflage der römischen Geschichte Nieses auf fast den dreifachen Umfang angewachsen. Der darstellende Text ist überall durchgearbeitet und durch Hinzufügung wertvoller Einzelheiten erweitert worden. Dürftig waren ursprünglich die Literatur- und Quellenangaben. Jetzt geht der Darstellung einer jeden Periode eine Abhandlung über die Quellen voran, die zwar nur kurz ist und nur kurz sein kann, aber immerhin wünschenswerte Erläuterungen über die vorhandenen Quellen, ihren Wert und ihr Verhältnis zueinander bringt. Zahlreiche Fufsnoten bringen Verweise auf die einschlägige Literatur, Mitteilungen über abweichende Ansichten, kurze Erläuterungen oder Begründungen der Darstellung. Ganz neu auch der zweiten Bearbeitung gegenüber ist der § 50 (Kaisertum, Reich und Provinzen), der auf etwa 15 Seiten eine zwar kurze aber klare Darstellung der Regierung und Verwaltung des Reichs und der Verhältnisse der einzelnen Provinzen sowie Nachrichten über Rechtswesen, über wirtschaftliche Verhältnisse, über Religion und Sprache gibt. Ebenfalls neu ist der Schlufs des ganzen Werkes.

Gedrängte Kürze ohne phrasenhafte Ausschmückung charakterisiert die Darstellung, die trotz ihrer Kürze durchweg klar ist; nur selten hätte man einen präziseren Ausdruck gewünscht; wenn z. B. S. 278 von Agrippina gesagt wird: „Sie mufste mit ihrem Sohn Nero in die Verbannung

gehen und fand dort ihr Ende; ähnlich war das Schicksal ihres zweiten Sohnes Drusus", so hätte man wohl gewünscht zu erfahren, wie sie ihr Ende fand, was aus Nero wurde und wie das Schicksal des Drusus sich gestaltete; der unbestimmte Ausdruck „sein Ende finden" wird überhaupt häufiger, als man wünschen könnte, gebraucht; am Schlufs derselben Seite wird nun nochmals von Drusus erzählt, und hier erfahren wir auch, wie er endete. Oben auf derselben Seite wird der Tod von Tiberius' Sohn Drusus erzählt, am Schlufs der Seite wird wieder von ihm und seinem Tod berichtet; solche Wiederholungen auf derselben Seite hätten vermieden werden müssen. Auch sonst kommen einzelne Wiederholungen vor, wie z. B. die Vertreibung Hannibals S. 118 und S. 138, aber nicht immer läfst sich ja in einem solchen Werk eine Wiederholung vermeiden. Dagegen vermifst man eins, das in keiner römischen Geschichte fehlen dürfte, eine Stammtafel der julisch-klaudischen Hauses; wo die Verwandtschaftsverhältnisse so fest stehen wie hier, ist eine Stammtafel — mögen auch die Adoptionen für die Herstellung einer solchen einige Schwierigkeiten darbieten — doch leicht aufzustellen, und ein solches Bild erleichtert stets das Verständnis.

Über die Auffassung mancher Verhältnisse, über die Wirksamkeit und den Charakter einzelner Persönlichkeiten wie über allerhand Einzelheiten mag man mit dem Verfasser nicht übereinstimmen, immer aber wird man anerkennen müssen, dafs das Werk eine tüchtige, brauchbare Arbeit ist, die auf der Höhe der Wissenschaft steht.

Sondershausen. **Erichsen.**

---

30) **M. Mlodnicki, De Argolidis dialecto.** Brody, F. West, 1906. 24 S. 8.

Die vorliegende Dissertation, deren Verfasser die Absicht hat, den Dialekt der im vierten Bande der Inscriptiones Graecae enthaltenen Inschriften der Landschaft Argolis oder, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, „eas tantum formas Argolicas, quae ab Attica dialecto abhorrent vel formandi vel terminandi ratione vel lucri aliquid in etymologicam partem afferunt", zu behandeln, befafst sich nur mit dem Alphabet der argolischen Inschriften und aus der Lehre von den Vokalen mit den Kapiteln „De contractione vocalium", „De copulationibus vocalium *εο, εω*", „De *ᾱ* pro *η*", „De *η* pro *ει* et *ω* pro *ου*". Die Darstellung ist vorwiegend statistisch und scheint, soweit angestellte Stichproben ergeben haben, ziemlich ver-

läfslich zu sein, wenn auch gelegentlich ein oder der andere Irrtum sich findet, z. B. S. 15, wo der wirkliche Tatbestand hinsichtlich der Formen *Λαοδικα* und *Λαυδικα* gerade umgekehrt und anfserdem für 481, 7 richtig 841, 7 zu lesen ist, auf welcher Inschrift tatsächlich die Form *Λαοδικα* sich findet. Auch möchte man die Form 'respiceri' (S. 12, Z. 12 v. o.) in einer Dissertation gern missen.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

31) **Jos. Mensch, Das Tier in der Dichtung Marots.** (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgegeben von H. Breymann und J. Schick. 36. Heft.) Leipzig, Deichert-sche Verlagsbuchhandlung (G. Böhme), 1906. 100 S. 8. ℳ 2.80.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat sich seine Aufgabe leicht gemacht: er hat alle Stellen aus Marots Dichtungen, wo ein Tier oder irgend etwas auf Tiere Bezug Habendes erwähnt wird, ausgezogen und, mit der kurzen Angabe des Zusammenhangs versehen, in sieben Kapitel untergebracht, die betitelt sind: Äufsere Anlässe, Innere Anlässe, Tiergleichnisse, Tiervergleiche, Tierallegorie, Vermenschlichung des Tieres, Animalisierung des Menschen. Er ist von einer peinigenden Vollständigkeit. Er schenkt uns nicht die Gänsefeder, mit der Marot schreibt, noch die Fische, die seine Krankheit ihm zu essen verbietet. Was sich nicht gutwillig in seine Einteilung fügt, wird doch wenigstens irgendwie und irgendwo in eine Anmerkung untergebracht. Sonst bietet die Arbeit Mensch's nichts, gar nichts; er hat also aufser der oben erwähnten Einteilung des Materials keine geistige Arbeit verrichtet. Um zu zeigen, wie äufserlich, mechanisch selbst diese Einteilung durchgeführt ist, genügt es, ein Beispiel aus dem Abschnitt: „Längere Vergleiche" anzuführen: Einmal entnimmt Marot aus der Anschauung des Tierlebens ein lebendes Bild, wie jenes von dem im Netz gefangenen traurigen Vögelchen, an das ihn eine Frau erinnert, die durch schöne Versprechungen in die Ehe gelockt und dann von ihrem Mann schlecht behandelt wird; ein anderes Mal zieht der Dichter eine historische Szene, in der zufällig ein Tier vorkommt, heran, etwa dort, wo er den heilsamen Einflufs lobt, den der Anblick der von Moses aufgestellten ehernen Schlange ausübt, um uns damit — nach Hieronymus oder Isidor — den Nutzen nahezulegen, den man aus der steten Betrachtung des Leidens und Todes Christi ziehen

könnte. Dafs nur das erste Beispiel den Namen Tiervergleich verdient, leuchtet sofort ein; an dem zweiten Fall hätte es absolut nichts geändert, wenn in der biblischen Geschichte ein Stock oder ein Apfel statt der Schlange vorgekommen wäre. Dem Verfasser ist das ganz egal; Vergleich ist eben Vergleich, Tier Tier. — Ob eine solche Arbeit eine Förderung der Wissenschaft bedeutet, überlasse ich dem Urteil der Leser.

Im übrigen mufs festgestellt werden, dafs bei einer solchen, gänzlich verfehlten Produktion nur ein geringer Teil der Schuld den Verfasser trifft, der eben ein ihm gestelltes Thema so gut oder schlecht, wie er konnte, ausführte und sein Elaborat, vermutlich unter dem Zwang irgendwelcher Prüfungsverordnungen, drucken liefs. Die Hauptschuld liegt darin, dafs ein so unglückliches Thema überhaupt gestellt wurde und man dem Kandidaten offenbar nicht die mindeste Wegeleitung gab, wie man es anstellen müsse, um die aufgewandte Mühe für die Forschung nutzbringend zu gestalten. Das konnte nach zwei Seiten hin geschehen. Entweder nach der literarhistorischen: man hätte zeigen können, inwiefern Marot als schaffender Künstler in seinen Beziehungen zur Tierwelt seine Individualität kundtut, seinen Erfahrungen, seinen Anschauungen dichterischen Ausdruck zu verleihen imstande ist und inwiefern er, im Bann der Tradition und des Milieus stehend, nur mehr oder minder getreu wiederholt, was andere vor ihm und um ihn sagten — oder nach der sprach- und kulturhistorischen: da hätte es sich darum gehandelt zu zeigen, welche Vorstellungen von den Eigenschaften der Tiere sich in der Sprache Marots widerspiegeln, inwiefern er in den Redensarten, in den Vergleichen, in den Metaphern, in denen Tiere vorkommen, von der Sprache seiner Zeitgenossen abweicht und worin nicht. Von all dem findet sich bei Mensch nicht die Spur; dafs er dem, der eine solche engbegrenzte Arbeit einstmals unternimmt, die Aufgabe etwas erleichtert hat, ist der einzige Nutzen seines Büchleins.

Wien. **E. Herzog.**

---

32) **Dubislav** und **Boek, Methodischer Lehrgang der französischen Sprache.** Ausgabe A, für Gymnasien und Progymnasien. Elementarbuch. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1906. VII u. 267 S. 8. geb. ℳ 2.60.

Aus Urteilen von Fachgenossen läfst sich entnehmen, dafs in letzter Zeit eine „Ploetzmüdigkeit“ eingetreten ist; viele werden daher das Erscheinen eines neuen Unterrichtswerkes der französischen Sprache mit

Freude begrüfsen. Auf Grund guter Sachkenntnis und langjähriger Erfahrung haben hier zwei bewährte Neuphilologen einen methodischen Lehrgang der französischen Sprache herausgegeben, dessen erster Teil, das Elementarbuch (Ausgabe A, für Gymnasien), mir zur Besprechung vorliegt. Die Herausgeber nehmen in neusprachlichen Streitfragen eine vermittelnde Stellung ein. Sie suchen den Stoff des Elementarbuches den Ansprüchen der Reformer anzupassen, legen aber *Wert auf Grammatik und Übersetzungsübungen,* wie die zahlreichen deutschen Abschnitte (teils Einzelsätze, teils zusammenhängende Stücke) beweisen. — Die Herausgabe dieses Elementarbuches, das von Quarta bis Obertertia (inklusiv) gebraucht werden soll, bedeutet meiner Ansicht nach einen guten Schritt vorwärts. Darüber, wie der Stoff über die drei Jahre verteilt werden soll, sprechen sich die Autoren in der Einleitung leider nicht aus, und meine darauf bezügliche briefliche Anfrage ist bei der Beantwortung anderer Fragen versehentlich übergangen worden. Der in 55 Lektionen geteilte Stoff läfst sich in drei Jahren sicher bewältigen; wie? lehrt am besten die Praxis. Es darf nicht verschwiegen werden, dafs das Buch an Lehrende und Lernende gröfsere Anforderungen stellt, als z. B. Ploetz-Kares, doch bietet es anderseits mehr Anregung, da der Lehrstoff sich mit Frankreich und den Franzosen beschäftigt und den Schülern über mancherlei interessante Realien (cf. Le drapeau tricolore; Les produits de la France) Aufschlufs gibt. — Über jeder Lektion sind die dafür einzuübenden grammatischen Paragraphen angegeben. Dafs der Schüler gezwungen ist, in seiner Grammatik viel herumzublättern, da die betr. Paragraphen oft räumlich voneinander getrennt stehen, erschwert die Arbeit.

In einigen Lektionen ist auch zu reichlich grammatischer Stoff vorgeschrieben, z. B. in Lektion 21, wo die Steigerung und die Possessiva geübt werden sollen. Dafs die unregelmäfsigen Verba zeitig einsetzen, ist ein Vorzug des Buches, doch werden die Anforderungen zu hoch geschraubt, wenn in Lektion 44 dire, faire, suffire, rire, prendre, mettre als Übungsstoff und zur Einprägung vorgeschrieben werden. — Das im französischen Texte von Lektion 24 vorkommende pronom absolu lui (devant lui) müfste im Vokabular erklärt sein, da die unverbundenen Fürwörter erst in Lektion 27 behandelt werden. Die zweite Strophe des an der Spitze von Lektion 5 stehenden Gedichtes dürfte Anfängern ihrer grammatischen Konstruktion wegen Schwierigkeit bereiten.

Sie lautet:

Ah, plus puissant que ma faiblesse,
Que Dieu sans cesse
Guide tes pas!

In der Grammatik des Elementarbuches will mir nicht gefallen, dafs § 95,6 behauptet wird: quatre-vingt(s); deux cent(s) könnten immer mit s geschrieben werden. Der gebildete Franzose verfährt in diesem Falle konservativer und kehrt sich nicht an den bekannten Erlafs. § 97 heifst es: die verbundenen, persönlichen Fürwörter stehen (vom Imperativ abgesehen) vor der ersten Verbform. Hinter vom ist einzufügen: nicht verneinten.

§ 101 wäre zu bemerken, dafs die pronoms personnels absolus nach Präpositionen gebraucht werden. C'est moi usw. hätte gleichfalls angeführt werden können. Hier wie auch in § 105 (Relativa: Gebrauch von dont, que) fehlt es an Beispielen. In § 109 (Veränderung des part. passé) wird angeführt: nous nous sommes demandé. In Klammer müfste stehen: demender qc. à q.

Das Vokabular für IV-OIII (55 Lektionen) umfafst 2390 Wörter, der Ploetz-Kares IV-UIII (48 Lektionen) 1600 Wörter, also ist der Wortschatz, den sich die Schüler einzuprägen haben, bei beiden Büchern im Verhältnisse gleich grofs. Ohne Zweifel werden unsere Jungen an das Lernen der Vokabeln des Dubislav-Boek mit gröfserem Vergnügen gehen, als es beim Ploetz der Fall ist.

Verbesserungen, die sich noch während des Druckes der ersten Auflage anbringen lassen, sind:

Lektion 3: panier à papier wäre dem boîte à p. vorzuziehen. — In Lektion 23 ist neben train ordinaire (Personenzug) das gebräuchlichere train omnibus zu geben. — Lektion 46 séchoir Handtuchhalter; Lektion 47 séchoir (sec) idem. Das Wort sec ist hinter dem séchoir von 46 anzubringen, das séchoir von 47 kann dann wegbleiben. — Lektion 47: le démêloir, der weite Kamm, war entbehrlich, da das Wort im Übungsstoffe nicht vorkommt. — Lektion 24: je ne t'ai écrit (vor écrit ist 'pas' ausgelassen); ibid.: habitants, qui sont devenu riches (s von devenu ausgelassen). — Lektion 54: Zu ihrem Mittag trinken die Fr....; statt: zu ihrem Mittagessen. — Lektion 53: Norvége statt Norvège. — Bei rail (33) und os (58) fehlen die Aussprachebezeichnungen. — Lektion 25 B II: délivrée statt délivr-. Die Endung des Partizips war vom Schüler selbst zu finden. — Ibid.: sie bereichern sich durch die Weine, ist kein geschmackvoller deutscher Ausdruck.

Sachliche Ausstellungen. Lektion 25: Marseille dont la population est moindre (?) que celle de Lyon. (1904 hatte Marseille 492 000, Lyon nur 450 000 Einwohner). Lektion 41 wird vom Rolandsliede gesprochen und irrtümlich gesagt, daſs nach dem Chanson de Roland der Held unter Felsblöcken zusammengebrochen sei. Vgl. dagegen den wirklichen Vorgang: Chanson de Roland V. 2355—2396.

Lektion 88 (Anhang) das Lied: 'La France est belle' nach der Melodie: 'Freut euch des Lebens' zu singen, halte ich nicht für geschmackvoll. Überhaupt läſst sich die Auswahl der Lieder anfechten. Wenn überhaupt solche geboten werden, müssen sie musikalisch wertvoll und echt französisch sein. Besser am Platze wären gewesen: Le Chant de Noel (Minnit, Chrétiens, ...), Marlhronk, Ma Normandie und Marche des Marseillois.

Die Namen der Wochentage hätten vor der 18. Lektion kommen sollen, ferner würde es vielleicht zweckmäſsiger gewesen sein, im Elementarbuche ein Stück über das Weihnachtsfest in Deutschland und Frankreich einzuschalten, Platz war dazu reichlich vorhanden, da die Herausgeber einen Anhang von 35 Lektionen (844 Vokabeln) geliefert haben. — Ich muſs gestehen, daſs mir zu viel von: reisen, waschen, aufstehen, spazieren gehen die Rede ist. Das Übungsmaterial hätte sich vielleicht noch instruktiver und interessanter gestalten lassen.

Sehr anzuerkennen ist, daſs die Autoren den Anforderungen auf methodischem Gebiete voll gerecht werden und vielen Wünschen entgegenkommen. Daſs sie sogar in anderer Beziehung entgegenkommend waren (z. B. der Abstinenzbewegung gegenüber), beweisen die Sätze, in denen die Schädlichkeit des Genusses von Wein und Bier für Kinder betont wird.

Druck, Papier und Ausstattung des Elementarbuches lassen nichts zu wünschen übrig. Die Beigabe eines deutsch-französischen Vokabulars und je einer Karte von Frankreich und dem französischen Kolonialreiche, sowie die Abbildung der französischen Münzen werden sich im Unterrichte als nützlich erweisen.

Ich habe die Überzeugung, daſs Lehrer und Schüler an dem Buche, das für den neusprachlichen Unterricht einen entschiedenen Fortschritt bedeutet, ihre Freude haben werden. Möge dem Werke der beiden Verfasser, dessen Fortsetzung (das Übungsbuch wird Ostern 1907 erscheinen) mit Spannung zu erwarten ist, ein voller Erfolg beschieden sein.

Bremen. **Walther Otto.**

---

33) **Ph. Plattner, Ausführliche Grammatik der französischen Sprache.** III. Teil: Ergänzungen. 2. Heft: Das Pronomen und die Zahlwörter. Freiburg i. B., Bielefelds Verlag, 1907. 210 S. 8. ℳ 3.40.

Die Grammatik und drei Ergänzungshefte sind in den Nummern 15, 6, 22 und 10 der Jahrgänge 1899, 1903, 1905 und 1906 der Rundschau vom Unterzeichneten besprochen worden, und alle Anerkennung, welche dort dem Verfasser gezollt wird, findet ihre Begründung auch in dem neuesten Hefte. Da ist eine solche Fülle von Material aus allen Gebieten der Sprache zusammengetragen, um einen Überblick über das Gebräuchliche, das Mögliche und das etwa Fehlerhafte im Ausdruck zu geben, dafs der Fachmann reichliche Arbeit vor sich hat, wenn er all das sich zum verfügbaren Eigentum machen will. Für den Schulunterricht werden wir uns freilich am besten an das zumeist als regelrecht Anerkannte halten, um das jugendliche Fassungsvermögen nicht an Willkürlichkeit zu gewöhnen. Der Dozent aber hat für sich das Bedürfnis eingehendster Kenntnis der Sprache, die ihm nicht erlaubt, etwas als inkorrekt zu bezeichnen, was Auge und Ohr des Einheimischen noch als richtig oder zulässig hinnehmen.

Einige kurze Bemerkungen und Fragen mögen Zeugnis von dem Interesse geben, mit welchem das Buch gelesen wurde. In § 170, Anm. 1 könnte zu dans les vingt-quatre heures bemerkt werden, dafs der Artikel auf die zunächst folgenden 24 Stunden hindeutet. Ecu (§ 172) ist als Zählmünze nicht blofs beim Getreide- oder Viehhandel, sondern auch bei Angabe von Gehältern oder Rentenbezügen gebräuchlich. In § 313 vermifst man eine bestimmte Unterscheidung der verschiedenen Dative. Ist z. B. lui in Lui auriez-vous surpris des défauts? nicht offenbar der dativus possessoris, der sich so vielfach wiederfindet? Mufs man, um den Genetiv in Ses dernières années furent d'un chrétien, presque d'un théologien (§ 326, Zus. 1) zu erklären, celles ergänzen, oder sollte die lateinische Grammatik nicht eine einfachere Lösung bieten? Zu dem Gebrauche von qui und lequel (§ 339) liefse sich vielleicht das deutsche „welcher“ und „der“ beiziehen, für deren verschiedliche Verwendung nur wenig zwingende Regeln beigebracht werden können. Wenn man § 349, Anm. 4 liest: „In à qui mieux mieux ist die Präposition à überflüssig und erst später nach Analogie von à l'envi und c'est à qui eingedrungen“,

so fragt man sich, was sie in à l'envi zu bedeuten habe, in à tâtons, à reculons, à tue-tête usw. Über ce que bon vous semble (§ 342, 2), meint Plattner, seien die Meinungen geteilt; in der Regel gelte ce que nur als zulässig, weil de faire ergänzt werde. Ist in Si bon vous semble das Verb trotz des fehlenden il (vgl. qu'importe) nicht unpersönlich und folglich jenes que logisches Subjekt?

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

34) **K. Ploetz, Vocabulaire systématique.** Einundzwanzigste, verbesserte und vermehrte Auflage, neubearbeitet von **Richard Ploetz** und **Gustav Ploetz.** Berlin, F. A. Herbig, 1906. XVI u. 548 S. 8. Ungeb ℳ 2.80; geb. ℳ 3.30.

Das schon seit Jahrzehnten in immer neuen Auflagen erscheinende systematische Vokabularium der französischen Sprache braucht nicht erst den Beweis seiner Brauchbarkeit zu erbringen. Nicht nur zahlreichen Philologen, sondern auch Tausenden von Reisenden und Kaufleuten hat es treffliche Dienste geleistet, ihre Copia verborum zu vervollständigen und zu befestigen.

Die vorliegende 21. Auflage weist eine Reihe anerkennenswerter und zeitgemäfser Verbesserungen auf. Mehrere Kapitel sind gründlich umgearbeitet, und es sind nicht weniger als 93 Seiten neu hinzugekommen. Dafür sind dann die in den älteren Auflagen vorhandenen, zwar recht geistreichen, aber doch etwas gekünstelten Gespräche fortgelassen. Der phraseologische Teil ist dagegen geblieben, und zwar ganz unverändert. Hier hätte noch einiges verbessert und hinzugefügt werden können, und die Herausgeber täten gut daran, diesen Teil, der neben vielem Guten auch manches Überflüssige enthält, gründlich durchzusehen.

Im übrigen kann das Buch warm empfohlen werden.

Bremen. **W. Röhrs.**

35) **Hugo Gering, Beowulf nebst dem Finnsburg-Bruchstück.** Übersetzt und erläutert von H. G. Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung, 1906. XII u. 121 S. 8. ℳ 2.—.

Dafs sich Hugo Gering, der klassische Übersetzer der Edda, dazu entschlossen hat, auch den Beowulf zu verdeutschen, werden alle Freunde der germanischen Vorzeit und nicht zum wenigsten auch die Fachgelehrten und die Studenten mit heller Freude begrüfsen. Gering war der rechte

Mann zu dem schwierigen Werke, an dem schon so viele Berufene und Unberufene ihre Kräfte erprobt haben, ohne zu einem lohnenden, uneingeschränkt guten Erfolge zu gelangen. Gering hat dieses Ziel erreicht. Seine Übersetzung ist gut, sie ist die beste, die wir haben, sie ist in ihrer Art so klassisch wie die der Edda. Sie ist die einzige, in der man den Beowulf mit Genufs lesen kann, die einzige, die den Charakter des germanischen Altertums so treu wie möglich wiedergibt. Der alte Stabreim ist mit derselben Meisterschaft gehandhabt, wie in der Edda. Selbstverständlich mufste sich der Übersetzer einige Freiheiten im Ausdruck gegenüber dem Grundtext nehmen, aber es wäre eine verfehlte, weil unlogische Arbeit, in diesem Falle sie als Abweichungen feststellen zu wollen. Das wichtige ist eben, dafs Gering allein von allen deutschen Übersetzern alles, guten deutschen Ausdruck, Wahrung des Versmafses, treue Wiedergabe des Geistes und der Eigenart des Vorbildes und auch etwas dichterischen Schwung miteinander zu vereinen weifs. Ein lehrreicher Versuch ist es, ein paar Seiten von Gerings Beowulf mit der ebenfalls guten Übertragung von M. Heyne (2. Aufl., Paderborn 1898) laut lesend zu vergleichen. Heyne hat fünffüfsige Jamben gewählt. Welch ein Unterschied! Bei den Jamben der moderne, glattgeschmeidige, weiche Rhythmus, der so gar nichts Altgermanisches in sich birgt, und bei Gerings Versen die altertümliche, wuchtige, markige, mitunter etwas knorrige Urkraft.

Erhöht wird der Wert des Buches noch durch die Beigaben, eine kurze, sehr praktisch angelegte Einleitung und die wenig zahlreichen, aber ausreichenden und inhaltlich vortrefflichen Anmerkungen. Das Finnsburgbruchstück ist mit übersetzt. Zugrunde gelegt ist in aller Hauptsache die gute neue Ausgabe von F. Holthausen (vgl. diese Zeitschrift 1906, S. 116 und 1907, S. 18), der er nur in wenigen Fällen nicht folgt. Als praktisch hätte sich vielleicht noch ein ausdrücklicher Hinweis auf Gerings eigene Edda und eine der beiden vorhandenen Saxoübersetzungen empfohlen. Das prächtige Buch ist allen Gebildeten, die am germanischen Altertum Anteil nehmen, und ganz besonders unseren höheren Schulen bestens zu empfehlen.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

36) **John Ruskins Werke.** Bd. XIII: Moderne Maler. Bd. III. Von verschiedenen Dingen. Aus dem Englischen von **Hedwig Broda.** Jena, Eugen Diederichs, 1906. 397 S. 8. brosch. ℳ 10.—; geb. ℳ 11.—.

Nachdem Ruskin im II. Bande von „Modern Pointers" (1846) nachdrücklich auf die Primitiven und die venezianische Kunst hingewiesen hatte, erschien als Fortsetzung im Januar 1856 der III. Band, dessen Untertitel: „Von verschiedenen Dingen", irreführend für den sein könnte, welcher Ruskins Neigung zu Abschweifungen kennt. Aber hier ist er bei der Stange geblieben und führt seinen Gedankengang konsequent bis zu Ende. Wenige und mafsvolle Exkurse, meist solche, die uns als Deutsche gar nicht interessieren, hat die Übersetzerin auch noch ausgemerzt und dadurch den einheitlichen Charakter des Buches nur verstärkt. Ruskin weifs so wenig von unserer Sprache und unserem Geistesleben, dafs es uns z. B. ziemlich gleichgültig sein kann, was er vom „Faust" oder der deutschen Philosophie hält. Der Inhalt des vorliegenden Bandes atmet trotz entschiedener Betonung von Ruskins Ansichten über die Kunst eine objektive Ruhe, ist aber durchaus nicht langweilig und bildet einen interessanten Gegensatz zu der zornigen Kampfesstimmung des I. und dem „pretty style" des II. Bandes. Im ganzen behandelt R. Fragen, die jeden interessieren, der gern vertieftere Ansichten über Wesen, Zweck und Entwicklung der Kunst gewinnen möchte. Dafs er ein Doktrinär ist und zu schiefen Urteilen gelangt, z. B. über Rembrandt, Raffael u. a., ist oft genug gesagt worden und soll nicht bestritten werden. Dafs ihm aber die Kunst kein blofses besseres Handwerk war, bedarf noch häufiger Wiederholung. So weist er auf die Tatsache hin, dafs die Kunstübung von den rohesten Kritzeleien des Höhlenmenschen an einen tieferen Zweck gehabt habe (z. B. Jagdglück), zu dessen möglichst vollkommener Erreichung der Höhlenbewohner wie der gröfste Künstler auch die vollkommenste Technik für nötig erachtete und übte. Niemals aber machte er diese zum Selbstzweck. Im einzelnen stellt R. zunächst den Begriff „grofse Kunst" fest, grenzt Wahrheit und Schönheit, Realismus und Idealismus gegeneinander ab und entwickelt dann eine auf die Landschaftsmalerei angewandte Theorie der Kunst. Es folgt eine anregende Untersuchung über die historische Entwicklung des Landschaftsgefühls von den Griechen an (Homer), durch das Mittelalter (Dante) bis in die Neuzeit (Scott), um schliefslich mit den Lehrmeistern Turners zu enden, welcher

nach R. der größte Landschaftsmaler ist. Diese nüchternen Angaben finden aber bei R. eine ganz andere Ausführung. Seine originellen Gedanken und überraschenden Beobachtungen halten den Leser bis zu Ende in Spannung.

Auch diesem Bande hat der Diederichsche Verlag Reproduktionen der schönen Stiche beigefügt, welche, zur Hälfte von Ruskin gezeichnet, die Originalausgabe so wertvoll machen.

Die — erste, vollständige — Übersetzung von Hedwig Broda ist im ganzen richtig und lesbar, manche Partien sind sogar gut, z. B. S. 168f., die ich gern als Übersetzungsprobe anführte und, um zu zeigen, wie Ruskin schreibt, wenn er seine Feder in Purpur und Gold taucht. Aber im einzelnen ist doch mancherlei an der Übersetzung auszusetzen; es finden sich selbst Versehen, die nicht vorkommen dürften.

Da ist zuerst die Korrektur wohl nicht gründlich gelesen. Falsche und fehlende Interpunktion wirkt störend. S. 40, 24 mufs es nicht „auch“, sondern „auf“ heifsen; S. 218, 3 nicht „Ich“, sondern „Es“; S. 233 nicht „körperliche“, sondern „körperlose“; S. 239 nicht „malerisch“, sondern „maleisch“; S. 327 nicht „Tag“, sondern „Tanz“ usw.

Dann kommen unrichtige Übersetzungen und Mifsverständnisse: S. 36 mufs es nicht „kräftige“, sondern „tüchtige“ (efficient) Bildhauer heifsen; S. 41 nicht „Scheide des Degens“, sondern „Dolchgriff“ (daggerhilt); S. 45 nicht „die Feder des Bogens“, sondern „der Bart des Pfeils“ (the arrow plume); S. 46 nicht „Tölpel“, sondern „Trunkenbold“ (sot); S. 50 nicht „Wohlgeruch der Fichte“, sondern „Aroma der Ananas“. Für die beiden folgenden Scherze ist Ernst Hardt verantwortlich: S. 120 a venomous tode (Zitat aus Spenser), „bösart'ge Pflanzen“! Es kommt noch besser ein paar Verse weiter: All in a kirtle of discoloured say He clothed was, y-painted full of eies (nämlich der Neid): „Mit Käsefarbe dicht besprengt“!! Weiter S. 317 nicht „Schinkenknochen“, was auch gar nicht pafst, sondern „Hühnerknochen“ (chicken-bones). S. 321: „Ich weifs nicht, ob auf dem Sinai gejagt wird, aber ich erwarte immer zu hören, dafs jemand über ihn hinwegschiefst“, Ruskin sagt: „Ich weifs nicht, ob es Wild auf dem Sinai gibt, aber ich bin immer darauf gefafst, von jemand zu hören, der darauf jagt.“ S. 328: „Nur dem stumpfen, dem unerzogenen oder dem weltlichen Menschen ist es unangenehm, auf den Abhang des Berges zu stofsen“, Ruskin sagt: It is only the dull ... whom it is painful to meet on the hill sides, also: Nur die stumpfen ... in den

Bergen zu treffen. Ebenfalls Unsinn ist die Übersetzung S. 352: „obgleich der heilige Bernhard jeden Tag! (all day) den Genfer See entlang wandert und jeden Abend! (at evening) fragt: „wer er ist" (where it is). Genug.

Undeutsch ist S. 51: vom Froste versengt, S. 217: die Gänze (the whole). Ein Psalmbuch wird ausgeführt (S. 265), nicht ausgefertigt; S. 392 mufs es nicht „Geschwisterkünstler", sondern einfach „Kollegen" heifsen. S. 107: Haydn, dem die Erfindungsgabe eingewurzelt war und, nichts weniger als ein Pedant, fand usw. ist fehlerhaftes Deutsch. S. 172, 219 steht „was" für „welches". S. 225 „ein seinen Bedürfnissen Entgegenkommen" ist schlechtes Deutsch. S. 236 „durch einige Minuten" ist Englisch, aber kein Deutsch. S. 254: man sagt nicht „eine ägyptische Mumie, die die Hände an ihre Seiten gebunden hat", sondern „der die Hände an die Seiten gebunden sind". S. 382 „Die schlechtesten Studien in diesem Buche ... schulden alle den Hauptanteil an ihren Schwächen an Claude" ist schülerhaft und mufs heifsen: „... schulden alle Claude den hauptsächlichsten Teil ihrer Schwächen" usw.

Bremen. **F. Wilkens.**

37/38) **Englische Schriftsteller aus dem Gebiet der Philosophie, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft.**

1. **J. Ruska**, John Locke, An Essay concerning Human Understanding. Auswahl mit Anmerkungen. Heidelberg, C. Winter, 1904. 135 S. 8. geb. ℳ 1.60.
2. **J. Ruska**, Anthony Earl of Shaftesbury, An Inquiry concerning Virtue or Merit. Mit Einleitung und Anmerkungen. Ebenda 1904. 117 S. 8. ℳ 1.60.
3. **G. Budde**, David Hume. Essays and Treatises on several Subjects. Auswahl mit Anmerkungen. Ebenda 1904. 117 S. 8. ℳ 1.60.
4. **J. Ruska**, Robert Spencer, First Principles of Synthetic Philosophy. Auswahl mit Anmerkungen. Ebenda 1905. 139 Seiten. 8. ℳ 1.60.

Der Herausgeber der Sammlung, Dr. Julius Ruska, Professor an der Oberrealschule in Heidelberg, ist der Überzeugung, dafs der Unterricht in den modernen Fremdsprachen bis jetzt seinen hohen Aufgaben nicht gerecht geworden ist. Dieser Unterricht trete nur dann in seiner ganzen

Bedeutung hervor, wenn, wie bei dem in den klassischen Sprachen, auch das philosophische Element zur Geltung komme. Deshalb hat er, einer Anregung folgend, die ihm geworden ist, eine Sammlung von Schriften englischer Philosophen und Naturwissenschaftler zu begründen beschlossen, die zunächst für die obersten Klassen der Realmittelschulen (Oberrealschulen) bestimmt ist.

1. Lockes Abhandlung verdient allerdings auch für die Schule, darüber kann kein Zweifel sein, die höchste Beachtung, und man mufs nur bedauern, dafs es aus praktischen Gründen unmöglich ist, dem Schüler die vollständige Schrift in die Hände zu geben. Die Anmerkungen sollen nach Angabe des Herausgebers vor allem die philosophischen Ausdrücke erklären. Deshalb wird meist auf das Griechische zurückgegangen, das mit lateinischen Buchstaben wiedergegeben wird. Um volles Verständnis zu erzielen, wird der Lehrer für die Schüler, die des Griechischen unkundig sind, freilich noch manches hinzutun müssen.

Überall verrät der Herausgeber den gründlichen Kennner des Gegenstandes.

Da der Lehrer, der Lockes Schrift den Schülern vorlegt, die einschlägige Literatur studieren mufs, um für die Auslegung gerüstet zu sein, ist diese Literatur genau verzeichnet und von einer Kritik abgesehen.

Auf zwei Seiten ist Lockes Leben geschickt dargestellt.

Die Sprache des Philosophen zeigt verhältnismäfsig wenige Abweichungen vom modernen Englischen, daher bietet diese Lektüre auch nur geringe sprachliche Schwierigkeiten.

Inhaltlich ist sie interessant vom Anfang bis zum Ende. Wie fesselnd ist z. B. der Abschnitt über das Mikroskop und das, was über die Sprache gesagt wird!

2. Shaftesburys Schrift hat der Herausgeber als eine Art Ergänzung zum ersten Bändchen der Sammlung folgen lassen. Locke hat der Psychologie und der Erkenntnistheorie neue Bahnen gewiesen, Shaftesbury hat für die Ethik und die Ästhetik neue Gesetze aufgestellt. Die Literatur über diesen Denker wird genau verzeichnet, besonders wird auf Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, verwiesen, der es beklagt, dafs die Gegenwart Shaftesbury die nötige Beachtung versage. Auf wenigen Seiten wird man über das Leben und Wirken des Kündigers der Humanität in sehr ansprechender Weise unterrichtet und erfährt das Nötige über den bedeutenden Einflufs, den Shaftesbury auf seine Zeitgenossen in England, Frankreich und Deutschland ausgeübt hat.

Da die Kapiteleinteilung vom Inhalt nichts angibt, hat der Herausgeber der Abhandlung den Gedankengang der „Untersuchung über Tugend oder Verdienst“ in deutscher Sprache der Schrift vorausgeschickt und damit dem Verständnis des Lesers einen wesentlichen Dienst geleistet.

Auch Shaftesbury mufs nach meinem Dafürhalten bei guten Schülern Anklang finden.

Die Anmerkungen, die sich in sehr mafsvollen Grenzen halten, sind mit derselben Sorgfalt und nach denselben Grundsätzen gearbeitet, wie in dem ersten Bändchen.

3. Auch Budde spricht im Vorwort die Ansicht aus, dafs die Schüler unserer höheren Lehranstalten zur Vertiefung ihrer Bildung mehr an philosophisches Denken gewöhnt werden müssen. Dazu bedürfe es aber nicht der Durchnahme philosophischer Systeme, es könne ein solches Denken auch schon durch Werke erreicht werden, die Fragen des menschlichen Lebens mit philosophischem Geiste behandeln. Das aber sei der Fall bei bei den Abhandlungen Humes. Es sind ausgewählt zwei Abhandlungen politischen, vier literarischen, drei moralischen und drei philosophischen Inhalts. Bei der Auswahl hat der Herausgeber sein Augenmerk vor allem darauf gerichtet, dafs die Gegenstände der Fassungskraft eines Primaners entsprechen und dafs sie geeignet sind, sein Interesse zu wecken. Ich habe mich davon überzeugt, dafs B. eine sehr gute Auswahl getroffen hat. Die Anmerkungen sind in demselben verständigen Sinne gehalten, wie die von Ruska, doch ist öfters eine Übersetzungshilfe gegeben und auch Synonymisches erklärt. S. 22 finde ich Anm. 3 überflüssig zu dem Satze: so bad a use did they make. Ich finde nichts Ungewöhnliches darin. S. 32 steht als Regierungszeit Eduards II. 1273—1302 st. 1307; S. 47. 30 steht this st. his; S. 51, Anm. 3 mufs es 1660 heifsen st. 1600 (Restauration). Natürlich ist auch eine kurze Lebensbeschreibung nebst Angabe der Schriften Humes dem Bändchen beigegeben. Hier wird auch Humes Philosophie und sein Verhältnis zu Locke klargelegt.

4. Ruska erweist sich auch in diesem Bändchen als ein Herausgeber und Erklärer von grofser Erfahrung und weitem Blick. Im Vorwort wird zunächst hervorgehoben, dafs heutzutage in den Geistes- wie in den Naturwissenschaften der Entwicklungsgedanke eine wichtige Rolle spielt. Es bedürfe daher keiner Rechtfertigung, wenn auch die First Principles den Primanern der Oberrealschulen zugänglich gemacht würden. Was in Frankreich möglich sei, sollte auch bei uns, dem „Volke der Denker“,

einen günstigen Boden finden. Doch ist der Herausgeber wegen der Schwierigkeit des Stoffes mit einigen Bedenken an die Bearbeitung dieses Bändchens gegangen. Er habe diese Bedenken jedoch überwunden, da er die Überzeugung gewonnen habe, dafs die Forderung, die Schüler im fremdsprachlichen Unterricht mit den betreffenden Ländern und ihren Bewohnern vertraut zu machen, eben nur dann ganz erfüllt werden könne, wenn auch die philosophischen Schriftsteller herangezogen würden, zumal da, da diese eine dauernde Wirkung auf Geist und Herz der Primaner ausübten.

Das geradezu vorbildliche Leben und Streben Herbert Spencers ist in vortrefflicher Weise geschildert. Dem Lehrer werden zur Vertiefung in den Gegenstand die Quellen angegeben, aus denen er Belehrung schöpfen kann.

Auch dieses Bändchen halte ich für geeignet zur Schullektüre bei guten Jahrgängen und bei sehr gewissenhafter Vorbereitung des Lehrers.

Fesselnd sind die Gedanken Spencers von der ersten bis zur letzten Seite. Von ganz besonderer Anziehung dürfte das Kapitel sein: Ultimate Religious Ideas.

Abschliefsend will ich bemerken, dafs die Sammlung meinen vollen Beifall hat auch durch das äufsere Gewand, das ihr gegeben ist. Es sind schmucke Leinwandbändchen mit gutem Papier und sauberem Druck. Die Anmerkungen stehen, auch damit bin ich einverstanden, gleich unter dem Text. Ich glaube demnach die Einführung dieser Lektüre an den Oberrealschulen, denen dadurch tatsächlich ein Ersatz geliefert wird für das, was dem Gymnasiasten die Klassiker des Altertums bieten, warm empfehlen zu dürfen. Aber auch dem Gymnasiasten dürfte diese etwas schwerverdauliche Kost bei günstigen Verhältnissen mitunter wohl zuzumuten sein.

Hildburghausen. **K. Pusch.**

---

39) **John G. Robertson, The Modern Language Review,** A quarterly journal devoted to the study of medieval and modern literature and philology edited by J. G. R. Vol. I. Number 4. Cambridge, the University Press, 1906. S. 269/364 8. 2 sh. 6.

Die vierte Nummer, mit der der erste Band beschlossen wird, bringt den Aufsatz von E. Armstrong über „Dante in relation to the sports and pastimes of his age" zum Abschlufs. — L. E. Kastner beginnt mit der Veröffentlichung altfranzösischer Gedichte über den Antichrist. — Der Herausgeber J. G. Robertson selbst bietet Beiträge zur Kenntnis Shakespeares auf dem Kontinent zu Anfang des 18. Jahrhunderts. —

E. Dowden, der bekannte Shakespeareforscher, veröffentlicht A pamphlet by Bishop Berkeley, während ein Franzose mit dem deutschen Namen F. Baldensperger den literarischen Beziehungen zwischen Thomas More und A. de Vigny, A. B. Young denen zwischen Shelley und M. G. Lewis' Roman „The monk" nachgeht. — Aufserdem enthält der Band noch einen kurzen Artikel Skeats über provenzalische Lehnwörter im Englischen, ferner „Miscellaneous notes", Besprechungen, kurze Anzeigen und eine Liste neuer Wörter.

Berlin. **Heinrich Spies.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 23. Februar. Nr. 4, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

40) **R. K. Gaye, The Platonic conception of immortality and its connexion with the theory of ideas.** An essay which obtained the Hare prize 1903. London, J. C. Clay and Sons, 1904. VIII u. 260 S. 8. geb. 5 Sh.

Gaye behandelt in zwölf Kapiteln (1) die vorplatonischen Ansichten über die Unsterblichkeit, die Entwicklung der Ideenlehre und der Lehre von der Unsterblichkeit im (2) Symposion, (3) Phädrus, (4) Staat, (5) Phädo und faſst dann (6) das Verhältnis der beiden Theorien zueinander, wie es sich in dieser von ihm so abgegrenzten ersten Periode der schriftstellerischen Tätigkeit Platos darstellt, zusammen. Die beiden Theorien (7) sind dann von Plato etwas geändert worden, wie (8 und 9, das Resultat beleuchtet 10) aus dem Timäus und den Gesetzen nachgewiesen wird. Kap. 11 bespricht dann die degeneration (besser wäre von einer Abstufung, einer Anordnung in verschiedenen Stufen gesprochen worden) of souls in der Kosmologie Platos, Kap. 12 zieht das Resumé aus der ganzen Abhandlung: Für die Ideenlehre bildet die Unsterblichkeitslehre mindestens kein logisches Postulat; die letztere schuf das Herz des Dichters

Plato, ja sie läfst sich sogar nur schwer und kaum so, dafs jeder Widerspruch verstummen müfste, in das Ganze der Ideenlehre einfügen.

Zu einer ähnlichen Ansicht kommt bekanntlich auch Natorp (Platos Ideenlehre, S. 167—170); er stellt indes das von Gaye behandelte Problem auf $3^1/_2$ Seiten mindestens mit der gleichen Deutlichkeit dar wie Gaye auf 260 Seiten. Damit sind auch schon die beiden Hauptmängel der vorliegenden Arbeit berührt: Die gebotenen Ausführungen sind ermüdend breit; etwas Neues bringt weder das Buch im ganzen noch seine einzelnen Unterabteilungen. Z. B. der Fehler in der Beweisführung des Phädrus, dafs Plato nur die Fortdauer der „Universalseele" beweist und dann so fortfährt, als habe er die persönliche Unsterblichkeit bewiesen, wird in einer langen Auseinandersetzung dargelegt (S. 35 ff.) und oft wiedererwähnt (z. B. S. 42. 59. 113. 206. 225). Und doch ist damit nichts Neues gefunden (vgl. u. a. G. Teichmüller, Plato von der Unsterblichkeit der Seele [Berlin 1874], oder, da Gaye einmal von der deutschen Platoliteratur ganz absieht, Archer-Hind, Phaedo [London 1883], S. 18—26; Lutoslawski, The origin and growth of Platos logic [London 1897], S. 260). — Auch darauf, dafs man den pythagoreischen Einflufs auf Plato überschätzte, ist schon öfters hingewiesen worden; auch hier erweist sich, was Gaye S. 12 schreibt, als eine Ausführung des Gedankens, den Archer-Hind in seiner Timäusausgabe, Introduction, S. 12 äufsert: The Pythagorean influence on Platonism has been grossly overrated. — Ähnlich steht es mit der Unterscheidung, die die platonische Terminologie zwischen *ἀθάνατος* und *αἰώνιος* macht (S. 150), mit dem Einflufs Heraklits auf Plato (S. 13. 31. 145. 210) u. a.

Wenn Gaye meint, im Symposium in the speech of Diotima we can see the dawn of the theory of ideas (S. 31), so möge er sich — um wieder von Susemihl, Die genet. Entwickl. der platon. Philos., S. 161, Natorp a. a. O., S. 1—163 u. a. ganz zu schweigen, — von seinem Landsmann Lutoslawski a. a. O., S. 225, eines Besseren belehren lassen.

Interessant könnte auch für weitere Kreise von Platoforschern die Datierung platonischer Dialoge auf Grund eines solchen Themas werden. Aber auch hier ist Gaye zu wenig selbständig, z. B. wenn er das Symposium vor Meno und Republik setzt, begnügt er sich damit, sich mit Dr. Jacksons Gründen für diese Datierung einverstanden zu erklären. Für seine Ansetzung des Phädo nach der Republik bringt er (c. V, Anf.) einige nicht recht überzeugende Gründe. Dafs ihm wenigstens für letztere Behaup-

tung die Aufgabe zukäme, die entgegenstehenden Ansichten zu bekämpfen, ihre Gründe zu entkräften (wieder z. B. nur die seiner Landsleute Grote, Platon and the other companions of Socrates, new ed. London 1885. Lutoslawski a. a. O., S. 162), dessen ist sich Gaye nicht bewufst geworden.

Und noch ein Mangel kann nicht scharf genug gerügt werden: Gaye kennt nur drei Platoforscher: Mr. Thompson, dessen Name etwa zwanzigmal genannt wird, Mr. Jackson (etwa dreifsigmal), Mr. Archer-Hind (etwa achtzigmal). Neben ihnen hat er keine anderen Götter. Einen Fall ausgenommen (S. 229), findet sonst kein englischer Philolog Gnade vor Gayes Augen. Die Deutschen Hegel (S. 88. 101. 145), Zeller (S. 68), Teichmüller (S. 88), Stallbaum (S. 158) kennt er — aus den introductions des Mr. Archer-Hind zu Phädo und Timäus. Köstlich ist hierzu die Bemerkung S. 151: (bei) a somewhat difficult expression to unterstand — Mr. Archer-Hind, *as usual*, has a satisfactory explanation. Tatsächlich sind Gayes langatmige Ausführungen nur Paraphrasen von kurz angedeuteten Gedanken in den Platoausgaben (und Veröffentlichungen im Journal of Philology) dieser Männer. Und wo er sich einmal in Widerspruch zu einem von ihnen setzt, was selten genug vorkommt, modifiziert er meist in Nebensächlichem eines ihrer Urteile, dessen allgemeiner gehaltene Formulierung sich vielleicht nicht ganz deckt mit dem, was Gayes in eng umgrenztem Gebiet vorgenommene Untersuchungen ergaben.

Wohin soll uns eine solche „wissenschaftliche Inzucht“ führen?

München. **Ernst Wüst.**

---

41) **Wilhelm Capelle, Epiktet, Handbüchlein der Moral.** Mit Anhang: Ausgewählte Fragmente verlorener Diatriben. Eingeleitet und herausgegeben von W. C. Jena, Eugen Diederichs, 1906. XXXII u. 76 S. 8. *M* 2.—; geb. *M* 3.50.

Auf S. xxx sagt der Herausgeber, dafs er auf Veranlassung der Verlagsbuchhandlung wegen Verhinderung von Grabisch — dem Übersetzer der in demselben Verlage erschienenen ausgewählten Diatriben — die Einleitung verfafst habe, die, ebenso wie die Übersetzung der Fragmente und der anderen in der Einleitung zitierten Stellen, ausschliefslich von ihm herrühre. Das Handbüchlein dagegen werde in der freilich gänzlich umgearbeiteten Übersetzung von Grabisch gegeben. Dafs Grabisch mit seiner unzureichenden Kenntnis der griechischen Sprache beiseite geschoben ist, war im

Interesse der Sache durchaus nötig. Ich hätte nur gewünscht, daſs Capelle irgendeine der freigewordenen Epiktetübersetzungen dieser Ausgabe zugrunde gelegt oder wenigstens das Grabischsche Elaborat sorgfältiger durchkorrigiert hätte. Es sind noch immer mehr Fehler stehen geblieben, als sich geduldig ertragen läſst. Was von Capelle stammt, hat Hand und Fuſs. Die Übersetzung der Fragmente ist flieſsend, sinngemäſs und fehlerfrei, die Einleitung ist geeignet, in die Zeitverhältnisse, in denen Epiktet lebte und lehrte, einzuführen, und hebt auch die wichtigsten Punkte der stoischen Philosophie hervor. Freilich dürfte es nicht allgemeinen Beifall finden, wenn schlankweg von Satiren des Lucian geredet, εὐδαιμονία mit „Gottseligkeit" übersetzt und die stoische Philosophie bloſs „in gewisser Hinsicht" als materialistisch bezeichnet wird. Ich kann es auch nicht billigen, daſs zwar der Franzose Martha zitiert ist, aber das vortreffliche Werk von Bonhöffer „Die Ethik des Stoikers Epiktet" nicht erwähnt wird. Jedoch das Schlimmste sind, wie gesagt, die stehen gebliebenen Fehler Grabischs. Gleich im ersten Abschnitte des Handbüchleins ist ὁρμή mit „unser Handeln" wiedergegeben, ὁρμή ist „Trieb"; ein logisch denkender Kopf sagt nicht: „In unser Gewalt steht: unsere Meinung, unser Handeln, unser Begehren und Meiden — kurz: all unser Tun." — προαίρεσις (S. 5) ist „freier Wille", nicht „Gemütsverfassung", πήρωσις (S. 10) „Lahmsein", nicht „Lähmung". — S. 13 muſs es heiſsen: „so ist er vielleicht imstande, das nicht zu tun, was du haben willst", anstatt „so ist er nicht imstande, das zu tun". Der letzte Satz desselben Abschnittes XII ist infolge Unkenntnis der Konstruktion οὕτως ἵνα verunglückt, er muſs lauten: „So gut hat er es nicht, daſs es von ihm abhinge, daſs du dich aufregst." — Auf S. 16 ist statt Heraklit Herakles eingesetzt; schon die Zusammenstellung mit Diogenes hätte stutzig machen müssen. — In Abschnitt XXIV, S. 25 und 26 ist αἴδήμων, das viermal vorkommt, ohne Not stets mit einem anderen deutschen Worte wiedergegeben. — Der bekannte Ausspruch Epiktets ἕνα σε δεῖ ἄνθρωπον εἶναι usw. ist auf S. 34 übertragen mit „Nur eins kannst du sein, ein guter oder schlechter Mensch", das würde griechisch lauten δυοῖν θάτερόν σε δεῖ εἶναι ... Der Gedanke unum te hominem esse oportet „du muſst ein einheitlicher Mensch sein" findet sich öfter auch bei Seneca. — S. 59, Abschnitt XLIX wird μᾶλλον οὖν ἐρυθριῶ übersetzt mit „Ich erröte daher noch mehr", obgleich vorher von erröten gar nicht die Rede gewesen ist, μᾶλλον heiſst bekanntlich auch „lieber",

also „ich will lieber erröten“. Doch genug! — Die Anmerkungen beziehen sich fast nur auf die sieben Seiten Fragmente, durch das Handbüchlein selbst mufs man sich ohne Anmerkungen durchhelfen. Und doch wären sie oft recht nötig, an Platz dazu hätte es auch nicht gefehlt, da manche Seiten nur wenige Zeilen Druck enthalten.

Summa: Die Stichsche Übersetzung des Handbüchleins, Verlag Reclam, Preis ℳ —. 20, ist der vorliegenden, anspruchsvoller auftretenden Ausgabe entschieden vorzuziehen.

Ilfeld i. H. **R. Mücke.**

---

42) **G. B. Cottino, La flessione dei nomi Greci in Virgilio.** Torino, F. Casanova & Cia., 1906. 55 S. 8. Lire 2.

Die Vorrede wendet sich gegen Sniehotta, der willkürlich die Lesart einer Handschrift gegenüber der Majorität der anderen bevorzugt habe. Es wird die Festigkeit des Dreibundes nicht erschüttern, wenn ich meinerseits bekenne, von der vorliegenden Arbeit wenig erbaut zu sein. Sie will auf der Grundlage von Ribbecks kritischem Apparat vom Jahre 1894 den Gegenstand mit Ausschlufs der Appendix behandeln, und auf 55 Seiten liefs sich dies auch vollständig erreichen. Welche Fülle von Beobachtungen über denselben Gegenstand hat Norden auf zwei Seiten zusammengedrängt! In der ersten Deklination wird auch zunächst ein Anlauf zur Vollständigkeit genommen und jedes Vorkommen der Form *Aeneas* gewissenhaft gebucht: im ganzen 199 Nominative auf *as*, 103 auf *es*, keiner auf *a*. Aber schon im Genetiv wird das Verzeichnis lückenhaft, die Maskulina sind hier gar nicht berücksichtigt. *Haud impune quidem*, denn siehe: unter den Feminina, die der Verfasser auf S. 21 aufzählt, erscheint der vielgeplagte Philoktet aus Aen. III 402! Ich darf mich wohl im folgenden sehr kurz fassen. Wenn der Verfasser in der zweiten Deklination mit dem stolzen *escono in us* beginnt, so dürfen wir wieder eine vollständige Aufzählung, zum wenigsten aber eine knappe Angabe wie bei Norden erwarten, der etwa 270 Fälle kennt; dafür finden wir hier 23 Wörter aufgezählt, über das Fehlen der übrigen tröstet uns eine Anmerkung. So geht es weiter: nirgend trockene, aber zuverlässige Statistik, dagegen viele retardierende Momente in Gestalt von Phrasen und elementaren Bemerkungen über Position, Synalöphe usw. Ebensowenig erbaulich wie das gewonnene Material sind die Folgerungen, die der Verfasser daraus ableitet, so S. 43: *Virgilio usò queste forme — perchè*

così volle usarle, S. 49: *Qui adunque V. non si attenne ad un unico criterio.* Ärgerlich sind auch die mancherlei Anfechtungen, die dem Verfasser die heimatliche Schreibung der Fremdnamen bereitet: *Ganimedis, Eaciden, Hippoliten, Ceneus, Calibum, Harpalice* und andere Barbarismen. Auf welches Konto die hartnäckige Wiederkehr derselben Fehler in *Orthygia, Imarime, Oxion* (für *Ixion*) zu setzen ist, weiſs ich nicht.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

13) **Ad. Kiefsling, Q. Horatius Flaccus Satiren.** Dritte Auflage besorgt von **Richard Heinze.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. XXXII u. 254 S. 8. ℳ 2.80.

„Horaz hat einen kongenialen Erklärer an Kiefsling gefunden, der — man darf es wohl sagen — den geschmackvollsten Kommentar geschaffen hat, welcher je einem Dichter zuteil geworden ist." Dies uneingeschränkte Lob erteilt der Kiefslingschen Horazausgabe W. Kroll in seinem Werke „Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert" S. 33. In gleichem Geiste sind die späteren Auflagen von Heinze bearbeitet worden, der sich's angelegen sein läfst, die Vorzüge des Kiefslingschen Horaz zu wahren, und nur da, wo die letzten Jahre unser Verständnis der römischen Poesie überhaupt und der hier erklärten Gedichte insbesondere gefördert haben, die notwendigen Ergänzungen oder Berichtigungen bringt. Heinze hat in der vorliegenden Satirenausgabe freier mit Kiefslings Text geschaltet als in den früher von ihm besorgten Auflagen der verschiedenen Teile des Werkes; aber er vertraut darauf, „dafs Kiefsling selbst den gröfsten Teil der Änderungen, die er vorgenommen hat, gebilligt haben würde". Freilich ist im einzelnen schwer herauszufinden, wo Heinze Neuerungen vorgenommen hat; und wenn man die vorige Auflage nicht zur Hand hat, läfst sich die „gelegentliche knappe Andeutung" höchstens hier und da vermuten. Indessen kommt es weniger darauf an, das, was H. hier geändert oder neu hinzugegeben hat, herauszuschälen, als festzustellen, dafs die Ausgabe, wie sie vorliegt, einen in jeder Beziehung vollständigen, die vielen Feinheiten und Falten der Dichtungen durchleuchtenden und ihren Geist kennzeichnenden Kommentar bietet, der dem Leser nach jeder Seite — namentlich nach der philosophischen — das Verständnis erschliefst und einen wahren und dauernden Genufs bereitet.

Die Einleitung behandelt die horazische Satire, zunächst in einem

Abschnitte (überschrieben „Allgemeines“) die Stellung des Horaz zu seinem Vorgänger und Vorbilde Lucilius, die Ähnlichkeit und die Verschiedenheit, das Gemeinsame und den Fortschritt. Beide zeigen in ihrer Poesie einen philosophischen Einschlag, aber Horaz in weit höherem Grade; begründet ist das nicht nur in der Persönlichkeit des Dichters, sondern in der Verschiedenheit der Zeiten. Und so geht Verfasser auf die philosophischen Richtungen ein, als deren Kenner — oder Jünger sich Horaz zeigt. Der Abschnitt schliefst mit einem Exkurs über die Abfassungszeit der einzelnen Satiren, als deren älteste Kiefsling-Heinze I 2 betrachten (Kirchner, Schütz u. a. dagegen I 7, wenngleich Schütz für frühe Abfassungszeit dieselben Argumente anführt wie Kiefsling-Heinze). Ein zweiter, kurzer aber erschöpfender Abschnitt behandelt „Sprachliches und Metrisches“, wobei auch auf Wortschatz und Satzbau eingegangen wird. Im Kommentar ist jeder Satire eine Einleitung über Inhalt und Gedankengang vorausgeschickt, der höhere oder niedere ethische Standpunkt wird hervorgehoben, auf Anlafs und Zweck hingewiesen, und so die Dichtung als Ganzes gewürdigt. Die Anmerkungen sind auf Erschliefsung des Verständnisses der ganzen Dichtung und aller Einzelheiten gerichtet, weisen auf poetische Auffassung, auf historische, mythologische, politische, persönliche Beziehungen und Reminiszenzen hin, und von dem Gesichtspunkte des Gedankenzusammenhanges, nicht von dem der reinen Grammatik aus, wird auch das Sprachliche behandelt; besonders aber wird überall die Stellung des Dichters zur griechischen Philosophie in richtiger Weise betont. Bezeichnende Parallelstellen aus griechischen und römischen Schriftstellern und Dichtern, insonderheit aus Horaz selbst, werden in reichem Mafse herangezogen. Weniger beschäftigt sich Verfasser mit einer Polemik gegen andere Ausleger, wenngleich auch diese gelegentlich nicht fehlt. Auf die sprachliche Entwicklung, Horaz' Stellung in der Literatur seiner Zeitgenossen wird oft aufmerksam gemacht; feine und scharfsinnige Bemerkungen über Sprachliches (in dem angedeuteten Sinne) findet man fast auf jeder Seite. Auf vage Vermutungen über angedeutete Persönlichkeiten, wozu sich die Ausleger vielfach veranlafst gesehen haben, verschwendet Verfasser seinen Scharfsinn nicht, weist vielmehr solche müfsige Versuche zurück, vgl. Einl. zu II 4, S. 217. Nur selten findet man eine überflüssige Bemerkung, wie etwa zu I 3 14 concha = silbernes Salzfafs; auch sal purum (a. d. St.) braucht nicht gerade ein nicht mit anderen Gewürzen versetztes Salz zu sein.

So bietet die Ausgabe der Satiren einen nach allen Seiten hin die Dichtung würdigenden, den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Kommentar und ist damit ein vortreffliches Hilfsmittel für die Erklärung des Horaz; dem Lehrer, der die Satiren mit seiner Klasse liest, wird sie die besten Dienste leisten. Für Schüler ist sie nicht bestimmt, wenngleich sie auch einem solchen, sofern er sich zu selbständiger Arbeit gewöhnt hat, nützlich sein kann. Einige Druckversehen sind stehen geblieben, doch sind sie meist leicht aus dem Zusammenhange zu verbessern. I 3 39 ist das Komma wohl hinter vitia zu setzen.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

44) **C. O. Thulin, Die etruskische Disziplin.** Göteborg, Wettergren und Kerber. (Jahresschrift der Hochschule Gotenburg, 1905, V; 1906, I.)

I. Die Blitzlehre. XVI u. 128 S. gr. 8. *M* 1. 40.

II. Die Haruspicin. 54 S. u. 3 Tafeln. gr. 8. *M* 1 40.

Die Römer stellten Könige etruskischer Herkunft als Ordner ihres Staates hin und gestanden offen, manche Einrichtungen von den Etruskern übernommen zu haben; z. B. die typische Dreizahl des römischen Namensystems ist von den Etruskern entlehnt. Über keinen Teil der etruskischen Kultur haben sie reichlichere Nachrichten hinterlassen als über die etruskische Weissagekunst; denn so stark auch die Beziehungen beider Völker waren, erschienen doch die Riten und die Weissagelehre der Etrusker den Römern immer als etwas Fremdes. Von der römischen Augurallehre finden sich bei den Etruskern keine sicheren Spuren. Ihre heiligen Schriften bestanden aus drei Hauptteilen, den Libri fulgurales, haruspicini, rituales.

I. Die Überlegenheit der Etrusker in der Kunst, Blitze zu beobachten und zu erklären, wird von den römischen Schriftstellern anerkannt. Sie teilten den Himmel in sechzehn Regionen. Die Blitze der östlichen Hälfte galten als überwiegend glücklich, die der westlichen als unglücklich, und zwar die nördlichen als bedeutungsvoller denn die südlichen. Die Bedeutung jedes Blitzes war nach den Himmelsregionen und anderen Gesichtspunkten (wie Farbe und Wirkung) ein für allemal fest bestimmt. Es gab neun Blitzgötter; als solche bestimmt Thulin Juppiter, Juno, Minerva, Vulkan, Mars, Saturn. Jeder hatte eine besondere Art der Blitze, Juppiter jedoch drei, so dafs es elf Blitzarten oder *manubiae* gab. Die

Römer dagegen kannten nur drei Blitze, den des Juppiter am Tage, den des Summanus in der Nacht und das *fulmen provorsum* während der Dämmerung. Wenn Dichter auch andere Götter Blitze werfen lassen, so sind das doch Blitze Juppiters, wie z. B. Minerva bei Virgil (Aen. 1, 42) *ignem Iovis* schleudert. *Tinia* (= Juppiter) allein kann, wenn man den Himmel um Rat frägt, *fulmina praesaga* oder *consiliaria* senden. Seine erste Manubie ist der mahnende Blitz, den er nach eigenem Ratschlufs sendet. Die zweite ist der gefährliche Blitz, den er auf Anraten der zwölf *di consentes, complices, consiliarii* unter erschreckendem Donner schleudert. Verheerend und tötend ist die dritte Manubie, der feurige Blitz, den Juppiter im Einverständnis mit den *di superiores et involuti* oder *principes*, den Mören der Etrusker, wirft.

Bei der Deutung der Blitze kam es auf ihre Farbe und Stärke, den Ort und die Zeit an. Die *manubiae* des Juppiter und Mars waren rötlich, *rubrae*, die übrigen blafs, *albae et nigrae*. Auch dem Donner kam eine Bedeutung zu, ob er lang und dumpf oder plötzlich und heftig war. — Nach der Wirkung unterschied man drei *genera fulminum:* 1) das klare, flüchtige, schnell hindurchdringende, *quod terebrat, afflat, tangit;* 2) das scharfe, *quod discutit, dissipat, findit, transfigit;* 3) das feurige, schwärzende, *quod urit, incendit, fuscat.* — Fulmina regalia trafen die wichtigsten Punkte einer Stadt, sie gingen in ältester Zeit den König an, wurden später umgedeutet, als ob sie der Stadt eine Königsherrschaft drohten. Solche Blitze erkannten die Haruspices bei Cicero Cat. 3, 19. Blitze, die auf eine Stadtmauer fielen, deuteten auf feindlichen Angriff. Das Genus consiliarium erfolgte *ante rem, sed post cogitationem.* Das Genus auctoritatis billigte oder verwarf das Geschehene. Das Genus status kam unerwartet mit Drohung (z. B. des Todes oder der Verbannung). Fulmina perpetua erfolgten in der Geburtsstunde oder beim Eheschlufs oder bei der Gründung einer Stadt und bezogen sich auf das ganze Leben des Menschen oder die Existenz der Stadt. Die Fulmina finita bezeichneten einen bestimmten Tag. Bei den Fulmina prorogativa konnte die Drohung von Juppiter oder den Fata verschoben werden, bei einem Menschen auf zehn, bei einem Staate auf dreifsig Jahre.

Die Etrusker unterschieden *fulgura bona* oder *laeta* (Gutes verheifsende), *mala* oder *adversa* (Böses drohende) und *mixta.* Der getroffene Ort galt als entweiht; er wurde von den Haruspizes gereinigt, das vom Blitz Erschlagene

unter dumpfen Geheten hestattet, dem Blitze (*bidens*) ein Grab errichtet (ein *bidental*) und umfriedigt, endlich durch ein blutiges Opfer die Huld des Blitzgottes wieder gewonnen. Bei der Blitzsühnung der Römer hestand das von den Pontifices darzubringende Opfer aus Zwiebeln, Haaren und Sardellen, einem symbolischen Ersatze für ein Menschenopfer; das Blitzgrab blieb unbedeckt und hiefs *puteal*. Oft beschlofs der Senat noch andere Sühnungen unter Beiziehung der Haruspices. Den Römern fremd, der etruskischen Superstition eigentümlich, und zwar während eines Jahrtausends, war das Herabrufen von Blitzen durch Beschwörungsformeln. Doch kannten auch die Römer den Regenzauber, das Herumziehen des Lapis manalis, wodurch bei grofser Trockenheit das Rollen des Donners nachgemacht und dem Himmel Regen entlockt werden sollte.

II. Der ursprünglichste und anerkannteste Bestandteil der etruskischen Divinationskunst war die Eingeweideschau, das *extispicium*. Die Römer stellten auch bei den Opfern nur die Frage, ob alles in Ordnung sei, die der Opferpriester bejahte oder verneinte; die etruskischen Haruspices dagegen deuteten die Zeichen an den Eingeweiden, die sie zu genauer Untersuchung aus dem Opfertiere herausnahmen. Im Bewufstsein der Überlegenheit der etruskischen Seherkunst zogen die Römer bei allen wichtigen Schlachtopfern Haruspices bei. Die Bronzeleber von Piacenza (Tafel I) lehrt uns, dafs die Etrusker den Göttern bestimmte Wohnungen an der Leber zugeteilt hatten; sie konnten also meistens entscheiden, welcher Gott zu ihnen aus der Leber spreche. Die Römer dagegen mufsten zum voraus bestimmen, welchen Gott sie durch ein Opfertier befragen wollten. Wurden die Eingeweide eines Opfertieres zur Erforschung des göttlichen Willens benutzt, so war es eine *hostia consultatoria*; bei den Chaldäern und Etruskern war die gewöhnliche hostia consultatoria das Schaf, bei den Römern das Kalb. Tiere, die einfach den Göttern geopfert wurden, nannten die Haruspices *hostiae animales*. Diese Bezeichnung beruhte wohl auf dem Glauben, es gebe gewisse Tiere, deren Seelen in dem Läuterungsprozefs der Seelenwanderung schon so weit gekommen seien, dafs deren Ersatzopfer menschlichen Seelen zur Unsterblichkeit verhelfen könne. Die den Unterirdischen geweihten Bufs- und Sühnopfer wurden ganz verbrannt; bei anderen Opfertieren erhielt die Gottheit meistens nur die exta.

Zur Weissagung gab am häufigsten die Leber des Opfertieres Veranlassung, selten Herz, Lunge oder Gallenblase. Eine verkümmerte Leber

von ungesunder Farbe verkündete Unheil; eine ungewöhnlich grofse Leber oder Fettleber, wie sie bei besonders gut genährten Tieren vorkommt, *exta duplicia* oder *replicata*, bedeutete Glück. Die Etrusker teilten die Leber durch eine imaginäre Linie in eine *pars familiaris* und eine *pars hostilis* oder *inimica* und bezogen danach die Zeichen teils auf den Opfernden, teils auf den Feind. Der Hauptgegenstand der Untersuchung für die Haruspices war der pyramidenförmige Auswuchs (processus caudatus) an der oberen Hälfte des rechten Leberlappens, das *caput iecoris* oder *caput extorum*, das namentlich bei Schafen stark variiert, und an dem man ebenfalls eine pars familiaris und eine pars hostilis unterschied. Seine Vergröfserung bedeutete Glück, seine Doppelbildung (Tafel III) Zwiespalt, sein Fehlen (d. h. Verkümmerung bis auf einen rudimentären Rest) Unglück oder Tod, ein Spalt im caput einen Umschlag des Bestehenden, Unglück in glücklicher, Glück in unglücklicher Lage. „Dafs das Prinzip, denselben Zeichen je nach den Verhältnissen verschiedene Bedeutung zu geben, den Etruskern und Chaldäern gemeinsam ist, läfst sich nur durch die Annahme sehr enger Beziehungen zwischen den betreffenden Völkern erklären." Es sind nur drei Fälle bekannt, wo Haruspices den Konsuln ein Gutachten über exta abgaben, beim Beginn der Kriege mit Philipp V, Antiochus und Perseus, und jedesmal verheifst das Gutachten Erweiterung des Gebietes, Sieg und Triumph. Ein prinzipieller Unterschied zwischen chaldäischer, griechischer und etruskischer Extispizin ist nicht zu erkennen.

Thulin hat diese für uns schwer verständlichen Lehren etruskischen Aberglaubens mit grofser Belesenheit zusammengetragen und mit vielen polemischen Erörterungen scharfsinnig entwickelt.

Burgdorf bei Bern. **Franz Luterbacher.**

---

45) **Hermann Ludwig, Lateinische Stilübungen** für Oberklassen an Gymnasien und Realgymnasien. Teil II: Übersetzung. Zweite, umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Bonz & Co., 1906. IV und 100 S. 8.

Von den in Nr. 15, Jahrg. 1903, besprochenen Stilübungen liegt der zweite Teil, die lateinische Übersetzung, in einer Neubearbeitung vor. Der Verfasser hat sich von der Notwendigkeit überzeugt, den Sprachgebrauch Cäsars und Ciceros strenger zu beachten, und darum die Wendungen und Konstruktionen, die sich erst bei den Schriftstellern der

silbernen Latinität finden, ausgemerzt. Man liest jetzt nicht mehr per me stat ne (St. 136) oder den Konjunktiv in direkten Fragen mit an (St. 108) oder -urus essem im konjunktivisch abhängigen Irrealis (St. 117). Einiges ist freilich noch übersehen, z. B. antiquitatis heroes (St. 136), potuerit explicare, quid secutum sit (St. 108), Tiberio imperatori (St. 132), die Unklarheit des Satzes quo certamine haud scio an numquam acriore patriae studio exarserit (St. 138), die nicht empfehlenswerten Verbindungen cum autem, cum enim. Jedenfalls aber hat die Übersetzung durch die Umarbeitung an Brauchbarkeit gewonnen.

Potsdam. **E. Krause.**

---

46) **Walther Nausester, Denken, Sprechen und Lehren.** II. Das Kind und das Sprachideal. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. II u. 246 S. 8. ℳ 5.—.

Nausester verficht bekanntlich seit einigen Jahren den Satz, dafs alle Abwandlungssilben, einerlei ob sie der Deklination, Konjugation und Motion dienen oder der Komparation und Wortableitung, ein völlig belangloser und durchaus allen Bedeutungswertes entbehrender Schmuck der Rede seien. Alle diese Formelemente der Sprache sind ihm als Verzierung entstanden, werden in der Kindheit als Schmuck der Sprache, der für den Gedanken durchaus entbehrlich ist, gelernt und eingeübt, und laufen im natürlichen Leben der Sprache völlig nutzlos nebenher. Diese Auffassung hat N. schon 1901 im ersten Teil seiner Schrift in breiter Ausführung dargelegt, allerdings, wie er jetzt zugibt, damals „zunächst mit schlechten Gründen". Nun kommen offenbar die besseren Gründe.

N. stellt jetzt in voller Konsequenz ein Ideal aller Sprache auf, das natürlich darin bestehen mufs, den Gedankenausdruck nur in Stämmen, also ohne alle Formelemente, zu verwirklichen. Dem Ideal am nächsten kommen die Engländer und vor allem die Chinesen. Nun, an Mut hat es dem Doktrinarismus niemals gefehlt, am wenigsten vielleicht beim deutschen Schulmeister. So sei hier denn auch der Mut anerkannt, mit dem N. der fast unendlichen Mannigfaltigkeit sprachlicher Entwicklung auf Erden ein einziges unverrückbares Ideal setzt. In welchen Mitteln freilich die Chinesen Ersatz gesucht und gefunden haben für den Bedeutungswert der Formelemente flektierender Sprachen, wird nicht untersucht. Im Deutschen nähert sich diesem Idealzustand der Sprache ein „Dreigestirn": die Sprache des Sprichworts, die Sprache des lallenden Kindes und die

Sprache des Dichters. Aber während einige tausend Sprichwörter in Simrocks Sammlung in statistisch genauer Untersuchung für die Begründung jener These verwertet sind, erstreckt sich die entsprechende Prüfung der Dichtersprache nur auf die Prosa in Ludwigs „Erbförster" und auf die — 34 ersten Gedichte Goethes. Den Gegensatz zu diesem relativ idealen Dreigestirn bildet die Gelehrtensprache, vor allem Kiepert in seinem Lehrbuch der alten Geographie, die Zeitungssprache, überhaupt die zum Lesen bestimmte Sprache.

Die Sprichwörter werden zunächst untersucht nach den vorkommenden Komparationsformen. N. findet drei Sprichwörter mit unregelmäfsigem auf eines mit regelmäfsigem Komparativ. Also die Formen mehr, besser, lieber, eher sind verhältnismäfsig oft vertreten im Sprichwort. Daraus schliefst N. frischweg, trotz seiner 166 Beispiele mit regelmäfsigen Komparativen, dem Sprichwort sei das Geltendmachen der Komparationsform zuwider. Es bevorzuge defektivische und suppletivische Formen deshalb, weil bei diesen die Formelemente belanglos seien und allein die Stämme der Worte in den Vordergrund träten. Dafs die suppletivischen Steigerungsformen von viel und gut die Folge von dem ungewöhnlich häufigen Gebrauch dieser komparativischen Ausdrücke in der Alltagssprache der Völker sind, dafs gerade wegen dieses häufigen Gebrauchs dieser Ausdrücke in der Umgangssprache Formen sich erhalten haben, die wohl vor der Entwicklung der regelmäfsigen Komparation schon geprägt waren: diese sehr nahe liegenden Dinge sagt er sich nicht, sondern findet, was vor ihm freilich noch kein Mensch gefunden hatte, dafs dem Sprichwort die Komparationsform zuwider sei, dafs es die suppletivischen Formen nur deshalb bevorzuge, weil bei diesen die Formelemente belanglos seien. Sic volo, sic iubeo. Und dabei hat sich das Sprichwort nicht einmal den alten Komparativ bafs bewahrt, sondern die auch äufserlich komparativisch gestaltete Form besser vorgezogen. Natürlich geschah dies nur zur Dekoration des reinen Stammes!

Aber auch die Geschlechtsbezeichnung bedeutet nichts, ist nur dekorativ. Wenn ich sage: Semiramis war eine Königin von Assyrien, so sagt die Form Königin nach N. inhaltlich nichts über das Geschlecht der assyrischen Königin aus. Denn jedermann weifs vorher schon, dafs Semiramis eine Frau war. Nur weil dies Wissen vorausgesetzt wurde, konnte die Form Königin gebraucht werden. N. macht gerne Experimente in Schulen. Wir empfehlen ihm, das Experiment vor einer Sexta

oder einer Vorschulklasse zu machen — falls in Berlin alle Sextaner die Semiramis bereits kennen sollten — und hier zu lehren: Semiramis war König von Assyrien und in einer Parallelklasse: Semiramis war Königin von Assyrien. Er wird dann vielleicht zu seiner Überraschung — die übrigens kein Verständiger mit ihm teilen wird — entdecken, dafs die eine Klasse Semiramis für einen Mann, die andere für ein Weib hält. In dem Satz: Der König und die Königin sind hier vorbeigefahren soll die Geschlechtsbezeichnung in Königin belanglos sein, da wir wissen, dafs Mann und Frau zusammengehören. Denn „jeder natürlich empfindende Mensch weifs, dafs er dem Zuhörer dasjenige mitzuteilen hat, was er über die Dinge wissen mufs, damit ihm dann die Formen selbstverständlich sind", d. h. doch wohl, man mufs einen grofsen Aufwand von Worten machen, damit Sprachmittel, die zum Zweck der Mitteilung geschaffen oder geworden sind, als überflüssig und völlig nutzlos erscheinen. Denn so will es Nausester und mutet seine paradoxen Einfälle der natürlichen Empfindung jedes Menschen zu. Wenn etwa das Kind berichtet hätte: der König und der König sind vorbeigefahren, so würde trotz der landesüblichen Zusammengehörigkeit von Mann und Frau in Berlin z. B. kein Mensch an die Königin gedacht haben, sondern neben dem König von Preufsen vielleicht an den von Dänemark, der gerade anwesend sein mochte.

Aber wir möchten doch fragen, ob die Sprache nur dazu da ist, schon Bekanntes mitzuteilen, so dafs sich alle Motionen und sonstigen Flexionen von selbst verstehen? Haben wir nicht auch, und zwar von recht früher Kindheit an Neues mitzuteilen an Eltern oder Geschwister, was wir gesehen und jene nicht gesehen haben? Und wenn wir blofs zu sagen haben, was alle Welt schon weifs, wäre es dann nicht besser, ganz zu schweigen? Wenigstens sind dann die Stämme zur Mitteilung genau so überflüssig und nutzlos wie die Endungen, und der Vater, der spazieren gehen und seinen Sohn mitnehmen will, kann sich nicht nur alle Imperativendungen und sonstigen Formelemente sparen, sondern auch alle Worte überhaupt; er braucht nur Hut und Stock zu nehmen und dem Sohn zu winken. Aber kann das Kind nicht auch heimkommen und erzählen: Die Königin ist vorbeigefahren? Was dann? Weifs alle Welt, dafs die Königin vorbeifuhr? Oder konnte das Kind auch sagen König, wenn es die Königin meinte? Man schämt sich fast gegen solche mit so vieler Spitzfindigkeit völlig erfolglos verteidigten paradoxen Aufstellungen das aller

Welt Selbstverständliche in Schutz nehmen zu müssen. Aber nachdem das Königliche Provinzial-Schulkollegium der Provinz Brandenburg dem Verfasser einen längeren Urlaub bewilligt hat, damit er diese Arbeit zu Ende führen konnte, verlangt es doch schon die schuldige Achtung vor der hohen Behörde, das Buch ernst zu nehmen.

Es sind, wenn wir nicht irren, zwei Beobachtungen am Leben der Umgangssprache, die es N. ermöglicht haben, mit einigem scheinbaren Erfolg seine These zu verteidigen. Einmal die allerdings nicht mehr neue Erkenntnis, dafs unsere Umgangssprache einen weiten und mannigfaltig gearteten Kreis gemeinsamer Lebenserfahrungen, gemeinsamen Erlebens und gemeinsamer Auffassungen bei den beteiligten Sprachgenossen voraussetzt. Nur so können wir uns mit relativ wenig Worten verständigen und verstehen. Nur auf dieser Basis sind die Endungen teilweise selbstverständlich, zugleich aber auch und vielleicht im gleichen Umfang die ganzen Worte, also Endungen samt Stämmen. Die zweite Erkenntnis ist die, dafs wir diese Flexionselemente im Moment des Sprechens nicht suchen müssen, dafs sie uns ungesucht zuströmen, ohne dafs wir im Augenblick des Sprechens ihrer grammatischen Bedeutung und Tragweite klar bewufst sind. Das ist wieder durchaus richtig, gilt aber ebenso für die Stämme. Wenn wir irgendeine Gesamtvorstellung, zu deren Mitteilung wir einen Satz brauchen, sei es ein reiner Gedanke, ein Erlebnis oder eine Beobachtung, mitteilen wollen, so strömen uns in gleicher Weise die Stämme und Endungen, also die Worte, wie wir sie im Zusammenhange des Satzes brauchen, zu, ohne dafs wir sie suchen. So sind nun einmal die sprachlichen Dinge eingeübt, dafs sie kraft eines Mechanismus, auf den wir eingeübt sind, mit allem dazu gehörigen Beiwerk an Endungen und Partikeln aller Art gleichsam unbewufst, gleichsam ohne unser Zutun ihren Ablauf nehmen können, wie das Gehen, Schwimmen, Klavierspielen u. dgl. Nun läfst N. diese von ihm wohl selbständig beobachteten, wenn auch längst und oft ausgesprochenen Erscheinungen nur für die Formelemente gelten und will somit ihre Entbehrlichkeit erweisen, übersieht aber, dafs sie ebenso für die Stämme gelten. N. konnte ruhig seinem Dreigestirn K i n d, S p r i c h w o r t, D i c h t e r, wo das Ideal der Sprache annähernd verwirklicht sei, die Verkehrssprache zwischen Kellner und Gast hinzufügen, wo noch viel idealer als beim Dichter in blofsen Stämmen geredet wird, und doch für das Verständnis nichts verloren geht. „Kellner, ein Bier!" „Zigarre zu zehn!" „Beefsteak und Kartoffel!" „Licht!" „Eine Cli-

quot veuve in Eis!" usw. im vollendetsten Gegensatz zu Kiepert, bei dem N. „fortwährend über Substantiva auf ung oder ähnliches Zeug stolpert".

Nun ist es um Kinder, Sprichwörter und Dichter eine nette Sache. Aber die Kindersprache als Ideal hinzustellen, wenn man doch selber sagt, dafs „im Kindesalter die Kräfte noch nicht voll entwickelt sind", ist doch einigermafsen ein Widerspruch. Selbst wenn man hinzufügt: Verwende „mit der Reife des Erwachsenen diejenigen Mittel, die dem lallenden Kinde zu Gebote stehn". Heifst das nicht: Mache mit der ganzen Kraft deiner ausgebildeten Muskulatur dieselben unbeholfenen Bewegungen, wie sie das Kind macht? Hat die Reife des Erwachsenen nicht das Recht und die Pflicht, sich andere Mittel des Ausdrucks zu schaffen, als wie sie dem lallenden Kinde zu Gebote stehen? Hat der Erwachsene nichts mitzuteilen, als was das Kind mitteilen kann? Hat er ewig nur zu sagen, was alle schon wissen? Nur damit er die N.sche These bestätigt, dafs die Flexions-, Motions- und Ableitungssilben ein müfsiges Beiwerk sind?

Freilich soviel gesteht N. zu, dafs bei Kiepert die Formelemente „der Ariadnefaden" sind, an dem man das Verständnis der Gedanken finden mufs. Und er gibt im Gegensatz zum ganzen ersten Teil seines Werkes und im vollen Widerspruch mit dem zweiten Teil jetzt zu, dafs der Schüler wiederum nur „am Ariadnefaden" der Endungen zum Verständnis seiner griechischen und lateinischen Texte kommen kann. Wenn dies der Fall ist, sind dann die Endungen ein entbehrlicher Schmuck, eine blofse Verbrämung der Rede? Aber wie steht es mit dem „Prachtstil" (Mauthner) Kants? Besser als bei Kiepert? Wie mit Lessings, Schillers, Goethes Prosa und zahllosen anderen? Da wird freilich nicht gelallt wie beim Kinde, denn diese Geister sind reif.

Und nun das Sprichwort! Das Sprichwort mufs nach N. kurz sein, weil „um keinen Preis" „Formen in den Vordergrund treten dürfen"! Also das Sprichwort mufs nicht kurz sein, weil Kürze des Witzes Würze ist, weil es nur so schlagend, packend und anschaulich genug wirkt und nur so leicht im Gedächtnis bleibt, sondern weil es um jeden Preis N. zuliebe nach Möglichkeit Formelemente meiden möchte! Die Sprichwörter sind zum Glück nicht von doktrinären Pedanten geschaffen worden, sonst sähen sie vielleicht aus wie die von N. geschaffenen lateinischen Mustersprichwörter. N. hat nämlich auch das Corpus paroemiographorum und Ottos Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten der Römer nach-

geschlagen, um nachzusehen, ob auch Griechen und Römer suppletivische und defektivische Komparationsformen vorziehen. Er findet aber leider, dafs bei den Griechen die regelmäfsigen Komparationsformen mit ganzen „Massen von Beispielen zu belegen“ sind. Und bei den Römern das gleiche Ergebnis! Griechische vorbildliche Sprichwörter unternimmt er nun nicht zu dichten. Aber bei den lateinischen Fällen regelmäfsiger Komparation tröstet er sich damit, es handle sich in solchen Fällen nicht um Sprichwörter, sondern nur um sprichwörtliche Redensarten. Da nimmt er nun zwei solcher unbequemen sprichwörtlichen Redensarten: surdior scopulis und levior Aetna und konstruiert die zugehörigen Sprichwörter, natürlich mit suppletivischen Komparativen. Das eine lautet: Melius est scopulum rogare quam hostem, und das andere: Melius est Aetnam ferre quam culpam. Das sind nun seine lateinischen Mustersprichwörter! Er scheint wirklich kein Organ zu haben für die ganze Farblosigkeit und Langweiligkeit seines melius est im Vergleich zu der Schlagkraft und Anschaulichkeit des surdior scopulis und levior Aetna und scheint auch nicht erfafst zu haben, dafs die sprichwörtliche Redensart gerade der Teil eines supponierten Sprichwortes ist, der Kern und Wesen des Ganzen ausmacht und niemals eliminiert werden kann, ohne den Charakter des Sprichworts völlig aufzuheben.

N. registriert mit Genugtuung, dafs im Sprichwort die Bärin, Wölfin, Füchsin, Löwin gar nicht vorkommen. Als ob man, wenn man generell vom Fuchs usw. spricht, erst noch an sexuelle Unterschiede dächte! Über die Form Löwin neben Löwe in der Gemeinsprache tröstet er sich, weil man „bei seltenen Dingen auch mit einem klar empfundenen Mifsstand zurecht kommt“. Der Mifsstand, den offenbar jeder Deutsche klar empfindet, besteht darin, dafs die Sprache bei dem „seltenen Ding“, dem Löwen, keine Analoga zu Kuh und Stier geschaffen hat! Die Sprichwörter, in denen weibliche Motionsformen wie Wirtin, Köchin, Bühin u. a. vorkommen, werden diskreditiert, da es sich dabei meist um obszöne Dinge handle, während, wo Suppletiva vorkämen, also Weib, Frau u. dgl. eine „hohe Unabhängigkeit von Geschlechtsangaben hervortrete“. Als ob Obszönitäten nicht ebensogut mit suppletivischen Formen ausgedrückt werden könnten und anständige Dinge mit Motionsformen. Oder sollte die Volksseele damit den regelmäfsigen Ableitungsformen ein Schandmal haben anprägen wollen? So prüden Sinn hat man sonst dem Sprichwort noch nicht angemerkt. Ganz köstlich ist aber,

wenn N. zu erklären versucht, wie so unbegreifliche Bildungen, wie Näherin und Schneiderin entstehen konnten. Dafs wir das Maskulinum Näher nicht haben, „beruht vielleicht auf dem sprachlichen Bedürfnis der vielen Werkstätten, in denen bei recht verschiedener Bezahlung Männer und Frauen arbeiten“! Es gäbe nämlich sonst bei der Lohnauszahlung „schlimme Verwechslungen“ zwischen der Näherin Müller und dem Näher Müller! Also haben die Deutschen mit der Prägung des Wortes Näherin gewartet, bis in Berliner Werkstätten mit Massenbetrieb Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen gemeinsam nähten! Auf ähnlichem Boden ist seine so ganz überflüssige Entschuldigung der Doppelform Schneider und Schneiderin gewachsen. Die Gegensätze von reich und arm, die „sich auf so viel anderen Punkten scharf gegeneinander abgrenzen, mögen wohl auch der Grund sein, dafs der die seidenen Roben anfertigende Schneider mit seiner in ungleich billigeren Stoffen arbeitenden weiblichen Kollegin nicht verwechselt werden kann“! Im reinsten Kiepertschen Stil offenbart hier N., dafs er vor lauter Kleiderfabriken und Mafsgeschäften der Grofsstadt nicht mehr weifs, dafs der Schneider nicht erst beim Damenschneider anfängt. Ein heilsamer Landaufenthalt würde ihm klar machen, dafs kein Mensch dort Schneider und Schneiderin verwechselt, obgleich der Dorfschneider nicht wenig in Verlegenheit käme, wenn er seidene Roben anfertigen sollte.

Das „Sprichwort“ Mücken seigen und Kamele verschlucken (Matth. 23, 24) ist nur geprägt worden, um die regelmäfsigen Komparationsformen das Kleinste und das Gröfste zu vermeiden! Die Pronomina sind uns nicht deswegen so mundgerecht, weil wir sie als soziale Wesen in der Gemeinschaft fortwährend brauchen, sondern weil sie suppletivisch und defektivisch sind! Ein andermal dekretiert N., der Redende habe ganz gewifs nicht das Bewufstsein, dafs er mit der Endung er in Witwer das männliche Geschlecht, mit der Endung te in lebte die Vergangenheit bezeichne. Von einer Bedeutung könne aber nur da die Rede sein, wo sie auch für den Redenden bestehe! Und obwohl er immer wieder hervorhebt, dafs die Sprache nur für den Hörer da sei, der Roman z. B. nur zum Vorlesen geschrieben werde, leistet er sich doch wieder den Satz: Die Formen seien nicht dazu da, auf die Dinge hinzuweisen, sie spiegelten nur unser Wissen von den Dingen. Und dabei sollen sie ein entbehrlicher Schmuck der Rede sein! Den Satz: Mein Vater lebt und lebte in X verständen wir nur deshalb, weil uns auch sonst der Gegensatz von jetzt

und früher sehr geläufig sei! Der Dichter fühlt sich nach N. als Kind und redet darum in seinen Gedichten jedermann mit du an. Und wie das lallende Kind lallt auch der Dichter gern, wie das la la la u. a. im Refrain beweise, um das sich dann das ganze Gedicht drehe. Seien doch auch wir nie glücklicher, als wenn wir „lallen wie die Kinder"! Auch da hätte der Wirtshausgast angefügt werden sollen, der gewifs im höchsten Stadium des Glückes angelangt ist, wenn er anfängt zu lallen.

Das „Lehren" des Titels kommt diesmal sehr kurz weg. Um so interessanter ist aber für uns Lehrer das Wort: „Alles Formenwerk darf für uns doch nur sozusagen den Wert eines Scherzes haben." Da hat schliefslich der Quintaner, der die meisten Formen verfehlt hat, das gründlichste und intimste Verständnis der Formenlehre an den Tag gelegt und mufs als Primus mit einem Preis ausgezeichnet werden. Und damit wäre auch in der Schule glücklich alles auf den Kopf gestellt.

Im allgemeinen haben wir den Eindruck, als ob die Gründe, mit denen N. seine These in diesem zweiten Bande zu stützen versucht, um nichts besser seien, als die im ersten Band, die er selbst jetzt ehrlicherweise als schlecht bezeichnet. Für einen noch durchaus nötigen dritten Band möchten wir ihn aber auf einen unerläfslichen Beweisgang hinweisen, der am ersten zu einem Ziele, wenn vielleicht auch nicht zu dem gewünschten, hinführen könnte. Statt sich auf unrichtig gedeutete Eigentümlichkeiten des Sprichwortes zu stützen und auf ein paar relativ recht unbedeutende Gedichte Goethes und auf die sprachliche Unreife des lallenden Kindes, müfste gezeigt werden, aus welchen Motiven die Flexionen entstanden sind, zu welchem Zweck ursprünglich nicht flektierende Sprachen zu flektierenden geworden sind, d. h. N. müfste zeigen, dafs die possessivpronominalen, deiktischen, nominalen und verbalen Elemente, aus denen die Endungen entstanden sind, aus rein dekorativen Instinkten, aus Schmuckbedürfnis, mit den Stämmen der Wörter verbunden worden sind. Zu dem Behuf müfste er sich allerdings einen noch erheblich längeren Urlaub von dem Provinzial-Schulkollegium erbitten. Ob er ihn erhält?

Mannheim. **J. Keller.**

---

47) **Rudyard Kipling, Puck of Pook's Hill.** London, Macmillan and Co., 1906. X u. 306 S. 8. geb. ℳ 6.—.

Ein „Geschichtenbuch" bester Art für die Jugend. Zehn Erzählungen im Anschlufs an einige der wichtigsten Abschnitte der englischen Ge-

schichte. Die fairies haben das Land verlassen, when Merry Old England was done with. Nur Puck blieb. Dan und Una haben das Glück, ihn zu treffen und ihn zum Freund zu gewinnen. Und nun erzählt er ihnen Geschichten aus alter Zeit oder läfst Personen erscheinen, die ihre Erlebnisse berichten, so Sir Richard Dalyngridge, der mit Herzog Wilhelm aus der Normandie kam, Parnesius, den Zenturion der siebenten Kohorte der dreifsigsten Legion, den Juden Kadmiel, einen Zeitgenossen König Johanns usw. Die meisten Erzählungen haben einen historischen Hintergrund und lassen das Zeitbild klar aber unaufdringlich hervortreten. Der Inhalt ist anziehend, die Darstellung lebhaft, Ernst und Scherz wechseln. Zwanzig gute Abbildungen und vierzehn Gedichte bieten Anregung verschiedener Art. Dem Buch steht zweifellos ein grofser Erfolg in Aussicht. Für Deutsche wird die Benutzung erschwert einerseits durch die altertümelnde oder dialektische Sprache mancher Abschnitte, andererseits durch allerlei Anspielungen auf in Deutschland wenig bekannte Bücher, Bilder, Personen usw.

Apenrade. **Ad. Herting.**

48) **C. Thürnau, Die Geister in der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts.** Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. (= Palaestra, herausgegeben von Brandl, Roethe, Schmidt, Bd. LV.) Berlin, Mayer & Müller, 1906. VIII und 150 S. 8. ℳ 4.50.

Das Schaffen übersinnlicher und überirdischer Gestalten und Erscheinungen ist eine der wunderlichsten und zugleich wirksamsten Kräfte der menschlichen Phantasie, weswegen auch derartige Dinge bei allen Völkern der Erde in gewissen Dichtungsgebieten eine grofse Rolle spielen. Für die Volksdichtung — Märchen, Sage, Ballade, Schwank, Legende, Zaubersprüche usw. — hat man sich mit dieser Frage schon öfter beschäftigt, für die höhere Literatur noch wenig, was England anlangt, so gut wie gar nicht, abgesehen natürlich von manchen Sonderuntersuchungen wie etwa über die Geister bei Shakespeare. Thürnau hat nun diese Aufgabe für die englische Literatur des 18. Jahrhunderts zu lösen unternommen, doch stellten sich augenscheinlich gleich bei der Überlegung des Planes zu seinem Werke Schwierigkeiten heraus, so dafs er sich, um sich nicht in allzu grofse Breite zu verlieren, von vornherein eine erhebliche Einschränkung auferlegte. Er zieht nämlich nur „fast ausnahmslos die ge-

wöhnlichste Art von Geistern, die Geister Verstorbener, in Betracht", die Feen und Elfen, Engel und Teufel läfst er aus dem Spiel. Das ist für den Umfang der Untersuchung zweifellos ein Vorteil, für ihren literargeschichtlichen Wert aber gewifs keiner. Denn dafs wir die gewaltige Zahl von Romanen und Erzählungen, Briefen und Gesprächen, ernsten und humoristischen Dramen, Epen, Balladen und sonstigen erzählenden und lyrischen Gedichten, in denen solche Geister auftreten, schön geordnet mit Titeln, Jahreszahlen und kurzen Angaben über Motive und Ausgestaltung vor uns sehen — ist das ein wertvoller und lohnender Gewinn? Kaum; denn die Kenntnisse, die sich aus diesem Material ableiten lassen, sind derart, dafs man sie auch unter geringerem Aufwande von Fleifs, Mühe, Bücherstaub und kostbarer Zeit aus einigen wenigen allgemeiner bekannten Literaturwerken erzielen konnte; die grofse Masse des Verarbeiteten fügt kaum einen neuen Zug hinzu. Und diese Masse ist zudem von einer erstaunlichen Minderwertigkeit; berühmte oder — berüchtigte Schauergeschichten wie das *Castle of Otranto* oder Lewis' *Monk* leuchten da noch als Glanzpunkte hervor. Das einzig künstlerisch Wertvolle aus dem ganzen Gebiet dürfte nur bei Shakespeare, Ossian und vielleicht bei Coleridge zu finden sein.

Literarisch und psychologisch fruchtbarer wäre es wahrscheinlich gewesen, statt der Einteilung nach den Literaturgattungen eine sachliche zugrunde zu legen, etwa so, wie es in dem „Rückblick" angedeutet ist, nach antiken, ossianischen und germanisch-heimischen Geistervorstellungen. Die Einbeziehung der volkstümlichen Geister hätte sicher grofsen Gewinn gebracht. — Bei der Behandlung Ossians hätte Jellinghaus, Ossians Lebensanschauung, — trotz der Anfechtbarkeit seiner Ausführungen (vgl. diese Zeitschrift 1904, S. 257) sowie A. Nutt, Ossian and the Ossianic Literature (London 1899) berücksichtigt werden sollen. — Im ganzen ist die Arbeit als sehr fleifsig und gewissenhaft zu schätzen.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

49) **Gustav Krüger, Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen.** Unter Mitwirkung von W. Wright. II. Teil: Grammatik. Gekürzte Fassung. Leipzig, G. Freytag, 1907. 265 S. 8. geb. ℳ 2.40.

Früher als zu erwarten war, ist die Krügersche Grammatik in gekürzter Fassung dem ursprünglichen Werke gefolgt. Dieses letztere ist

in Nr. 14, Jahrgang 1906, dieser Zeitschrift bereits ausführlich von mir gewürdigt worden. Ich kann mich also hier darauf beschränken darauf hinzuweisen, dafs das dort für die obersten Stufen Bestimmte und mit einfachen Klammern Versehene in der gekürzten Fassung zum grofsen Teil weggelassen, das doppelt Umklammerte aber ganz gestrichen ist. Dadurch ist das Buch in der neuen Fassung um etwa ein Drittel seines Umfangs gekürzt und sein Preis um ebensoviel verringert worden. Man darf überzeugt sein, dafs das tüchtige Werk, das in dieser Form auch für Oberrealschulen noch genügen kann, bald Verbreitung finden wird.

Dessau. **Bahrs.**

50) **H. Plate, Lehrbuch der englischen Sprache.** Systematische Grammatik. Dritte verbesserte Auflage, bearbeitet von **Karl Münster.** Leipzig-Dresden-Berlin, Eblermann, 1906. 426 S. 8. geb. ℳ 3.20.

Wiederum ist eins der vielverbreiteten Plateschen Lehrbücher einer Neubearbeitung unterzogen worden; und zwar hat auch diesmal Herr Dr. Münster, der bereits die Mittelstufe neu herausgab, die wohl nicht in jeder Beziehung angenehme Arbeit übernommen. Es soll nicht geleugnet werden, dafs Einzelsätze, sowohl deutsche wie fremdsprachliche in einer Grammatik gute Dienste tun können. Die Reformbewegung wollte ja namentlich die ersteren ganz aus der Grammatik verbannt wissen. Diese sind auch in der Tat entbehrlich, und wenn man sie hier und da auch in neueren Erscheinungen antrifft, so findet man sie doch in mafsvoller Weise verwandt. Hier aber bestehen fast zwei Drittel des umfangreichen Buches aus englischen Mustersätzen zur Anschauung und deutschen Übungssätzen, deren Lektüre, da sie lediglich ihr grammatischer Inhalt dort zusammengeführt hat, oft wundersam genug anmutet. Es kann dem Bearbeiter nicht übelgenommen werden, wenn er an diesem Zustand der Dinge nichts geändert hat, denn zur Abhilfe dieses Übelstandes hätte es einer sehr mühsamen und langwierigen Arbeit bedurft. Münster hat sich auf die Durchsicht des grammatischen Teiles beschränkt, und diesem ist seine Arbeit in Gestalt von allerlei Verbesserungen sehr zugute gekommen. Dafs er bei der Aussprachebezeichnung das Tangersche System gewählt hat, — welches bekanntlich u. a. die sog. Nachschläge gar nicht zum Ausdruck bringt — scheint nur dem Umstande zuzuschreiben sein, dafs dieses in den übrigen Plateschen Büchern verwandt ist.

Dessau. **Bahrs.**

51) **Johann Ellinger** und **Percival Butler, Lehrbuch der englischen Sprache.** Ausgabe A. II. Teil: *An English Reader.* Mit 51 Bildern und 4 Karten. Wien, F. Tempsky, 1906. IV u. 318 S. 8. (4 Kr. 50.) ℳ 3.60.

Der zweite Teil des Ellinger-Butlerschen Lehrbuches ist ein ganz vortreffliches Lesebuch, dem der beste Erfolg zu wünschen ist; es bildet „in bezug auf den Lesestoff eine direkte Fortsetzung des (in dieser Zeitschrift 1906, S. 550, besprochenen) Elementarbuches". Die Texte sind mit grofsem Geschick ausgewählt und werden auch dem Anspruchvollsten genügen. Das Buch zerfällt in: A. Stories and Sketches. B. Account of the British Empire. C. Specimens of Prose Fiction. D. Specimens of Essays. E. Specimens of Letters. F. Specimens of Speeches. G. Specimens of Poetry (Shakespeare-Swinburne). H. Lives of Some Prominent English Authors (Shakespeare-Dickens). Daran schliefsen sich an: Table of English Literature; Notes on English Versification; Pronouncing Glossary of Proper Names; The Sovereigns of England since the Norman Conquest. Zu den Texten geben die Verfasser endlich noch eine Reihe von erklärenden Anmerkungen (34 Seiten), die zum gröfsten Teil englisch gefafst sind, und je eine Karte von England, Schottland, Irland und London. Es ist eine wahre Freude, das Buch zu lesen, und die Durcharbeitung in der Schule mufs für Schüler und Lehrer ein gleich hoher Genufs sein.

Nauen. **Fries.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 9. März. **Nr. 5, Jahrgang 1907.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

52) **F. Knoke, Begriff der Tragödie nach Aristoteles.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. 83 S. 8. ℳ 2.—.

Moritz Haupt pflegte zu sagen, es gäbe Leute, die es unerträglich dünke, wenn eine wissenschaftliche Frage erledigt sei. Dafs die vielumstrittene Aristotelische Definition der Tragödie trotz Lessing und Bernays zu diesen Fragen nicht gehört, hat Verfasser vorliegender Studie in ziemlich einwandfreier Weise dargetan.

Den Stein des Anstofses bilden, wie bekannt, die Worte: *δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.* Die nicht wegzuleugnende Schwierigkeit ihrer Deutung sucht Verfasser geschickt dadurch zu beseitigen, dafs er die Satzteile *δι' ἐλέου καὶ φόβου* und *περαίνουσα τὴν . . . κάθαρσιν* grammatisch voneinander trennt. Demgemäfs übersetzt er, indem er die Worte *δι' ἐλέου* . . . als eine nähere Erklärung des Adjektivs *σπουδαίας* und *περαίνουσα τὴν . . . κάθαρσιν* als einen erläuternden Zusatz zu *τελείας* auffafst — beide Adjektive stehen im Eingang der Definition —, folgendermafsen: „Sie (die Nachahmung einer ernsten und abgeschlossenen Handlung) vollzieht sich unter Erregung von Mitleid und Furcht, doch so, dafs sie wieder eine Reinigung von

solchen Gemütserregungen bewirkt." Von seiten des Aristotelischen Sprachgebrauchs, den Verfasser eingehend geprüft hat, läfst sich gegen diese ansprechende Deutung kaum etwas einwenden. Höchstens könnte gegen des Verfassers Interpretation geltend gemacht werden, dafs die erläuternden Zusätze von den Satzteilen, die sie erläutern sollen, räumlich etwas weit entfernt stehen. Jedenfalls ist es aber Verfasser gelungen, durch seine Auffassung auch die Schlufsworte: *περαίνουσα τὴν* ... *κάθαρσιν* in befriedigender Weise zu erklären. Denn Furcht und Mitleid, als Mittel betrachtet, können nicht ebendieselben Empfindungen austreiben. Treffend ist ohne Zweifel auch des Verfassers Urteil über das Wesen der Katharsis, die er in dem Gefühl der Erleichterung sucht, die uns durch die dem leidenden Helden zum Schlufs bereitete Genugtuung zuteil wird. Diese Auffassung findet ihre Bestätigung in den Meisterwerken der griechischen Tragiker, in denen stets, auch im König Ödipus und in der Antigone, die Schuld zum Leiden führt. Dafs diese Form der Katharsis den Intentionen des Aristoteles durchaus entspricht, läfst sich übrigens auch aus gelegentlichen Äufserungen des Philosophen schliefsen. Die von ihm selbst angekündigte genauere Erklärung der Katharsis ist er uns freilich schuldig geblieben, wie er ja auch in der Politik so manches Versprechen — aus diesem oder jenem Grunde — nicht eingelöst hat.

Nach dem Gesagten läfst sich nicht leugnen, dafs Verfasser in origineller und ansprechender Weise die vielumstrittene Aristotelische Definition zu deuten versucht hat. Jedenfalls verdienen seine Ausführungen von allen ernstlich beachtet zu werden, die mit sich selbst über diese Streitfrage ins reine kommen wollen.

Wernigerode a. H. **M. Hodermann.**

---

53) **Meisterwerke antiker Plastik.** 1. Rom. 2. Neapel. Je 30 Reproduktionen nach antiken Bildwerken. Berlin, Globusverlag (o. J.). je ℳ 1.50.

Eine gute und billige Sammlung von Photographien antiker Bildwerke würde in dem vorliegenden Formate (Blattgröfse 26 zu 33 cm, Bildgröfse 19 zu 23 cm) eine willkommene Weihnachtsgabe gewesen sein, aber diese müfste auch nach Auswahl, Ausführung und Bezeichnung mustergültig sein. Das kann man leider von dem hier besprochenen Werke nicht behaupten, denn eine nicht geringe Anzahl der photographischen Platten ist fehlerhaft und zeigt im schwarzen Grunde viele weifse Flecken,

z. B. Nr. 24 und 25 des ersten Heftes. Einige der gewählten Objekte gehören durchaus nicht in eine Sammlnng von Meisterwerken der Plastik, wie die Bildnisse der Komödie nnd Tragödie, die mntmafslich von der Villa Hadrians stammen. Auch die Anordnung ist nicht zweckmäfsig In dem zweiten Hefte sind verschiedene Bildnisse des Faun willkürlich auseinandergerissen. Die Psyche würde ich kanm zu den Meisterwerken rechnen, selbst wenn das Original anf Praxiteles zurückgehen sollte. Die Bezeichnnng Venus-Callipige statt Kallipygos ist falsch. Die beiden Darstellungen dieser Fignr gehören znsammen, sollten aber besser in der Sammlung fehlen, da das Motiv der Statne etwas Widerwärtiges für uns hat, ebenso die hier gegebene Abbildung der Diana von Ephesns. — Für etwaige Fortsetzung der Sammlung möchten wir raten, dafs einem Archäologen die Auswahl und Bezeichnung überlassen wird, dann wird bei sorgfältigster Ausführung ein anch für den Unterrichtsbetrieb brauchbares Werk geschaffen werden. Die vorliegenden zwei Hefte sind dazu völlig untauglich.

Wolfenbüttel. **Brunecke.**

---

54) **E. Hesselmeyer, Deutsch-griechisches Schulwörterbuch.** Stuttgart, Adolf Bonz & Co., 1907. IV u. 415 S. gr. 8.

Dies Wörterbnch ist „bestimmt für das gesamte deutsche Sprachgebiet, soweit in dessen Grenzen die altgriechische Sprache erlernt wird. Es will sich empfehlen dnrch mäfsigen Umfang, einfache Anlage, deutlichen Druck, gutes Papier und handliches Format“.

Anfser diesen Vorzügen des Bnches ist noch anzuerkennen die gute, genügende Auswahl der Wörter, die Berücksichtigung der späteren Zeit sowie die mit Umsicht und Geschmack durchgeführte Aufnahme der bildlichen und sprichwörtlichen Redensarten, die dem Schüler bei stilistischen Arbeiten wertvolle Fingerzeige geben. Nach dieser Richtung hin wird man das Buch nicht ohne Genufs und Befriedignng benntzen.

Dagegen beeinträchtigt eine ungemein grofse Anzahl von Druckversehen den Wert der gediegenen nnd hübschen Arbeit leider ganz erheblich. Infolge der knrzen Zeilen war häufiges Abbrechen nötig, und hier begegnet eine endlose Reihe von Verstöfsen gegen die Regeln der Silbentrennung. So steht S. 19 *θαυμασ-τῶς*, S. 21 richtig *ταχί-στην*, S. 93 richtig *γι-γνώσκειν*, S. 94 *γιγ-νώσκειν*. S. 94 zuerst *γί-γνεται*, dann wieder *γίγ-νεται* und so oft z. B. S. 36. 39. 57. 60. 77. 82 usw.

S. 35 *μετ-ριότης*, S. 81 richtig *με-τρίως* usf. Zusammengesetzte Wörter kommen auch vielfach in fehlerhafter Form vor z. B. S. 77 u. 78 *προσέρχεσθαι*, *εἰ-σάγειν*, *εἰ-σπέμπειν*, oder *πα-ρέχειν* S. 101, *κατασ-κευάζειν* 94, *προ-σκτᾶσθαι* 106, *ἐπα-νέρχεσθαι* 108, *εἰ-σφέρειν* 187, *προσπίπτειν* 189, *συ-νάχθεσθαι* S. 311 usw. Akzente und Buchstaben fehlen oder sind falsch, z. B. 218 *βραδύτης*, 202 *σταδίον*, 305 *δύνατον* und *ἀμφισβητήμα*, 306 *κρίος* oder S. 1 *ἀποπλάττεν*, 25 *περιέναι*, 124 *ἥπερος*, 92 *ἀσθενία* für *ἀσθένεια*, 167 *εὐκαρία*, 170 *ἀλεκρυόνας* u. dgl., oder es stören fehlerhafte Buchstaben, z. B. 169 *σχάττω*, 170 *ἐγγνᾶσθαι*, 161 *ἄμουνος*, 146 *λιμᾶσθαι ἀργυρίου*, *χρήμασιν ζητιοῦσθαι*, *γραμμιτικός*, 159 *ὀυρίς*, 124 *λιμαρός*, 205 *ψῆρος* für *ψῆφος*, 195 *ψωρίον* für *χωρίον*, 5 *ὀκτακαίδεκα*, 18 *καταπράπειν*, 28 *πέλεκος*, 45 *εὐπαίδητος*, 56 *ἐναντιοῦσθαι*, 57 *ῥαφῳδεῖν*, 232 *ἀνδραγαθαζίσθαι*, 268 *ὑποξύγιον* für *ὑποζύγιον*, 247 *καδίεσθαι*, 284 *διδραμεῖν* für *διαδραμεῖν*, 305 *κύρυς* für *κόρυς*, 390 *Ἡράκνειον* für *Ἡράκλειον*, 353 *ἀποτρεπειχόν* für *ἀποτρεπτικόν*, 365 *γνητεία* für *γοητεία* und so noch viele höchst unwahrscheinlich aussehende Wörter wie 321 *τριχύς* für *τραχύς*, oder S. 86 *ἐλεγέιων*, *χαίριν*, *ἐπιδείζαιτο* usw. Unter diesen Umständen mutet es den Leser an wie rührende Bescheidenheit, wenn am Schlufs S. 415 zwei ganze Druckfehler auf S. 327 verbessert sind, während auf S. 344 z. B. zu lesen steht: verzeigen *μηνύειν*, *ἡ εἰσχάτη ἀπορία*, *τὰ βυσχήματα*. Doch es soll diese Blumenlese, wenn sie auch noch eine gute Weile fortgesetzt werden könnte, nun geschlossen sein mit S. 327, wo man mit Erstaunen liest: unverantwortlich *ἀναπολόγητος* (2), *πειστος* 2. Die Seite 326 schliefst mit dem Wort unveränderlich (im Charakter) *ἀμετά* —. Die zwei Silben *πειστός* gehören noch auf das vorige Blatt. Der Herausgeber litt, wie man zu glauben versucht ist, an einem unfolgsamen Setzer oder einem allzu nachsichtigen Korrektor oder am Ende gar an beiden. Schade!

Wie nun da zu helfen sein möchte, nachdem dergleichen Druckversehen zwar von geübteren Schülern nicht unschwer verbessert werden können, der ungeübte aber sich doch auf sein Wörterbuch unbedingt verlassen zu können meinen mufs, darüber möchte ich mir kein Urteil anmafsen.

Gegen die deutsche Orthographie und Silbentrennnung ist verstofsen S. 23. 45. 80. 99. 108. 110. 111. 169. 196. 198. 282. 283. 288 und S. 151, wo Mazen steht anstatt Matzen. An ungewöhnlichen Ausdrücken

fiel mir auf: es fliefst mir = es geht mir glatt, auswogen: *ἐκκυμαίνειν*, ferner Molo, wohl Drnckversehen für Mole, dann: der zickzackige Blitzstrahl, das fallende Weh, die Verfahrungsweise, die Handwahl, die Kinderschuhe vertreten, Achtern des Schiffes, das Gerede geht um für „es geht das Gerücht“.

Durch das Bestreben, das grammatische Geschlecht dnrch Vorsetzung des Artikels vor das Substantiv anzugeben, scheint die etwa an vier Dutzend Stellen vorkommende falsche Stellnng des attribntiven Adjektivs und attributiven Partizipiums hervorgernfen, die in verschiedenen anderen Verbindungen richtig angegeben wird. Richtig ist z. B. S. 312 *τὸ πότιμον ὕδωρ* und *ἡ παραμυθικὴ ἐπιστολή* oder S. 317 *ἡ περιοῦσα παρασκευή*, S. 301 *τὸ ξύλινον ἱππίδιον*, falsch dagegen S. 300 *ὁ οἶνος ἄκρατος*, *ἡ ὀσμὴ βαρεῖα*, *ἡ φωνὴ μεγάλη*. *Ἡ φωνὴ μεγάλη* heifst bekanntlich: die Stimme ist laut. Endlich heifst: es ist Sitte, Eigentümlichkeit jemandes nicht *ἔστι*, sondern *ἐστί*, z. B. Aeschyl. Ag. 914 *οὔτοι γυναικός ἐστιν ἱμείρειν μάχης*. S. 281 ist für Schwarm *ἄλος* angegehen wohl anstatt *ἑσμός*. Das Wort *ὀρθοέπεια* kann nur heifsen richtige Sprechweise oder Sprache, Aussprache, aber niemals, wie auf S. 201 angegeben ist: „Justiz“.

Ansbach. **A. Schleufsinger.**

55) **Paulys Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.** Neue Bearbeitung herausgegeben von **Georg Wissowa.** Fünfter Band: Demogenes-Ephoroi. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, 1905. 2864 Spalten. Lex.-8. ℳ 30. —.

Der fünfte Band der Realenzyklopädie enthält eine grofse Zahl von kleineren Artikeln aus dem Gebiete des griechischen Rechts nnd Prozesses, die fast alle von Thalheim herrühren und immer kurz und bündig, aber so ziemlich erschöpfend sind. Erwähnt seien *δεσμωτήριον*, *δευτερολογία*, *διαβολά*, *διαδικασία*, *δικασταί*, *δικαστήρια*, *διάγραμμα*, *διαγραφή*, wozn sich allerdings ans den Papyri viel mehr Material beibringen liefse, *διαιρέται*, *διαμαρτυρία*, *δίκη*, ein guter Auszng aus dem „Attischen Prozefs[2]“, *διωμοσία*, *δρομεύς* (Gortyn), *δώρων γραφή*, *ἐχῖνοι*, *εἰσαγωγεῖς*, *εἰς ἐμφανῶν κατάστασιν δίκη*, *εἴσπραξις* und *πρᾶξις*, *ἔκδοσις* resp. *ἐκδιδόναι*, *ἐκμαρτυρία*, * *ἐλευθέρων φθορά*, * *ἐλευθεροπρασίου δίκη*, *ἐμβατεία*, *ἐμβάτευσις*, *ἐμπορία*, *ἐμπορικαὶ δίκαι*, *ἐμπορικοὶ νόμοι* (wo Thalheim *φορμοί* in hergebrachter

Weise mit „Körbe“ übersetzt, während wir doch eigentlich gar nicht wissen, was und wieviel ein *φορμός*, „eine Tracht“ Getreide ist; vgl. zuletzt v. Wilamowitz, Aristoteles und Athen II 375 Anm. 2), *ἐνεπίσκημμα*, *ἐγγύη*, *ἐνκοιωτά*, das er recht wahrscheinlich als „Darlehen“ auffaſst, *ἐντιμᾶν*, *ἐπαγγελία*, *ἐπαύλια*, *ἐφηβία* in Attika, *ἐφήγησις* und *ἔφεσις*, recht knapp, aber durchaus gut orientierend unter Verweisung auf zahlreiche ausführlichere Artikel. Auch die gröſseren Artikel Thalheims, wie *διαιτηταί* (Sp. 313—317), *δοῦλοι* (Sp. 1785—1790), Ehescheidung (Sp. 2011—2013), *εἰσαγγελία* (Sp. 2138—2141) und *ἐγγύησις* (Sp. 2567), für die er sein vortreffliches Programm von Hirschberg 1894 verwenden konnte, halten sich stets innerhalb der durch die Rücksicht auf ein Sammelwerk gebotenen Grenzen und zeichnen sich durch Klarheit und Übersichtlichkeit aus. Nur die Darstellung der *ἐνεχυρασία* Sp. 2561 finde ich gegenüber unseren gegenwärtigen Kenntnissen vom griechischen Pfandrecht auch gar zu mager. Das so hochinteressante Pfändungsrecht von Gortyn hätte etwas eingehender dargestellt werden dürfen, zumal da die Mon. antichi vol. III nur wenigen Benutzern der Realenzyklopädie zugänglich sein werden. Jetzt konstatieren wir die eigentümliche Erscheinung, daſs wir über gortynisches Pfandrecht mehr Belehrung finden im Artikel „Eid“ von Ziebarth (Sp. 2082) als unter *ἐνεχυρασία* von Thalheim, der nicht einmal die Monographie von H. F. Hitzig, Das griechische Pfandrecht (1895) zitiert.

Eine zweite Reihe griechischrechtlicher, namentlich staatsrechtlicher Artikel, ausgezeichnet durch Knappheit und scharfe Formulierung, rührt von dem leider zu früh verstorbenen Emil Szanto her: *δημοποίητος*, *δημοῦχοι*, *Δεσποσιοναῦται*, *διαβέτης*, *διαδόσεις*, *διαγώγιον*, *διαμαστίγωσις*, *δικάσκοποι*, *διορθωτῆρες*, *διοσημία*, *Δωριαρχέων*, Dymanes, eine vorzügliche Zusammenfassung seiner grundlegenden Studie über die griechischen Phylen in den Sitzungsb. d. Wiener Akad. CXLIV, 5 (= Ausgewählte Abhandlungen von Emil Szanto, herausgeg. von Hch. Swoboda [1906], S. 216 ff.), *δυναστεία*, *ἐκεχειρία*, *ἐκφυλλοφορία*, *ἐμπέλωροι*, *ἔμφρουροι*, *ἐπεύνακτοι*. Wer ermessen will, welch ausgezeichneten Mitarbeiter die Realenzyklopädie an Szanto verloren hat, der lese seinen umfangreichsten Artikel dieses Bandes, „Ephoroi“ Sp. 2860—2864. Das ist meines Erachtens ein Musterartikel, staatsrechtlich tief durchdacht, gründlich und dabei doch knapp und immerhin so ausführlich, daſs wir in kurzer Zusammenfassung über den gegenwätigen Stand der Forschung und die verschiedenen Auffassungen

über Entstehnng nnd Entwicklung des spartanischen Ephorates ganz genügend orientiert sind.

Die Artikel über Staatshanshaltung und Finanzwesen stammen von Boerner; sie orientieren gut und zeigen die gerade auf diesem Gebiete doppelt notwendige Zurückhaltung und Vorsicht, so *εἰκοστή*, *εἰσφορά* (wo Sp. 2150, 5 das Zitat lauten sollte Arist. Oik. II, 2, 5), *ἐκλογεῖς*, *ἐλλιμένιον*, *ἐλλιμενισταί* und *ἐφόδιον*.

Gnte Artikel sind auch *διοίκησις* und *διοικητής*, *εἰκοσάπρωτοι*, *ἔκδικος* und Elentherolakones von Brandis, während ich zu meinem Bedanern über den umfangreichen Artikel *ἐκκλησία* desselben Mitarbeiters (Sp. 2163—2200) nicht gleich günstig urteilen kann. Es ist zwar eine dnrchaus selbständige, aus dem Vollen geschöpfte, anfserordentlich fleifsige und darum dankbar zu begrüfsende Studie; jedoch geht der Verfasser mitunter zn ansführlich anf Einzelheiten ein, die man in diesem zusammenfassenden Artikel nicht suchen würde, so z. B. über die Tage der ordentlichen Volksversammlungen in Demetrias (Sp. 2167) oder über einzelne Stellen einer Urknnde, wie über die *νεώτεροι* in Ptolemaïs (Sp. 2169, 24 ff.) und über den bekannten *Ἐργόφιλος πατρὸς οὗ ἂν χρηματίζῃ* in einer Inschrift von Ilion (Sp. 2176, 56 bis 2177, 22), das er übrigens schwerlich richtig benrteilt. Kühn ist der Sp. 2171 aus Arist. *Ἀθ. πολ.* 42 gezogene Schlnfs auf ein höheres *ἐκκλησιαστικόν* für die Leiter der attischen Ekklesie; denn das ergäbe eine Ungleichheit, die bei der demokratischen Gleichmacherei in Athen und dem Prinzip der Unentgeltlichkeit der Amtsführung wenig wahrscheinlich ist. Warum jetzt noch gegen die schon längst aufgegebene Behauptung, die Spartaner hätten in der Volksversammlung gestanden, ausführlich polemisieren (Sp. 2172)? Namentlich aber mifsfällt mir, weil in den Rahmen einer Enzyklopädie gar nicht passend, die oft breite Art des Räsonnements, die ich schon in der N. philol. Rundsch. 1900, Nr. 25, S. 585, an einem Artikel von Brandis gerügt habe. Auch zusammenfassende Sätze wie „So also war es in Athen" (Sp. 2172, 44 und 2176, 33), oder „Soweit über die Befugnisse des Präsidenten der Ekklesie" (Sp. 2178), nachdem der Absatz überschrieben ist „Befugnisse des Vorsitzenden", passen sehr wohl in mündlichen Vortrag, aber nicht in einen Lexikonartikel. Da sollte die Redaktion nnbarmherzig Halt gebieten. Aber auch sonst würden mehrere Partien dieses Artikels, unbeschadet ihrer Klarheit, Kürzungen vertragen haben z. B. durch Verweisungen auf Swoboda, Griech. Volksbeschlüsse oder andere Artikel der

Realenzyklopädie. Das gilt z. B. von den Ausführungen über das Probuleuma (Sp. 2183 f.), die zudem nicht übermäfsig klar sind für solche, die der epigraphischen Forschung ferner stehen; auch erwartet man diese Ausführungen nicht unter dem Stichwort *ἐκκλησία*, sondern unter *προβούλευμα* oder *βουλή*, wo sie in der Tat bereits ganz befriedigend geboten sind von Oehler Bd. III; vgl. auch diese Rundschau 1899, S. 563 f. Bei der Darstellung der Amendements und der Formulierung der attischen Volksbeschlüsse überhaupt ist zu wenig darauf Rücksicht genommen und von Brandis auch nirgends ausdrücklich betont, dafs die nach unseren Begriffen oft unnötig umständliche Fassung davon herrührt, dafs die Redaktion der Psephismen dem Gange der Verhandlungen chronologisch gefolgt ist. Die „doppelte Lesung" ist zwar aufgegeben; dafür finden wir: Sp. 2196 ff. Ausführungen über die doppelte Beratung bei Politie- und Proxenieverleihung, die noch sehr der kritischen Nachprüfung bedürfen. Auch die aufserordentlich schwierige Frage nach dem Verhältnis von *νόμος* und *ψήφισμα*, deren Behandlung Br. Keil, Anonym. Argentin., S. VII, in Aussicht stellte, läfst sich nicht so rasch abtun, wie das hier Sp. 2197, 59 ff. geschieht; so unbedingt war die Beschränkung der Ekklesie gegenüber der Gesetzgebung de facto denn doch nicht, wie hier vorausgesetzt ist. Dankenswert wäre auch eine noch strengere chronologische Sichtung des Materials, als sie in diesem Artikel durchgeführt ist. Zu verbessern ist Sp. 2187, 16 *κύριαι*, Sp. 2188, 15 *τινὰ* statt *τίνα*. Der aufserordentliche Fleifs, den der Verfasser offensichtlich auf diese Monographie verwendet hat, verdient uneingeschränktes Lob.

Anerkennend seien erwähnt die Artikel *διαχειροτονία*, *διαγραφεῖς*, *διαψήφισις*, *διαπύλιον* und *δοκιμασία* von Koch, wo freilich Sp. 1269, 32 ff. die Dokimasie der Waisen meines Erachtens unrichtig erklärt ist, ferner *ἔπαρχος*, *ἐφηβία* (aufserhalb Attikas) und *ἐφίππαρχος* von Oehler und die Artikel Drakon (Sp. 1648—1662) und Ephetai (Sp. 2824—2826) von J. Miller. Der Artikel „Ephetai" ist der Natur unserer Quellen entsprechend mit gutem Grunde etwas unbestimmt gehalten, während der Artikel „Drakon" über die Person, die Gesetzgebung und die angebliche Verfassung Drakons gut orientiert, nur die Blutgesetze, wie mir scheint, zu ausführlich behandelt, da diese doch sachgemäfser unter den einzelnen Stichwörtern wie *φόνος*, *τραῦμα ἐκ προνοίας*, *πυρκαϊά* dargestellt würden.

Von E. Ziebarth rühren her der schöne Artikel über die griechischen Testamente, *διαθήκη* Sp. 349—352, der alles Wesentliche knapp

zusammenfafst, ohne Anführung von viel Quellenstellen, aber mit vollständigem Literaturverzeichnis, ferner der kurze Artikel *δωρεά* (Sp. 1551) und die eingehendere Darstellung der Schenkung und Stiftung im griechischen Recht unter dem Stichwort *δόσις* (Sp. 1598—1603), eine sehr dankenswerte, aus dem Vollen geschöpfte Übersicht, zu der der Verfasser seine grundlegende Materialsammlung „Die Stiftung nach griechischem Recht", Zeitschr. f. vgl. Rechtswissensch. XVI (1903) nicht mehr anführen konnte, obgleich der zehnte Halbband der Realenzyklopädie erst gegen Ende 1905 ausgegeben wurde. — Vortrefflich ist auch Ziebarths Darstellung des Eides im griechischen Recht (Sp. 2076—2083), zu der er durch seine tüchtige Doktordissertation von 1892 ganz besonders berufen war. Useners „Dreiheit" konnte er noch nicht dafür verwenden. Von Einzelheiten erwähne ich den Irrtum Sp. 2080, 12, wo Chersonesus (Taurica) nach Thrakien verlegt ist und dafs Sp. 2082, 41 angegeben sein sollte, dafs die betreffende Inschrift aus Gortyn stammt. Für die grofse Mehrzahl der Benutzer der Realenzyklopädie würde es sich doch wohl empfehlen, so schwierige dialektische Partien, wie die beiden hier angeführten, zu übersetzen. Wann verschwindet endlich einmal das italienische „Gortyna" aus deutschen Büchern, das hier Sp. 2079, 3 und auch gelegentlich in Artikeln von Thalheim steht?

Obgleich der Jurist R. Leonhard unter Emphyteusis (Sp. 2513 bis 2516) erwähnt, dafs die Emphyteusis durch die tiefeindringende Forschung von L. Mitteis als Institut des gesamten griechisch-römischen Rechtsgebietes erwiesen ist, so verfolgt er doch ihre Entwicklung ausschliefslich im römischen Recht, ohne auch nur das fürs griechische Rechtsgebiet leicht erreichbare Material anzuführen.

In dem umfangreichen Artikel Elis, dessen Geschichte Swoboda aufs sorgfältigste darstellt, bietet er uns Sp. 2421—2432 eine treffliche systematische Darstellung der elischen Staatsverfassung, und in dem bei aller Knappheit sehr reichhaltigen Artikel Ephesos gibt uns Bürchner eine gute Übersicht über die Gliederung der Einwohner (Sp. 2798) und über Staatseinrichtungen, Staatshaushalt und Behörden dieser Stadt (Sp. 2803 A).

Zum Schlusse sei es mir gestattet, zu der den Band eröffnenden Abhandlung des verewigten Valerian v. Schoeffer über die Demen (Sp. 1—130) einige Bemerkungen hier anzubringen. Naturgemäfs behandelt v. Schoeffer die Organisation und politische Bedeutung der Demen Attikas, die uns am besten bekannt sind, am eingehendsten und schliefst

daran an die entsprechenden Gliederungen anderer Staaten, wie z. B. die Demen der dorischen Inseln Kos, Kalymna und Rhodos (κτοῖναι Unterabteilungen der Demen? Sp. 126), dann die einiger Staaten ionischer Zunge, wie Naxos, Milet (hier nachweislich beeinflufst von der kleisthenischen Demenorganisation Athens) und Eretria, wo die Organisation lediglich aus den zahlreichen Demotika erschlossen, nicht literarisch bezeugt ist. Demeneinteilung gab es vielleicht auch in Keos und Elis, sicher aber bei zahlreichen hellenisierten Völkern, wofür typische Beispiele bieten die karischen Städte Mylasa, Olymos und noch deutlicher Stratonikeia. Alles ist scharfsinnig, gründlich und so bestimmt, als es die Quellen erlauben, dargestellt, und dabei geht v. Schoeffer den staatsrechtlichen Fragen auf den Grund und sucht in echt Mommsenschem Geiste die ratio der staatsrechtlichen Erscheinungen zu ergründen. Da uns bis jetzt ein zusammenfassendes Werk über das griechische Staatsrecht fehlt, das von diesem Geiste erfüllt ist, so kann man es nur immer aufs tiefste bedauern, dafs es dem für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Verfasser nicht mehr vergönnt war, sein nur in russischer Sprache erschienenes Werk über „Bürgerschaft und Volksversammlung zu Athen“ uns, wie er beabsichtigte, auch in deutscher Bearbeitung vorzulegen. Das weit verstreute Material über die Demen hat v. Schoeffer im vorliegenden Artikel in vollem Umfange herangezogen, kritisch gesichtet und mit umfassender Heranziehung der weitzerstreuten Spezialliteratur vorgelegt, so dafs er ein schönes, klares Bild des attischen Gemeindelebens entwerfen konnte; in der Polemik, an der es natürlich nicht fehlt, ist er bestimmt, aber immer vornehm. Zum Schlufs ein paar Einzelheiten! Sp. 11 ist nicht deutlich genug gesagt, wie die Angabe des Aristoteles (Ἀϑ. πολ. 42, 1), dafs die Jünglinge bei der Aufnahme in den Demos das achtzehnte Lebensjahr vollendet haben müssen, mit der Tatsache, dafs diese Aufnahme ordentlicherweise nur einmal im Jahr an den Archairesien stattfand, zu vereinen ist. Die meines Erachtens einzig richtige Formulierung siehe jetzt bei Lipsius, Att. Recht und Rechtsverfahren I, S. 226, Anm. 24. — Sp. 13, Z. 39, ist zu betonen κύριαι, Sp. 21, Z. 34 zu lesen „angesehenste“. — Sehr geschickt ist die Sp. 19 f. gegebene Erklärung des Beschlusses des Demos Plotheia I G II 570 gegenüber Szanto und Haussoullier. — I G II 1208 nennt als Kommission des Demos Halai zur Anfertigung eines Kultbildes der Aphrodite weder **14** ἐπιμεληταί, wie Sp. 16, Z. 3, angegeben ist, noch **18**, wie Sp. 25, Z. 13 steht, sondern lediglich **24** De-

moten. Die Benennung ἐπιμεληταί steht nicht in dieser Inschrift, sondern in n. 1209; aber dort sind es ihrer drei, und offenbar sind dies die ἐπιμεληταί der Phyle Kekropis; vgl. Köhler z. d. St. — Sp. 30, Z. 49, ist zu lesen Bürgerschaft, nicht -recht und Sp. 126, Z. 15, zu betonen κτοῖναι. — Äufserst dankenswert ist das der Abhandlung beigegebene Verzeichnis der attischen Demen (Sp. 35—122), um so mehr, als die letzte vollständige Übersicht über die attischen Demen von Gelzer in Hermanns Staatsaltert. I, 797 ff. aus dem Jahre 1875 stammt, also namentlich auch in den Zitaten schon längst veraltet war. Durch praktische chronologische Scheidung, gröfste Sorgfalt im einzelnen und möglichste Vollständigkeit im Anführen sicher beweisender Belegstellen hat uns v. Schoeffer in dieser „Geschichte der attischen Demen in Tabellen", die eine zähe Arbeitskraft und ausdauerndsten Fleifs erheischte, ein äufserst wertvolles Vermächtnis hinterlassen.

Vergleicht man Artikel, die innerlich in einem gewissen Zusammenhange miteinander stehen, wie z. B. „δῆμοι" von Schoeffer, „Drakon" von Miller und „ἐκκλησία" von Brandis, so hat man das Gefühl, dafs, wenn diese Artikel vom gleichen Bearbeiter abgefafst wären, nicht unerhebliche Kürzungen infolge gegenseitiger Verweisungen möglich gewesen wären. Es wäre unbillig zu verlangen, dafs die Redaktion der Realenzyklopädie, der es wahrlich sonst schon an Arbeit nicht gebricht, in solchen Fällen den Ausgleich vollziehen sollte; denn am Ende sind gelegentliche Wiederholungen für den Benutzer eines Nachschlagewerkes angenehmer, als fortwährende Verweisungen auf andere Artikel, die ein zeitraubendes Nachschlagen in anderen Bänden erfordern. Und so will ich denn diese Besprechung schliefsen, indem ich der Redaktion auch für diesen Band, ein bewunderungswürdiges Denkmal deutschen Gelehrtenfleifses, Dank und Anerkennung zolle.

Zürich. **Otto Schulthefs.**

---

56) **P. Dettweiler, Didaktik und Methodik des lateinischen Unterrichts.** Zweite, umgearbeitete Auflage. (Sonderausgabe aus A. Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen".) München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1906. VI u. 268 S. gr. 8. ℳ 5.—.

Der Inhalt dieses Werkes in seiner ursprünglichen Gestalt vom Jahre 1895 war von vornherein bedingt und festgelegt durch die Absicht des

Verfassers, die freieren Gedanken der neueren Lehrpläne auch im Lateinunterricht als durchführbar zu erweisen, der letztere müsse, das war der leitende Gesichtspunkt, den das damalige Vorwort betonte, in der quellenmäfsigen Lektüre und den durch diese bestimmten Übungen, in einem rationelleren, zu einer wirklichen Schulung im Denken führenden und dadurch äufserlich eingeschränkten Betrieb der Grammatik sein Heil suchen.

Der ersten Auflage ist nunmehr die zweite gefolgt. Hierin blieb die gekennzeichnete Eigenart des Buches in ihren grofsen und wesentlichen Zügen durchaus gewahrt. Indessen haben doch zahlreiche Kürzungen, seltenere Erweiterungen und eine durchgehende äufsere Überarbeitung stattgefunden; auch ist manche Milderung von Urteilen eingetreten, die vor einem guten Jahrzehnt in dem Kampfe für freiere Wege im Lateinunterricht mit einer gewissen Schärfe vorgetragen worden waren. So kann der Verfasser mit gutem Recht die neue Auflage seines Buches als eine Umarbeitung bezeichnen.

Ein Schlufskapitel über den lateinischen Unterricht in Reformanstalten, auf sorgfältigen Informationen beruhend (10 Seiten), ist neu hinzugekommen. Der aufserordentliche Aufschwung, den diese Anstalten bisher genommen haben, liefs es geboten erscheinen, den lateinischen Unterricht, wie er an ihnen erteilt wird, besonders zu behandeln. — Einem Wunsche, der an den Verfasser herantrat, die gesamte Literatur, die ein Lehrer bei jedem Schriftsteller brauche, anzugeben, ist er nicht nachgekommen. Meines Erachtens mit Recht. Was von methodischen Werken wünschenswert ist, findet man verzeichnet; die Einführung in die wissenschaftliche Literatur ist eine wesentliche Aufgabe des Universitätsunterrichts.

Soviel nach dem Vorwort zur zweiten Auflage.

Worin bestehen die besonderen Vorzüge des Werkes? Wodurch wird es zum empfehlenswerten, treuen Ratgeber für angehende Lateinlehrer, sodafs es sich namentlich zur Anleitung junger Lehrer in pädagogischen Seminarien eignet? Warum greift auch der erfahrene Pädagoge gern und voll Vertrauen zu dem Werke, um sich über irgendeine Frage belehren zu lassen, überhaupt, um sich die Anregung zu holen, die wieder und wieder seiner Arbeit und seinem Berufe not tut?

Der eigentümliche Wert dieses vortrefflichen Buches scheint mir auf einer überaus glücklichen Mischung von sicherer Bestimmtheit und duldsamer Freiheit zu beruhen, zweier Eigenschaften, die sich auf eine gründ-

liche Vertiefung des ganzen Stoffes und aller wichtigeren Einzelfragen nach der psychologischen, ethischen, ästhetischen und literarhistorischen Seite hin wirkungsvoll stützen. Auf diesen drei Grundlagen allein kann sich aber eine Didaktik und Methodik aufbauen, die ihrer Bestimmung vollauf genügen will, ein zuverlässiger und willkommener Helfer in der Praxis zu sein.

Die stete und eingehende Berücksichtigung der preufsischen Lehrpläne (nunmehr von 1901), sowie der anderer deutscher Staaten und in der neuen Auflage auch Österreichs verleiht dem Buche seinen hohen praktischen Wert; „denn eine Methodik soll zeigen, wie man unter den gegebenen Verhältnissen unterrichten kann, nicht Zukunftsmusik machen". Man erkennt vornehmlich in diesem leitenden Gesichtspunkte die Schule H. Schillers. Aber Dettweilers Blick ist hierbei nicht etwa so eng auf die Gegenwart und ihre im Flufs begriffenen Forderungen beschränkt geblieben, dafs er die Richtlinien der voraussichtlichen Weiterentwicklung übersehen hätte, dafs er grundsätzlichen Reformbestrebungen nicht gerecht geworden wäre. Man studiere z. B. die gründlich und umsichtig abwägenden Erörterungen über „das Übersetzen hinüber und herüber" S. 33—51, und man wird zunächst zwar, gewifs mit Freude, bemerken, wie trefflich der bleibende Nutzen bestimmt modifizierter Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische in scharf umrissener Beschränkung (als vorwiegend dem Spracherwerb dienend) psychologisch herausgearbeitet und nachgewiesen ist. Aber deutlich tönen doch in einer Reihe von skeptischen Bemerkungen Klänge einer „Zukunftsmusik" mit, die dem modernen Pädagogen und nicht zuletzt dem verständigen Lateinlehrer humanistischer Richtung selbst willkommen klingen müssen. Es ist der unzweideutige Hinweis auf einen künftigen, weitgehenden Ersatz des lateinischen Skriptums in den oberen Klassen, namentlich auch in der Reifeprüfung, durch die Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche. So lesen wir S. 38: „Die Erfahrung lehrt, dafs in oberen Klassen, nachdem einmal das sachliche Interesse überwiegt, Schüler ganz vortrefflich ihre Schriftsteller verstehen und übertragen, während sie uns durch Fehler in ihren lateinischen Arbeiten zur Verzweiflung bringen"; S. 45: „Dafs der Unterricht durch ein Zurücktreten der lateinischen Schreibübungen oberflächlich werde, dafür fehlt jede Spur von Beweis" und umgekehrt S. 49: „Gerade die lateinische Sprache liegt in ihren gesamten Ausdrucksmitteln von der unsrigen so weit ab, dafs das Gestalten der Über-

setzung ins Deutsche eine stilbildende Kraft in Anspruch nimmt, deren Anwendung und Übertragung auf die Schüler in Zukunft eine der vornehmsten Aufgaben der deutschen Gymnasiallehrer bilden mufs. . . . Hier ist der Lehrer wirklich schöpferisch; keine gedruckte Übersetzung kann ihm jemals den Rang streitig machen." Dahin gehört endlich die resignierende, aber vielsagende Bemerkung S. 237: „Vorläufig haben wir mit der Tatsache zu rechnen, dafs in allen deutschen Gymnasien auch in der Reifeprüfung Übersetzungen in das Lateinische angefertigt werden, und müssen versuchen, diese mit ihren notwendigen Vorbereitungen so rationell als möglich zu gestalten." Dieses „vorläufig" deutet die voraussichtliche Entwicklung zur Genüge an; mögen die vorgeschritteneren unter den Lateinlehrern selbst nur zielbewufst in dieser Richtung kämpfen! Auch der lateinische Aufsatz, mit dem — so behauptete ein vor einem halben Jahrhundert unvorsichtigerweise von den deutschen Philologen und Schulmännern gefafster Beschlufs — das Gymnasium stehen und fallen sollte, ist längst aufgegeben, und das Gymnasium besteht noch, ohne dafs seine Schüler ihre Schriftsteller schlechter verstünden, als in den alten Zeiten des intensivsten Betriebs von „Aufsätzen" oder „Argumenten" (in Süddeutschland).

Besonders gewinnend wirkt endlich Dettweilers Buch durch die Bescheidenheit, mit der seine ganze Arbeit auftritt, „die eben nur zeigen will, wie man es machen kann, nicht, wie man es machen mufs". Erfreulicherweise fehlt es dennoch nicht an Entschiedenheit des Urteils da, wo solche am Platze ist, d. h vor allem in den Fällen, wo Theorie und Praxis längst entschieden haben und nur Beschränktheit oder Trägheit das verkehrte Alte festhalten. Da findet der Verfasser scharfe, ja vernichtende Worte, z. B. S. 33: „Wir halten Nutzen und Notwendigkeit dieser Übungsbücher (mit Stoff zum Übersetzen ins Lateinische) für eine der vielen Illusionen, die in unserem Schulwesen eine verhängnisvolle Rolle spielen"; S. 128: „Wir halten die Lektüre von Prosaikern und Dichtern nebeneinander auf mittleren Stufen, wo es sich um gründliche Einübung und Einlesung handelt, für einen groben Unfug und auf oberen für einen Mifsgriff oder für einen schlimmen Notbehelf." Man vergleiche ferner die verständigen Ausführungen über das Lesen des Textes in den unteren, mittleren und oberen Klassen S. 94 f., worin erfahrungsgemäfs noch oft der alte Schlendrian herrscht. Die kurzen deutschen Ausarbeitungen (die sog. „freien Arbeiten") finden S. 109 ff., 173 ff., 234 ff. sach-

gemäfse Würdigung und warme Empfehlung. S. 175 heifst es treffend und unwiderleglich: „Jedenfalls hält der Schüler, welcher eine Arbeit der besprochenen Art logisch richtig entwickelt und sprachlich korrekt darstellt, dem ‚Extemporaleschreiber‘ die Wagschale“.

Dettweiler gewährt in weitgehendem Mafse in dubiis libertatem. Man kann es eben in vielen Fällen auch anders machen; nur mufs man die Sache theoretisch richtig durchdacht und praktisch erprobt haben, wenn man einen anderen Weg mit triftigen Gründen empfehlen, eine andere Ansicht vertreten will. In diesem Sinne sei mir kritische Betrachtung einiger Punkte gestattet.

Zur Aussprache von c und ti (S. 62 f.) bemerke ich kurz folgendes. Gerade die didaktischen Momente, die der Verfasser so präzis zusammenstellt, sprechen bekanntlich stark für die k-Aussprache. Ich selbst habe unter der Leitung H. Schillers Schüler und Lehrer leicht und vollkommen an die Änderung im sprachlich korrekten Sinne gewöhnt gefunden und im Laufe der Jahre nur Gutes, keinerlei Nachteile dabei entdeckt.

Besonderen Reiz und Wert hat zweifellos die Gestaltung der ersten Lateinstunden, und ebenso anziehend wie überzeugend sind die Empfehlungen, die Dettweiler dem entwickelnden (induktiven) Verfahren bei der ersten Einführung mitgibt. Der von Schiller empfohlene Satz: (parva) rota est rotunda, forma rotae est r. etc. besitzt in seiner Verwendbarkeit für alle Kasus einen Vorzug, wenn man nicht lieber ganz an den Anfang eine völlige Kongruenz stellen will: rosa est odorata („Odeur“), die Rose ist (eine) wohlriechend(e)

Die ablehnende Haltung Dettweilers gegenüber den „gereimten Genusregeln“ (S. 71) ist begreiflich, wenn man an das „Merk 39 auf ein is“ früherer Grammatiken denkt; aber das sind doch wohl tempi passati, und knappe, einfache Verschen bleiben nach meinen Erfahrungen für alle Stufen wertvolle und nicht zu verschmähende Stützen des Unterrichts. — Bei der Einübung des Acc. c. inf. (S. 80) möchte ich als Ausgangspunkt vor allem ganz entsprechende Sätze, wie iussit me venire = er hiefs mich kommen, empfehlen. Sodann sollte bei der Erörterung, dafs der Lateiner statt des deutschen Satzes (er befahl, dafs ich käme) nur einen Satzteil hat (Objekt — oder Subjekt z. B. bei constat), gleich im Hinblick auf dieses Verhältnis die Bedeutung des fehlenden Kommas eingeprägt werden: iussit me venire, er befahl mein Kommen.

Die warme Empfehlung der Phädruslektüre für die Quarta (S. 127 f.)

und des Curtius Rufus für die Untersekunda (S. 200 ff.) sei hiermit aus meiner Erfahrung unterstrichen. Dagegen vermag ich nicht, die ablehnende Haltung Dettweilers gegenüber Sallust (S. 202 f.) genügend begründet zu finden; wenigstens habe ich praktisch mit dem Bellum Iugurthinum in Obersekunda nur ermutigende Erfahrungen gemacht. Der Verfasser redet von der „wenig bedeutsamen Zeit des Jugurthinischen Krieges und des sozialen Verfalls" und meint, alle die Gründe, die die Lektüre des Cäsar, des Livius und Tacitus, auch des Curtius rechtfertigten, die Verbindung mit dem Geschichtsunterricht und die quellenmäfsige Erarbeitung wichtiger Teile der alten Geschichte, träfen bei Sallust nicht ausreichend zu. Ich bezweifle, ob der Historiker und der Geschichtslehrer dieses Urteil so unbedingt unterschreiben möchten. Man darf, ja man soll vielleicht im Geschichtsunterricht der Obersekunda dem Jahrhundert der römischen Revolution gröfseres Gewicht beilegen, als es bisher vielfach geschehen ist. Der selbstverschuldete Niedergang der Nobilität, das blutige Ende der Senatsherrschaft sind, abgesehen davon, dafs aus dieser Entwicklung allein die historische Notwendigkeit der werdenden Monarchie begriffen werden kann, an sich gerade wichtig genug, um dem Schüler an einem typischen Beispiele zu zeigen, wie die Sünden einer herrschenden Klasse, deren bonae artes (virtus, disciplina, innocentia) den Staat so hoch gehoben haben, mit innerer Notwendigkeit ihren eigenen Verfall und schwere Zerrüttung des ganzen Staatswesens herbeiführen. Ein beweiskräftigeres Beispiel aber für die Vitia nobilitatis in der Urbs venalis gibt es nicht, als ihr schmachvolles Verhalten gegenüber dem Gelde Jugurthas und im Jugurthinischen Kriege. Die grofsen Reden des Volkstribunen Memmius c. 31 und des Marius c. 85 in Verbindung mit der kurzen Übersicht, die Sallust cc. 41/2 über die Revolutionierung des römischen Staatswesens durch die Parteizerklüftungen infolge der sozialen Ungerechtigkeiten gibt, sind auch schon dem Obersekundaner wahre Fundgruben zur Erkenntnis der Dissensio civilis im republikanischen Rom. Erst in diesem geschichtlichen Zusammenhange gewinnen die Charaktere, auf deren Erfassen der österreichische Lehrplan besonders die Aufmerksamkeit zu lenken empfiehlt, ihre eigenartige Bedeutung; natürlich mufs in erster Linie Jugurtha, dann Marius und Sulla berücksichtigt werden.

Vorzüglich gelungen erscheint die Betrachtung Ciceros (S. 183—193). Als Redner lernt ihn der Schüler in den Sekunden, als Mensch in seinem Briefverkehr und als Wissenschaftler in den Primen kennen. Die Lektüre

der Briefe kann sich auch nach meinen Erfahrungen sehr anregend und wertvoll gestalten; nur gebe man dem Schüler eine so wohl durchdachte Auswahl wie die von Dettweiler selbst getroffene (4. Auflage, 1905. Gotha, Perthes) in die Hand, nebst dem gediegenen Kommentar, der für diese schwierigere Lektüre unentbehrlich ist. Mit Recht lehnt der Verfasser eine weitere Lektüre von Ciceros Reden für die höheren Stufen ab. Neben Tacitus und Horaz gehören seine wissenschaftlichen Werke in die Primen. Wenn Dettweiler den Offizien den Vorzug zu geben scheint vor den rhetorischen Schriften, so ist das begreiflich bei einem Schulmanne, von dem eine didaktisch so wertvolle Ausgabe von ersteren stammt. Aber er selbst mufs an die Spitze seiner Erörterungen, in denen er die Hinleitung zum „Nachdenken über wichtige Lebensfragen" warm betont, den Satz stellen, „dafs Ciceros Philosophie wissenschaftlich fast wertlos ist". Dieses Geständnis ist gewifs nicht empfehlend. Meine langjährigen Erfahrungen lassen es mich vorziehen, wirkliche Philosophie in Plato und in liebenswürdiger Popularisierung bei Horaz den Primanern vorzuführen, ihnen Cicero aber als Meister der wissenschaftlichen Zusammenfassung gerade auf dem Gebiete zu zeigen, in dem er praktisch Höchstes geleistet hat. Mag auch in De oratore die dort selbst etwas geringschätzig beurteilte Schulmethode der griechischen Rhetoren tatsächlich eine Hauptrolle spielen, gleichwohl fehlen die grofsen Gesichtspunkte des genialen Redners nicht, und neben den tief durchdachten, wahrhaft glänzenden Proömien bietet der anekdotisch so glücklich belebte, allgemeine Bildungsgehalt der ganzen Schrift eine vielfach originelle Lektüre.

Giefsen. **L. Hüter.**

---

57) **Paul Cauer, Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform.** Gesammelte Aufsätze. Berlin, Weidmann, 1906. XIV u. 285 S. 8. geh. ℳ 4.—.

Das Vorwort, durch welches Cauer diese Sammlung schulpolitischer Aufsätze einleitet, bezeichnet die Absicht bei der Neuherausgabe zunächst als eine historische; das Buch ist dem Hamburger Oberrealschuldirektor Thaer gewidmet, es trägt als Motto den Spruch von Jean Paul: „Über das Ganze des Lebens oder Seins gibt es nur Anschauungen; über Teile Beweise, welche sich auf jene gründen." Beigegeben sind zwei Briefe von Theodor Mommsen und Ludwig Wiese. — Seit 1889 hat der Verfasser auch in angesehenen Zeitschriften von allgemeiner Bedeutung, wie

namentlich den Preufsischen Jahrbüchern, alle wichtigeren Fragen der preufsischen Schulpolitik kritisch erörtert und dabei in mannhafter Polemik seinen eigenen Standpunkt gegen die verschiedenartigsten Angriffe verteidigt. Die dialektische Schärfe der Gedankenführung, die überall fesselnde Form der Darstellung, der vornehme Ton, der auch bei dem schärfsten persönlichen Gegensatz nie verlassen wird, verleihen der Lektüre des Buches hohen Reiz. Die Kritik, welche überall nur um der Sache willen geübt wird, begnügt sich nirgends mit der Verneinung, sondern läfst stets mit voller Deutlichkeit die positiven Gedanken hervortreten, welche der Verfasser in seinen bekannten gröfseren Schriften ausführlich dargelegt hat. Wer ihm ganz gerecht werden will, mufs freilich auch diese studieren. Und in der Tat ist dies eine Pflicht, der sich keiner von uns, die wir doch alle in den Kampf um die deutsche Schule hineingezogen werden, entziehen kann. Auch dieses Buch wird vielfach nicht eben angenehme Empfindungen erwecken; nur zu deutlich spiegelt es die kaum erträgliche Unrast wieder, welche bis in das innerste Leben unserer Schulen störend eingreift. Unfruchtbare Klage darüber wäre gewifs am allerwenigsten im Sinne des Verfassers. Der Kampf ist da, und er ist auch nach den Hoffnungen, die vor sechs Jahren gehegt werden konnten, nicht zur Ruhe gekommen. Also gilt es Stellung zu nehmen, klar und unzweideutig, gleich unbeirrt von alten Vorurteilen, wie von übereilten Ansprüchen der Neuerer, einzig und allein geleitet von dem Gedanken an die heilige Aufgabe der Erziehung unserer Jugend. Eben dazu will Cauer auch mit diesem Buche anleiten. Der Weg, den er für den richtigen hält, wird der Anfechtung ausgesetzt bleiben; wir, die wir entschlossen sind, mit ihm zu gehen, wollen uns freuen, dafs er mit solcher Klarheit vorgezeichnet ist. Jede deutlich ausgeprägte und innerlich berechtigte Eigenart soll in ihrer Folgerichtigkeit auch im Schulwesen Geltung behalten; die gemeinsame Gefahr für alle ist jene Vielgeschäftigkeit der Vielwisserei, sie zersplittert den Geist, sie schädigt auch den Charakter gerade in den Jahren, wo er dazu erzogen werden soll, sich auf ein Ziel, auf dieses aber mit unerschütterlicher Festigkeit zu richten. Aber wir getrösten uns der guten Zuversicht, dafs sie abgewendet wird, solange die preufsische Regierung aus den Reihen der entschlossensten Kämpfer Männer auch in führende Stellungen beruft.

Sondershausen. **Funck.**

---

58) **Arthur Franz, Das literarische Porträt in Frankreich im Zeitalter Richelieus und Mazarins.** Leipziger Inauguraldissertation. Mit Beilage. Berlin-Leipzig-Chemnitz, Wilhelm Gronau, 1906. 57 u. 33 S. 8. geb. ℳ 2.—.

Bruns' Buch über das „Literarische Porträt der Griechen" (1896) hat die Gesichtspunkte einer Beurteilung jener Gattung nicht nur für die hellenische Literatur endgültig festgelegt, sondern gibt auch — darüber hinausgehend — gewisse Richtlinien, nach denen das literarische Porträt überhaupt, wo es sich immer finde, zu betrachten ist. Zu denen, die auf der Grundlage dieses trefflichen Buches weitergearbeitet haben, gehört auch Franz. Durch eine Preisanfgabe der Leipziger Philosophischen Fakultät veranlafst, hat er es unternommen, den Gegenstand innerhalb der französischen Literatur, wo er bekanntlich im 17. Jahrhundert stark Mode geworden war, zusammenfassend zu behandeln. Der Versuch, das literarische Porträt dieser Epoche als Gesamterscheinung zu betrachten, war bisher noch nicht unternommen worden. Allerdings ist es in der einschlägigen Literatur überall mitberücksichtigt; aber man streift es eigentlich nur und betrachtet es im wesentlichen vom historischen Gesichtspunkte. Franz dagegen geht dem literarischen Entwicklungsgange der Gattung nach; vorliegende Dissertation, die nur das Zeitalter Richelieus und Mazarins ins Auge fafst, ist ein Ausschnitt seiner umfangreichen, noch unvollendeten Studien. Eine Art Einleitung (S. 3—14) betitelt sich „Die Texte, die Quellen und der bisherige Stand der Frage", während im Hauptteil (S. 15—37) „Die drei Perioden des literarischen Porträts im Zeitalter Richelieus und Mazarins" behandelt werden. Um den Text nicht durch Belegstellen zu unterbrechen, sind diese in einer besonderen „Beilage" abgedruckt worden.

In der Einleitung will die Reihenfolge der dort behandelten Fragen mir nicht gefallen, weil sie auf die Bedürfnisse des Lesers keinerlei Rücksicht nimmt. Die Arbeit, die eingestandenermafsen das literarische Moment des Gegenstandes betonen will, beginnt mit einer ganz speziellen textkritischen Untersuchung (A). Dann werden die Porträtsammlungen aufgezählt, die für den genannten Zeitraum in Betracht kommen (B), und nun endlich bespricht der Verfasser den bisherigen Stand der Frage (C). Es klingt recht merkwürdig, wenn es erst hier (S. 12) heifst: „Ebensowenig ist man sich heute darüber klar, was man überhaupt unter litera-

rischem Porträt verstehen will.“ Müfste nicht die dann folgende Begriffserklärung von „Porträt“, müfste nicht die ganze Erörterung über den bisherigen Stand der Frage den Anfang der Arbeit bilden? Vielleicht liefse sich hier auch schon das unterbringen, was im Hauptteil (S. 36 bis 37) über das Wort „Porträt“ gesagt ist. C würde also voranzustellen sein, dann müfste B folgen; A, das ganz aus dem literarischen Rahmen herausfällt, würde ich hinter den Hauptteil setzen, damit dieser direkt in Verbindung mit C und B bleibt. Ich gestehe, dafs meine Aussetzungen etwas mehr Äufserliches betreffen, aber eine Einleitung soll immerhin so angelegt sein, dafs sie das Verständnis für die im Hauptteil ausgesprochenen Gedanken vorbereitet.

Was nun diesen selbst betrifft, so wird darin untersucht, welcher künstlerischen Mittel die Zeitgenossen Richelieus und Mazarins sich zur Wiedergabe der Persönlichkeit bedient haben. Nach diesem Kriterium unterscheidet der Verfasser das hyperbolische, das metaphorische und das schematisch-individualistische Porträt. Die Namen der beiden ersten Gattungen erklären sich leicht dadurch, dafs in ihnen Hyperbel und Metapher als Kunstmittel vorherrschen; die dritte Bezeichnung soll „den Vorgang andeuten, dafs ein vorhandenes Schema, eine Mode die Leute erst auf den Gedanken bringt, die Darstellung ihrer Persönlichkeit, die sie wohl sonst dem gesellschaftlichen Idealtypus gegenüber als etwas wenig Wichtiges angesehen hatten, für eine erspriefsliche literarische Betätigung zu halten.“ Franz setzt diese Gattungen mit den drei einflufsreichen Salons der Zeit in Verbindung, indem er die erste Porträtart dem Kreise der Marquise de Rambouillet, die zweite dem der Mademoiselle de Scudéry und die letzte dem Salon der Mademoiselle de Montpensier zuweist. Mit dem Verfasser bin ich der Meinung, dafs sich diese Beziehungen ungekünstelt ansetzen lassen. Nun werden die gesamten Gattungen einzeln behandelt und an Beispielen erläutert. Unter dem hyperbolischen Porträt kommt auch das Verhältnis zu den „personnages déguisés“ zur Erörterung. Die zweite Gattung, die des metaphorischen Porträt, geht darauf zurück, dafs sich der Dichter als ausübender Künstler, als Maler fühlt. So werden die Ausdrucksmittel der Poesie mit denen der Malerei vermischt; der Bedeutungswandel des Wortes „portrait“, das diesen Übergang am besten illustriert, findet deshalb hier eine eingehende Besprechung. Für das schematisch-individualistische Porträt werden besonders die Geschwister de Scudéry („Le Grand Cyrus“), Scarron und Made-

moiselle de Montpensier herangezogen. — Die vorstehend skizzierte Arbeit wirkt durchaus anregend, da der Verfasser bei der Behandlung des Gegenstandes, den er genau kennt, überall eigenes Urteil verrät.

Hannover. **Carl Friesland.**

---

59) **Joh. Jakob Köhler, Die altenglischen Fischnamen.** (= Anglistische Forschungen, herausgeg. von J. Hoops, Heft 21.) Heidelberg, C. Winter, 1906. VII u. 87 S. 8. ℳ 2.40.

Aus Hoops' Schule sind schon zwei andere Schriften hervorgegangen, die in wertvoller Weise naturwissenschaftliche und kulturgeschichtliche Fragen aufs engste mit sprachlichen verknüpfen und vom sprachlichen Wege aus in alle drei Gebiete gröfsere Klarheit bringen, das sind „Die altenglischen Säugetiernamen" von Jordan und „Die altenglischen Namen der Insekten, Spinnen und Krustentiere" von Zandt Cortelyou (Anglist. Forsch., Heft 12 u. 19; vgl. diese Zeitschr. 1903, S. 406 u. 1906, S. 523), nachdem er selbst mit seinen „Altenglischen Pflanzennamen" (1889) auf diese Stoffe hingewiesen und 1905 in seinen „Waldbäumen und Kulturpflanzen" eine weitere verdienstliche Untersuchung vorgelegt hat. Die vorliegende Schrift gehört in denselben Zusammenhang. Die etymologische Klarstellung der altenglischen Fischnamen, deren im ganzen 35 vorhanden sind, ist natürlich die Hauptsache. Sie wird nach einer kurzen Einleitung, die einige wertvolle allgemeine Gesichtspunkte über das Thema darlegt, mit grofser Sorgfalt vorgenommen. Die Darbietung des Materials ist sehr gut. Erst werden alle vorhandenen Formen verzeichnet, dann alle Belege, nach den Kasus geordnet, dann die Zusammensetzungen und etwa damit gebildeten Ortsnamen, dann wird die Bedeutung erörtert, die nicht immer leicht festzustellen ist, und endlich die Etymologie. Die wichtigsten Ergebnisse sind dabei neben den sprachgeschichtlichen die kulturhistorischen Ausblicke über das Vorkommen und die Verbreitung der betreffenden Fische, über die Fischerei der Angelsachsen udgl. Wünschenswert wäre eine Feststellung darüber gewesen, ob nicht mittel- oder frühneuenglische Fisch- oder Naturgeschichtsbücher (auch Übersetzungen) vorhanden sind, etwa in der Art von Gesners Fischbuch; sollte es deren geben, was recht wahrscheinlich ist, ich aber hier auch nicht entscheiden kann, so würden sie gewifs schätzenswertes Material enthalten.

Bei den etymologischen Betrachtungen ist in vielen Fällen mit Recht auf deutsche Verhältnisse und Namen Bezug genommen; das hätte meines

Erachtens in noch reicherem Maße geschehen können, und deshalb erlaube ich mir auch einige Bemerkungen, hauptsächlich nach dieser Richtung hin, vorzubringen. S. 16. Der Aal wird noch heute vielfach vom Volke für eine Schlange gehalten (s. z. B. Mitteil. der Schles. Gesellsch. für Volkskd. 1901, Heft 8, S. 1). — S. 17. Zu ndd. *olm* = Fäulnis, womit Köhler wohl mit Recht die Wurzel von *Aal* in Verbindung bringt, gehört sicher auch der Name des zu den Schwanzlurchen gehörigen *Olms* (Brehm, 2. Aufl., VIII, S. 649); er hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Aal, und die Grundbedeutung der Wurzel *ol-* paßt trefflich zu ihm; so hat K.s Vermutung eine weitere Stütze. — S. 22. Zu *bærs* = Barsch erinnere ich noch an den in meiner schlesischen Heimat üblichen Namen *Perschke* und glaube, daß etymologisch auch die Namen anderer Fischgattungen, wie *Brasse*, *Bräsem*, *Bressem* damit zusammengehören (Umstellung des *r*). — S. 25. Die genaue Entsprechung von *blæge* = *Bleie, Blei* ist zwar niederdeutschen Ursprungs, aber gegenwärtig auch in anderen Sprachgebieten üblich, so in Schlesien, und außerdem schriftdeutsch. — S. 28. *Cypera*, nach Köhler eine Lachsart, wird von Krämer in seiner Ausgabe der Metra des Boetius (Bonner Beitr. z. Angl. VIII, 1902) S. 109 mit Karpfen übersetzt. Dieser Gedanke liegt nahe; denn das Wort scheint durchaus, was Köhler aber nicht erwähnt, zu dem lateinischen *cyprinus* zu gehören, eine volkstümliche oder auch gelehrte Ableitung davon zu sein. Ob freilich das in Plinius' Naturgeschichte begegnende *cyprinus* wirklich den Karpfen bedeutet, vermag ich nicht zu sagen, aber jedesfalls heißt die ganze Gattung noch jetzt *Cyprinidae*, und sie ist ungewöhnlich groß; daß die mittel- und neuenglischen Fortsetzungen des Wortes auf eine Lachsart weisen, ist noch kein Gegenbeweis gegen die obige Annahme; kann doch *kipper* auch *Bückling* heißen. S 44, 71 u. ö. stört die falsche Schreibung *Häring* statt *Hering*. — S. 55 lies λακτίζω statt λακτίξω. — S. 59. *Merenædre*. Veranlassung zu diesem Namen der Muräne gibt nicht nur ihre Gestalt, sondern auch die Tatsache, daß sie zur Gattung der Aale gehört — woher auch die alte deutsche Bezeichnung Muraal (s. Gesner bei Brehm) — und wie diese gelegentlich als Schlange betrachtet wurde. Wichtig für den Namen der Tiere ist der Bericht des Konrad v. Megenberg (1309—1374), der in seinem „Buch der Natur" (herausgegeben von Pfeiffer 1861) mehrfach von ihnen spricht. S. 242 heißt es da: *die murên, diu laicht mit ainer slangen* und S. 254 *der visch hât kainen man seins geslehtes oder seiner nâtûr, ez sint eitel weip, sam Isidorus spricht, und*

gevaeht zuo von der slangen. wan als Basilius spricht, diu slang locket die murên aus dem wazzer mit sänftem wispeln und unkäuscht dann mit ir. — S. 259 handelt ein eigener kleiner Abschnitt von der *merslangen*, einem *mervisch, der ist zeitlich klain.* Wo die Sage von der Begattung zwischen Muräne und Schlange herrscht, ist es nur natürlich, dafs die kleine, junge Muräne, lat *murenula* zu dem Namen *merenædre* oder *merslange* gelangt Auf Konrads Quellen kann ich zurzeit nicht zurückgehen. — S. 76. Die Schleie hat im ostpreufsischen Platt auch noch den î-Laut *Schlie, Sly* (B. Benecke, Fische, Fischerei und Fischzucht in Ost- und Westpreufsen. Königsberg i. Pr. 1881, S. 111). — S. 84. Für den Stör kommen im Litauischen und Kurischen auch die Formen *store, sture,* natürlich ebenfalls Lehnwörter vor (Benecke S. 191). Konrad v. Megenberg kennt ihn auch (S. 256), meldet aber noch sehr wunderliche Dinge über ihn, z. B. dafs er kein Maul hat.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 23. März. Nr. 6, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Sallust in Ciceros Briefen.

Von **Diedr. A. Noltenius** (Bremen).

I.

Ad Quint. fratr. III, 5 und 6, § 1—2 wird uns von einer freundschaftlichen Unterredung zwischen Cicero und einem dem Empfänger des Briefes offenbar bekannten und darum nicht weiter mit Vornamen genannten Sallust berichtet. Der Gegenstand der Unterredung, die im Jahre 54 auf Ciceros Tuskulanum stattfindet, ist dessen Schrift De re publica, Sallust sucht Cicero zu bestimmen den ursprünglichen Plan für diese abzuändern und nicht Verstorbene wie Scipio und Lälius, sondern Zeitgenossen redend einzuführen. Cicero ist auch geneigt diesen Rat zu befolgen. Bekanntlich ist er aber später wieder auf seinen ursprünglichen Plan zurückgekommen, welchem Umstande wir das schöne Somnium Scipionis verdanken. Uns interessiert hier die Frage, ob wir bei dem in Ciceros Brief erwähnten Sallust an eine bekannte Persönlichkeit des Namens zu denken haben. Hat etwa Dettweiler in seiner Ausgabe von Ciceros Briefen recht, wenn er auch in der neuesten vierten

Auflage daran festhält, dafs darunter der Historiker C. Sallustius Crispus zu verstehen sei? Oder führen eigene Angaben Ciceros auf eine andere Spur? Da die Frage eine gröfsere Tragweite hat, dazu auch eine gewisse Verwirrung über die in Ciceros Briefen vorkommenden Sallustier herrscht, mag hier eine genauere Erörterung gestattet sein.

Zunächst kommt in Betracht, dafs in dieselbe Zeit wie ad Quint. fratr. III, 5 und 6 auch ad Quint. fratr. III, 4 fällt und dafs nach § 2—3 dieses Briefes ebenfalls ein Sallust, den wir zweifelsohne für dieselbe Persönlichkeit zu halten haben wie dort, eine lebhafte, aber nicht leidenschaftliche Unterredung mit Cicero gehabt hat. Sie betrifft die skandalöse Freisprechung des Gabinius im Jahre 54, worüber beide mit Recht entrüstet sind. Aber ihr beiderseitiger Standpunkt ist ein verschiedener. Während Cicero richtig gehandelt zu haben glaubt, indem er von einem persönlichen Eingreifen in den Prozefs, sei es als Ankläger, sei es als Verteidiger, abgesehen und sich damit begnügt hat als Zeuge gegen Gabinius aufzutreten, ist Sallust im Gegenteil der Meinung, dafs Cicero den Gabinius entweder hätte anklagen oder aber dem Pompeius zuliebe verteidigen müssen: alterutrum, sagt er kategorisch, und er fügt im Iussivus, wie Nägelsbach den hier angewandten Konjunktiv genannt haben würde, hinzu: defendisses idque Pompeio contendenti dedisses, etenim vehementer orabat (Eins oder das Andere: wolltest du Gabinius nicht anklagen, hättest du ihn verteidigen und den dringenden Bitten des Pompeius nachgeben sollen).

Die Stelle ist bezeichnend dafür, was für Prozesse ein berühmter Advokat damaliger Zeit aus politischen Gründen zu übernehmen genötigt sein konnte. Sie kann füglich in Parallele zu ad Att. I, 2, 1 gestellt werden. Dort trägt sich Cicero im Jahre 65 mit der Absicht den Catilina gegen den Clodius wegen seiner in Afrika verübten Erpressungen zu verteidigen und das nach seiner eigenen Aussage nur, um nicht an ihm einen gefährlichen Nebenbuhler bei seiner Bewerbung um das Konsulat zu haben. Und doch hat er erst kurz vorher ad Att. I, 1, 1 (Catilina, si iudicatum erit meridie non lucere, certus competitor erit) erklärt, dafs die Schuld des Catilina über allem Zweifel erhaben sei und er deshalb für das Konsulat nicht in Frage komme. Hier hat es Cicero mit Gabinius zu tun, einem Manne, den er von der Zeit seiner Verbannung her, wie namentlich seine Reden in Pisonem und de prov. cons. bezeugen, gründlich hafst und verachtet. Aber trotz allen Hasses und aller Ver-

achtung hat er ihn nicht angeklagt, wie Dio Cass. 39, 62—63 irrtümlicherweise und im Widerspruche mit unserem Briefe berichtet, weder in dem ersten Hauptprozefs, noch in einem späteren, wohl aber hat er sich alles Ernstes die Frage gestellt, ob er nicht doch verpflichtet sei den Günstling des Pompeius zu verteidigen. Immer und immer war man deswegen mit Vorstellungen und Mahnungen an ihn herangetreten, bald sind es Freunde wie Pansa, die ihn zu überreden suchen die Verteidigung zu übernehmen, bald ist es sein Bruder Quintus, der von Gallien aus in diesem Sinne schreibt. Schliefslich hat sich denn auch Cicero in dem zweiten Prozefs gegen Gabinius dazu verstanden.

Schwer genug ist ihm freilich die Entscheidung geworden. Hatte doch Gabinius nicht, wie er vorher geprahlt hatte, als Triumphator seinen Einzug in Rom gehalten, sondern sich, von einer dreifachen Anklage de maiestate, de ambitu und repetundarum bedroht, einem Feinde gleich bei Nacht und Nebel hereingeschlichen und zehn Tage später in einer aufregenden Senatssitzung, in der alle, Cicero nicht ausgeschlossen, auf ihn einstürmten, mit vor Wutbeben der Stimme Cicero als einen exsul gehöhut! Selbst Pompeius hat damals, wenn auch nur vorübergehend, auf eine Verteidigung des Gabinius durch Cicero verzichten zu müssen geglaubt und erklärt, so lange jener ihm nicht Genugtuung geleistet habe, wolle er nicht in ihn dringen (ad Att. IV, 16, 9). Dazu war auch das, was zur Vorgeschichte des Hochverratsprozesses gehörte, himmelschreiend, es erinnerte an die Zeiten Jugurthas, wo in Rom alles käuflich gewesen war, der Prozefs gegen Gabinius war gewissermafsen nur der letzte Akt eines entsetzlichen Dramas. Es hiefs in ein Wespennest stechen, wenn Cicero die Verteidigung des Gabinius übernahm.

Es war noch nicht lange her, dafs der Vater der Kleopatra Ptolemäus Auletes, ein illegitimer Sohn des letzten Lagiden, von den römischen Machthabern um den hohen Preis von 6000 Talenten (etwa 30 Mill. Mark) zum Herrscher Ägyptens eingesetzt war. Er war dann aber wegen unerträglichen Steuerdruckes von seinen Untertanen vertrieben worden und nach Rom geflohen. Hier hatte er durch Bestechung in weiten Kreisen — angeblich soll er 10000 Talente (51 Mill. Mark) aufgewandt haben — die Wiedereinsetzung in sein Reich zu bewirken gesucht und auf die Kunde, dafs 100 Alexandriner unterwegs seien, um sich über seine Bedrückungen zu beschweren und sich wegen der mittlerweile erfolgten Thronbesteigung von Ptolemäus Tochter Berenike zu rechtfertigen, ihnen auflauern

und die meisten von ihnen morden lassen. Keinem der Gesandten war es möglich gewesen Zutritt im Senat zu erlangen. Trotzdem hatte Pompeius dem Ptolemäus gastliche Aufnahme in seinem Hause gewährt, gewifs nicht ohne die Hoffnung ihn, wie das auch den Wünschen des Königs entsprach, selbst mit Heeresmacht zurückführen zu können. Er hoffte das um so mehr, da Versprechungen des Ptolemäus viele angesehene und einflufsreiche Männer in sein Interesse gezogen hatten und diese sich um das ihnen verheifsene Geld betrogen sahen, wenn er nicht nach Ägypten zurückkehrte. So fehlte denn auch nicht viel, dafs Pompeius sein Ziel in den Besitz einer der des Cäsar ebenbürtigen Macht zu kommen erreicht hätte. Aber wider Erwarten hatten Anhänger der Optimatenpartei dagegen Opposition erhoben. Es schien ihnen bedenklich, gerade in Ägypten einem Manne ein Oberkommando anzuvertrauen, der schon wegen der ihm auf fünf Jahre übertragenen cura annonae eine Ausnahmestellung einnahm. Auch Cicero hat einen vermittelnden Standpunkt eingenommen und dem Pompeius wenigstens nicht geradezu eine allen Provinzialbehörden überlegene Autorität zugesprochen wissen wollen (Ranke, Weltgesch. II, 233[²]). Unter diesen Umständen hatte sich Ptolemäus genötigt gesehen Rom zu verlassen und in Ephesus die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Schon im folgenden Jahre aber hatte die Erlösungsstunde für ihn geschlagen, indem der Prokonsul von Syrien Gabinius ihn ohne Vollmacht des Senats, aber mit Wissen und Willen des Pompeius, durch hohen Lohn gewonnen, mit Waffengewalt wieder in sein Reich einsetzte. Es war klar, dafs ein crimen laesae maiestatis vorlag. Schon indem Gabinius an der Spitze eines Heeres die Grenzen seiner Provinz überschritt und eigenmächtig Krieg anfing, hatte er die Rechte der römischen Staatshoheit freventlich verletzt, dann aber war sein Verbrechen noch dadurch gesteigert, dafs er, wie es heifst, sich von Ptolemäus mit 10000 Talenten hatte bestechen lassen und nun, auf Pompeius Gunst und Beistand bauend, seinerseits das Geld in Rom zu Bestechungen brauchte. In der Tat war es dem Cicero nicht zu verdenken, wenn er bei dieser Lage der Dinge die Verteidigung des Gabinius in dem Hochverratsprozefse ablehnte. Erst in dem wegen Erkrankung des Prätors Cato hinausgeschobenen Repetundenprozefs hat er den dringenden Vorstellungen des Pompeius nachgegeben und den Gabinius verteidigt. Die Rede, die er als Verteidiger gehalten hat, ist nicht auf uns gekommen. Wohlweislich hat sie Cicero nicht herausgegeben, er hat es sich auch gefallen lassen müssen, dafs er ihret-

wegen von den Optimaten als ein Ahtrünniger, als ein Überläufer bezeichnet ist (Dio Cass. 39, 63). Gabinius aber ist auch trotz der Verteidigung Ciceros wegen der von ihm in Syrien begangenen Erpressungen verurteilt und, da er die Strafsumme nicht aufbringen konnte, in die Verbannung gegangen.

Fragen wir nun, wie es zu erklären ist, dafs Sallust trotz dieses Sachverhalts zu einer Zeit, wo die Freisprechung des Gabinins in dem Hochverratsprozefse allgemeines Aufsehen nnd anch bei Cicero gerechte Entrüstung erregte, diesem gegenüber die Ansicht vertreten hat, dafs er den Ankläger oder den Verteidiger hätte spielen müssen! Zunächst ist nicht zu übersehen, dafs Cicero bei allem rhetorischen und sittlichen Pathos über den lepidus amicus Sallustius scherzt, der ihm die Wahl lasse zwischen gefährlicher Feindschaft und dem unauslöschlichen Makel einer übler Nachrede (infamia sempiterna). Dann aber scheint uns im Grunde genommen in dem, was Sallnstius meint, ein Kompliment für Cicero und nicht sowohl ein hitterer Vorwurf zu liegen. Sallusts Meinung wird gewesen sein, ein Mann wie Cicero hätte nur den Gabinius anklagen sollen, dann wäre er nicht in so schmählicher Weise freigesprochen worden, auch die Verteidigung eines so schwer belasteten Angeklagten würde ihm, — dem angesehenen und weithin berühmten Anwalt, wie wir hinzndenken können, — nicht zum Schimpf gereicht hahen, da man auch im Falle eines Mifserfolges sie mit seiner schwierigen Stellung zu Pompeius entschuldigt haben würde: jedenfalls sei er es seiner Stellnng und Bedeutung schuldig gewesen öffentlich hervorzntreten. Wir müssen es dabei unentschieden lassen, oh dieser Tadel des Sallnst tieferen Eindruck auf Cicero gemacht hat, oder andere Momente für den Repetundenprozefs ins Spiel gekommen sind. Schwerlich werden wir dem Sallust zutrauen dürfen, dafs er, ähnlich dem Valerins Maximus im Repetnndenprozefs (Dict. fact. memor. IV, 2, 4), in Ciceros Verteidigung des Gabinius de maiestate ein glänzendes Beispiel seiner humanitas gesehen hahen würde. Anch Cicero selhst ist, milde genrteilt, in einer Selbsttäuschung befangen, wenn er sie in seiner gleichzeitigen Verteidigung des Rahirius Postumus, eines Ranbgenossen des Gabinius in Ägypten, mit seiner Versöhnlichkeit motiviert. Aus seinen eigenen Briefen geht vielmehr zur Genüge hervor, dafs die Rücksicht anf Pompeius nnd seine eigene politische Stellung bei der Übernahme der Verteidigung den Ausschlag gegeben hat.

Es mit dem Pompeius nicht zu verderben, war ein Gebot der Klugheit für ihn, und das um so mehr, da es ohnehin nicht an Differenzpunkten zwischen ihm und Pompeius fehlte. Mehr und mehr drängten anarchische Zustände auf eine Diktatur hin, nicht auf eine Diktatur, wie sie in alten Zeiten bestanden hatte, an einen bestimmten Zeitraum gebunden und in ihren Befugnissen beschränkt, sondern auf eine nach Art der Sullanischen (Mommsen, Röm. Staatsr. II, 684², Anm. 4). Darauf waren auch Pompeius Wünsche und Bestrebungen gerichtet. Mochten immerhin heftige Strafsenkämpfe das römische Volk und den Senat in Aufregung halten, mochte eine Wahlversammlung nach der anderen gehindert oder aufgelöst werden, — erschien er nur als der Retter in der Not, wurde ihm nur unumschränkte Vollmacht erteilt, so war das Ziel seines Ehrgeizes erreicht, oder er konnte doch dem Cäsar, dessen Macht und Popularität mittlerweile durch glückliche Feldzüge in Gallien gewachsen war, die Spitze bieten. In einer solchen Diktatur vermochte aber Cicero von seinem republikanischen Standpunkte aus kein Heil für den römischen Staat zu erblicken, vollends damals nicht, wo der Ausbruch eines Bürgerkrieges immer bedrohlicher wurde. Sein Ideal war ein Staatswesen, bei dem die Autorität des Senats und die Rechte und Freiheiten der Volksversammlungen gewahrt blieben, daneben aber, wie es O. E. Schmidt in seinem vortrefflichen Werke „Der Briefwechsel des Cicero von seinem Prokonsulate bis zur Ermordung Cäsars“ in historischer Entwicklung ausführt, ein oder mehrere hervorragende Männer auf militärischem Gebiet eine Art königlicher Stellung einnahmen. Gerade in der Zeit, wo unser Brief ad Quint. fratr. III, 4 geschrieben ist, hat Cicero in seinen Büchern de republica die Grundlinien dieses Ideals entworfen, das er dann später im Sinne des Cäsarischen Imperiums mehrfach modifiziert hat.

Eine andere Möglichkeit zur Entzweiung zwischen Cicero und Pompeius lag in ihrer beiderseitigen Stellung zu Milo. Während Pompeius in diesem wegen seiner Bewerbung um das Konsulat einen Gegner für seine eigenen Diktaturpläne sah, war Cicero dem Milo aus mehr als einem Grunde zu Dank verpflichtet und er baute auf ihn als eine Stütze republikanischer Verfassung.

Aber jemehr Cicero übrigens Veranlassung hatte dem Pompeius entgegenzutreten, um so mehr mufste er ihm da zu Willen sein, wo es sich noch mit seinen politischen Grundsätzen vertrug und er in vermittelnder

Stellung zum Frieden beitragen konnte. Zwar wufste er aus Briefen seines Bruders wie aus eigenhändigen Schreiben Cäsars, einen wie grofsen Wert dieser auf seine Freundschaft lege und dafs er ihn nicht durch allzu grofse Nachgiebigkeit gegen Pompeius reizen dürfe. Aber eine allzu grofse Nachgiebigkeit lag auch nicht vor. Dio Cassius berichtet uns 39, 63 ausdrücklich, dafs damals ein zugunsten des Gabinius von Cäsar aufgesetztes Schreiben an Pompeius in Rom zur Verlesung gekommen ist, und es ist auch sehr wohl möglich, dafs Cäsar damit dem Ausbruch einer Revolution und einer sich dabei als notwendig ergebenden Diktatur des Pompeius hat vorbeugen wollen, denn noch war der Krieg in Gallien nicht so weit geführt, dafs er einen Bürgerkrieg hätte wünschen sollen. Jedenfalls würden wir es bei jener Annahme noch besser verstehen, dafs Cicero trotz seines lebhaften Protestes dem Sallust gegenüber den Gabinius im Repetundenprozefs verteidigt hat. Als wahrscheinlich würde sich dabei ergeben, dafs Cicero, durch die bitteren Erfahrungen früherer Zeit belehrt, sich vor einem zu schroffen Auftreten gehütet und anfänglich sich nur als Zeuge an dem Prozefs gegen Gabinius beteiligt hat, dann aber, um seinen Einflufs bei den Machthabern nicht zu verlieren und im Interesse des Friedens weiter auf sie einwirken zu können, sich dem durch Cäsar unterstützten Wunsche des Pompeius gefügt hat. Aber wie dem auch sei, jedenfalls war es dem Cicero bei seiner lebhaften, impulsiven Natur nicht gegeben auf die Dauer bei den Kämpfen des öffentlichen Lebens passiv zu bleiben. Was für Tristien hat er nicht aus dem Grunde während seiner Verbannung angestimmt, und wie brannte ihm der Boden unter den Füfsen, als er in Cilicien war! Keinen Tag ist er länger dort geblieben, als er gesetzlich verpflichtet war. Sein Ehrgeiz war stärker als sein Bedürfnis nach Ruhe, eine vornehme diplomatische Zurückhaltung, wie wir sie bei Attikus finden, war ihm unmöglich. Dafs er dabei in einem verhängnisvollen Irrtum befangen war, wenn er sich die Fähigkeit zutraute einerseits zwischen Cäsar und Pompeius, anderseits zwischen den Machthabern und der Optimatenpartei vermitteln zu können, war ebenso klar wie dafs die Verteidigung des Gabinius, zumal bei dem egoistisch-hinterhaltigen Charakter des Pompeius, die denkbar ungünstigste Gelegenheit war zu Einflufs und Ansehen zu kommen. Einstweilen neigte das Zünglein der Wage zu Pompeius hin, und daran war Sallust nicht unbeteiligt, denn er war, wie die folgende Untersuchung zeigen wird, ein Pompeianer.

---

60) **Marie Pancritius, Studien über die Schlacht bei Kunaxa.** (Wissenschaftliche Frauenarbeiten, herausgegeben von Hermann Jantzen und Gustav Thurau, 1. Band, Heft 2.) Berlin, Alexander Duncker, 1906. 80 S. 8.

Einzelpreis ℳ 2,50; der Jahrgang (5—6 Hefte) ℳ 10.—.

Xenophon hat in seiner Anabasis den Kritikern eine Reihe von harten Nüssen zu knacken gegeben. Das Subjektive, das in seiner Darstellung so stark hervortritt, macht es schwer, die objektive Richtigkeit zu beurteilen, und ich glaube, dafs man sich trotz aller scharfsinnigen Untersuchungen in vielen Dingen stets mit einem Non liquet wird bescheiden zufrieden geben müssen. Die vorliegende Arbeit der bereits zum Dr. phil. beförderten Dame zeugt von Beherrschung des reichen Stoffes und von ruhigem Urteil; ob dieses immer richtig ist, will ich hier nicht zugeben noch bestreiten; ich persönlich würde auch bei mehr Punkten auf eine bestimmte Entscheidung verzichten, wo entweder der Stoff dafür nicht ausreicht oder wo subjektive Auffassung des Kritikers die Grundlage bildet. Sollten z. B., wie die Verfasserin S. 11 behauptet, Geschichtsfälschungen nur zugunsten der siegreichen Partei vorgenommen werden? Sie spricht dort von dem angeblichen „Purpurgeborenen" Cyrus. Die Nachrichten über das Alter des Artaxerxes und des Cyrus sind schwer miteinander zu vereinigen; es wäre doch nicht undenkbar, dafs die Notiz, er sei *βασιλεύοντι Δαρείῳ* geboren, also 408 höchstens 16 Jahre alt gewesen (Plut. Art. 2), nicht von Ktesias, sondern von einem anderen Griechen herrührt, der die Teilnahme der Söldnerführer damit entschuldigen wollte. Leider ist die Zahl der Möglichkeiten fast unbegrenzt, durch die man die Überlieferung zu berichtigen versuchen kann.

Inbezug auf die Stärke der Heere sucht M. P. die Angaben Xenophons über die persischen Truppen bei Cyrus zu schützen und den neueren Ansichten, dafs kolossale Übertreibungen vorlägen, entgegenzutreten. Ich kann an 100000 nicht recht glauben, eher noch an die Annahme, dafs das königliche Heer etwa vierfache Übermacht gehabt habe.

Etwas widersprechen möchte ich auch der Ansicht M. P.s von der Minderwertigkeit des Tissaphernes. Dafs er geschickt die Zwistigkeiten der Griechen zu benutzen und sie gegeneinander auszuspielen verstand, sei keine grofse Politik, die einem Weltreich Ansehen geben könnte. Wenn auch Kleinasien und Griechenland für das Zentrum Persiens, für die Kulturländer am Persischen Meer entlegene Gebiete waren, für Tissa-

phernes, der den das Meer bei Kleinasien beherrschenden Griechen zu nahe war, gab es keine praktischere Politik als die, welche er befolgte; das zeigte nachher auch der korinthische Krieg, dessen Ende den Persern fast mühelos brachte, was sie früher vergeblich erstrebt hatten, eine Unterordnung Griechenlands unter den Willen des Grofskönigs.

Es liefse sich auch über anderes rechten, dies liegt an der spärlichen Überlieferung, die ein Eindringen in Einzelheiten erschwert.

Nöldeke ist im Register und S. 69 irrtümlich Nöldecke gedruckt. Der ohne Bezeichnung genannte „Anonymus" S. 31 und 33 soll wohl der Verfasser der Schrift „La bataille de Cunaxa" (Paris 1902) sein, wird aber im Register davon unterschieden.

Oldesloe. **R. Hansen.**

61) **Vincenzo de Crescenzo, Studi sui fonti dell' Eneide.** *Pius Aeneas.* Torino, E. Löscher, 1902. 39 S. 8. Lire 1.50.

Pius und *pietas* bezeichnen die lebendige Äufserung des Pflichtgefühls gegen die Götter, die Verwandten, das Vaterland. In diesem einen Worte ist alles beschlossen, was dem Leben des römischen Volkes, *del popolo il più grande del mondo,* Wert gegeben hat. Als Virgil nach langem Schwanken zwischen der mythologischen und historischen Richtung sich entschlofs, in genialer Vereinigung beider, Äneas in den Mittelpunkt eines römischen Nationalepos zu stellen, mufste er ihn im Vollbesitze dieser Kardinaltugend zeigen. Dafs Virgil dies gelungen ist, weist der Verfasser, nicht ohne einige Rhetorik, im einzelnen für die ersten sechs Bücher, das vierte nicht ausgenommen, nach. Die zweite Hälfte der Dichtung fertigt er summarisch ab, um jetzt zu untersuchen, ob dieser Charakterzug des Helden sich schon in den von Virgil benutzten Quellen finde. Er kommt zu dem Ergebnis, dafs sowohl Homer wie Nävius und Ennius, sowohl Fabius Pictor und Cato wie Dionysius, überhaupt alle Quellen, ihn nur als streitbaren Helden, aber nicht als *insignem pietate* kennen, es vielmehr einzig das Verdienst des schöpferischen Geistes Virgils sei, ihm diesen Stempel aufgedrückt zu haben. Es mangle dem Dichter also keineswegs an der Originalität, welche die Deutschen, z. B. *il Teuffel,* ihm abgesprochen haben.

Der Verfasser der ansprechenden Schrift wird inzwischen mit Vergnügen gelesen haben, wie R. Heinze (Virgils epische Technik, S. 266 ff.) in der Äneis „einen der gröfsten künstlerischen Gedanken" durchgeführt

findet, nämlich den „Äneas nicht als ein von Anfang an fertiges Ideal, sondern als einen in der Schule des Schicksals werdenden Helden" darzustellen, der aus dem schwankenden Verhalten der ersten Bücher durch die Eindrücke der Unterwelt geführt wird zu unbedingtem Gottvertrauen und dem entsprechenden Verhalten gegen die Menschen; erst in der zweiten Hälfte der Dichtung trägt er nach dieser Darlegung mit Recht den Namen *pius Aeneas*.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

62) **Leonard Whibley, A Companion to Greek Studies.** Edited for the syndics of the University Press. Cambridge. Cambridge, the University Press. London, J. C. Clay and Sons, 1905. XXX u. 672 S. 8. geb. 18 Sh.

Die Lösung der Aufgabe, in einem einzigen Bande die gesamte griechische Altertumswissenschaft übersichtlich zur Darstellung zu bringen, die in Deutschland meines Wissens noch nicht versucht worden ist, durch L. Whibley darf im ganzen als geglückt bezeichnet werden, wenn auch vielleicht nicht alle Wünsche, die man hinsichtlich der Verarbeitung einer so gewaltigen Stoffmasse haben kann, befriedigt sind.

Das Ziel, das sich der Herausgeber gesteckt hat, ist in der Vorrede (S. v) klar ausgesprochen: The Companion to Greek studies was undertaken by the syndics of the University Press with the intention of presentig in one volume such information (a part from that contained in Histories and Grammars) as would be more usefnl to the student of Greek literatnre. Dieses Ziel ist in dem vorliegenden in klarem, leicht verständlichem Englisch geschriebenen Buche erreicht, dessen Brauchbarkeit durch eine grofse Anzahl von guten Abbildungen sowie durch einige Karten erhöht wird.

Bei der Fülle des mit umfassender Gelehrsamkeit und grofser Gründlichkeit auch im einzelnen verarbeiteten Materials ist es nicht ganz leicht, über dieses eigenartige Buch Bericht zu erstatten, das von dem Fleifse, mit dem in England die klassischen Studien betrieben werden, ein rühmliches Zeugnis ablegt. Es ist nach folgendem Plane gearbeitet: Kap. 1. Geographie (einschliefslich Fauna und Flora), 2. Geschichte, 3. Literatur, Philosophie, Wissenschaft, 4. Kunst, 5. Mythologie und Religion, 6. Staatsaltertümer, 7. Privataltertümer, 8. Kritik und Hermeneutik. Die einzelnen Gebiete sind von verschiedenen Autoren hearbeitet; Tozer, Tristram,

Hicks, Jebb, Gow, Penrose, Waldstein, Earp, Smith, Ridgeway, Archer-Hind, Whibley, Wyse, Edwards, Oman, Harrison, Wilkins, Neil, Harris und viele andere, auch zwei Damen, Miſs Harrison (Geburt, Ehe, Tod), und Lady Evans (Kleidung), haben aus ihren Forschungsgebieten Beiträge geliefert.

In der Bearbeitung der alten Geographie wird auf den Einfluſs, den die geographische Beschaffenheit des Landes auf die geschichtliche Entwicklung ausübt, hingewiesen — eine Betrachtungsweise, die uns besonders durch Partsch geläufig ist. Vergleiche mit modernen Erscheinungen werden nicht verschmäht: so sind dem Verfasser dieses Abschnittes, H. F. Tozer, die Einwohner von Arkadien nach der geographischen Beschaffenheit ihres Landes sowie ihrer Beschäftigung und Lebensweise die Schweizer des Altertums (S. 18). Die folgenden naturwissenschaftlichen Abschnitte scheinen für uns Deutsche besonders beachtenswert zu sein, da wir selten so kurz und umfassend das auf diesem Gebiete Wissenswerte zusammengestellt finden.

Präzise, klare Fassung verdient auch bei der Bearbeitung der Literaturgeschichte besondere Anerkennung. Man lese die knappe Übersicht über die homerische Frage (S. 96), oder die Schilderung der drei groſsen Dramatiker, die Abhandlung über die Historiker Herodot, Thukydides, Xenophon oder die Philosophen Sokrates, Platon, Aristoteles; man vergleiche ferner beispielsweise die kurze Charakteristik des Polybios (S. 151) oder des Appian (S. 152): Appian was a compiler pure and simple; he is weak in geography and chronology, but writes a plain, clear style.

Daſs die Zeit vor Alexander dem Groſsen eingehender behandelt ist, liegt wohl in dem Zwecke des Werkes begründet. Die schwächsten Teile scheinen die Mythologie und die Metrik zu sein. Doch muſs ich hier Berufeneren die Nachprüfung überlassen. Aufgefallen ist mir, daſs S. 264 die Laokoongruppe mit der falschen Ergänzung des rechten Armes des Apollopriesters abgebildet ist. Auch Furtwängler-Ulrichs (Denkmäler griech. u. röm. Skulptur) haben nur diese Abbildung, aber mit dem ausdrücklichen Hinweise auf das Falsche. Dagegen hat V. Valentin in seiner Ausgabe von Lessings Laokoon ganz praktisch beide Abbildungen nebeneinandergestellt. Da — zumal nach den neuesten Funden und Forschungen — über die ursprüngliche Haltung des rechten Armes des Laokoon ein Zweifel nicht möglich ist, dürfte wohl, wenn bloſs eine Abbildung geboten werden sollte, die richtige Ergänzung zu empfehlen sein.

Besondere Anerkennung verdienen die Literaturnachweise, die zur Ergänzung des im Werke Gebotenen hinzugefügt werden; dabei ist auch die deutsche und französische Literatur nicht aufser acht gelassen. Dafs jedoch bei der Fülle des Vorhandenen weise Beschränkung geübt worden ist, wird man nicht tadeln (vgl. z. B. S. 497). Nicht unerwähnt soll bleiben, dafs vier sorgfältige Personen-, Sach- und Wortregister die Benutzung des Buches erleichtern. — Ich fasse zusammen: nicht nur zur ersten Einführung in manche Gebiete der griechischen Altertumswissenschaft, sondern auch ganz besonders zur Wiederholung kann unser Werk dem Studenten und Kandidaten der Philologie — auch in Deutschland (vgl. dagegen Kroll, B. Ph. W. 1906, Nr. 36) — erspriefsliche Dienste leisten. Für uns Deutsche würde das Buch an Wert entschieden gewinnen, wenn nicht blofs die Ergebnisse der Forschung verzeichnet wären, sondern wenn in den einzelnen Gebieten vielleicht an typischen Beispielen in die Methode der Forschung eingeführt würde.

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

---

63) **Harvard Studies in classical Philology.** Vol. XVI. Cambridge (Mass.) 1905 (in Europa nur: Leipzig, O. Harrassowitz). 166 S. 8. geb. ℳ 6.50.

Der Band enthält vier Abhandlungen: 1) *Cl. L. Smith*, A Preliminary Study of Certain Manuscripts of Suetonius' Lives of the Caesars (S. 1—14); 2) *Ch. R. Post*, The Dramatic Art of Aeschylus (S. 15—61); 3) *H. Oertel* und *E. P. Morris*, An Examination of the Theories Regarding the Nature and Origin of Indo-European Inflection (S. 63—122) und 4) *K. K. Smith*, The Use of High-Soled Shoe or Buskin in Greek Tragedy of the Fifth and Fourth Centuries B. C (S. 123—164). Die erste Arbeit bildet die Fortsetzung einer Untersuchung über die Handschriften von Suetons Kaiserbiographien, die im zwölften Bande der H. St. (S. 19—58) erschienen und von mir in dieser Zeitschrift XXIII (1902), S. 542 angezeigt worden ist. *Smith* hat 1903 bei einem Aufenthalt in Europa noch einige Handschriften eingesehen und berichtet nun darüber: Vatic. Lat. 6396 s. XV (zur 'Urbinas-Gruppe' gehörig), Ambros. H 90 s. XV in. und H 144 a. 1432; Brit. Mus. Lat. Cl. 12009 s. XV (die Londoner Handschrift bildet zusammen mit dem ersten Ambros. — der zweite ist arg verwahrlost und nicht berücksichtigt —, sowie mit dem Lond. Cod. Lat. Cl. 31914 s. XV und dem Leid. Perizon. 4 s. XV eine

besondere Gruppe ['Ambrosian group'] der zweiten Klasse); Brit. Mus. Lat. Class. Arundel. 32 s. XV und Lat. Class. 21098 s. XV (der Arundelianus gehört zur Medicens-Gruppe der ersten Klasse und zeigt in seinen zahlreichen Korrekturen Verwandtschaft mit dem Memmianus s. IX und dem Med.-Laurent. 68, 7 s. IX; der Text der anderen Handschrift gehört zum Teil zur Mediceus-Gruppe der ersten, zum Teil zur Florentinus-Gruppe der zweiten Klasse). Aufserdem berichtigt Smith einige frühere Angaben über den Vatic. Lat. 1904. — In einem Schlufswort verwahrt sich der Verfasser gegen den Vorwurf, dafs seine Untersuchungen für die Textkritik völlig wertlos seien; es sei unwissenschaftlich, mit Roth die jungen Handschriften des 15. Jahrhunderts einfach beiseite zu schieben: vermittelst der in Gruppen zusammengefafsten späten Kopien könne man zu ihren älteren Vorlagen gelangen und besonders für die zweite Klasse, deren Handschriften nicht über das 12. Jahrhundert zurückreichen, könne man möglicherweise auf diesem Wege eine ältere gute Tradition erreichen. Die zur genannten Klasse gehörigen Handschriften bedürften deshalb noch einer genaueren Prüfung, die Smith aber anderen überläfst. — *Post* sucht an der Hand der erhaltenen Tragödien die Entwicklung zu verfolgen, die Äschylus durchgemacht hat. Bevor er sich seinem eigentlichen Gegenstande zuwendet, weist er darauf hin, dafs der antike Dramendichter nicht eine Handlung in ihrem ganzen Verlaufe, sondern nur ihren Ausgang auf die Bühne brachte, infolgedessen genötigt war, in der Exposition den Zuschauer nicht nur mit den auftretenden Personen, sondern auch mit den Voraussetzungen des Stückes bekannt zu machen, wobei ihm der Umstand, dafs die behandelten Sagen allgemein bekannt waren, nur teilweise zustatten kam, da diese Sagen vielfach Varianten aufwiesen. Andere Schwierigkeiten ergaben sich für ihn aus der mangelhaften Einrichtung der Bühne zur Kennzeichnung des jeweiligen Schauplatzes und ferner aus der Notwendigkeit, sich von den überlieferten Charakterfiguren frei zu machen. Nachdem dies voraufgeschickt ist, um den richtigen Standpunkt für die Beurteilung zu gewinnen, folgt die eigentliche Untersuchung, deren Ergebnis folgendes ist (S. 58): In den *Ἱκέτιδες* bemüht sich der Dichter vor allem um die Exposition, den Dialog und den Aufbau der Handlung, in den *Πέρσαι* tritt die Charakterzeichnung besonders in den Vordergrund, ebenso in den *Ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας*, wo er aufserdem bestrebt ist, die Sage nach seinen eigenen Ideen umzugestalten und die Handlung kunstvoll zu steigern. Im Prometheus und in der Orestie steht Äschylus auf der Höhe seiner Kunst:

hier sind alle die verschiedenen Aufgaben des dramatischen Dichters aufs beste gelöst. Freilich, einige Schwächen fehlen auch nicht; solche muſs man erblicken in der Vorliebe für umständliche geographische Beschreibungen, sowie speziell für athenische Dinge wie den Areopag, in der Neigung zu längeren Erzählungen und in der Zufügung von Partien, die zu der Handlung des Stückes nur in ganz loser Beziehung stehen. Durch vielfache Vergleiche mit der neueren Literatur und Kunst gewinnt die Abhandlung noch besonderes Interesse. — Auf die dritte Arbeit kann ich hier nicht näher eingehen, da ich leider mit dem betr. Gebiete nicht vertraut genug bin, und wende mich daher gleich zu den Untersuchungen *Smith's* über den 'hohen Kothurn'. Es handelt sich in erster Linie um die Frage, ob die tragischen Schauspieler der klassischen Zeit, d. h. im 5. und 4. vorchristlichen Jahrhundert, Schuhe mit besonders dicken Sohlen zur Vergröſserung ihrer Gestalt getragen haben oder nicht. Das Wort κόθορνος in der gleichzeitigen Literatur bezeichnet nicht einen solchen hohen Theaterschuh, sondern eine weibliche Fuſsbekleidung. Von den übrigen Bezeichnungen ist ἀρβύλη ein ganz allgemeiner Name für Schuhe, ἐμβάς ist ein grober Männerschuh, ἐμβάτης eine Art Schaftstiefel, der die Schienbeine mit schützte, κρηπίς wieder eine allgemeinere Bezeichnung für Schuhe, die sowohl von Männern wie von Frauen getragen wurden und deren es verschiedene Arten gab; das Wort ὀκρίβας ist nur durch ein Miſsverständnis von Platons Sympos. 194 B von späteren Lexikographen als Bezeichnung einer Fuſsbekleidung angesehen worden, während es gleichbedeutend ist mit βῆμα, λογεῖον. Ein hoher Theaterschuh ist also nirgends bezeugt; er wird aber auch geradezu ausgeschlossen durch die Handlung der Tragödien. Hier muſsten die Schauspieler die Bühne oft schnell betreten oder verlassen, muſsten Stufen emporsteigen, hinfallen und ohne Hilfe wieder aufstehen, auf allen Vieren kriechen, niederknien, um als Bittflehende die Knie einer anderen Person zu umfassen und ihr das Kinn zu streicheln: alles Dinge, die bei der Benutzung von Schuhen mit Sohlen von 6—7 Zoll Stärke nur sehr schwer oder gar nicht auszuführen waren und oft ein geradezu lächerliches Bild ergeben muſsten. Man denke sich Agamemnon (*Ἀγ.* 944 ff.), der, bevor er den Purpurteppich betritt, seine Schuhe ablegt und nun ein ganzes Stück kürzer wird als seine Gemahlin und dessen χιτὼν ποδήρης nun nachschleift oder hochgenommen werden muſs. Auch die gleichzeitige Kunst spricht gegen die Annahme der hohen Schuhe. Das Piräusrelief aus dem Ende des 5. oder Anfang des 4. Jahrhunderts,

auf dem drei Schauspieler eben die letzte Hand an ihre Garderobe legen, läfst mit Sicherheit erkennen, dafs die Fufsbekleidungen keine stärkeren Sohlen haben als gewöhnliche Schuhe; dasselbe ist der Fall bei der auf der Satyr-Vase dargestellten Szene.

Auch in der hellenistischen Zeit fehlen in der Literatur Zeugnisse für die hohen Theaterschuhe. Anders liegen die Dinge in der Kaiserzeit: hier sind sie sicher bezeugt, aber die Angaben über den Namen sind voller Verwechslungen und Mifsverständnisse; die wirkliche griechische Bezeichnung dürfte ἐμβάτης gewesen sein. Nur bei den Römern und den von ihnen beeinflufsten griechischen Autoren tritt dafür der Name *cothurnus*, κόθορνος ein, vielleicht weil ihnen diese griechische Schuhbezeichnung schon geläufig war und eine gewisse äufsere Ähnlichkeit in Gestalt und Verzierung die Übertragung nahe legte. In der Plastik dieser Periode finden sich verschiedentlich stärkere Sohlen, aber nicht alle Beispiele sind völlig einwandfrei. Von den in Frage kommenden Wandgemälden aus Pompeji und Herkulanum zeigen diejenigen, deren Originale der hellenistischen Zeit angehören, keine erhöhten Sohlen; ebensowenig solche, deren Vorlagen ins 4. Jahrhundert gesetzt werden können. Wo hohe Theaterschuhe erscheinen, ist wieder kein Ursprung aus klassischer Zeit nachweisbar. Die Deutung einer Darstellung auf einer bemalten Marmortafel aus Herkulanum (nachRobert die Szene Eurip. Ἱππόλ. 704 ff.) ist ganz unsicher und erlaubt keinerlei Schlufs auf die Fufsbekleidung der tragischen Schauspieler in der klassischen Zeit. Das Ergebnis der Untersuchung läfst sich dahin zusammenfassen: Der hohe, der Tragödie eigentümliche Theaterschuh erscheint zuerst in der darstellenden Kunst gegen Ende des 2. Jahrhunderts und wird in der Literatur der Kaiserzeit erwähnt. Die Literatur der hellenistischen Zeit kennt keine besondere Bezeichnung für eine derartige Fufsbekleidung. Für die Tragödie des 5. und 4. Jahrhunderts fehlt jedes positive Zeugnis; die Handlung der Dramen macht die Verwendung solcher Schuhe ganz unwahrscheinlich und die Darstellung auf dem Piräusrelief bestätigt, dafs die Fufsbekleidung der tragischen Schauspieler sich von der gewöhnlichen in nichts unterschied. Die Nachricht der Äschylus-Vita, dafs dieser Dichter den hohen Kothurn eingeführt habe, geht auf eine römische Quelle (wohl Juba περὶ τῆς θεατρικῆς ἱστορίας) zurück und ist nichts als Kombination: Übertragung einer späteren Einrichtung auf eine ältere Zeit und Einsetzung eines εὑρετής nach bekannter Manier.

Wie gewöhnlich sind dem Bande Indices beigegeben.

Halle a. S. **P. Wefsner.**



64) **Ferdinand Tönnies, Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht.** Ausgezeichnet mit dem Welby-Preis. Leipzig, Theodor Thomas, 1906. XVI und 105 S. 8. ℳ 3.50.

Das vorliegende Buch ist vor neun Jahren geschrieben. Damals war von einer gelehrten Engländerin, Lady Welby, ein Preis ausgesetzt worden für die beste Bearbeitung folgenden Themas: „Die Ursachen der gegenwärtigen Unklarheit und Verworrenheit in psychologischer und philosophischer Terminologie, und die Richtungen, in denen wir auf praktisch wirksame Abhilfe hoffen dürfen." Tönnies' Arbeit wurde der Preis zuerkannt. Die erste Veröffentlichung der Schrift erfolgte vor sieben Jahren in englischer Übersetzung, jetzt erscheint sie zum ersten Male in deutscher Sprache, und zwar in unveränderter Form, so wie sie vor neun Jahren geschrieben war.

Dem Preisthema entsprechend ergaben sich für T. drei Aufgaben. Die rein theoretische Frage nach dem Wesen des Wortes und seiner Bedeutung mufste untersucht werden, und diese Untersuchung ging am besten von einer prüfenden Betrachtung des Zeichens überhaupt aus, um so mehr als in einer Erläuterung des Preisthemas bestimmt war, es solle Rücksicht genommen werden auf die Klassifikation der verschiedenen Weisen, in denen von einem Worte oder anderen Zeichen gesagt werden könne, dafs sie „Bedeutung" haben. In zweiter Reihe mufste gezeigt werden, wie die gegenwärtige Unklarheit der philosophischen Terminologie sich entwickelte und den heutigen Umfang annahm, endlich mufste der praktischen Frage näher getreten werden, in welchen Richtungen etwa eine Abhilfe des allgemein empfundenen Mifsstandes zu ermöglichen sei.

Was T. zur Lösung der ersten beiden Fragen beibringt, ist in jeder Hinsicht gründlich und gut. Das Wesen des Zeichens für den menschlichen Verkehr im weitesten Umfange ist in seiner ganzen Tragweite erkannt, und die verschiedenen Arten der Zeichen sind unter den zwei Hauptgesichtspunkten der natürlichen und der künstlichen Zeichen kurz und treffend charakterisiert. Sofern das Zeichen nun, einerlei ob künstlich oder natürlich, ein gewolltes ist, und sofern es auf gewordener oder verabredeter Übereinstimmung einer mehr oder minder grofsen Zahl von menschlichen Individuen beruht, drängte sich dem Verfasser das Problem des individualen und des sozialen Willens auf. Es ist ein Zeichen der grofsen

Gründlichkeit, mit der T. seine Aufgabe erfafste, dafs er diesem Problem nicht aus dem Wege ging. Die Preisrichter hätten sich wohl auch damit begnügt, wenn Individualwille und Sozialwille als bekannte Gröfsen eingeführt worden wären. T. schrieb aber seine Arbeit nicht um des Preises, sondern um der Klärung der wissenschaftlichen Frage willen, die er sich gestellt sah, und die ihm offenbar in der Richtung seiner sonstigen Arbeit lag. So wird denn auch das Problem des Willens treffend und knapp wie alles und mit dem ganzen Rüstzeug der modernen psychologischen Wissenschaft behandelt. Man fühlt sich überall auf dem soliden Boden der Wirklichkeit und voller Sachkenntnis des Verfassers. Die bekannte Analogie des lautlichen Zeichens mit den verschiedenen üblichen Wertzeichen, d. h. des Wortes mit dem Geld in seinen verschiedenen Formen erscheint, hier völlig durchgeführt, ebensowohl für Scheidemünze mit ihrem umgrenzten Geltungsbereich als für Papiergeld in seinen wertvollen und wertlosen Formen.

Die gleichen Vorzüge der Klarheit, der Sachkenntnis, des scharfen Eindringens in die Zusammenhänge der Entwicklung weist die Behandlung des zweiten Themas auf, das die Aufdeckung der Ursachen des gegenwärtigen Zustandes der philosophischen Terminologie verlangt. In Euckens „Geschichte der philosophischen Terminologie" fand T. eine grundlegende Vorarbeit. Aber er sucht mehr als Eucken die Begriffe von ihren Bezeichnungen getrennt zu halten. Der Ausgangspunkt für die heutige Unklarheit und Vielgestaltigkeit der Terminologie ist der Untergang der lateinischen Gelehrtensprache. Von da ab wird auch die Philosophie national, zunächst der Sprache nach. Im selben Moment konnte sie sich des Eindringens derjenigen Bedeutungen der Worte nicht mehr ganz erwehren, die, schwankend und mehrdeutig genug, in der Vulgärsprache den einzelnen nun auch in der Philosophie unvermeidlichen Worten anhaften. Zu dieser Hauptquelle der Unklarheit, die ganz besonders in der Psychologie unheilvoll werden mufste, kamen nun noch die nationalen Unterschiede im Gebrauch der philosophischen Termini, dann der „Jargon" einzelner Philosophenschulen, endlich die Vorherrschaft der Naturwissenschaften, wo zum Teil alte Begriffe neuen oder modifizierten Inhalt annahmen. So entwickelte sich allmählich mit Notwendigkeit die Sprachverwirrung, unter der die heutige Philosophie leidet. Die Berechtigung der Philosophie an sich, wie sie namentlich von den sog. Geisteswissenschaften heutzutage betont wird, findet in T. einen einsichtsvollen Verteidiger.

Nicht so glücklich scheint uns T. in der Bezeichnung der Richtungen, in denen eine Befreiung aus der gegenwärtigen Verworrenheit gefunden werden könnte. Dafs die Rückkehr zum klassischen Latein der Fortentwicklung des Neulatein, wie es zur Gelehrtensprache aller Nationen geworden war, geschadet hat, kann ohne weiteres zugegeben werden. Aber die Wiederbelebung eben dieses Neulatein als Gelehrtensprache scheint uns doch aussichtslos, und eine Philosophie, die um der internationalen Verständigung willen in diesem Neulatein das Organ ihrer Gedankenentwicklung suchte, schiene uns doch von vornherein einen so esoterischen Charakter haben zu müssen und infolge davon auf so enge Kreise beschränkt bleiben zu müssen, dafs wir darin keinen grofsen Vorteil, weder für die Philosophie selbst noch für das Volk, erblicken könnten, selbst wenn — was uns noch gar nicht ausgemacht erscheinen will — dies Neulatein als sprachliches Organ für die moderne Philosophie ausreichen sollte. Dafs die englische Sprache für Handel und Verkehr sich zu einer Art Weltsprache entwickeln kann, geben wir zu. Noch aber sind wir nicht so weit. Aber für eine Gelehrtensprache der Zukunft scheint T. selbst das Englische nicht empfehlen zu können. Die Darstellung aller philosophischen Begriffe in exakten geometrischen Figuren und eventuell in deren Kombinationen mit allen möglichen Modifikationen und Zusätzen je nach den Modalitäten des Gedankens scheint ja schliefslich ausführbar. Aber eine Zukunft scheint uns dieser Gedanke doch nicht zu haben. Die Rettung wird, wie bisher, von einer grofsen Persönlichkeit kommen können, von einem wirklich grofsen und schöpferischen Philosophen, der die Welt in seine Gedankenkreise zieht und seine Terminologie vermöge der Kraft ihrer einleuchtenden Wahrheit der ganzen Zeit aufnötigt. Das mag dann der Philosoph sein, der die noch unübersehbare Menge der Ergebnisse aller Naturwissenschaften zusammenzufassen und zu einem neuen einheitlichen System der Welterklärung zu gestalten vermöchte. Die Einheit des Naturerkennens und der Philosophie einschliefslich ihrer metaphysischen Seite würde in einer solchen Denkerpersönlichkeit zur Tatsache werden und damit der Terminologie wieder Klarheit und Eindeutigkeit zurückgegeben sein. Eine solche alles zusammenfassende Persönlichkeit würde aber sicherlich nicht Neulatein schreiben, auch nicht in chinesischen oder sonstwie in allen Sprachen direkt lesbaren Zeichen ihre Gedanken niederlegen, sondern — hoffentlich — in deutscher Sprache. Bis dahin bleibt freilich kaum etwas anderes übrig, als dafs jeder Bücher verfassende Philosoph bei

Ausdrücken von schwankender Bedeutung angibt, in welchem Sinne er sie auffafst.

Die Lektüre des Buches ist nicht gerade leicht, konnte aber wesentlich erleichtert werden, wenn öfter statt eines Pronomen ein Nomen eingesetzt wäre, und wenn mit mehr Konsequenz theoretische Aufstellungen durch Beispiele illustriert worden wären. In „Additamenten" folgen noch eine kurze Inhaltsangabe über das vorliegende Buch, die T. 1900 in der Zeitschrift für Hypnotismus veröffentlicht hat. Sodann eine Entgegnung auf Einwände, die Lady Welby, die Urheberin des Preises, in der englischen Zeitschrift „Mind" erhoben hatte. Endlich eine kurze Inhaltsangabe eines 1903 erschienenen Buches der Lady Welby, durch das wir über die Ziele näheres erfahren, die diese gelehrte Engländerin der Begriffs- und Bedeutungsentwicklung steckt. Danach sollen wir von einer planetarischen zu einer solarischen und dann zu einer kosmischen Deutung aller Erfahrung aufsteigen. Diesen drei Stufen soll dann der „Sinn", die „Bedeutung" und der „Hochsinn" unseres sprachlichen Ausdruckes entsprechen. Kein Wunder, wenn T. von „einer gewissen Undurchsichtigkeit" (vulgo Unklarheit) im „Denken und Wollen der Verfasserin" spricht.

Mannheim. **J. Keller.**

---

65) **Bibliotheca Romanica.** Bd. 11—31. Strafsburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) s. a. [1907]. je ℳ —. 40.

Von der Bibliotheca Romanica liegen uns heute die Bändchen 11—31 vor. Was über die ersten zehn Bändchen an anderer Stelle (vgl. Neue Philolog. Rundschau 1906, S. 497 f.) gesagt wurde, gilt auch von der neuen Folge; höchstens kann noch hinzugefügt werden, dafs der Druck diesmal durchweg scharf und deutlich ausgefallen ist. Neben den Klassikern der romanischen Literaturen haben in dieser Serie Alfred de Musset mit seinen zarten, den ganzen Zauber französischer Romantik in sich bergenden Comédies et Proverbes und der Hauptvertreter der so spärlichen humoristischen Literatur Frankreichs, Claude Tillier, mit seinem Mon oncle Benjamin Platz gefunden. Hinzugefügt sind auch diesmal kurze, aber alles Notwendige enthaltende Einleitungen und Varianten.

Es ist nur zu hoffen, dafs es dieser aufserordentlich billigen Sammlung — 40 Pfennig jedes Bändchen — gelingt, weit und breit sich Eingang zu verschaffen, damit sie rasch fortgesetzt werden kann. Wir haben in Deutschland wohl keinen Mangel an Sammlungen eigener und über-

setzter Schriftsteller; aber eine Sammlung fremdsprachlicher Meisterwerke in diesem Umfange fehlte uns bisher; so kommt denn die Bibliotheca Romanica dem grofsen Eifer, der sich bei uns den fremden Sprachen und Literaturen zuwendet, in jeder Hinsicht entgegen.

Die neue Folge enthält folgende Bändchen: 11. Jean Racine, Athalie; 12—15. Francesco Petrarca, Rerum vulgarium Fragmenta; 16/17. Dante, Divina, Commedia II, Purgatorio; 18—20. Claude Tillier, Mon oncle Benjamin; 21/22. Boccaccio, Decameron, Seconda Giornata; 23/24. Beaumarchais, Le Barbier de Seville; 25. Camões, Os Lusiadas, Canto III, IV; 26—28. A. de Musset, Comédies et Proverbes; 29. Pierre Corneille, Horace; 30/31. Dante, Divina Commedia III, Paradiso.

Lübeck. **Th. Roth.**

---

66) **Franz Jakob, Die Fabel von Atreus und Thyestes in den wichtigsten Tragödien der englischen, französischen und italienischen Literatur.** (Münchener Beiträge zur roman. und engl. Philol. herausgegeben von H. Breymann und J. Schick. XXXVII. Heft.) Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1907. XVI u. 151 S. 8. ℳ 4. —.

Bruderhafs, so alt wie die Bibel, die Welt, und daraus entspringende greuliche Taten sind der Inhalt der blutigen Geschichte von „Atreus und Thyest“, die wir ja alle kennen, wenn auch nur aus Goethe, der sie Iphigenie dem König Thoas erzählen läfst.

Es kann nicht wundernehmen, wenn auch dieser Stoff, wie so mancher andere, die Dramatiker zu allen Zeiten zu mehr oder minder gelungenen Stücken angeregt hat. Aus dem Altertum ist nur das Stück Senekas vollständig erhalten geblieben; es eröffnet den Reigen und gilt auch als Hauptquelle der späteren Bearbeitungen. Als Quelle kommt noch die 88. Fabel Hygins in Betracht, die im Anhang mitgeteilt wird. In der vorliegenden Arbeit will der Verfasser nun eine vollständigere Liste als die bisherige der Atreus- und Thyestesdramen der romanischen und germanischen Literatur aufstellen und daran eine genaue Quellenuntersuchung der wichtigsten Stücke aus diesen Literaturen schliefsen. Das Quellenverhältnis geht aus der S. 146 aufgestellten Tabelle hervor. In den erwähnten Literaturen gibt es elf namhafte Atreustragödien, sechs französische, zwei italienische, eine englische und zwei deutsche. Unter den

Verfassern finden sich Namen wie Crébillon, Voltaire und Weifse (Chr. F.). Nur nicht diese Quellenuntersuchungen, diese „Neben- und Untereinander" übertreiben, nur nicht immer Zeile für Zeile verglichen! Das wirkt auf die Dauer ermüdend, wird langweilig und ist aufserdem gar nicht nötig. Einfache Angabe der Quelle mag genügen. Das Wertvolle und Interessante solcher Arbeiten ist, möglichst aus allen Literaturen alle Bearbeitungen aufzufinden.

Wilhelmshaven. **A. Andrae.**

---

67) **John Ruskin, Unto This Last and Munera Pulveris.** In one volume. Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 3910. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1906. 334. S. 8. ℳ 1.60.

Als Ruskin im Januar 1900 zur ewigen Ruhe eingegangen war, legten ihm liebende Hände das Bändchen 'Unto This Last' auf die Brust, denn dieses hatte er stets für das Wertvollste erklärt, was er geschrieben habe und vermutlich schreiben werde. Er baut darin ein neues System der Nationalökonomie auf, indem er sie als etwas Komplexes, von Affekten wesentlich Bestimmtes und mit Ethik unlöslich Verknüpftes hinstellt, entgegen der herrschenden Ansicht von Ricardo, Mill u. a., welche sie als eine auf dem Nützlichkeitsprinzip gegründete, exakte Wissenschaft behandelten.

Soziale und ethische Momente hatten in Ruskins Auffassung der Kunst stets eine wichtige Rolle gespielt. Man erinnere sich nur an den Grundgedanken von 'Stones of Venice' und besonders an das berühmte sechste Kapitel des zweiten Bandes. Nach Vollendung von Modern Painters (1860) schwieg er aber zunächst ganz über Kunst, da er es für notwendig hielt, das Haupthindernis für ihre Blüte, das soziale Elend, vor allen Dingen zu beseitigen. Dies glaubte er durch Erziehung der Menschheit zur Selbstzucht erreichen zu können. Durchtränkt von Carlyles Ideen, wie sie sich in 'Past and Present' und in 'Latter-day Pamphlets' kühn und zornig Luft gemacht hatten, bestärkt in seinem Hafs gegen die materialistische Nationalökonomie durch den christlichen Sozialismus Kingsleys und Maurices, sowie durch seinen persönlichen Verkehr mit Arbeitern am Working Men's College, beeinflufst durch Plato, die Feudalordnung des Mittelalters, sowie die zeitgenössischen Zustände und politischen Ereignisse der letzten Jahre, warf er vier Essays unter seine Zeit-

genossen, die wie ein Feuerbrand wirkten. Sie erschienen im Jahre 1860 im Cornhill Magazine, welches damals von Thackeray geleitet wurde, und griffen so kühn und heftig 'free competition' und 'the law of supply and demand' an, daſs das Publikum nach dem vierten Essay sich weitere Fortsetzungen energisch verbat. Nur Carlyle war auſser sich vor Lob und Freude. 1862 wurden die Essays als Buch gedruckt unter dem Titel: 'Unto This Last'.

Ähnlich war das Schicksal von 'Munera Pulveris'. Nach dem Erscheinen von 'Unto This Last' erklärte sich Froude, der damals 'Fraser's Magazine' herausgab, bereit abzudrucken, was Ruskin weiteres über Nationalökonomie zu sagen habe. Aber nach dem vierten Essay verlangte das empörte Publikum wieder den Abbruch der Veröffentlichung, und die Essays erschienen schlieſslich als 'Munera Pulveris' im Jahre 1872.

Beide Schriften, zu einem Tauchnitzbande vereinigt, sind jetzt dem deutschen Publikum zu billigem Preise zugänglich, und ich wünsche, daſs sie bei uns ebenso viele Leser finden mögen als in England. Anregendere Gedanken sind über diesen Stoff wohl kaum ausgesprochen und in so glänzender Form durchgeführt worden. Der Essay 'Ad Valorem', welcher den Angelpunkt von UL. bildet, ist ein Meisterstück kritischer Schärfe, und gewaltig wirken die lapidaren Sätze, zu denen R. schlieſslich gelangt und die zugleich das Ziel seiner Nationalökonomie darstellen: 'There is no wealth but Life. Life, including all its powers of love, of joy, and of admiration. That country is the richest which nourishes the greatest number of noble and happy human beings; that man is the richest who, having perfected the functions of his own life to the uttermost, has also the widest helpful influence, both personal, and by means of his possessions, over the life of others'.

'Munera Pulveris' ist als eine Fortsetzung von 'Unto This Last' anzusehen. Dieselben Gedanken kehren im kritischen Teile wieder, ebenso die Definitionen von wealth, money, riches, cost, price. Der positive Teil, in dem Ruskin Bausteine zu einem Staatswesen zusammenträgt, wie er es sich denkt, darf wohl als unzulänglich und verfehlt bezeichnet werden. Aber trotz seines utopischen Radikalismus zwingt Ruskin auch hier zu ernstem Nachdenken. Der Schwerpunkt ruht indes in der Kritik, die Ruskin mit logischer Schärfe und in ebenso klarer wie fesselnder Form an den Prinzipien der hergebrachten Lehre übt, indem er nachweist, daſs es keine wahre Nationalökonomie ohne Soziologie geben könne, daſs also

die Bedingungen, unter denen materielle Werte hervorgebracht werden, unlöslich verknüpft sind mit den allgemeinen Bedingungen eines gesunden Staatswesens. Folglich: Ohne sittliche Erneuerung keine soziale Erneuerung!

Bremen. **F. Wilkens.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin über: *Topographie der Stadt Rom im Altertum* von H. Jordan u. a. Werke.

Gotha, 6. April. Nr. 7, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Sallust in Ciceros Briefen.

Von **Diedr. A. Noltenius** (Bremen).

II.

Es entsteht nun für uns hier die weitere Frage, für welchen Sallust wir den ad Quint. fratr. III, 4 genannten zu halten haben. Wir haben zunächst die Wahl zwischen dem Historiker Sallust und einem öfters in den Ciceronianischen Briefen erwähnten Freunde Ciceros. Schon dafs unser Sallust wenige Tage später nach ad Quint. fratr. III, 5 und 6 den Cicero zu freundschaftlichem Austausch auf seinem Tusculanum aufgesucht hat, läfst nicht auf den Historiker schliefsen; denn dieser hat niemals freundschaftliche Beziehungen zu Cicero gehabt. Ebensowenig führen darauf Ton und Haltung des in unserem Briefe ad Quint. fratr. III, 4 mitgeteilten Gesprächs. Der Historiker Sallust ist damals nach allen Nachrichten, die wir über ihn haben, ein leidenschaftlicher Agitator gewesen, dazu auch ein politischer Gegner Ciceros. Ein so glaubwürdiger Zeuge wie Asconius berichtet über Vorgänge im Dezember 53: Inter primos et Q. Pompeius et C. Sallustius et T. Munatius Plancus tribuni plebis inimicissimas

contiones de Milone habebant, invidiosas etiam de Cicerone, quod Milonem tanto studio defenderet. Dagegen kann auch nicht seine sehr vorsichtig gehaltene Bemerkung ins Gewicht fallen: postea Pompeius et Sallustius in suspicione fuerunt redisse in gratiam cum Milone et Cicerone, wodurch sich der folgende Satz: Plancus autem infestissime perstitit atque in Ciceronem quoque multitudinem instigavit stärker abheben soll. Als entschiedener Cäsarianer hat Sallust im Jahre 54 in Cicero trotz dessen Vermittlungsversuche nur einen Pompejaner sehen können und darum auch seine Verteidigung einer Kreatur des Pompeius in ungünstigstem Lichte betrachtet. Hat er doch später auch Pompeius selbst in seinen Historien als oris probi inverecundo animo, als einen „Tugendheuchler", wie es Teuffel übersetzt, gebrandmarkt, so dafs dessen Freigelassener und ständiger Begleiter Pompeius Lenaeus es für seine Pflicht gehalten hat, eine scharfe Satire gegen ihn zu richten (Suet. de gramm. 15)! Nur kurz mag daran erinnert werden, dafs Sallust in seiner coniuratio Catilinaria den Verdiensten Ciceros um die Entdeckung und Vereitelung der Verschwörung durchaus nicht gerecht wird. Endlich weist das Vorhandensein gegenseitiger Schmähschriften nach ihrem Tode auf einen scharfen Gegensatz der beiden Männer hin. Wir sehen dabei ganz ab von der gewagten Hypothese von Reitzenstein und Schwartz (Hermes 33, 87—108), wonach die eine derselben, die angeblich von Sallust verfafste Invektive gegen Cicero, schon im Jahre 54 veröffentlicht sein soll. Aber Tatsache scheint uns zu sein, dafs die Schmähschriften bereits in den Rhetorenschulen der ersten Kaiserzeit existiert haben. Auch Quintilian hat eine von ihnen benutzt. Von der anderen (Pseudo-Cic. in Sall.) wird weiter unten die Rede sein.

Aus allem diesem geht hervor, dafs der Historiker Sallust in gespanntem Verhältnis zu Cicero gestanden hat, daher es denn auch sehr unwahrscheinlich ist, dafs in den beiden Briefen des Cicero an seinen Bruder von ihm die Rede ist. Vielmehr spricht alles dafür, dafs da an einen bewährten Freund des Cicero namens Cn. Sallustius zu denken ist. Wir begegnen ihm zuerst in zwei Briefen Ciceros aus dem Jahre 67, ad Att. I, 11 und ad Att. I, 3, wo er und Atticus wegen einer schiedsrichterlichen Entscheidung mit dem als Historiker bekannten Lucceius, von dem Cicero später gern sein Konsulat dargestellt wissen will, ein Zerwürfnis haben, das zu beseitigen auch ihrer beider Freunde Cicero nicht gleich gelingen will. Offenbar ist das Verhältnis des Sallust zu Cicero und Atticus ein vertrauliches, sie verkehren auf gleichem Fufse miteinander,

dafs Sallust nur ein Klient des Cicero gewesen wäre, geht aus keiner Zeile hervor. Näher tritt nns dann dieser Sallust ad Fam. XIV, 4, 6. Cicero hat als Verhannter Rom verlassen, und Sallust begleitet ihu his nach Brundisium. Cicero ist voll Lobes über ihu, er schreibt an Terentia: Sallustius officio viucit omnes. Ihu mit Frey, Ansgewählte Briefe Ciceros für einen Freigelasseneu zu halteu, liegt um so weniger Veranlassung vor, als bereits § 4 daselbst de familia liberanda die Rede geweseu ist. Wie Sallnst dem Cicero auf seiner Flucht treu zur Seite gestanden hat, geht auch aus einer hübschen Tranmgeschichte hervor, die Q. Cicero den Sallust öfters hat erzählen hören. Nach Mitternacht, so heifst es de divin. I, 59, habe dem M. Cicero geträumt, dafs er tranrig in einer öden Gegend umhergewandert sei. Da sei ihm Marius mit lorbeergeschmückten Rutenbündeln begegnet uud habe ihn uach der Ursache seiner Traurigkeit gefragt. Wie ihm Cicero geantwortet habe, er sei gewaltsam aus Rom vertriehen, habe er ihm Trost zugesprocheu uud einem seiner Liktoren anfgetragen, ihn nach seinem Monument iu Rom zu führeu, daselbst werde er Rettung finden. Darauf habe Sallust ausgerufen, Cicero stehe eine baldige und rühmliche Rückkehr bevor. Mau hatte aber Monument des Marius einen Tempel der Ehre und Tugend genannt (pro Plancio 32), und in ihm ist der Senatsbeschlufs über Ciceros Rückkehr aus der Verbannung gefafst. — Ad Att. XI, 11 wird Sallnst zuerst im Unterschied von einem Verwandten mit seinem Vornameu Gnaeus genannt. Anch diese Stelle setzt ein freundschaftliches Verhältnis des Sallnst zu Cicero voraus. Dieser schreiht dort im Jahre 47 aus Brundisinm an Atticus: P. Sallnstio curanda sunt triginta milia sestertium, quae accepi a Cn. Sallustio. Velim videas, ut siue mora curentnr. De ea re scripsi ad Terentiam. Aus den darauf folgenden Zeileu geht hervor, dafs er selhst in grofser pekuniärer Verlegenheit ist, aber er will den Verwandten seines Freundes Cn. Sallustius nicht darunter leideu lassen.

Einige Schwierigkeit hereitet die vielbesprocheue und auch wohl noch nicht endgültig geheilte Stelle ad Quint. fratr. II, 9 (11), 3: Lucreti poemata, ut scribis, ita suut, multis luminibus ingenii, multae tamen artis; sed cum veneris, virum te putabo, si Sallusti Empedoclea legeris, hominem non putabo (vgl. Schanz, Röm. Lit.-Gesch. I², 167. 191). Danach mufs Sallust ein schwer verständliches Lehrgedicht des Empedokles über die Natur übersetzt oder bearheitet haben, nnd Cicero würde seinem Bruder gegenüber den Scherz machen, er werde bei ihm an übermensch-

liche Kraft und Ausdauer glauben, wenn er die Lektüre der Empedoclea des Sallust zu Ende führe. Da der Brief aus dem Jahre 54 stammt, ist es nicht eben wahrscheinlich, dafs hier auf ein philosophisches Lehrgedicht des Empedokles nach der Übersetzung oder Bearbeitung des Historikers Sallust Bezug genommen wird. Dessen Interesse war damals vollends, aber auch wohl überhaupt auf ganz andere Dinge gerichtet, auch seine historischen Werke hat er wahrscheinlich erst während der Alleinherrschaft oder nach dem Tode des Cäsar verfafst. Wieviel natürlicher ist es da nicht an, Cn. Sallustius zu denken, der uns ja auch schon ad Quint. fratr. III, 5 und 6 als homo litteratus entgegengetreten ist!

Weiteren Aufschlufs über Sallust in Ciceros Briefen bieten uns ad Fam. XIV, 11 und in Übereinstimmung damit ad Att. XI, 17, wenn wir diese Stellen kombinieren mit ad Att. XI, 20. In der erstgenannten Stelle schreibt Cicero im Juni 47 von Brundisium aus an Terentia: nobis erat in animo Ciceronem ad Caesarem mittere et cum eo Sallustium, ad Att. XI, 20 aber erzählt er von Cäsar: Etiam Sallustio ignovit. Omnino dicitur nemini negare, quod ipsum est suspectum notionem eius differri. M. Gallius Q. f. mancipia Sallustio reddidit. Is venit, ut legiones in Siciliam traduceret. Eo protinus iturum Caesarem Patris. Der junge M. Cicero war damals 18 Jahre alt. Er hatte sich in den Kämpfen bei Dyrrachium auf der Seite des Pompeius als Befehlshaber eines Reitergeschwaders hervorgetan, war aber nach der Schlacht bei Pharsalus mit seinem Vater nach Brundisium zurückgekehrt. Von dort will Cicero ihn nach langer peinlicher Wartezeit in Begleitung des Sallust dem Cäsar entgegenschicken, um diesen in ihrer beider Namen um Gnade zu bitten, aber da dessen Rückkehr durch die Revolution in Alexandria und seinen Feldzug gegen Pharnaces verzögert wird, unterbleibt die Sendung. Der Begleiter des jungen Cicero aber, Sallust, den wir uns gewifs nicht nur als Mentor zu denken haben, sondern als einen im eigenen Interesse Bittenden, hat später Verzeihung erlangt und auch seine ihm bereits abgenommenen Sklaven von Gallius wiederbekommen. Schon der alte Manutius hat diesen Sallust mit Recht für einen Pompejaner gehalten, und wir begrüfsen ihn in Erinnerung an unsere Erklärung des Briefes ad Quint. fratr. III, 4 im ersten Teil unserer Untersuchung als alten Bekannten. Es ist uns unbegreiflich, wie Teuffel in Paulys Realencyklopädie und andere Gelehrte in dem Briefe ad Att. XI, 20 an den Historiker Sallust haben denken können. Wofür hätte denn dieser Cäsar um Verzeihung bitten sollen?

Teuffel meint, weil Sallust die Flucht ergriffen habe, als die Soldaten in Campanien meuterten. Aber unser Brief datiert vom 15. August, und Cäsar trifft erst im September in Tarent, im Oktober in Rom ein, wo sich dann die berühmte Szene abspielt, dafs Cäsar die massenweise nach der Hauptstadt gerückten meuternden Soldaten nicht Kameraden, sondern Quiriten nennt. Um einem Mifsverständnisse vorzubeugen, mag auch noch bemerkt werden, dafs sich der Satz is venit, ut legiones in Siciliam traduceret gar nicht auf Sallust, sondern auf M. Gallius bezieht.

Eine letzte Spur des treuen Freundes Cn. Sallustius finden wir ad Att. XIII, 50, 4, wo die Worte: Quaeris, quid cogitem de obviam itione. Quid censes nisi Alsium? Et quidem ad Murenam de hospitio scripseram, sed opinor cum Matio profectum. Sallustius igitur urgebitur, darauf zu deuten sind, dafs Sallust im Besitz einer Villa bei Alsium, einem Küstenstädtchen Etruriens, ist und Cicero, der dem im August 45 von Spanien zurückkehrenden und vermutlich in Alsium landenden Cäsar entgegenziehen will, dort als Gast dem Sallust in den Tagen zur Last fallen will.

Schliefslich haben wir in unserer Sallustfrage noch Stellung zu nehmen zu dem Briefe Ciceros ad Fam. II, 17 aus dem Jahre 50, da kein Geringerer als Theodor Mommsen in dem Empfänger desselben den Historiker Sallust erkennt. Er hat diese Ansicht zuerst im Hermes (I, 171, Anm. 3) aufgestellt, und dafs sie nicht nur ein augenblicklicher Einfall von ihm gewesen ist, den er nachher wieder hat fallen lassen, beweisen zwei Stellen in seinem Römischen Staatsrecht (I², 504 Anm. 2; II², 414—415 Anm. 3). Bei seiner Animosität gegen Cicero läfst er sich auch bei dieser Gelegenheit scharf mifsbilligend über den Inhalt des Briefes aus, indem er bemerkt: „Dafs Bibulus seinem Quästor gestattet haben soll, gar nicht Rechnung zu legen, ist gewifs eine der vielen boshaften Unterstellungen dieses bitterbösen Briefes“ (Hermes a. a. O.).

Zunächst ist zu bemerken, dafs die Überschrift des Briefes im Mediceus lautet: M. Cicero Imp. s. d. Canini Sallustio proq., im Index der Handschrift aber nur steht: M. Cic. I. s. d. salustium proquaes. Da das Nebeneinander zweier Gentilnamen nicht gewöhnlich sein würde, hat Manutius Caninio Sallustiano setzen wollen, Mommsen schreibt im Anschlufs an Orelli und Klotz C. Sallustio, Baiter und Wesenberg lesen Cn. Sallustio. Uns scheinen die Gründe für die Veränderung der handschriftlichen Lesart nicht zwingend zu sein. Als Argument für die Lesart C. Sallustio dient Mommsen auffälligerweise der unsichere Text von Pseudo-

Cic. invect. in Sall., anerkanntermafsen einem elenden Machwerk der Rhetorenschulen. Es heifst da c. 6 med.: (Sallustius) qui in pace ne senator quidem manserat; posteaquam res publica armis oppressa est, idem a victore, qui exsules reduxit, in senatum per quaesturam — nicht post quaesturam, wie Mommsen ausdrücklich hervorhebt — reductus est. Dafs der Historiker Sallust wahrscheinlich infolge unsittlichen Lebenswandels, — als Beleg dazu kann die skandalöse Erzählung Varros bei Gellius (17, 16) dienen, wonach Sallust von Milo auf Ehebruch ertappt, mit Riemen gepeitscht und erst gegen eine Geldentschädigung freigelassen ist, — im Jahre 50 aus dem Senate gestofsen ist, kann nach dem glaubwürdigen Bericht des Dio Cassius (40, 63) als Tatsache gelten. Es ist das geschehen unter der Zensur des L. Calpurnius Piso, Cäsars Schwiegervaters, und des Appius Claudius, welche im Mai des Jahres zu Zensoren erwählt worden waren. Unser Brief ist aber um Mitte Juli geschrieben. Angenommen nun auch, Sallust wäre schon im Mai aus dem Senate gestofsen und vor Mitte Juli trotz der weiten Reise als Proquästor in Syrien eingetroffen, so sollten wir doch denken, dafs er sich auf ein längeres Bleiben in der Provinz gefafst zu machen gehabt hätte. Aber aus § 1 unseres Briefes geht hervor, dafs er schon um Mitte Juli auf einen Nachfolger rechnet. Es stimmt auch nicht mit einem so späten Eintreffen des Sallust in der Provinz, dafs § 6 hereits ein längeres Zusammenarbeiten desselben mit dem Prokonsul Syriens Bibulus vorausgesetzt wird. Endlich will es uns sehr unwahrscheinlich vorkommen, dafs Cäsar während seiner Abwesenheit von Rom im Jahre 50 eigenmächtig dem Sallust, nachdem er eben aus dem Senat gestofsen ist, die Quästur und damit den Wiedereintritt in den Senat verschafft. Selbst in der Invektive Pseudo-Ciceros heifst es: posteaquam res publica armis oppressa est, a victore in senatum per (resp. post) quaesturam reductus est. Der Ausbruch des Bürgerkrieges ist aber erst im Jahre 49 erfolgt. Somit könnte auch Sallust frühestens in diesem Jahre wieder Quästor geworden und als solcher von neuem in den Senat gekommen sein. Dann aber könnte er nicht gleichzeitig mit Cicero im Orient gewesen sein, da dieser im Sommer 50 Cilicien verläfst. Und warum soll es denn durchaus auf einem Irrtum beruhen, wie Mommsen glaubt (Römisches Staatsrecht I², 504 Anm. 2), wenn Dio Cassius (42, 52) mit Bezug auf die bekannte Sendung des Historikers Sallust zu den meuterischen Soldaten in Campanien berichtet: στρατηγὸς ἐπὶ τῷ τὴν βουλὴν ἀναλαβεῖν ἀπε-

δέδεικτο". Gerade im Jahre 47, wo die Meuterei stattfand, hat Cäsar nachweislich von den ihm nach der Schlacht bei Pharsalus durch Senatsbeschlufs zugestandenem Rechte bei allen wichtigeren Wahlen mit Ausnahme des Volkstribunats und der plebeischen Ädilität geeignete Persönlichkeiten zu bezeichnen ausgiebigen Gebrauch gemacht (Lange, Röm. Altert. III², 428, 436). Auch Sallust wird damals als entschiedener Anhänger Cäsars davon doppelten Gewinn gezogen haben.

Liest man unseren Brief ohne Vorurteil, wird man ihn kaum für einen bitterbösen halten können, er ist sachlich gehalten und bewegt sich auf gesetzlichem Boden ohne die gerügten Unterstellungen. Das von Mommsen angeführte Beispiel ist jedenfalls nicht beweiskräftig dafür. § 2 wird gar nicht von Cicero behauptet, dafs der Prokonsul von Syrien Bibulus überhaupt keine Rechnung abgelegt wissen wollte, er soll sich nur nicht an die Julischen Gesetze aus dem Jahre 59 gebunden haben, wonach die Rechnung der Statthalter nicht erst, wie es früher der Fall gewesen war, in Rom, sondern bereits in der Provinz abgeschlossen und erst, nachdem zwei Abschriften angefertigt und in zwei Städten der Provinz niedergelegt waren, im Staatsarchiv aufbewahrt werden sollte (ad Att. VI, 7). Auch wird nichts dagegen einzuwenden sein, dafs Cicero sich als Prokonsul von Cilicien § 4 gegen die Zumutung wehrt, auf Staatskosten einem Proquästor von Syrien ein Darlehen zu gewähren, sowie dagegen, die Rechnung seines eigenen Quästors jenem zur Einsicht zu schicken. Oder sollten wir Cicero daraus einen Vorwurf machen, dafs er seine eigenen Mafsregeln gegen die Parther verteidigt und sich über die Rücksichtslosigkeit und Kleinlichkeit des Bibulus beschwert? Nach den in dem Briefe mitgeteilten Tatsachen war letzteres nur allzu gerechtfertigt. Wir brauchen daher auch unseren Brief nicht als einen gehässigen, bitterbösen aufzufassen und eine Erklärung dafür in einem feindlichen Verhältnis zwischen dem Schreiber und dem Empfänger desselben zu suchen, wie es zwischen Cicero und dem Historiker Sallust mehr oder weniger bestanden hat.

Allerdings, besonders freundschaftlich und herzlich ist der Brief auch nicht gehalten, und insofern liegt auch kein Grund vor, an den Freund Ciceros Cn. Sallustius als Empfänger zu denken, zumal dieser, soweit unsere Kenntnis reicht, gar keine Magistratsämter bekleidet hat und auch damals schwerlich in vorgerückten Jahren Proquästor in Syrien gewesen sein wird.

Entscheidend kann aber einzig und allein die handschriftliche Überlieferung sein, und da diese auf Caninius Sallustius als Empfänger des Briefes führt, haben wir einfach daran festzuhalten. Wer dieser Caninius Sallustius gewesen ist und was er sonst zu bedeuten hat, wissen wir freilich nicht.

Als Fazit unserer Untersuchung würde sich aber ergeben, dafs, von diesem Briefe ad Fam. II. 17 abgesehen, mit grofser Wahrscheinlichkeit überall, wo ein Sallust in den Briefen Ciceros genannt wird, sein Freund Cn. Sallustius gemeint ist.

68) **Ferdinand Horn, Platonstudien.** Neue Folge: Kratylos, Parmenides, Theätetos, Sophist, Staatsmann. Wien, A. Hölder, 1904. X u. 416 S. 8. ℳ 8 40.

Die Form der Behandlung ist, wenigstens bei den vier ersten der im Titel genannten Dialoge, die folgende: Auf eine disponierte Inhaltsübersicht folgen Erläuterungen des Gedankenganges und in einem dritten oder auch vierten Abschnitt Exkurse, meist über die Beziehungen des eben behandelten Dialogs zu anderen, woraus dann Schlüsse über die Reihenfolge der platonischen Dialoge gezogen werden. Dafs die „Inhaltsübersicht" an einzelnen Stellen so formuliert ist, dafs damit der nachfolgenden Erläuterung die Wege geebnet werden, darf wohl nicht ernstlich beanstandet werden; es liefs sich so auch nicht vermeiden, dafs einzelne Stellen der Inhaltsübersicht, zu denen eben nichts zu erläutern war, zur Herstellung des Gedankenzusammenhanges wörtlich oder fast wörtlich in den Erläuterungen wiederholt werden. — An einigen Stellen ist — um das Nebensächliche vorwegzunehmen — falsch zitiert; es mufs heifsen: S. 18, Z. 10: 439 E; S. 39, Z. 27: c. 26—33; S. 62, Z. 22: 439 C; S. 86, Z. 17: 158 B; S. 180, Z. 10: 160 D; S. 247, Z. 6: 193 D; S. 392, Z. 5: 303 A. Sinnstörend ist auch der wiederholte Druckfehler (S. 111, Z. 12 und 15) Nichtseins statt Nicht-Eins.

Zunächst unternimmt H. — man darf es wohl so nennen — eine Ehrenrettung des sprachphilosophischen Inhalts des K r a t y l o s. Er sucht zu erweisen, dafs alle jene Etymologien, die uns heute unhaltbar oder meistens sogar ungeheuerlich erscheinen, also die aus dem homerischen Benennungsgesetz abgeleiteten (391 D bis 396 D), dann die sokratischen (397 C bis 411 A) und die in der heraklitischen Bewegungslehre begründeten (411 A bis 421 B), eine beabsichtigte Satire Platos seien. Dabei verwickelt sich H. natürlich

in Widersprüche: 1) Unter den mehr als hundert Etymologien finden sich auch richtige Ableitungen, nach H. freilich kaum ein halbes Dutzend (?). „Aber auch wenn diese Zahl beträchtlich gröfser wäre“, meint dazu H., „würde nichts daraus folgen“ usw. Ich dächte doch! Soll es ja doch jetzt schon Leute geben, die es sich nicht recht zusammenreimen können, dafs Plato aus einem Verfahren, das er angeblich durch Ironie ad absurdum führen will, tadellos richtige Resultate hervorgehen läfst; wie erst dann, wenn diese richtigen Resultate einen noch breiteren Raum einnähmen? 2) Auf die Wörter: *τὸ ἰόν, τὸ ῥοῦν* werden 421 C als auf Wurzelwörter alle Etymologien — nach H. scherzhaft, satirisch — zurückgeführt; von denselben Wurzelwörtern geht aber die nach H. bei 421 E beginnende ernsthafte Erörterung über die Sprachbildungsgesetze aus, sie werden auch dort in erster Linie als Wurzelwörter bezeichnet. 3) Noch einmal kommen in dem nach H. ernsthaften Teile des Kratylos ein paar ganz unmögliche Etymologien (425 B bis 427 C). Man ist gespannt, wie H. sich hier hilft. „Diese stehen an einem Platze, wohin sie schlechterdings nicht gehören. Ihr richtiger Platz wäre in dem grofsen etymologischen Abschnitt.“ Das ist natürlich ein sehr bequemer Ausweg; ich bezweifle jedoch, ob H. auf diesem viele Genossen finden wird.

Die Disposition des Parmenides ist übersichtlich und lichtvoll; zu bessern wäre hier nur eines: das Gespräch zwischen Parmenides und Sokrates (Parm. 130 A bis 137 C) ist in der Inhaltsübersicht (S. 70 ff.) ganz anders disponiert als in den Erläuterungen (S. 97 ff.). — Besondere Mühe verwendet H. auf die Erklärung des c. 21. Er weist es zurück, dafs es ein Ausgleichsversuch zwischen der ersten These (137 C bis 142 A) und der ersten Antithese (142 A bis 155 E) sein soll (so Natorp, Platos Ideenl., S. 253); ihm ist es eine Erklärung dafür, dafs das Eins, wie es in der ersten Antithese geschieht, mit kontradiktorischen Prädikaten verbunden werden kann; diese finden nach H. ihre Vermittlung im Begriff des Werdens (S. 149). Und der Übergang vom Sein zum Werden, das *ἐξαίφνης* (Parm. 156 D), ist bei ihm „aufserzeitlich“. Diese letztere Deutung liest sich ja recht schön; ob sie aber auch vorstellbar ist? Da liegt uns doch Natorps (S. 255) „im Nu“, „auf einmal“ erheblich besser. — Die Bestimmung des Parmenides besteht (S. 155) darin: durch den Nachweis der Unentbehrlichkeit des Einsbegriffes und durch die Befreiung dieses Begriffes aus der Starrheit der eleatischen Formel das Fundament der Ideenlehre zu legen. Bei dem Abschnitt „die Stellung des P. in der

Gesamtheit der platonischen Schriften" polemisiert H. gegen die Ansichten derer, die den Parm. gegen die aristotelische oder megarische Auffassung der Ideenlehre geschrieben sein liefsen, sowie gegen Natorps Erklärung der Bestimmung des Parm. Hier bekommt man den Eindruck, als sei es lediglich ein Streit um Worte, und manches, was an N. getadelt wird (sein „unreifer Sokrates" (Natorp S. 220), „junger Mensch auf Irrwegen" (S. 226), „Sokrates fafst die Ideenlehre in einer leeren Weise auf" (S. 226), mufs H. (S. 167) so ziemlich zugeben („Die Ideenlehre in ihrer ursprünglichen, unentwickelten, fast embryonischen Gestalt", Sokrates ein „noch ungeübter Denker"). Und das Haupträtsel der Einkleidung des ganzen Dialogs hat auch H. nicht gelöst. Er wendet gegen die Natorpsche Erklärung ein (S. 163): „Da Sokrates ... sonst immer die echte Ideenlehre vertritt, so war gerade er ... dazu berufen ein Mifsverständnis dieser Lehre aufzuklären, und es konnte nur neue Verwirrung stiften, wenn nun wieder S. als Vertreter des ‚grotesken Mifsverständnisses' und Parm. als Besitzer der echten Lehre dargestellt werde." — S. 167 gibt aber H. selbst zu, dafs wir die Ideenlehre hier in einer unfertigen Gestalt vor uns haben (= Rolle des Sokrates!), S. 171 bestimmt er mit Zeller den Zweck des Werkes dahin, dafs die eleatische Lehre vom Einen Sein durch die dialektische Entwicklung ihrer Konsequenzen (= Rolle des Parmenides!) in die Ideenlehre übergeführt werden solle. Nach wie vor besteht also die Schwierigkeit: Warum wies Plato dem Sokrates hier die Rolle des unterliegenden Gegenspiels zu, dem Parm. dagegen die Aufgabe, den Fortschritt im Ausbau des platonischen Systems zu vertreten?

Auch in der Behandlung des Theätetos wäre die Übersichtlichkeit dadurch gefördert worden, dafs in der Inhaltsübersicht und in der Erläuterung die mit der zweiten Definition „Erkenntnis ist richtige Vorstellung" sich beschäftigenden Ausführungen (S. 189—196, 239—253) die gleiche Einteilung bekommen hätten. Im übrigen sei als interessant angeführt, dafs die Form der Einkleidung, besonders 143 A, hier (S. 205) so gedeutet wird: Plato wollte uns damit sagen, „dafs wir die in dem Werke von Sokrates vertretenen Gedanken als dessen persönliches Gut zu betrachten haben". Gerichtet ist der Theätetos nach H. (S. 267) gegen die protagoreisch-heraklitische Lehre, gegen Antisthenes, Aristipp und Gorgias (Natorp S. 91 findet noch einige Beziehungen mehr, läfst aber den Gorgias weg). Endlich bespricht H. noch die inhaltlichen Beziehungen zwischen

Theätetos einerseits, Kratylos Parmenides anderseits. Zwischen den beiden Stellen Soph. 217 C und Theaet. 183 C, in denen eine Zusammenkunft des Sokrates mit Parmenides erwähnt und damit nach dem Urteil mancher ein Hinweis auf den Dialog Parmenides gegeben ist, findet H. einen Unterschied insofern, als das *παραγενόμην* des Sophokles („Sokrates sei zugegen gewesen") auf den zweiten Teil des Parmenides gehen soll, wo Sokrates stummer Zuhörer ist, das *συμπροσέμιξα* des Theätetos dagegen (Sokrates „habe einen Meinungsaustausch mit Parmenides gehabt") sich auf den ersten Teil des Parmenides beziehe. Das ist doch wohl zu sehr gekünstelt! — Durchaus nicht überzeugend sind die „inneren Gründe" (S. 209), mit denen Gomperz widerlegt werden soll; doch gestattet der Raum hier nicht näher darauf einzugehen.

Dadurch, dafs H. die Erörterungen im Sophistes als nur ontologisch deutet, verschliefst er sich selbst den Weg zu ihrem Verständnis. Nimmt man mit dem von ihm nicht widerlegten Cambell (The Soph. and the Politicus, Oxford 1867, S. LXXXIV) die Erörterungen als nur logische oder mit Natorp (S. 285 ff.) als eine „Theorie der Prädikation", so ergibt sich eine Erklärung, in die sich alles aufs schönste fügt; daran hindert auch die einmal vorgeschlagene (*προτεινομένων ἡμῶν* 247 D) Definition des Seins als *δύναμις*, die eine Hauptstütze der Erklärung Horns bildet, nicht. Denn es dürfte nach dem eben zitierten Wortlaut (s. Natorp, S. 280) kaum zu bestreiten sein, dafs Platon mit dieser Definition nur denen entgegenkommen wollte, die das Sein nur als körperliches Sein gelten liefsen. Es ist ein Angebot eines Kompromisses, nicht die Darstellung von Platos Meinung. Damit wird auch hinfällig, was H. weiter sagt, dafs die im Sophistes dargelegte Erklärung des Nichtseins an einigen Stellen des Staates aufgegeben erscheine. An diesen Stellen (z. B. Politeia 477 A) ist eben das Nichtsein nicht ein logisches Nichtsein (= negiertes Urteil), sondern ein ontologisches, das freilich von der Realität ausgeschlossen ist. — Bezüglich der Behauptung (S. 345): „In der Frage der Kausalität der Ideen ist Platon niemals über den im Sophistes erreichten Standpunkt hinausgeschritten" sei H. auf Phileb. 26 E und die Ausführungen Leg. 889—899 hingewiesen. — In einem Anhang polemisiert schliefslich H. noch mit Bitterkeit und manchmal übertriebener Schärfe hauptsächlich gegen die Auffassung von Platons Verhältnis zu den Sophisten, wie sie Gomperz in seinen „Griechischen Denkern" vertritt. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dafs H. auch sonst in der Polemik befremdend schroff ist (z. B.

S. 211 Anm., S. 222). Das ist namentlich dann zu bedauern, wenn das von ihm Angegriffene nur unvollständig zitiert ist. Das Urteil Natorps, gegen das sich H. S. 121 Anm. wendet, lautet nicht: „Im Parmenides sind die Schlufsreihen, ausgenommen die zweite, fast durchweg unanfechtbar“, sondern (Natorp S. 241): „Sie sind fast durchweg unanfechtbar oder enthalten wenigstens nicht schwerere Anstöfse als sie auch sonst bei Plato vorkommen.“ Das klingt doch wesentlich anders!

Im Staatsmann, wenigstens im ersten Teil, wird ohne recht ersichtlichen Grund die bisher eingehaltene Ordnung (Inhaltsangabe, Erläuterungen, Exkurse) verlassen; die Exkurse sind bei der Erläuterung eingeschaltet. — Bekanntlich sagt sich Platon im Staatsmann von dem Verfahren der kontradiktorischen Dichotomie los. Von dem nunmehr gewählten Weg sagt H. S. 380: „Die (logische! d. Ref.) Unvollkommenheit dieses Verfahrens ist offenkundig; ... eben diese Unvollkommenheit aber ist es, die dem Werke seinen ... Platz anweist: der Staatsmann ist dadurch als der erste Versuch Platos in politischen Dingen gekennzeichnet.“ Eine solche Beweisführung darf wohl zurückgewiesen werden, ebenso, aus anderen Gründen, der Vergleich (S. 387) zwischen Platos Vorschlag (Politicus 304) die Tätigkeit der Rhetoren kontrollieren zu lassen und unserer Kontrolle der Kanzelredner durch die geistliche Aufsichtsbehörde oder dem — — Vereinsgesetz der deutschen Staaten (!). — Auch erscheint es gewagt aus der einen Bemerkung (272 A) über den Ausschlufs der Ehe einen festen Zusammenhang zwischen dem Staatsmann und der Politeia herstellen oder gar ein Kriterium für die zeitliche Anordnung der beiden Werke machen zu wollen.

Als Gesamtergebnis stellt (S. 407 ff.) H. folgende Chronologie der platonischen Werke auf: Lys. Charm. Euthyd. Phaedr. Men. Lach. Protag. Gorg. Krat. Parm. Theaet. Soph. Polit. Symp. Politeia. Phaed. Tim. Kritias Leg. Sollen wir aus dieser Aufstellung schliefsen, dafs H. seine Platonstudien mit diesem Bande als beendet ansieht? Das wäre sicherlich sehr zu bedauern; denn wenn sie auch, wie gezeigt, manchen Widerspruch herausfordern, kann man der Hauptmasse des gediegenen Inhalts doch das Zeugnis nicht versagen: Es wird niemand achtlos an ihm vorübergehen dürfen, der gleich dem Verfasser *ἁπλῶς καὶ ἀτέχνως καὶ ἴσως εὐήθως* an Platons Werke herantreten will.

München. **Ernst Wüst.**

---

69) **J. M. Edmonds, An Introduction to Comparative Philology for Classical Students.** Cambridge, at the University Press. London, C. F. Clay & Sons, 1906. VIII u. 235 S. 8. geb. 4 s. net.

Eine aufserordentlich praktische Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft. Wie der Titel schon angibt, ist das kleine Buch für Altphilologen bestimmt, und es stehen demgemäfs das Griechische und das Lateinische durchgehends im Vordergrunde der Betrachtung. An nicht wenigen Stellen wird aber auch auf lehrreiche Erscheinungen der englischen Sprachgeschichte hingewiesen, und so bietet das Buch auch für den Anglisten manches speziell Interessante (z. B. S. 130 ff. und S. 138). Das erste Kapitel handelt von der Sprache im allgemeinen und vom Sprachstudium; das zweite entwickelt die phonetischen Grundbegriffe; es fufst im wesentlichen auf Sweet's Primer of Phonetics und veranschaulicht die wichtigsten Artikulationen in sehr klaren Zeichnungen; vielleicht hätten auf S. 17 auch noch ein paar Skizzen über die verschiedenen Stellungen der Stimmbänder hinzugefügt werden können, wie man sie z. B. bei Techmer findet. Kapitel 3 beschäftigt sich mit dem Akzent, Kapitel 4 mit dem Verhältnis von Schreibweise und Aussprache, und anhangsweise mit der Geschichte unseres Alphabets; neu dürfte hier manchem die von Flinders Petrie aufgestellte, sehr ansprechende Ansicht sein, dafs es etwa 5000 v. Chr. im Umkreis des Mittelländischen Meeres eine Art Zeichensystem gegeben habe, aus dem sich (ähnlich wie Dialekte aus einer Grundsprache) mit immer stärker werdender Betonung lokaler Verschiedenheiten allmählich einzelne Schriftsysteme entwickelt hätten, darunter das zur Lautschrift ausgebildete Alphabet des praktischen Kaufmannsvolkes der Phönizier, welches bestimmt war, die Mutter aller europäischen und einer Reihe anderer Alphabete zu werden. Der fünfte Hauptabschnitt, dem wieder sehr übersichtliche Zeichnungen beigegeben sind, entwickelt die Genealogie der indogermanischen Sprachen; die übrigen Kapitel tragen folgende Überschriften: 6. Change, 7. Vowel Gradation, 8. Grimm's Law and the exceptions to it, 9. Sounds which have developed differently in Greek and Latin, 10. Sketch of the History of Comparative Philology.

Wir haben im einzelnen nichts Wesentliches zu bemerken, höchstens ein paar Kleinigkeiten mögen Erwähnung finden. Wie das S. 35 angeführte *Little Suck-a-Thumb* erklärt sich wohl auch *black-a-moor,* für dessen *a* das Oxforder Wörterbuch keine befriedigende Herleitung zu geben

weifs. Es handelt sich bei beiden Wörtern jedenfalls um Bildungen des Kinderstubenjargons, d. h. um sprachliche Mifsgeburten, die den Lallversuchen der Kleinen ihre Entstehung verdanken oder in Anlehnung an die kindlichen Sprachgewohnheiten von Müttern und Kindermädchen zurechtfabriziert werden; man vergleiche darüber die amüsanten Abschnitte S. 369—372 bei Dean Alford, The Queen's English. London, Strahan & Co., 1864. Dafs gerade bei dem Mohren ein Kinderstubenname bleibend werden konnte, ist ja wohl leicht einzusehen. — Auf S. 82 scheint uns der Parallelismus der drei verglichenen Gruppen etwas künstlich, (2) und (2): „Fossil remains of extinct varieties, e. g. the American toed horse" und „Dead languages preserved in their literature, e. g. Greek and Latin" entsprechen sich doch eigentlich nicht recht, wenn dann unter (3) und (3) verglichen werden: „Ancient representations in art, e. g. the horses of the Parthenon Frieze" und „Dead languages preserved in inscriptions, e. g. the Old Persian of the cuneiform inscriptions". — Das Plattdeutsche darf man kaum als „non-literary" bezeichnen, wie es auf S. 90 geschieht; dafür ist unsere plattdeutsche Literatur mit Fritz Reuter an der Spitze doch viel zu bedeutend. — Zu dem auf S. 95 über den dorischen Dialekt Gesagten möge noch die vielleicht nicht allgemein bekannte Kuriosität angemerkt werden, dafs der von Gebhard 1875 herausgegebene Graecus Venetus, d. h. die im Ausgang des Mittelalters von einem Juden angefertigte, auf der Markusbibliothek in Venedig aufbewahrte Übersetzung alttestamentlicher Bücher ins Griechische den aramäischen Teil des Buches Daniel in nachgeahmtem dorischem Dialekt wiedergibt (vgl. K. Marti in seinem kurzen Handkommentar zum Buch Daniel, 1901, Einleitung S. XIX). — Auf S. 109, Zeile 2, ist die Erklärung des nasalierten *e* durch französisches *en* nicht recht glücklich, da diese Buchstabenverbindung ohne vorhergehendes *i* oder *é* doch gewöhnlich als nasales *a* ausgesprochen wird. — Bei *sound* S. 138 hätten gleich noch andere Konvergenzen (gesund, sondieren) angeführt werden können. — *like we* (S. 145) haben wir auch von einem Kinde gehört; beim Anblick eines hindustanischen Dieners fragte es seinen Vater: *Does he talk like we?* — Bei dem „Split Infinitive" (S. 145) hätten wir zur Erklärung der Analogieeinwirkung lieber einen Satz mit einem einfachen Tempus gewählt, z. B. *I quite agree.* — Die auf S. 147 angeführten Bildungen *anecdotage* und *squarson* erinnern uns Deutsche sofort an Heines *famillionär* und *revolutionärrisch.* — Ἀμφορεύς neben ἀμφι-φορεύς und spätlat. *idolatria* für εἰδωλο-λατρία

erklären sich wohl am ungezwungensten durch haplologische Silbenellipse, vgl. Brockelmann, Semitische Sprachwissenschaft, Leipzig, Göschen, 1906, S. 92 ff. — Zu S. 148 möchten wir noch anführen: that peculiar air of contempt commonly displayed by insolent menials to those *whom* they imagine *are poor* (Marie Corelli, The Sorrows of Satan, Tauchnitz 1, S. 40), eine Verquickung der beiden Konstruktionen 1) those *who,* they imagine, *are poor* und 2) those *whom* they imagine *to be poor.* Ganz ähnlich z. B. auch bei Dickens, Oliver Twist, Rochester Edition, S. 403: another prisoner *whom* he felt at once *could be* no other than the object of his visit. Zu welchen Stilmonstruositäten die Mischung verschiedener Gedankengänge bei ungebildeten Menschen führen kann, zeigt in drastischer Weise die folgende köstliche Transparentinschrift, welche einst bei einer patriotischen Illumination an dem Hause eines biederen Handwerksmeisters prangte: „Lichter, welche heut' nicht brennen, | Der darf sich kein Deutscher nennen!" **P.**

---

70) **Guido Winter, De mimis Oxyrhynchiis.** Lipsiae, Dr. Seele & Co., MCMVI. 63 S. 8.

Winters Inauguraldissertation, vermutlich auf Anregung von Mitteis oder auch von Wilcken entstanden, befafst sich mit der Beschreibung und Erklärung der im dritten Bande der von Greenfell und Hunt veröffentlichten Oxyrhynchos-Papyri enthaltenen beiden Mimen, für welchen er die von dem Berliner Privatdozenten Hermann Reich aus Plutarch entnommenen Kunstausdrücke beibehält und das Fragment des dramatischen Mimus als „Hypothesis", dagegen das, wie der Verfasser wohl richtig mit Reich gegen Crusius annimmt (vgl. S. 53 ff.) von einem einzelnen vorzutragende Bruchstück auf der Rückseite eben dieses Papyrus als „Pägnium" bezeichnet. Der erste Teil der Untersuchung behandelt das Grammatische der beiden Mimenfragmente, der zweite das Sachliche der Hypothesis, der dritte das Sachliche des Pägniums. Gleich von vornherein mag die Bemerkung hier verstattet sein, dafs es bei einigen Partien von Winters Erörterungen entweder des Originals oder wenigstens einer Photographie bedürfte, um der Spruchreife der Sache im einzelnen bis auf den Grund sehen zu können. Soviel aber kann dem Verfasser jedenfalls bezeugt werden, dafs seine Untersuchungen im wesentlichen auf sachgemäfser wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut sind.

Zunächst erfährt die bereits von den Herausgebern aus den Schrift-

zügen der Buchstaben gezogenen Schlufsfolgerung, dafs Hypothesis und Pägnium von verschiedenen Schreibern herrühren, eine weitere Beleuchtung und Stütze auf Grund der in beiden Stücken konsequent festgehaltenen, untereinander aber abweichenden Orthographienormen, womit übrigens auch das, was S. 34 ff. über die Form des Zifferzeichens *Γαῦ* = 6 gesagt wird, auf engste zusammenhängt. Die Abschnitte über Konjugation (de declinatione) und Syntax bieten nichts von besonderem Interesse; doch mag bemerkt werden, dafs Blafs S. 47 zu *κατεῖδαν* doch noch mehr Stellen bietet und zu *εἶδαν* insbesondere ein „usw." hinzusetzt. Auch hätte bei den Stellen das Opt. mit *ἄν* bei Lukas zwischen der ersteren als einer bescheidenen Aussage und den beiden anderen als direkten Fragen unterschieden, jedenfalls aber auf die Verwandtschaft und häufige Stellvertretung zwischen Futur und Potentialis, wie sie zahlreich ja schon bei den Klassikern zutage tritt, hingewiesen werden sollen. Richtiger dagegen als mit „vielfach", wie sich Blafs ausdrückt, scheint der dafür eintretende Gebrauch des Indik. Fut. von Winter mit „plerumque" bezeichnet. Was aber den äufserst auffälligen und geradezu als Solözismus zu bezeichnenden Opt. nach *πρίν* in V. 165 anlangt, so möchte ich denn doch zu der von Winter gegebenen Erklärung („sprachliches Kennzeichen der halbgebildeten Weiber") einstweilen noch ein Fragezeichen gesetzt wissen. Unter der S. 11 angezogenen Literatur fehlen die bezüglichen Hinweise auf Diehl, De enuntiatis finalibus apud Graecorum rerum scriptores posterioris aetatis, München 1895; Heller, Die Absichtssätze bei Lucian I, Berlin s. a.; Unna, Über den Gebrauch der Absichtssätze bei Philo von Alexandrien, Frankfurt a. M. 1895; Weber, Die Absichtssätze bei Aristoteles, Speier 1885.

In dem die Wortbildung und das Sprachgut behandelnden Abschnitte möchte ich zur Erklärung von *τοξικά* im Gegensatze zu Winter lieber auf Aristoph. Lys. 462 und Dio Cassius 36, 30 verweisen. Von besonderem Interesse ist die Neubildung von *μαλῶσαι* = furari, also nicht identisch mit dem Aor. von *μαλώνειν* bei Ducange. Das Wort ist wohl unmittelbar aus der Gaunersprache entlehnt. Die Ableitung desselben läfst der Verfasser unentschieden. Allerdings wäre freilich, wenn Crusius recht hätte (Hesychius: *ἀμαλλοῖ* = *ἀφανίζει*) der ganze Nimbus, der dem Worte dank der Ableitung der Herausgeber von *ὑπὸ μάλης* anhaftet, durch diese Art Aphärese verschwunden. Neu d. h. bisher unbelegt sind ferner *ἐπιπίπρημι*, *ἱερόθρους* und *μερίδιον*. Zu diesen hinzuzufügen wäre des weiteren noch *ἀποσφαγιάζειν*, falls jene Ergänzung der Engländer all-

gemeine Billigung finden sollte. Aber πανόλεπτον (S. 21) kennen wir schon aus Hermias zu Plato. Eine neue Bedentuugsnüance weist V. 147 und 151 ἴρις auf.

Dem Ansspruche von Crusius, dafs „die dnrch eine kühne Mischung von Poesie und Prosa, von Griechisch und Barbarenkauderwelsch ausgezeichnete Gesangsposse („Griechen im Barbarenland") euripideische Motive (Iphigenia, Helena, Kyklops) verarheite ohne eigentlich parodisch zu sein" wird zwar im allgemeinen beigepflichtet, jedoch so, dafs einerseits die obwaltenden Ähnlichkeiten vielfach als Gebilde des Znfalls oder als Forderungen des Sujets im einzelnen nachzuweisen und so in ihrer Bedentung herabzumindern gesucht werden, anderseits aber auf Grund des würdevollen Auftretens der Charition uud ihres Bruders auch die Beabsichtigung einer phlyaxartigen Parodie entschieden in Abrede gestellt wird (Phlyacis enim est μεταρρυθμίζειν τὰ τραγικὰ εἰς γελοῖον), zumal eine solche sich jeder Namensäuderung von Personen enthalten haben würde. Dafs der Verfasser ein anderer ist als der Schreiber, wird mit Wilamowitz aus den gleichen Prämisseu geschlossen. Weitläufig angestellte Betrachtungeu über die Zeit desselhen führen zwar zu der Vermutung eines verhältnismäfsig hohen Alters ohne jedoch ein wirklich greifbares Resultat zu gewinnen; vielmehr gelteu zugestandenermafseu auch nach dieser Untersuchung noch Körtes Worte, „dafs bisher noch kein Schatten eines Beweises dafür vorgebracht worden ist, diese einer festen Kunstform entbehrende Posse sei auch nur nm ein Menschenalter älter als der im 2. Jahrhnndert n. Chr. geschriebene Papyrus". Und was die Konjektur Winters zu 17—20 betrifft, so dürfte auch sie trotz ihres Scharfsinns schwerlich die Crusiussche Lesart genannter Verse verdrängen.

Die Vermntungen Reichs in seinem Mimus (S. 563—615) sind nun innerhalb Jahresfrist durch Auffindung dieser ersten Hypothesis aufs glänzendste bestätigt worden; vor allem, was die unbestimmte Zahl der auftretenden Schauspieler anlangt. In unseren Stücken sind es aber solcher, welche selbständig auf der Bühne auftreten, nicht blofs acht, wie aus den Zifferzeichen α bis ζ neben der Bezeichnung βασ gefolgert wird, sondern noch mehr, wie aus γυν(ή), ἄλ(λη) geschlossen werden mufs. Die Ziffer ε kommt zwar in dem Fragment selbst nicht vor, kann aber unmöglich in der Reihenfolge gefehlt haben. Auch über ihr Auftreten im einzelnen sind manche nähere Angaben möglich. Ob aber bezüglich der Rollenverteilung Crusius oder Winter Richtigeres gesehen und Stichhaltigeres

gefolgert hat, möchte ich einstweilen noch dahingestellt sein lassen. Am schwächsten begründet scheint mir der aus der Bezeichnung mit *α* abgeleitete Schlufs, dafs die virgo als protagonistes zu bezeichnen sei; mir wenigstens scheint die Bezeichnung *βασ* mehr zu bedeuten als eine blofse Ziffer. Höchste Beachtung dagegen verdient meines Bedünkens die Begründung des über die Bedeutung der Musikzeichen der Hypothesis sowie über die der viererlei Linienzeichen in der Päguiumszene und die Art der Aufführung der letzteren Vorgebrachten. Die Stelle aus Donatus (S. 52 extr.) scheint Reich entgangen zu sein. Auch ich glaube, dafs Crusius in dem von ihm *Μοιχεύτρια* betitelten Mimus mit *ἀποζώσωμαι* (v. 107) das Richtige getroffen hat; da aber der Gebrauch dieses Wortes bei Herodian doch in einem wesentlich anderen Lichte erscheint, so wäre es wünschenswert zu erfahren, ob und, wenn ja, wo sonst noch dieses Wort in dem nämlichen Sinne wie hier vorkommt. Auch einige Konjekturen Winters haben viel für sich; für die Vermutung, dafs V. 110 *Φαῖδρον* als der Name eines Sklaven anzusehen sei, dürfte der Nachweis schlüssig und überzeugend erbracht sein.

Um zum Schlufs mein Urteil kurz zusammenzufassen, so halte ich dafür, dafs die nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen ausgeführte und jede Seite des Gegenstandes lichtvoll behandelnde Untersuchung nicht blofs dem höheren Streben des angehenden gelehrten Forschers ein ehrenvolles Zeugnis ausstellt, sondern auch dank den darin enthaltenen lebensfähigen Keimen noch für längere Zeit eine anregungsreiche Fundgrube bei verwandten Arbeiten bilden wird. Auch der im ganzen recht saubere Druck gereicht dem Schriftchen zur Empfehlung. Aufser fünf Versehen leichtester Art verbessere man und lese S. 5, Z. 3 *δούλειος*, S. 9 Z. 3 v. u. Griechisch, S. 10, Z. 4 v. u. p. 47, S. 13, Z. 12 Ac. Der lateinische Stil freilich, um auch dies nebenbei anzumerken, weist ein paar gröbere Unebenheiten auf.

Aschaffenburg. **Ph. Weber.**

---

71) **Transactions and Procedings of the American Philological Association.** Vol. XXXV. Boston (Mass.), Ginn & Co. (Leipzig, O. Harrassowitz), 1904. CXXXVIII u. 156 S. 8.

Der vorliegende Band enthält in seinem ersten Teile folgende Abhandlungen: W. S. Ferguson, Der geschichtliche Wert des 12. Kapitels von Plutarchs Vita des Perikles, S. 5—20; G. W. Botsford, Der Unterschied zwischen 'Comitia' und 'Concilium', S. 21—32; R. S. Radford,

Untersuchungen zur lateinischen Akzentlehre und Metrik, S. 33—64; Ch. W. L. Johnson, Die Auffassung der alten lateinischen Grammatiker vom Akzent, S. 65—76; G. M. Bolling, Çāntikalpa der Atharva-Veda, S. 77—127; E. K. Rand, Bemerkungen zu Ovid, S. 128—147, und J. Goebel, Der Ursprung des Namens Mephistopheles, S. 148 bis 156. — Aus der Fülle der im zweiten Teile vereinigten Artikel seien hervorgehoben: J. E. Harry, Ein mifsverstandener griechischer Optativ; K. P. Harrington, Horaz als Naturdichter; F. W. Shipley, Kritische Bemerkungen zu Catull c. LXVIII 93; Fr. G. Moore, Akzent und Iktus im spätlateinischen Hexameter; M. L. D'Ooge, Die Bedeutung von *προμαντεία*; E. Tr. Merrill, Nachtrag über den Trajansbogen zu Benevent (zu Tr. a. Pr. 1901, 43 ff.); W. A. Merrill, Der Einflufs des Lukrez auf Vitruv; J. E. Harry, Grammatische Fabeln (über den Konj., Opt. und Imper. des griech. Perf. Act.); M. Bloomfield, Die kleineren und zweifelhaften indoeuropäischen Sprachen; M. C. Welles, Beiträge über das sog. Suppletivwesen (in d. lat. Gramm.); J. Fryer, Das chinesische Drama; A. Emerson, Die etruskische Nekropole von Abbadia del Fiume bei Pitigliano; C. C. Rice, Die Aussprache des gallischen Mönchslateins in der Zeit der Merovinger und später; J. E. Church, Die Gliederung von Juvenals erster Satire; A. T. Murray, Zu Ilias IX 334—343; H. C. Nutting, Über die katilinarische Verschwörung; J. W. Basore, Die direkte Rede bei Lucan als Element der epischen Technik. Vorschläge für ein neues lateinisches Wörterbuch macht H. C. Elmer, solche für eine Ergänzung zum Thesaurus linguae latinae W. Hullihen; aufserdem erfahren wir, dafs beantragt ist, an Stelle der bisherigen geschlossenen Bände künftig Einzelhefte auszugeben. — Register und Mitgliederverzeichnis bilden den Schlufs.

Halle a. S. **P. Wefsner.**

---

72) **Johannes Geffcken, Aus der Werdezeit des Christentums.** Studien und Charakteristiken. Leipzig, Teubner, 1905. 135 S. 8. ℳ 1.—; geb. ℳ 1.25.

Seitdem die Theologie, wenigstens in ihren historischen und exegetischen Disziplinen nach religionsgeschichtlicher Methode arbeitet, geht sie mit der Philologie Hand in Hand und berührt sich mannigfach mit ihr. Der Hamburger Altphilologe Geffcken hat schon manchen Beitrag zur Lösung von Problemen aus der altchristlichen Literaturgeschichte und dem Spät-

jndentum der Öffentlichkeit übergeben. In diesem Büchlein, das sich an gebildete Laien richtet, gibt er in gedrängter Kürze klare, übersichtliche, anf eigenen nnd fremden Forschungen beruhende Bilder „aus der Werdezeit des Christentums“, ohne den Anspruch zu erheben, damit eine Geschichte des jungen Christentums in nuce geschrieben zu haben. Einzelne Kapitel (Eintritt des Christentnms in die römische Welt. Enthusiastische Strömnngen — Apokalypsen, Sibyllen — Die äufseren Verfolgungen. Die literarischen Kämpfe mit den Griechen und Römern — Erste Waffengänge, Zeit Tertullians und Augustins. Orient nnd Okzident im alten Christentum) können gewifs vielen Laien, aber auch manchem Fachmanne, da besonders über Apokalypsen und recht unklare, über die Verfolgungen recht optimistische Anschauungen vielfach vorhanden sind, zu wertvoller Klärung nnd Bereicherung verhelfen. Dafs man über manches Einzelne anderer oder noch schwankender Meinung sein kann, gibt der Verfasser im Vorwort selbst zu. — Der rührige Verlag erwirbt sich durch die Veröffentlichung derartiger Arbeiten zur Popularisierung der Ergebnisse der modern-theologischen Wissenschaft ein unbestreitbares Verdienst.

G. Fr.

---

73) **Gustav Hölscher, Der Sadduzäismus.** Eine kritische Untersuchung zur jüdischen Religionsgeschichte. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1906. 116 S. 8. geh. ℳ 1.40.

Nach der auf Abraham Geiger zurückgehenden jetzt im allgemeinen herrschenden Auffassnng waren die Saddnzäer Vertreter eines aristokratischen Konservativismns. Der Gegensatz zwischen Pharisäern und Sadduzäern war ein vorwiegend sozialer, ein Gegensatz zwischen Volk nnd Adel: der Adel aber war die vornehme Priesterschaft Jerusalems. Der Verfasser der vorliegenden kritischen Untersuchnng, Privatdozent an der Universität Halle, hat die Quellen, auf welche wir bezüglich der Sadduzäer angewiesen sind, nämlich Josephns, das Neue Testament und die talmndischen Schriften, anfs neue geprüft und dabei namentlich ihre Wertunterschiede betont. Er ist dabei zn Ergebnissen gelangt, welche von den herrschenden Ansichten nicht unwesentlich abweichen. Wie er nachweist, bezeichnete der erst zu Christi Zeit auftauchende von den jüdischen „Frommen“ gegebene Schimpfname „Sadduzäer“ nicht eine geschlossene religiöse Sekte oder Philosophenschule oder eine bestimmt organisierte politische Partei, sondern ganz allgemein „diejenigen Jnden, welche, wie einst die Sadokiden der

Syrerzeit, ihr Judentum zugunsten griechischer Aufklärung vernachlässigten und sich religiös und politisch auf die Seite der Römer und ihrer idumäischen Schützlinge stellten. Man braucht dabei durchaus nicht in erster Linie an priesterliche Kreise zu denken, sondern, wie auch Josephus angibt, vor allem an vornehme und reiche Leute, etwa Grundbesitzer und Kaufleute, Militärs und Zollpächter. Auch den Stuhl der Hohenpriester freilich besetzte Herodes bald mit Sadduzäern, eben mit seinen Kreaturen, den Boëthiern; und wie anstöfsig gerade dies den Frommen des Volkes gewesen ist, lehrt die Tatsache, dafs der Name eben dieser Hohenpriesterfamilie sich noch bis in die rabbinische Tradition erhalten hat als Name einer sadduzäisch gesinnten Gruppe von Gegnern der Pharisäer." ... „Der Zusammenhang, den die römerfreundliche Richtung mit dem Judentum hatte, beruhte einzig und allein auf der Existenz eines jüdischen Staatswesens." Als dieses mit dem Jahre 70 aufgehört hatte, „gab es nur noch jüdische Gemeinden, in denen die Pharisäer das Wort führten. In ihnen wurde kein Sadduzäer geduldet; nur wer das Gesetz in pharisäischer Strenge achtete, galt als Jude. Damit schieden die Sadduzäer aus dem Judentum aus, und da sie selber keine positive religiöse Richtung vertraten, hörte ihre Existenz auf. Sie lebten fort nur noch in der Erinnerung der Rabbiner, als die verabscheuten Ketzer der alten Zeit, und die einzige Rolle, die sie fortan spielen, ist die von talmudischen Musterbeispielen für allerhand Ungesetzlichkeiten und Gottlosigkeiten."

Der Verfasser hat seine Untersuchung mit Scharfsinn und eindringender Sachkenntnis geführt, und die Ergebnisse, zu denen er gelangt, machen einen sehr überzeugenden Eindruck. * *

---

74) **Ludwig Hirzel, Über Schillers Beziehungen zum Altertum.** Aarau, H. R. Sauerländer & Co., 1905. 52 S. 8. ℳ 1.40.

Die vorliegende Abhandlung erschien im Jahre 1872 als wissenschaftliche Beigabe zum Programm der Aargauischen Kantonschule. Die Verlagshandlung hat, als würdigen Beitrag zur Säkularfeier von Schillers Todestage, einen unveränderten Neudruck der vortrefflichen Arbeit des längst verstorbenen Verfassers herstellen lassen und sich dadurch den Dank aller Verehrer des grofsen Dichters und aller Freunde des klassischen Altertums verdient.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

75) **Lotsch, Über Laut- und Schallnachahmung in der französischen Sprache.** Schulbericht der städtischen höheren Mädchenschule und Lehrerinnen-Bildungsanstalt zu Elberfeld-Weststadt Ostern 1906. Elberfeld. 28 S. 4.

Die an allzu bescheidener Stelle veröffentlichte Abhandlung ist sehr interessant und verbreitet sich in anregender Weise über die Laut- und Schallnachahmung im Französischen. Dabei kam es dem Verfasser darauf an, „festzustellen, wie weit der Wortschatz durch Bedeutungserweiterung dieser Laut- und Schallnachahmungen und durch Ableitung von denselben bereichert wird“; desgleichen hat er sich bemüht, die Unterschiede zwischen der deutschen Sprache und der französischen hinsichtlich der Darstellung der betr. Laute durch die Schrift hervorzuheben. Die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt, hat er erschöpfend gelöst und dabei eine aufserordentlich grofse Belesenheit und Vertrautheit mit den einschlägigen Dingen an den Tag gelegt. Im ersten Teil behandelt er die Lautnachahmungen: Keuchen bei schwerer Arbeit, Schnarchen, Lispeln usw., Stimmen der Säugetiere und der Vögel, im zweiten die Schallnachahmungen, d. h. die „Wiedergabe jener Empfindungen, welche durch die unser Ohr erregenden von Gegenständen ausgehenden Luftbewegungen entstehen (Gefiedel, Trommelschlag, Trompetengeschmetter, Klirren, Krachen usw.). — Ein bedauerlicher Druckfehler ist auf S. 22 stehen geblieben.

Nauen. **Fries.**

76) **O. F. Emerson, An outline history of the English Language.** New York und London, The Macmillan Company. 1906. 208 S. 8. geb. 3/6 sh.

Die günstige Aufnahme, die des Verfassers frühere Werke über die Geschichte der englischen Sprache in Amerika und auch in Deutschland gefunden haben, hat den Wunsch rege werden lassen, der Verfasser möge einen Auszug daraus geben. Dieser Wunsch ist durch den vorliegenden Abrifs erfüllt. Es ist eine knapp, manchmal recht knapp gehaltene Darstellung der Hauptzüge der geschichtlichen Entwicklung des Englischen, die in erster Linie nicht für Philologen von Fach, sondern für weitere gebildete Kreise des Publikums bestimmt ist. Den gewaltigen Stoff zerlegt der Verfasser in vier grofse Abschnitte. I. The beginnings and the development of a standard language (ae. me. ne.). — II. Changes in the

forms of words (English spelling, accent, phonetic change, analogy). — III. The English vocabulary (ae. me. ne.). — IV. Simplification of English inflections. — Index. — Bei der Lektüre drängt sich unwillkürlich ein Vergleich mit dem kürzlich erschienen Werke von Jespersen, Growth and structure of the English language auf. Diesen Vergleich kann das Buch des amerikanischen Gelehrten nicht aushalten. Da der Preis von Jespersens Werk auch nur 3 Mark beträgt, dürfte in diesem Fall das deutsche Publikum dem Buch des dänischen Gelehrten den Vorzug geben.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha

Gotha, 20. April. Nr. 8, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

77) **H. von Arnim, Hierokles Ethische Elementarlehre.** Bearbeitet unter Mitwirkung von **W. Schubert.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. XXXVI u. 76 S. 4. 1 Tafel. ℳ 6.—.

Vor sechs Jahren ist dieser verschollene Philosoph des zweiten christlichen Jahrhunderts dem dunklen Schofse der Vergessenheit entstiegen. Damals hat K. Praechter (Hierokles der Stoiker. Leipzig, Dieterich, 1901) die Bruchstücke bei Stobäus, die einem gleichnamigen Neuplatoniker zugeschrieben wurden, für den von A. Gellius gerühmten „ehrwürdigen“ Mann in Anspruch genommen. Das Schicksal aber tut nichts halb, wenn es seine rosige Laune hat. Nunmehr zeugt auch ein Papyrus (B 9780) für den Stoiker und bestätigt Praechters Behauptungen auf das glänzendste; das ist jener Papyrus, der auf der Vorderseite die Trümmer des Demostheneskommentars des Didymos trägt (ed. Diels und Schubert, 1904), auf der anderen aber, rückläufig geschrieben, nicht mehr unbeträchtliche Reste einer ἠθικὴ στοιχείωσις (oder ähnlich) eben unseres Hierokles Diese sind als viertes Heft der Berliner Klassikertexte, herausgegeben von

der Generalverwaltung der K. Museen in entzückender Schönheit und überraschender Vollkommenheit ans Licht getreten. Die Bearbeiter, welche sich der steten Beihilfe der ersten Kräfte — ich nenne nur Diels und Wilamowitz — erfreuten, wollen statt eines Urteils den Dank und Glückwunsch des Referenten entgegennehmen.

Die Einleitung umfafst vier Abschnitte: die Handschrift; der Autor; das Werk; der Inhalt. Hier wird siegreich bewiesen, dafs die Stobäusfragmente und diese Elementarlehre von demselben Autor herrühren, ferner dafs die Schrift der allgemein wissenschaftliche Unterbau zu einem System der Ethik ist, dessen Plan wir erkennen, obschon wir blofs Stücke aus der „speziellen Pflichtenlehre" besitzen. Weniger zwingend, jedoch nicht unwahrscheinlich ist die Unterscheidung der bei Suidas zitierten *Φιλοσοφούμενα* als eines anderen Werkes des nämlichen Autors. Sodann werden die inhaltlich und für die Kenntnis der altstoischen Lehre wichtigsten Punkte in einer Erklärung herausgegehoben, welche zwar nicht erschöpfend sein will, tatsächlich aber das mühelose Verständnis des neuen Textes, des Zusammenhanges sowohl als der Einzelheiten vollständig vermittelt und zugleich durch eine Kritik der Beweise überzeugend darlegt, dafs Hierokles durchaus von nicht genügend beherrschten Vorlagen abhängt. Dem neuerblühenden Ruhm ist das freilich abträglich. Allein wer einen Groschen findet, soll sich keinen Taler einbilden.

Nach einer Liste der Kürzungen im Papyrus und der Zeichen des Druckes folgt S. 6—47 der neue Text (gegen Ende leider mehr Punkte als Worte!), und zwar derart, dafs immer die linke Seite die genaueste „Abschrift", die rechte aber die lesbare „Umschrift" bietet. Die ergänzten Partien wurden rechts nicht eigens ausgehoben. Dieses Verfahren wurde von Diels und Wilamowitz beanstandet, hat mir jedoch den Gebrauch nicht erschwert: ein Blick links seitwärts orientiert leicht und sicher.

Unterm Striche stehen einige Noten über die Verlässigkeit der Lesungen, unter dem zweiten gröfseren Striche aber zahlreiche Belege, Parallelstellen, Winke über Zusammenhang und Erklärung, alle dazu angetan, die ausgedehnte Belesenheit und hervorragende Sachkenntnis des Sammlers der Fragmenta Stoicorum veterum und seiner gelehrten Freunde glänzend zu bewähren. Verirrt haben sich hierher ein paar Noten, welche der Würdigung und Berichtigung der Gedankengänge des Hierokles dienen und zudem gedrängte Wiederholungen sind aus der ausführlicheren Einleitung. Vgl. besonders S. 21.

S. 48—69 bringen die Fragmente aus Stobäus, S. 64 die Suidaszitate, S. 65 das Nachwort und die Danksagung, S. 66 verspätete Beiträge Praechters. Dann folgt ein vollständiges und verlässiges Wörterverzeichnis, von Maximilian Adler mit Fleifs und Geschick gefertigt, welches aus den Stobäusfragmenten alle den beiden Texten gemeinsamen Worte mit aufnahm, behufs Feststellung der Identität des Autors. Es wäre besser gewesen, auch die Fragmente zu einem Gesamtlexikon des Hierokles zu verarbeiten und hätte der glücklichen Idee entsprochen, alle erhaltenen Reste in dem Bande zu vereinen. Das geschah doch auch nicht blofs der Gelegenheit zuliebe, viele wertvolle Verbesserungen und Noten anzubringen, sondern des praktischen Bedürfnisses wegen. Den Schlufs macht die schöne Lichtdrucktafel von A. Frisch, die uns den Zustand des Papyrus so klar vor Augen stellt, dafs die Arbeit aus der Ferne hierdurch wesentlich erleichtert wird. Schön und korrekt ist auch der Druck; ich habe nur einen und zwar harmlosen Druckfehler bemerkt (S. 11 Kol. 1, 50 λὐτοῖς statt αὐτοῖς). Vielleicht ist auch die im Wörterverzeichnis vorgetragene sichere Ergänzung [ἀξιό]πιστα Kol. 4, 54 aus Versehen in der „Umschrift" weggeblieben. — Das Ganze gereicht den beteiligten Firmen zur Ehre.

Ich bin so glücklich, nichts tadeln zu müssen. Besonders rühmen möchte ich beispielshalber die scharfsinnige Erläuterung zu Kol. 4, 44 ff. S. XXVII. Eine nah hiermit zusammenhängende Stelle jedoch dürfte Arnim S. XXII überschätzt haben; denn dafs hier keine vollständige Aufzählung der echtstoischen Unterscheidungen von Berührungsarten vorlag, beweist schon das Fehlen der Worte νύξις und ψαῦσις, wie auch ἀφή nur aus dem zugehörigen Verbum herausgehört werden kann. An dem unlesbaren Worte ist also nicht viel verloren. Denn wenn es auch nicht gelingen will, βολή und πρόςβλησις im Sinne des folgenden προςβάλλεσθαι und ἀντιπροσβάλλεσθαι als Anprall und Gegenprall zu deuten, wenn es noch weniger angeht im Sinne der Hippokrateer „Abwerfen und Ansetzen" herauszulesen, wenn also nur die Unterscheidung zwischen dem sanfteren „Treffen" und dem heftigen „Anstofsen" als möglich übrigbleibt, dann bleibt auch nur der Schlufs, dafs zwischen προςέρεισις und dem fehlenden Worte das analoge Verhältnis bestand wie zwischen Prall und Gegenprall, Treffer und Stofs, äufserstens Anstofs und Abstofs (ἄπωσις). Am wahrscheinlichsten ist ἀντέρεισις, wovon die Präposition (ἀντ) wie immer ausgeschrieben, das gleiche Stammwort (ερει) abgekürzt war. Vgl.

Kol. 3, 15 die Kürzung von *ζῴον*. Es handelt sich nach alledem hier nur um ausgewählte Beispiele, dem *οἷον* (Kol. 4, 1) entsprechend.

Zu stärkerem Widerspruch fühlte ich mich nie herausgefordert. Vielleicht ist S. XXI die Koordination der vier Beweispunkte zu scharf getadelt, zumal die Anknüpfung mit *καὶ μὴν* nicht zwingt, aus einem unschädlichen Zusatz einen vierten Punkt d formal zu konstruieren. Die Folgerungen Arnims werden gleichwohl richtig sein. Vielleicht ließen sich die S. XXXI abgelehnten Beobachtungen — Herakles, den Trinker, den Physiognomiker vorm Schlafenden betreffend — verteidigen. Das Gesamturteil ist aber sicher nicht anzufechten.

Daſs sich der Scharfsinn der Herausgeher ganz besonders in Herstellungen und Ergänzungen hewährt hat, das hätte ich vielleicht schon früher hervorheben sollen. Meines Erachtens ist hier so ziemlich das Menschenmögliche geleistet; viel mehr wird schwerlich jemals erreicht werden. Einige naheliegende Ergänzungen z. B. I, 47 [*κατὰ τοὺς οὕτως ο*]*ἰομένους*...], I, 30 das Schluſswort *τ*[*αύτ*]*η* hinter einer zweifelhaften Form von *συντυγχάνειν* oder *συμβαίνειν*, oder IV, 51 [*πά*]*θους* [*συν*]*αναφέρεται* werden sich wohl auch aufgedrängt hahen, aher als wertlos zurückgehalten worden sein, da sie die fehlenden fürs Verständnis entscheidenden Worte nicht näherrücken. VI, 27/28 liegt *τὰ* [*πά*]*ντα* am nächsten und scheint trotz aller Bedenken wohl möglich. Am ärgerlichsten war mir die kleine Lücke *ο*[..]*ω* in I, 2: kein Verhum auf *ω* rettet die Konstruktion, so lange kein Bindewort danehen tritt. Deshalh müssen die Bearbeiter hier ausnahmsweise falsch ergänzt haben; das regierende Wort muſs in der Lücke stecken, welche mit *π*[*ρῶτο*]*ν* gefüllt wurde, und dürfte *προσῆκον* gelautet haben: *οὐ χεῖρον ἐνθυμηθῆναι προςῆκον ἄνωθεν ἀρξαμένοις* etc. ist einwandfrei. Und in den Raum paſst *προσῆκον* so gut und so schlecht als in die Zeile vorher das ganz sichere *οἰκ*[*εῖον*] und hesser als in IV, 30 das kaum anfechtbare *πιθανωτάτην*. Da ich aber das fehlende Bindewort nicht finde — und ohne solches läſst sich auch das geschmeidige *δοκῶ* nicht einschieben —, hin ich der Lösung bestenfalls näher gerückt, ohne sie ganz zu erreichen.

Um aber nicht als unnützer Gratulant mit leeren Händen zu erscheinen, hemerke ich, daſs S. 52, Z. 24 und 26 bei Stobäus statt *προηγούμενος* und *προηγούμενον* ohne allen Zweifel zu lesen ist *προηγμένος* und *προηγμένον*.

Regensburg. **A. Patin.**

78) **Paul Jahn, Aus Vergils Dichterwerkstätte. Georgica 281—558.** Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin. Weidmannsche Buchhandlung 1905. 21 S. 4. ℳ 1.—.

Der unermüdliche Verfasser hat seine scharfsinnigen Untersuchungen hier der zweiten Hälfte des „Bienenbuches" zuteil werden lassen. Er stellt vier von Virgil benutzte Vorlagen fest; zwei davon sind uns noch erhalten, nämlich 1) die Erzählung von Proteus im vierten Buch der Odyssee, 2) ein Rezept zur künstlichen Erzeugung von Bienen, welches Virgil bei Varro und in dessen griechischer Quelle, einer unter Demokrits Namen gehenden Schrift fand, aus der es in die Geoponika aufgenommen ist. Die beiden anderen Vorlagen, welche der Spürsinn des Verfassers gefunden hat, sind nicht auf uns gekommen; es waren 1) eine kurze Prosaerzählung, wie Aristäus nach dem Rate seiner Mutter Cyrene wieder in den Besitz von Bienen kam, 2) eine ebensolche von Orpheus und Eurydice. Diese vier Vorlagen lieferten dem Dichter aber nur das Material, woraus er das „Gerüst" zusammenfügte; die Zieraten, mit denen er es bekleidete, gewann er aus seinen literarischen Studien. Virgil hat es sich sauer werden lassen, er hat „Studien über Studien gemacht". Zur Geschichte des Aristäus z. B. zählt J. auf: „Studie über Anrede eines bedrängten Sohnes an seine Eltern (zumal Wassergottheiten), über Beschäftigungen und Gespräche der Frauen und über den Eintritt bezw. Austritt aus dem Wasserreich, über die Wasserwelt und über gastliche Aufnahme"; zu der Proteuseinlage „Studien über Anfzug von Meergöttern und über Wahrsager, über Mittagshitze, über Grausen erregende Tiere, über Höhlen, besonders der Meergreise, über grofse Hitze, über den sorgsamen Hirten"; zu der Orpheuseinlage „Studien über Thrakien und die Klage, über das Nahen der Schatten und die Grenzen ihres Kerkers, über rasende Verliebtheit, den Schlufs der Unterwelt und das Entschwinden der Seele, über den entrissenen Verwandten, über das Klima in Thrakien" usw. Man sieht: das Dichten war damals keine leichte Arbeit, man mufste einen grofsen Haufen Bücher dazu exzerpieren. Bei der festen Überzeugung, von welcher J. durchdrungen ist, dafs bei Virgil alles auf literarischer Vorlage beruhe, und bei seinem Eifer diese aufzufinden, kann es nicht fehlen, dafs er bisweilen einer unsicheren Fährte folgt und von dieser in die Irre geleitet wird. Aristäus trifft die Nymphen beim Spinnen, wozu die eine *divom amores* erzählt; er wird in den Thalamus eingelassen mit dem Bemerken: *fas*

illi limina divom tangere. Die Anregung soll Virgil hier empfangen haben durch Theokrit XXIV 74 ff. Aber hier ist nicht von einer Spinnstube und Liebesgeschichten die Rede, sondern vom Spinnrocken, bei dem die achäischen Weiber Alkmene als Mutter des Herakles glücklich preisen werden, und *μέλλει ἐς οὐρανὸν ἄστρα φέροντα ἀμβαίνειν τεὸς υἱός* weissagt Tiresias nicht von einem Besuche, sondern von dauernder Aufnahme bei den Olympiern. — Nachdem Aristäus in den Thalamus gelangt ist, wird die Aufnahme des Gastes geschildert: „Muster ausschliefslich Telemachs Aufnahme (keine andere; denn nur hier kommt alles Entsprechende vor) Od. IV 43. Vorher *θαύμαζον κατὰ δῶμα* = 363 domum mirans. 50 *ἀμφὶ δ' ἄρα χλαίνας οὔλας βάλον ἠδὲ χιτῶνας*, nämlich nach dem Bade; bei Virgil nach dem Flufsbade: tonsisque ferunt mantelia villis." So heifst es auf S. 10. Aber mantelia sind weder Mäntel noch Leibröcke, sondern Handtücher, und ein Flufsbad hat er auch nicht genommen, vgl. 359 ff. — Von Proteus, der sich zur Mittagsruhe in eine Felsbucht zurückzieht, heifst es 432 *intus se vasti Proteus tegit obice saxi.* „Der grofse Stein ist der Höhle Polyphems entnommen", erklärt J. sehr bestimmt. Aber wenn man genauer die Virgilstelle ansieht, anstatt nach etwaigen Vorbildern zu schielen, so erkennt man, dafs nicht von einem einzelnen Felsblock die Rede ist, mit dem der Meergreis sich gegen Störer seiner Siesta einriegelt, sondern mit dem Felsriegel die einschliefsenden Felswände gemeint sind.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

79) **Edmund Bartsch, Ausgewählte Oden des Horaz in modernem Gewande.** Übersetzungen von E. B. Sangerhausen, Ewald Sittig, 1907. 118 S. 8. ℳ 3.50.

Das Wort „Horaz ist der Typus des Unübersetzbaren" scheint seine Geltung verlieren zu sollen. Die Übersetzungen, die uns E. B. gibt, sind so geschmackvoll, lesen sich so flüssig, dafs man Selbstgeschaffenes zu lesen meint und vergifst, dafs man Übersetzungen vor sich hat. Dies ist das Ergebnis der Fähigkeit, sich ganz in den Ideenkreis des Dichters hineinzusetzen. B. hat Horaz studiert, ist, selbst eine dichterische Natur, in die Empfindung des Dichters eingedrungen, hat seine moderne Seele mit der antiken des Horaz in wunderbarer Mischung zusammenschmelzen lassen, um „die Kinder eines vergangenen Zeitalters und eines fremden Himmels" und, können wir zusetzen, einer von den unserigen verschie-

denen Kultur „in den Tönen der Gegenwart, in den Lauten der Heimat“ und unserem Geschmack angepafst, zu uns reden zu lassen“.

Nicht richtig aufgefafst ist wohl die erste der übersetzten Oden, I 32. Nicht der „bleibende Gesang“ ist die Hauptsache, sondern „römischer Sprache“, nicht „oft“ mufs es im letzten Verse heifsen, sondern „jetzt“, Vers 1 nicht „man ruft mich auf“, sondern „mich drängt es mächtig“. IV 3 nicht „dies Lied“, sondern „alles, was ich schaffe“. Romanae fidicen lyrae, die Hauptsache, ist nicht zum Ausdruck gebracht. Ebensowenig dürfte richtig sein II 7 „verbluteten sich unsere Sturmkolonnen“ (vgl. Kiefsling) IV 11 „lafs für deine süfse Stimme neue Weisen mich erfinden“ und manches andere weniger wesentliche, was aber alles gegenüber der sonst so vortrefflichen Leistung wenig ins Gewicht fällt.

Übersetzt sind etwa die Hälfte der Oden; meistens Lieder leichterer Art. Dafs B. meistens aber auch fähig ist Oden maiore plectro zu verdeutschen, zeigen uns die übersetzten Oden an die Leier. Unendlich schade, dafs I 1, 3, 14, 20; III 8, 23, 30 fehlen. Hoffen wir auf eine zweite um diese Oden bereicherte Auflage.

Überflüssig, weil durch den Rhythmus gegeben, sind die Akzente bei den fremden Eigennamen.

Die Anmerkungen geben in aller Kürze das zum Verständis notwendige.

Lyck. **Albert Scheffler.**

---

80) **W. Wundt, Völkerpsychologie,** eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Zweiter Band: Mythus und Religion, zweiter Teil mit acht Abbildungen im Text. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1906. VII u. 481 S. 8. ℳ 11. —; geb. ℳ 14. —.

Das umfassende Werk Wundts über Völkerpsychologie liegt mit diesem vierten Band jetzt abgeschlossen vor. Nachdem der dritte Band das Entstehen und Werden der Kunst in allen ihren Richtungen zu eingehender Darstellung gebracht hatte, werden in diesem vierten Band alle Wurzeln aufgewiesen, die zur Entstehung und Entwicklung alles dessen geführt haben, was wir Religion nennen. Auch die Untersuchung dieses in seiner Erscheinung so unendlich mannigfaltigen Gebietes ist mit der ganzen Umsicht und Gründlichkeit, mit der tiefen Einsicht in menschlich psychologische Motive und mit der alles beherrschenden systematisierenden Klar-

heit geführt, wie man es bei Wundt erwartet und fast nur bei ihm erwarten kann. Er kennt das Wesen der menschlichen Psyche auf allen ihren Entwicklungsstufen zu tief, um in seinen Herleitungen der vielgestaltigen Erscheinungen auf dem Gebiet des Glaubens und des Kultus jemals irgendeiner Form des Rationalismus zu verfallen, wie etwa H. Spencer oder Andrew Lang; er kennt die grundverschiedene Provenienz aller Entwicklung in der Natur und aller Entwicklung im logischen Denken zu genau, um jemals das Werden eines Kulturelements in eine logische Entwicklungsschablone pressen zu wollen, wie teilweise wohl Usener u. a., er ist nicht beschränkt auf ein verhältnismäſsig eng umschriebenes Beobachtungsgebiet, wie so mancher reisende Ethnograph; er überschaut die ganze einschlägige ethnographische Literatur, und vor seinem psychologich wohl orientierten Blick sichtet und ordnet sich das gewaltige bunte Material an Erscheinungen nach letzten menschlichen Motiven, die nicht konstruiert, sondern entweder unwidersprechlich nachgewiesen oder in ihrem noch immer fortdauernden lebendigen Einfluſs beim heutigen Kulturmenschen aufgewiesen sind; er verfällt nie dem Fehler, so komplizierte Erscheinungen wie die des religiösen Glaubens und Wähnens der Menschheit aus einem einzigen letzten Motiv ableiten zu wollen; als besonnener Beobachter sieht er zur Erzeugung komplexer psychischer Gebilde auch eine entsprechende Reihe von Faktoren zusammenwirken. So steht Wundt wie ein moderner Aristoteles über seinem gewaltigen Material mit kritischem, treffsicherem Blick alles in seiner Eigenart erkennend, alles in seinem Werdegang verfolgend, alles ordnend und so ein weitausgedehntes Wissens- und Forschungsgebiet zu einer allseitig abschlieſsenden Darstellung bringend. Man hat das deutliche Gefühl, daſs hier wohl durch weitere Beobachtung noch manches ergänzt, da und dort vielleicht auch etwas zurechtgerückt werden könnte, daſs aber die groſsen Grundzüge des Buches unverrückbar festliegen und einen dauernd gültigen Abschluſs jahrhundertelangen Forschens, Sammelns und Erklärens auf dem weiten Gebiet der religiösen Vorstellungen der Völker darstellen.

Der primitiven Auffassung ist die Seele nur eine gebundene, eine „Körperseele“, die durch den Körper wirkt, ihm Leben und Bewegung gibt und mit ihm untergeht. Aus dieser Körperseele entwickeln sich die „Organseelen“, d. h. die Seele wird in ein bestimmtes Organ verlegt, wie sich dies der naiven Erfahrung bietet. So werden bald das Herz, bald die Leber, namentlich aber auch die Nieren wegen ihrer Lage in

der sexuellen Sphäre als Sitz und Organ der Seele angesehen, später das Blut. Auch die homerischen φρένες fafst Wundt zweifellos richtig als Zwerchfell samt den darunter liegenden Nieren.

Nur so erklärt sich, nebenbei bemerkt, zwanglos die Pluralform. Die homerische Zeit hat sich vielleicht nur die Nieren unter φρένες vorgestellt. So erklärt sich auch ebenso zwanglos das Attribut ἀμφιμέλαιναι. Die dunkle Farbe mufste sich ja als besonders charakteristisch dem Naturmenschen aufdrängen, wenn er aus der weifsen Fetthülle die dunkeln Nieren herausschnitt. Und auf der Basis des Gegenlauts in Urworten (C. Abel) gewinnt diese Annahme noch eine besondere Wahrscheinlichkeit bei dem lautlichen Verhältnis der φρέν-ες zu νεφρ-οί, wo der reine Gegenlaut bei gleicher Bedeutung erschiene. Nach unserer Auffassung lichtet sich so ein dunkler Punkt in der homerischen Psychologie wie auch ein ebenso dunkler Punkt in unserer Interpretation Homers. Das alttestamentliche Wort von Herz und Nieren, die der Herr prüft, bietet sich ungesucht als Parallele primitiver Auffassung der Organseele.

Aber aus dieser an den Körper und seine Organe gebundenen Seele entwickelt sich niemals die „freie“ Seele, die eigentliche Psyche als selbständige Substanz. Da ist es zunächst die allgemeine Wahrnehmung, dafs mit einem letzten meist tiefen Atemzug, einem letzten Hauch das Lebensprinzip und mit ihm die Seele entweicht. So fliegt die Seele in Gestalt eines Wölkchens aus dem Körper hinaus. Daher das weitverbreitete Bild des Vogels oder Schmetterlings für die freigewordene Seele. Erst auf der Basis dieser Auffassung konnte seit Plato der Körper zum Gefängnis der Seele werden. Und nun mufs man ja der freigewordenen Seele Luft schaffen, dafs sie hinaus kann aus der engen Kammer, wo der entseelte Leichnam liegt. Daher der noch heute weitverbreitete Brauch, sofort ein Fenster zu öffnen, wenn im letzten Atemzuge die Seele frei geworden ist. Und dazu kommt nun noch der Traum, in dem ein jüngst Verstorbener den Menschen erscheint, Elpenor dem Odysseus, Patroklos dem Achill. Und dies Traumerlebnis wird nicht als subjektive Erscheinung aufgefafst, auch bei Homer nicht, sondern es ist die wirkliche Seele, ein körperloses Schattenbild des Verstorbenen, wie er zuletzt aussah, das im Traum erschienen ist. So sind es Hauchseele und Traumseele, die sich vereinigen, um dem Menschen die Vorstellungen vom Wesen der Seele entstehen zu lassen.

Und wieder auf selbständige Weise entstand die Vorstellung vom

Seelenwurm. Noch jetzt gibt es Volksstämme, die mit grofser Aufmerksamkeit den verwesenden Leichnam des Verstorbenen beobachten, um ja nicht den Moment zu verpassen, da der erste Wurm zum Vorschein kommt. Dieser aus dem toten Körper lebendig hervorkommende Wurm ist Seele und Leben, die den Körper verlassen. Und indem dieser Wurm in andere lebende Wesen übergeht, ist die erste Anregung zum Glauben an eine Wanderung der Seele gegeben. Und anderseits verwandelt die menschliche Phantasie wie den Hauch in einen fliegenden Vogel, so den Wurm in die Schlange. Und noch der Seelengeleiter Hermes trägt die Flügel des Vogels und den Schlangenstab und vereinigt so in seinen Attributen die beiden primitivsten Seelentiere, die anderseits wieder zu den zahllosen über die ganze Erde verbreiteten Drachengestalten die nie fehlenden Grundmotive abgeben. Und so spielen Vogel und Schlange neben der ägyptischen Spezialität des Scarabäus eine hervorragende Rolle in der Symbolik der Völker wie in den Amuletten, die dann die gleichen Motive, aller Symbolik entkleidet, an die Spangen und Broschen unserer Frauen übergehen liefsen.

Es kann nicht überraschen, wenn bei Naturvölkern verschiedene Auffassungen der Seele gleichzeitig nebeneinander bestehen, so bei dem homerischen Griechen gleichzeitig die Organseele neben der freien Schattenseele. Werden doch auch wir uns vielfach des Widerspruchs nicht bewufst, wenn wir z. B. an die Fortdauer der Seele und zugleich an die Auferweckung der Toten am jüngsten Tag glauben. Übrigens ist nach Wundt unsere Auferstehung des Fleisches ein Rückfall in primitivere Epochen der Auffassung von der Seele als Körperseele, nachdem längst durch Plato der Begriff der reinen, freien Seele als selbständigen Wesens herausgearbeitet war, und jene primitive Vorstellung völlig überwunden schien. Was aber speziell die homerischen religiösen Auffassungen angeht, so schiene es uns jetzt eine lohnende Aufgabe, auf der Basis des W.schen Buches einmal die Psychologie der homerischen Griechen von neuem zu untersuchen und darzustellen, und ebenso fruchtbar, die religiösen Vorstellungen jener Zeit mit allen Unterströmungen des Aberglaubens und des Dämonenglaubens erneut zu prüfen und zu übersichtlicher Anschauung zu bringen.

Die freigewordene Seele des Verstorbenen lebt nun nach der primitiven Auffassung keineswegs ewig; sie lebt etwa so lange, als man des Toten gedenkt, also die des Stammeshäuptlings im allgemeinen länger als die anderer Menschen. Aber die Seelen sind nun einmal da und

können natürlich nützen und schaden; man sucht sie günstig zu stimmen und kommt so zu den primitivsten Anfängen eines Kultus. Und die individuellen Seelen bestimmter Toten können ihre Individualität einbüfsen und zu Geistern werden, die unseren unbestimmten Gespenstern gleichen, und aus solchen Geistern können sich Dämonen herausbilden, Schutzdämonen des Hauses oder Stammes ebenso wie schädliche Dämonen, die man ständig begütigen und günstig stimmen mufs. Noch fehlen diesen Dämonen wesentliche Attribute einer Gottheit. Sie haben zwar übermenschliche Macht, aber es fehlt ihnen das Merkmal bestimmter Persönlichkeit und das Merkmal eines überirdischen Aufenthaltes. Sie weilen auf Erden für gewöhnlich unsichtbar unter den Menschen, und es sind unbestimmt geisterhafte Mächte, von denen die Menschen Krankheit, Tod und anderes Mifsgeschick befürchten.

Aber der Traum bringt noch andere Motive in den Seelen- und Dämonenglauben hinein; wir sehen nicht nur im Traum jüngt verstorbene Angehörige, sondern wir haben gelegentlich bei Indigestionszuständen und im Fieberanfall „Fratzenträume“ und den bekannten Alptraum, und man darf nach W. annehmen, dafs der primitive Mensch bei seiner irrationalen Lebensweise solchen Träumen noch mehr ausgesetzt war als der moderne Europäer. Und wiederum werden die Fieberphantasmen als wirkliche Erscheinung böser Geister aufgefafst und der Alptraum als die Wirkung eines boshaften Dämons in wechselnder Gestalt, so dafs von dieser Seite nicht nur der Dämonenglaube Nahrung bekommt, sondern vielleicht auch die Versuche darstellender Gestaltung des Dämonischen in Zwerg- und anderen phantastischen Gestalten. So bezieht W. mythische Gestalten wie Sisyphus, Tantalus, Ixion in ihren letzten Entstehungsursachen auf den peinigenden Alptraum. Bei Ixion spielt allerdings das glühende Rad eine solche Hauptrolle, dafs man eher an Licht- und Sonnenmythen und an das Notfeuer gemahnt ist als nur an die Pein, die verursacht wird. Doch ist ein Zusammenflufs beider Motive immerhin nicht ausgeschlossen.

Der Begriff des Animismus, der bisher ein recht schwankender war und neben dem Seelenglauben auch die alles belebende Apperzeption bezeichnen sollte, wird verständigerweise beschränkt auf sein engstes und eigentliches Gebiet, nämlich auf den Glauben an die freigewordenen Seelen Verstorbener. Jene belebende Apperzeption, kraft deren der Urmensch in allen Gegenständen seiner Umgebung Seele gesehen habe, wird von W.

für primitive Zeiten und Kulturstufen abgelehnt. Sie setzt in der Tat auch dasjenige voraus, was sich auf dem Weg des Animismus im eigentlichen Sinne des Wortes erst entwickelt hat und entwickeln kann, nämlich eine ursprünglich vom Menschen angenommene Scheidung von Körper und Seele, Materiellem und Geistigem. Die Baumseele und Pflanzenseele überhaupt ist erst ein Erzeugnis späterer Entwicklungsstufen der Menschheit, wo Baum und Pflanze erst allmählich in den Interessenkreis des Menschen einzutreten beginnen, ebenso wie Pflanzenformen auf dem Gebiet der Entwicklung der Kunst weit später auftreten als Tiermotive. So geht wohl die Seele des Begrabenen in den Baum auf dem Grabe über, oder es gehen ursprünglich frei im Wald und Feld gedachte Dämonen Vereinigungen mit bestimmten Gegenständen der Natur ein, und aus freien Dryaden werden Hamadryaden. Oder es sind noch spätere anthropogonische Mythen und Märchen, an denen der Glaube an beseelte Bäume sich entwickelt. Auch für diese Stufe und Art des Seelenglaubens finden sich bekanntlich bei Homer Reminiszenzen.

Der Animismus in seinem eigentlichen Sinne bildet eine Art Urformation aller Religion, und wegen seiner nahen Beziehungen zum Erleben aller Menschen entsteht er immer und überall wieder von neuem und bildet eine beharrliche Unterströmung auch im Bereich aller Kulturreligionen. Wo er aber vor aller Kultur im Glauben an die Körperseele die Anschauungen der Menschen ausschliefslich beherrscht, da erwächst nicht nur mit einer gewissen Notwendigkeit der Kannibalismus, weil man mit der Verzehrung des Leichnams etwa eines Vaters dessen seelische Eigenschaften sich zu erhalten und anzueignen für heilige Pflicht hält, sondern die Furcht vor möglichen Schädigungen durch die Seele des Verstorbenen erzeugt allenthalben eine Menge verschiedenartiger und doch im Grunde analoger Leichenbräuche, die entweder die Festhaltung der Seele im Körper zum Ziele haben oder das Entweichen der Seele erleichtern sollen.

Wenn der reine Animismus den primitivsten Entwicklungsstufen der Menschheit vor aller eigentlichen Kultur entspricht, so entwickelt sich der Totemismus erst auf der Basis eines gröfseren Gemeinschaftslebens der Horde oder des Stammes, wenn die ersten Anfänge historischen Bewufstseins sich herausbilden. Man sucht nach Stammvätern und findet sie zumeist in Tieren. Die alten Seelentiere oder auch wichtige Nutztiere werden als letzte Erzeuger und Ahnen der sozialen Gemeinschaft

angesehen; von ihnen leiten sich die Geschlechter einer Völkerschaft ab, und ihnen wird dann auch ein gewisser Kult gewidmet. Daſs dieser Ahnenkult leicht vom *Manismus* abgelöst werden kann, d. h. von der Verehrung *menschlicher* Ahnen, liegt auf der Hand. Zwischen Manismus und Totemismus entwickeln sich jene Verbindungen zwischen Mensch und Tier, die in Satyrn, Silenen und Pan bis herunter zu unserem Teufel mit seinen tierischen Attributen ihren mythologischen Ausdruck fanden, und die in Sphinxen, Kentauren und verwandten Bildungen die künstlerische Phantasie stark und eigenartig befruchtet haben. Im Totemismus vollzog sich der groſse Schritt zur Entwicklung eines *sozialen Kultes* und einer *primitiven Ethik*. Der Zweck des Kultus mit seinen mimischen Tiertänzen ist Förderung der Vermehrung des *Totemtiers*. In diesen sozialen Kultfesten war zugleich Anlaſs zur Entwicklung eines *Priesterstandes* gegeben. Indem der Totemismus bald den Genuſs des Fleisches des Totemtiers untersagt, bald ihn unter besonderen Einschränkungen zuläſst, entstehen die Enthaltungsbräuche und Vorschriften des Schlachtens der Tiere. Im weiteren Zusammenhang mit diesen Vorstellungen steht der weitverbreitete Glaube an Tiere, die Glück und Unglück bringen oder bedeuten, wie z. B. der Glaube an den Glückbringer Storch.

In den Enthaltungsbräuchen des Totemismus kann ein Motiv für Entstehung der ersten *Tabu*vorstellungen liegen. Bei der groſsen Ausdehnung aber des Tabu auf Tiere, Menschen, Bäume, Plätze und alle möglichen Gegenstände ist doch als Hauptursache der Entwicklung dieser folgenreichen Erscheinung im Glaubensleben der Menschheit die Furcht vor dämonischen Mächten anzusehen. Verstöſse gegen das Tabu führen zum Bedürfnis nach Reinigung, und damit ist der Anlaſs gegeben zu reinigendem *Wasserzauber* und *Feuerzauber*. Aus dem Wasserzauber erwächst in einer Richtung Sinn für Bäder und sorgfältigere *Körperpflege* und in anderer Richtung *Weihwasser* und *Taufe*, die noch gesteigert werden kann durch *Opfer* (Beschneidung), nachdem einmal die Vorstellung des Schuldopfers oder Sühnopfers im Anschluſs an das Tabu erwachsen war. Und der Glaube an die reinigende Kraft des Feuers lebt fort in Volksbräuchen (Feuersprung), im Fegfeuer, im Tod auf dem Scheiterhaufen als einer reinigenden Feuertaufe. Und an das Reinigungsopfer schlieſst sich der „*Sündenbock*“ an, der in das Zentrum christlichen Mysterienglaubens hineinführt.

Das Opfer entwickelt sich erst auf der Kulturstufe des Ackerbanes. Aus einer ursprünglichen Zauberzeremonie, d. h. einer Kulthandlnng, von der man eine direkte magische Wirkung erwartet, entwickelt sich allmählich die symbolische Bedeutung des Opfers und die Vorstellung von der Opfergabe als einem Dankopfer oder Bittopfer. Das ursprüngliche Menschenopfer wird in humaneren Zeiten vom Tieropfer abgelöst (Isaks Opferung, Iphigenie) und noch später von anderen Formen des Opfers wie Spenden an Feldfrüchten, asketischen Opfern, oder von dem Opfer ganzer Mengen von Papierbildchen (China), wobei freilich das Bild als die Sache selbst angesehen wird, wie z. B. auch beim naiven Menschen das Wort als die Sache selbst gilt. Mit derselben Kulturstufe des Ackerbaues tritt auch die Verehrung von Vegetationsdämonen ein. Oder genauer, der Ackerbau erwächst erst aus der Verehrung der Vegetationsdämonen.

Jede ursprüngliche Bearbeitung des Bodens stellt nur eine Unterstützung dieser Dämonen dar in ihrer Tätigkeit der Erzeugung von Feldfrüchten, bis sich allmählich erst der Ackerbau als selbständige Tätigkeit vom Dienst an den Dämonen emanzipiert. Die Vegetationsdämonen sind nun zum Teil solche, die im Erdreich und in der Pflanze wirken, zum Teil aber auch solche, die über der Erde den Wuchs der Pflanzen fördern. Die erste Art belebt das Unterirdische und bahnt den Weg zur Vorstellung einer Unterwelt und ihrer Gottheiten, während die Dämonen über der Erdoberfläche unter Hinzutritt des Naturmythus sich zu Gottheiten des Himmels fortentwickeln können.

Über den Naturmythus und seine ursprüngliche Form, die Märchen, die sich auf Vorgänge am Himmel, Sonne, Mond und Sterne, Wolken und Winde, ferner auf Entstehung der Welt und der Menschen beziehen, hat W. bereits im dritten Band seiner Völkerpsychologie gehandelt. Das Entstehen solcher Naturmythen in der Form von Märchen fällt bereits in sehr primitive Stufen der Entwicklung des Menschen, und die Gestalten dieser Naturmythen konnten schon sehr früh Verbindungen eingehen mit den Gestalten des Seelen- und Dämonenglaubens. Auf der Stufe des Kultus der Vegetationsdämonen mufs die Verbindung des Glaubens an das Walten von Naturdämonen in Feld, Wald, Luft, Wasser und Licht mit den verbreiteten Naturmythen die allmähliche Umwandlung der Dämonen in Gottheiten herbeiführen. Mit dem Walten von Gottheiten des Himmels treten die ursprünglichen Vegetationsdämonen in den Hintergrund, soweit sie nicht mit anderen Gebilden der Phantasie, mit Faunen

und Satyrn, Nixen und Elfen u. dgl. verschmelzen. Aber aus dem ursprünglichen Zauberkult dieser Dämonen hat sich das Opfer entwickelt, das in allen möglichen, auch noch ziemlich primitiven Formen bis in die Religionen der Gegenwart hereinragt, und aus dem alten Zauberspruch ist das Kultlied geworden, und damit der Boden für höhere Kultformen und Kunstformen gewonnen.

W. führt seine Leser nur bis zur Entstehung des Polytheismus. Die Zahl der Gottheiten ist ihm dabei für den Wert einer Religion so wenig ausschlaggebend wie die Zahl der Kinder für den Wert einer Ehe. Nun liegt ja allerdings das Werden des Monotheismus als ein Entwicklungsergebnis der verhältnismäfsig minimalen Zeit von vier Jahrtausenden vor, die die Geschichte der Menschheit umfafst. Millionen Jahre vorgeschichtlicher Menschheitsentwicklung nimmt auch W. an. Aber doch hätten wir auch gerne noch gerade seine Auffassung von den völkerpsychologischen Voraussetzungen zur Entstehung und Erhaltung der Offenbarungsreligionen kennen gelernt. Er schliefst allerdings ja auch in seiner Darstellung der Kunstentwicklung im dritten Band da ab, wo das Eingreifen grofser künstlerischer Individuen eintritt. Und so, könnte man sagen, höre die eigentlich völkerpsychologische Entwicklung der Religion in dem Momente auf, wo grofse Persönlichkeiten, Moses, Jesus, Mohammed eingreifen. Aber so gewifs das Auftreten eines Jesus etwa in modernen Salons oder Parlamenten oder auch in der Kirche selbst sicher nicht das Milieu fände, in dem er überhaupt wirken könnte, so gewifs sind es völkerpsychologische Voraussetzungen gewesen, die vor bald zwei Jahrtausenden das Wirken unseres Religionsstifters ermöglichten, und zwar in ganz anderem Mafse, als der einzelne Künstler auf solche Voraussetzungen angewiesen ist. Das Hereinragen früherer Stufen religiöser Entwicklung in die Gegenwart der Religionsübung, der Volksbräuche und des Aberglaubens wird zwar vielfach hervorgehoben; so der perfekte Fetischismus, der in der katholischen Kirche weiterlebt, Rückstände des Dämonenglaubens in Heiligen, die als Schutzheilige für besondere Lebenslagen gelten, oder in Flurprozessionen; so die mannigfachen Bräuche bei Sonnenwende, Erntefesten, Sommerbeginn u. dgl.; aber das ganze Werden der modernen Religionen aus den früheren Stufen wird nicht mehr behandelt.

Selbstverständlich wird im Zusammenhang mit Kultus und Sitte da und dort die soziale Entwicklung berührt. Und doch hätte man gerne ein besonderes Kapitel gefunden über das Werden der menschlichen Ge-

sellschaft und der primitivsten staatlichen Gebilde, was innerhalb gewisser Grenzen doch sicherlich in das Gebiet der Völkerpsychologie fällt. Solche Wünsche läfst gerade die Qualität dessen, was W. in dem Werke geleistet hat, aufkommen. Freilich haben wir vor allem Grund dankbar zu sein für das, was die vier Bände bieten. Die verhältnismäfsig recht junge Wissenschaft der Völkerpsychologie hat hier eine Zusammenfassung und gleichzeitig Vertiefung und Klärung erfahren, wie eben nur ein Denker sie zu bieten vermochte, der die Gebiete der Philosophie wie die der Naturwissenschaft und Psychologie so völlig und gründlich beherrscht, wie der einzige Wilhelm Wundt.

Mannheim. **J. Keller.**

81) **Wilh. Kroll, Das Studium der klassischen Philologie.** Ratschläge für angehende Philologen. Zweite, vermehrte Auflage. Greifswald, Jul. Abel, 1906. 24 S. 8. ℳ —.50.

Kaum ist ein Jahr vergangen seit dem ersten Erscheinen dieser kleinen Schrift, die wir in unserer Anzeige N. Philol. Rundsch. 1905 S. 323 warm empfehlen konnten, und schon ist eine neue Auflage nötig geworden, ein Beweis, dafs das Heftchen in die Hände vieler die Universität beziehenden jungen Philologen gekommen ist, und nicht zu ihrem Schaden. Da die Ratschläge, die Verfasser zu geben vermag, auf längerer praktischer Erfahrung und Beobachtung beruhen, so sind sie hier im ganzen dieselben wie in der ersten Auflage; nur hier und da zeigt sich jetzt eine unwesentliche Abweichung, so, wenn er dem jungen Studenten früher empfahl, zuerst höchstens 20 Wochenstunden Kolleg zu hören, jetzt bis 24, oder wenn noch nachdrücklicher als früher vor dem Irrtum gewarnt wird, als seien systematische Kollegs fast überflüssig und könnten durch Handbücher völlig ersetzt werden, oder wenn die Beschäftigung mit Archäologie noch eindringlicher empfohlen wird. Ebenso werden einige der wichtigsten und leicht zugänglichen Hilfsmittel in etwas gröfserer Zahl als früher namhaft gemacht. Verfasser gibt auch diesmal seine Ratschläge für die Semester in ihrem Fortgange, fügt aber die ausdrückliche Warnung hinzu, das Studium unnötig — über 8 bis 9 Semester hinaus — zu verlängern.

Dafs auch diese neue Auflage der zeitgemäfsen Schrift recht viel Segen stiften und manchem jungen und älteren Studenten willkommen sein wird, des sind wir gewifs. Möge es von recht viel jungen Philo-

logen, die es ernst meinen mit ihrem Fach, zur Hand genommen werden.

Hanau. **O. Wackermann.**

82) **Ferdinand Brunetière, Histoire de la Littérature française classique 1515—1830.** Tome premier de Marot à Montaigne, 1515 à 1595; première partie: Le mouvement de Renaissance. Deuxième partie: La Pléiade. Paris, Librairie Ch. Delagrave, o. J. IV u. 448 S. 8. je 3.50. fr.

Es ist ein weitangelegtes Werk, dessen erste beiden Faszikel uns vorliegen. Ein drittes Faszikel: La détermination de l'Idéal classique wird den ersten Band abschliefsen. Die anderen Bände werden die Titel führen: II. La Crise de la Préciosité (1595—1660); III. L'Age classique (1660 bis 1695); IV. La Querelle des Anciens et des Modernes (1695—1750); V. De Rousseau à Victor Hugo (1750—1830).

Aus diesen Überschriften schon tritt uns Brunetières bekannter Standpunkt entgegen. Er fafst die Entwicklung der französischen Literatur durch drei Jahrhunderte hindurch als ein Ganzes, als eine Kurve, die wohl einmal einen Tiefstand erleidet, niemals aber eine Unterbrechung. Mit dieser Anschauung wird man sich ja auch einverstanden erklären können, indem man sich vorbehält, sich nach Erscheinen der letzten Bände mit dem Verfasser darüber auseinanderzusetzen, dafs er die Bezeichnung „klassische" Literatur in dieser ungewöhnlichen Weise begrenzt — oder ausdehnt.

Nach dem uns Vorliegenden zu urteilen, wird das Werk auch in Deutschland mit Freude begrüfst werden. Es wird dem Liebhaber der französischen Literatur eine genufsreiche und belehrende Unterhaltung bieten, es wird dem Studierenden zur sicheren und anregenden Grundlage eingehender Arbeiten dienen, es wird dem Kenner ein willkommener Anlafs sein, sich mit den Meinungen des Verfassers auseinanderzusetzen.

Der erste Teil hebt mit einer allgemeinen Studie über die Renaissancebewegung an: die italienische, die französische und die allgemeine europäische. Der Verfasser verrät mit einigen Worten, dafs ihm diese allgemeinen Erörterungen selbst etwas zu lang geraten erscheinen: der Ungeduld des Lesers sind sie es gewifs; er wird den an sich wertvollen Inhalt dieser programmatischen Aufstellungen williger und nachhaltiger in sich aufnehmen, wenn er sie erst zuletzt liest — aber das hat diese Einleitung mit vielen anderen Einleitung umfassender Werke gemein.

Es folgen dann die Kapitel über: Marot, Rabelais, das Heptameron der Königin von Navarra und das literarische Werk Calvins. Besonders der Abschnitt über Rabelais verdient rühmend hervorgehoben zu werden. Er gehört zu dem Besten, was über Rabelais geschrieben ist. Hier ist, wie mir scheint, die schwerste Aufgabe des Literarhistorikers am vollkommensten gelöst, dafs seine Darstellung zugleich dem Kenner und dem Nichtkenner, dem Gelehrten und dem Literaturfreunde genüge: sie gibt ein vollkommen abgerundetes Bild, vermittelt eine wirkliche Bekanntschaft und eine klare Vorstellung, reicht vollständig zur Kenntnis Rabelais hin und regt doch fortwährend an, sich eingehender in dessen Werk zu vertiefen, gewährt aber auch dem einen reinen Genufs, der Rabelais schon genau kennt: jeder wird hier seine Rechnung finden.

Ein Gleiches kann man von allen uns bis jetzt vorliegenden Abschnitten sagen. Zwei Umstände gereichen eben dem Buche zum Vorteil: es ist aus Vorträgen hervorgegangen, die Brunetière seit 18 Jahren an der Ecole Normale Supérieure über eben diesen Gegenstand hält; daher ist es so lebendig geschrieben, dafs man vermeint, den Verfasser sprechen zu hören; ferner aber verbindet sich in Brunetière mit dem Gelehrten ein Pädagoge, der stets das Ziel im Auge behält, in seinem Leser deutliche und wohlbegründete Vorstellungen zu erzeugen und der die Mittel zur Erreichung dieses Zieles sicher beherrscht. In der Kunst des Vortrages — und um etwas anderes handelt es sich auch in einem Buche nicht — können wir Deutschen ja überhaupt viel von den Franzosen lernen. Man beachte beispielsweise die Art, wie die zahlreichen Proben aus den behandelten Autoren gegeben sind. Meiner Beobachtung nach liegt immer die Gefahr vor, dafs solche Anführungen von dem Leser als eine störende Unterbrechung empfunden werden; sie bleiben zu leicht, was sie sind: zusammenhanglose, gewaltsam aus dem Ganzen herausgerissene Bruchstücke, die sich nach Form und Inhalt zu dem Text der Darstellung ganz heterogen verhalten, nicht fruchtbarer als die beliebten Illustrationen unserer Literaturgeschichten, die gerade die Leser, für die sie bestimmt sind, weder im richtigen Augenblick noch mit dem richtigen Verständnis zu betrachten verstehen. Brunetière besitzt nun eine ganz eigene Methode, diese Anführungen mit seinem Texte zu verknüpfen, so auf sie vorzubereiten, so sie zu verwerten, ja sie im richtigen Augenblicke durch Zwischenbemerkungen zu unterbrechen, dafs sie ihren ganzen Inhalt und Wert hergeben müssen.

Zur Kennzeichnung seines Standpunktes sei noch ein Wort über Brunetières Darstellung von Calvins „literarischer Leistung“ gesagt. Ruhige Sachlichkeit zeichnet diesen Abschnitt aus. Nachdrücklich stellt er sich auf den Standpunkt, dafs Reformation und Renaissance zwei Bewegungen seien, die sich freilich gegen dieselben Feinde: die Scholastik, die Mönche, die Kirche, richteten, die auch in dem Ziele übereinstimmten: „das Individuum von der Unterordnung unter das Allgemeininteresse zu befreien“; dafs sie aber sonst scharf auseinanderzuhalten seien und nur zeitlich-äufserlich, nicht innerlich zusammengehörten. Dem wahren Geiste der Renaissance sei der Geist der Reformation durchaus feindlich gewesen. Sicher wird man diese Aufstellungen für die Reformation Calvins gelten lassen müssen. Dessen ganze geistige Richtung war auch, wie Brunetière sehr richtig ausführt, dem französischen Wesen so wenig kongenial, dafs es gleichsam die Verpflichtung hatte, Calvin auszustofsen. Unberührt davon bleibt die rein literarische Wirkung seiner französisch geschriebenen Werke. „Die ‚Institution chrétienne‘ ist in jeder Hinsicht eins der grofsen Bücher der französischen Prosa, und zeitlich das erste, von dem man sagen kann, dafs seine Verhältnisse, die Anordnung, seine Architektur etwas wahrhaft Monumentales haben.“

Der zweite Teil des ersten Bandes ist ganz der Pleiade gewidmet. Ein einleitendes Kapitel erzählt ihre Vorgeschichte, bei welcher Gelegenheit auch die minder bedeutenden Gestalten wie Louise Labé und Maurice Scève zu plastischer Anschauung gebracht werden. Ein zweites Kapitel setzt dann zusammenfassend die „Poetik“ der Pleiade auseinander. Dann folgen die Porträts ihrer drei wichtigsten Mitglieder in voller Ausführlichkeit: du Bellay (24 Seiten); Ronsard (70 Seiten); Baïf (21 Seiten). Ein besonderer Abschnitt schildert endlich ihre Wirkung auf die Entwicklung der Literatur. Ronsard nimmt billigerweise den Mittelpunkt und den gröfsten Raum ein. Du Bellay ist nur der Erste, der auf die Poetik der Pleiade die praktische Probe macht und die Form zu meistern sucht, ehe daran gedacht werden kann, sie zum Gefäfse von gesteigerten Empfindungen und abgeklärten Gedanken zu machen. De Baïf wird auch von uns nicht als Dichter im hohen Sinne des Wortes angesprochen werden, und Brunetières spitzige Bemerkung mag gerecht sein: „hatte er eine Originalität, so war es höchstens die, Ronsards Karikatur zu sein.“ Aber in der absoluten Einschätzung Ronsards wird Brunetière wenigstens bei uns keine Zustimmung finden; nennt er ihn doch geradezu: „den gröfsten

und umfassendsten Dichter, den Frankreich gekannt hat.“ Jedoch verliert Brunetières Darstellung dadurch nicht an Wert, dafs wir uns seinem Endurteil nicht anschliefsen können. Denn die liebevolle Ausführlichkeit, mit der er uns durch Ronsards poetische Werkstatt führt, lehrt uns so viele Vorzüge desselben kennen, dafs wir unter dem unmittelbarem Eindruck der Darstellung Brunetière fast recht geben möchten. Geschickt gibt er Ronsard in dem einzigen vergleichbaren Vorgänger, Marot, die günstigste Folie, zeigt das plastische und musikalische Element in seinen lyrischen Dichtungen — sind sie doch der Mehrzahl nach von zeitgenössischen Musikern vertont worden —; zeigt ihn uns als einen wahren Künstler, der ebenso unermüdlich wie erfolgreich an seinen Werken feilt, dem alles Menschliche, sogar das Allermenschlichste, die Liebe, nur insofern beachtenswert erscheint, als es Stoff zu Gedichten ergibt; zeigt er uns in prächtiger Weise, wie Ronsard von der Nachahmung der Alten ausgehend, sich doch von ihnen zu befreien weifs und eigene und zwar ganz spezifisch französische Töne anschlägt; weist deutlich oder andeutend darauf hin, wie viele spätere Dichter von Corneille bis Victor Hugo Ronsards geniefsende Erben geworden sind. Kurz, wenn wir nicht fortan Ronsards Werke unter unsere Lieblingsdichter stellen, nach denen wir greifen, wenn wir für das, was wir empfinden, den künstlerisch abgeklärten Ausdruck suchen, so kann daran nur der in der Nationalität begründete Unterschied in der Auffassung des wahrhaft Poetischen schuld sein, der unüberwindbar ist, dem Franzosen aber nicht zur Last gelegt werden kann.

Das Gesagte wird genügen, um zu zeigen, dafs sich aus Brunetières Werk reicher Gewinn auch für uns ziehen läfst. Wir sehen der Fortsetzung des Werkes mit warmer Teilnahme entgegen und verheifsen ihm schon jetzt weite Verbreitung auch diesseits des Rheines.

Weimar **Erich Meyer.**

---

83) **Gregor Sarrazin, Aus Shakespeares Meisterwerkstatt.** Stilgeschichtliche Untersuchungen. Berlin, Georg Reimer, 1906. VII u. 226 S. 8. ℳ 5.—.

Während sich die Shakespeare-Forschung bisher im wesentlichen auf die Rekonstruktion der Lebensverhältnisse des Dichters und das rein Stoffliche seiner Dramen beschränkt hat, baut Sarrazin in dem vorliegenden, viel Interessantes enthaltenden Werke ein neues Gebiet, das der dichterischen Form, insbesondere der Sprache und des Stils, weiter dann

das des Kolorits und der Milieuschilderung an. Er verweist mit Recht darauf, dafs die bisherige Untersuchung für die Erkenntnis der Dichterindividualität oft wenig erspriefslich gewesen ist, bisher sogar manchmal, wie in der Autorfrage auf Abwege geführt hat. Wie bei jedem grofsen Autor mufs sich auch bei Shakespeare eine Entwicklung des Stils nachweisen lassen, die für die Chronologie der Dramen und im Zusammenhang damit für viele andere damit in Verbindung stehende Fragen nutzbar gemacht werden kann. Schon der in seinen Verdiensten vielfach leider geschmälerte Hermann Conrad hat hier eine ganze Reihe von Fäden geknüpft, die von Sarrazin weiter verfolgt und weiter gesponnen werden. „Das für mich [Sarrazin] wichtigste Ergebnis indessen, welches ich hier allerdings noch nicht streng erwiesen, sondern nur durch gelegentliche Beispiele andeuten konnte, ist, dafs auch das geistige Schaffen dieses gröfsten Dichters den Gesetzen psychischer Mechanik zu unterliegen scheint, die sich sogar statistisch wird feststellen lassen. Wie die Metrik, so hat sich auch die Sprache, der Wortschatz, der Stil allmählich und stetig geändert; wo Sprünge und Risse vorzuliegen scheinen, ergibt sich auch für diese eine Erklärung; durch Wortechos, Reminiszenzen, auch Wiederkehr von Motiven werden aufeinanderfolgende Dramen nicht nur gelegentlich, sondern ganz regelmäfsig verkettet."

Sarrazin zerlegt seine Ausführungen in sechs Kapitel: 1) Die Romeo-Periode. 2) Die Freundschaftssonette. 3) Königsdramen. 4) Fallstaff und Genossen. 5) Realistische Romantik. 6) Julius Cäsar und Hamlet.

Unter 1 sucht S. die Hypothese von Shakespeares italienischer Reise noch einmal durch einen Indizienbeweis, der in der Lokalisierung des Stückes in und bei Verona Reiseerinnerungen aufzeigen will, zu stützen. In der Verarbeitung eines älteren Lustspiels von Romeo und Julia durch Shakespeare vergleiche man neuerdings den Aufsatz von Romeo und Juliette, Modern Philology wo mancherlei Vergleiche mit Shakespeares sonstigen Quellen und einem holländischen Romeostück gezogen werden.

In 2: „Die natürlichste Deutung der Freundschaftssonette ist die, dafs der Dichter von einer zunächst etwas konventionellen, aber ernstgemeinten Huldigung, die er seinem vornehmen Gönner darbrachte, allmählich zu wärmeren und sogar leidenschaftlichen Herzensergüssen überging. Dafür spricht der allmählich ernstere und doch zärtlichere Ton. Damit steht auch die immer origineller und prunkloser werdende Fassung der Gedanken im Einklang. Die sicherste Gewähr für die Wahrheit dieser

lyrischen Gedichte liegt indessen in der fast beispiellosen, mitunter sogar peinlichen Ungeschminktheit und Offenheit der dargelegten Gefühle und Stimmungen." Abfassungszeit: 1592—1597.

Zu 3: S. verweist auf die in Richard III., wie in dem ungefähr gleichzeitigen Kaufmann von Venedig besonders häufigen Bibelzitate und Anspielungen auf Stellen der heiligen Schrift, die vielleicht zeigen, daß der Dichter religiösen Betrachtungen damals besonders zugänglich gewesen sei.

Zu 5: „Viel Lärm um nichts" gehört nach S. erst in die Jahre 1598—1599. — „Jedenfalls zeigt sich etwa um das Jahr 1597 — bald nachdem Shakespeares einziger Sohn Hamlet gestorben war — eine bemerkenswerte Änderung im Stil und in der Darstellungsweise des Dichters. Der Stil wird natürlicher und prosaischer. Die Darstellungsweise mehr den wirklichen Verhältnissen der Eigenart angepaſst."

---

84) **Gebhard Schatzmann, Zehn Vorträge über die Aussprache der englischen Schriftzeichen.** Wien und Leipzig, Karl Fromme, 1907. VII u. 101 S. 8. ℳ 1.50.

Diese Vorträge sind, wie es im Vorwort heifst, vor mehreren geladenen Gästen gehalten worden, um ihnen zu zeigen, wie es kommt, dafs die Engländer manche Schriftzeichen, die sie mit anderen Völkern gemein haben, anders sprechen als diese und warum dieselben englischen Schriftzeichen in verschiedenen Wörtern verschiedenen Lautwert haben. Insbesondere sucht der Verfasser den Nachweis zu führen, dafs in der englischen Aussprache nicht die Willkür herrscht, die man ihr gewöhnlich zuschreibt, und er zeigt an zahlreichen Beispielen die Gesetze, denen die Aussprache der englischen Schriftzeichen unterliegt.

S. 66 gibt der Verfasser den besonders fürs Englische sehr verständigen Rat, in allen irgendwie zweifelhaften Fällen ein Wörterbuch zu Rate zu ziehen. Leider hat er aber selbst diese Vorsicht nicht immer geübt; denn an verschiedenen Stellen seines Buches finden sich falsche Angaben. So soll nach S. 38 Yankee den Ton auf der letzten Silbe haben, wie es bei Dundee, bamboo und Hindoo der Fall ist. Orator (S. 48) und theatre (S. 66) sollen wie dictator und creator auf der zweiten Silbe betont werden! Trotzdem an einer Stelle darauf hingewiesen wird, dafs ch nach n wie š lautet, ist S. 68 launch mit tš gegeben. Das

Wort mansion ist S. 40 mit vision, invasion u. ä. zusammengestellt, hat aber nicht wie diese ž, sondern š. Falsch umschrieben sind ferner profusion (S. 48) mit š statt ž; ritual (S. 51) mit tš statt t; ptisan (S. 54) mit s statt z; contagion (S. 40) mit kurzem ā-Laut. Augustine (S. 48) wird nicht wie Caroline und Palestine mit ai gesprochen, sondern mit kurzem i. Ebenso hat Greenwich nicht langes i, wie es S. 55 heifst, sondern kurzes i. Ferner sind yacht und colonel (S. 58) fälschlich mit langem geschlossenem o, bzw. langem offenem o verzeichnet. S. 62 findet man sogar den bekannten Schülerfehler, den Vokal in done auf gone zu übertragen. Dafs in Canterbury und Salisbury das u gar keinen Lautwert hat und dafs in Lancaster das zweite a gar nicht gehört wird, ist doch wohl zu viel behauptet. Endlich wird S. 19 behauptet, dafs das Deutsche w immer labiolabial gesprochen werde; es hätte bemerkt werden müssen, dafs der Norddeutsche ebenso wie der Engländer labiodentales w (v) spricht.

Trotz dieser Ausstellungen kann das Buch solchen, die in reiferem Alter an das Studium des Englischen herantreten, empfohlen werden, und auch der Geübtere wird manche wertvolle Belehrung daraus schöpfen können.

Altona. **H. Schmidt.**

Vorläufige Anzeige.

Die 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner

wird von Montag den 23. bis Freitag den 27. September 1907 in **Basel** stattfinden.

Den Vorsitz führen: Prof. Dr. **Münzer**, Basel, Marschalkenstr. 26.
Rektor Dr. **Schäublin**, Basel, Münsterplatz 15.

Als Ohmänner haben die vorbereitenden Geschäfte übernommen:

für die philologische Sektion:	Prof. Dr. Schöne, Basel, Schönbeinstr. 33. Dr. Oeri, Basel, Leonhardstr. 57.
für die pädagogische Sektion:	Prof. Dr. Heman, Basel, Schanzenstr. 29. Dr. Probst, Basel, Socinstr. 53.
für die archäologische Sektion:	Prof Dr. Dragendorff, Frankfurt a. M., Eschersheimerlandstr. 34. Dr. Burckhardt-Biedermann, Basel Nonnenweg 62
für die germanistische Sektion:	Prof. Dr. Meier, Basel, Pilgerstr. 45. Prof. Dr. Gessler, Arlesheim bei Basel
für die histor.-epigr. Sektion:	Prof. Dr. Baumgartner, Basel, Schänzlein bei St Jakob Dr. Stähelin, Basel, Rütimeyerplatz 2.
für die historische Sektion:	Prof. Dr. Boos, Basel, Kanonengasse 19.
für die romanistische Sektion:	Prof. Dr. Tappolet, Basel, Augustinergasse 4. Dr. de Roche, Basel, Martinsgasse 15.
für die englische Sektion:	Prof. Dr. Binz, Basel, Oberwilerstr. 67. Dr. Thommen, Basel, Holbeinstr. 57.
für die indogermanische Sektion:	Prof. Dr. Sommer, Basel, Mittlerestr 152. Dr. Schwyzer, Zürich V, Hegibachstr 71.
für die orientalische Sektion:	Prof. Dr. Mez, Eimeldingen, Grofsherzogtum Baden. Dr. Keller, Basel, Hardstr. 14.
für die math.-naturwiss. Sektion:	Prof. Dr. Rud Burckhardt, Basel, Elisabethenstr. 30. Prof. Dr. Veillon, Basel, Eulerstr. 27.

Vorträge für die **Plenarsitzungen** sind bis zum **15. Juni** bei einem der beiden Vorsitzenden, für die **Sektionen** bei einem der Herren Ohmänner anzumelden.

Die **Einladung** zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wird Anfang Juli d. J. erfolgen. Sie wird die Namen der Redner mit dem Thema ihres Vortrages und das Programm der festlichen Veranstaltungen enthalten.

Basel, im Februar 1907.

Münzer. Schäublin.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 4. Mai. Nr. 9, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Ithaka und Leukas [1]).

Von Albert Gruhn.

I.

Gegen Dörpfelds Leukas-Ithaka-Theorie habe ich bereits in Nr. 24 des Jahrgangs 1906 einen Angriff gerichtet und will ich jetzt mit weiteren Einwänden hervortreten.

Zunächst mufs ich gegen die Art D.scher Beweisführung Einspruch erheben. Mehr als einmal behandelt er die anfechtbarsten Hypothesen als unumstöfsliche Tatsachen. So spricht er z. B. stets von den vier Inseln Ithaka, Dulichion, Same und Zakynthos, obwohl er weifs, dafs man schon im Altertum auch mit drei Inseln gerechnet hat. Homer nennt uns vier Namen, und Sache des Forschers ist es, erst festzustellen, ob damit auch vier Inseln bezeichnet werden. Es nötigt kein einziger stichhaltiger Grund zu einer solchen Folgerung. Wie kann er also eine so unsichere Voraussetzung zum Ausgangspunkte einer folgenschweren

1) Der Aufsatz ist im Januar geschrieben. Inzwischen ist W. von Marées' Werk erschienen: Karten von Leukas (Berlin 1907). Ein kurzer Einblick zeigte mir, dass ich nichts zu ändern habe. Mit M. hoffe ich mich auch noch auseinander setzen zu können.

Theorie machen! Mit der gleichen Harmlosigkeit behandelt er von vornherein „das Reich des Odysseus." Er schreibt: „Das Reich des Odysseus, wenn wir diesen kurzen Namen gebrauchen dürfen, bestand nach der Odyssee [IX, 21—24] aus vielen Inseln, von denen vier vom Dichter mit Namen angeführt werden: Ithaka, Dulichion, Same und Zakynthos. In dem aus jüngerer Zeit stammenden Schiffskataloge [Ilias II, 631] werden als Reich des Odysseus zum Teil andere Inseln genannt, während in dem homerischen Hymnus auf Apollon [v. 428] und an anderen Stellen der Odyssee [I, 245; XVI, 123] dieselben vier Namen wiederkehren" (Leukas, S. 3). Aber Od. IX, 21—24 ist gar nicht von dem Reiche des Odysseus die Rede, sondern von der geographischen Lage Ithakas. Ausdrücklich werden aber Od. I, 245 und XVI, 123 mehrere Herrschaften und nicht ein Reich genannt. Auch Ilias II, 631 wird Odysseus nur als Anführer der Kephallenen, nicht als ihr Beherrscher erwähnt. Er kann sehr wohl die Kephallenen im trojanischen Kriege befehligt haben, ohne ihr ständiger Gebieter gewesen zu sein, war doch Agamemnon der Heerführer aller Griechen, obwohl er im Frieden nur einen Teil davon unmittelbar beherrschte. Nicht zustimmen kann man ferner der Art, wie die Wanderung der Kephallenen und die sog. Dorische Wanderung verwertet werden. Leukas ist in klassischer Zeit dorisch, und das ist durchaus erklärlich, da es eine Siedelung der dorischen Korinther ist. Wer darüber hinausgeht, kommt, wenn er nicht irgendwelche geschichtlichen Angaben beibringt, zu einer rein persönlichen Ansicht, nicht aber zu einer Tatsache. Welche Teile der Odyssee älter oder jünger sind, ist doch nicht endgültig ausgemacht, und wäre es ausgemacht, dann stände immer noch nicht fest, welche Angaben in den jüngeren Teilen auf ältere Vorlagen zurückgehen. Die Kephallenen werden in der Ilias nicht blofs II, 631, sondern auch IV, 330 genannt, sie spielen zwar im letzten Gesange der Odyssee eine grofse Rolle, sind aber auch schon Od. XX, 210 erwähnt. Wenn sie Od. XXIV besonders hervortreten, so liegt doch dafür ein zureichender Grund vor: bis dahin haben die Freier, die Aristokraten, die Bühne beherrscht, jetzt tritt das Volk, die Kephallenen, auf und führt die Handlung zu Ende. Die Kephallenen können sehr wohl auch in homerischer Zeit schon die heutigen Inseln Kephallenia und Ithaka bewohnt haben, und es ist viel wahrscheinlicher, dafs sie vom Peloponnes aus sich nach Norden vorgeschoben haben, als dafs sie von Norden nach Süden gewandert sind. Aus den homerischen Angaben läfst sich nichts

Sicheres darüber erschliefsen, und D. hat nicht das Recht, die von ihm angesetzte kephallenische Wanderung zu einer Stütze seiner Theorie zu machen. Abzulehnen ist auch die Begründung, die D. für die mannigfache Namensverschiebung gibt: Ithaka wird zu Leukas, Same zu Ithaka, Dulichion zu Same = Dulichion. Er beruft sich auf das ägäische Samos, auf Kalabrien, auf Burgunder, Langobarden usw., aber den springenden Punkt in der ganzen Frage übersieht er: über den Namenswechsel an anderen Orten liegen uns geschichtliche Angaben vor, über den von ihm angenommenen Namenswechsel findet sich nirgends eine Mitteilung, obwohl es sich hier um eine viel umfangreichere Verschiebung als bei Samos und Kalabrien handelt. Wenn Plinius weifs, dafs Leukas einmal Neritis geheifsen hat, wie sollte er da nicht wissen, dafs es auch den weltberühmten Namen Ithaka geführt hat. Wie sollte er da nicht wissen, dafs das heutige Ithaka einmal nur das wenig bekannte Same gewesen ist!

Auch Widersprüche finden sich bei D. Von gröfserer Bedeutung ist folgender. „Leukas", S. 4, liest man: „Die alten und auch die modernen Geographen ... behaupten in gleicher Weise, dafs Leukas erst von den Korinthern durch Herstellung eines Isthmusdurchstiches zu einer Insel gemacht worden sei. Vorher sei es eine Halbinsel gewesen und könne daher von Homer nicht als Insel genannt sein." Auf S. 23 aber heifst es: „Wer einmal erkannt hat, dafs Leukas zu allen Zeiten nicht nur Insel hiefs, sondern auch wirklich eine Insel war, der fragt sich erstaunt" usw. Dazu vergleiche man noch den Satz auf derselben Seite: „Ich habe im Gegensatze zu der Ansicht der Alten und Neueren den Beweis geliefert, dafs Leukas seit uralten Zeiten eine Insel gewesen ist."

Über die Entstehung der Lagune zwischen Leukas und Akarnanien schreibt D.: „Erstens haben wir nicht das geringste Recht, das Versinken eines ehemals vorhandenen Isthmus in nachhomerischer, aber vorklassischer Zeit anzunehmen, denn eine solche Hypothese wird nur zu dem Zweck aufgestellt, Leukas aus der Reihe der vier grofsen Inseln streichen zu dürfen" (Leukas, S. 6). Dagegen sei bemerkt: 1) Niemand will Leukas aus der Reihe der vier grofsen Inseln streichen; denn bis auf D. hat niemand — Draheim hat nur eine Möglichkeit angedeutet — Leukas zu den vier homerischen Inseln (Ithaka, Dulichion, Same, Zakynthos) gerechnet. Vielmehr will D. umgekehrt Leukas erst in die Reihe der vier Inseln einfügen. 2) Die Senkungshypothese kann demnach nicht zu dem angegebenen Zwecke vorgetragen werden. Diese Hypothese wird verfochten,

weil zureichende Gründe für sie vorhanden sind. 3) Deshalb darf man nicht sagen, wir hätten „nicht das geringste Recht", das Versinken eines Isthmus anzunehmen. Ja, woher nimmt man denn das Recht, ein Steigen des Meeresspiegels anzunehmen. D.s Gegner haben jedenfalls die Geschichte wie die Geologie auf ihrer Seite.

Ebenso sind andere wichtige Sätze in D.s Untersuchung abzuweisen. Auf S. 5 spricht er von „späteren Schlammanhäufungen, welche der historischen Zeit angehören und daher für die Epoche des Epos nicht in Betracht kommen"; auf S. 6 heifst es: „wenn wir wissen, dafs die Versandung seit Urzeiten immer zunimmt, darf es da nicht als gesichert gelten, dafs Leukas vor 3000 Jahren, als die Anschwemmung noch geringer war, einen noch stärker ausgeprägten Inselcharakter gehabt hat als heute?" Hierzu ist zu sagen:

D. selbst spricht von Urzeiten, d. h. von vielen Tausenden, ja Zehntausenden von Jahren. Nach seiner Ansicht ist Leukas immer eine Insel gewesen. Die Schlammanhäufung in der Lagune soll eine Wirkung der Küstenbäche sein. Haben diese Bäche früher keine Sinkstoffe mit sich geführt? Wann soll die Schlammansammlung begonnen haben? Etwa erst in Homers Zeitalter? Warum haben die Zuflüsse in den Tausenden von Jahren vorher keinen Schlamm abgelagert? Wenn in den letzten 3000 Jahren die Schlammablagerungen so grofs gewesen sind, um selbst mit einem Steigen des Meeres von 2 bis 3 m Schritt zu halten, warum sind sie in den 3000 Jahren vorher so klein gewesen, um sich kaum bemerkbar zu machen? Welche Veränderungen sind seit Homers Zeit vor sich gegangen? Welche neuen Kräfte sind aufgetreten? Ist nicht D. wie Partsch der Ansicht, dafs in den letzten 3000 Jahren im Gebiete der Lagune keine wesentlichen Veränderungen der Erdoberfläche stattgefunden haben? Wie kann also „von späteren Schlammanhäufungen" gesprochen werden? Sind in den letzten 3000 Jahren 3 bis 4 m Schlamm angeschwemmt worden, dann sind es in den voraufgegangenen 3000 Jahren 6 bis 8 m gewesen; denn die Abtragung nimmt mit dem Alter der Flüsse im allgemeinen ab. Bei Dörpfelds Theorie kommen die Schlammanhäufungen „für die Epoche des Epos" also sehr wohl in Betracht, nicht aber bei der Senkungstheorie. Denn diese öffnet den Küstenbächen einen beliebigen Ausflufs zum Meere und läfst sie dort ihre Sinkstoffe ablagern.

Mit gleicher Einseitigkeit behandelt D. die Nehrungen. Denkt er sich einfach den Schlamm zu Homers Zeit aus der Lagune fort, so setzt

er mit ebensolcher Entschiedenheit die heutige Nordnehrung schon in vorklassischer Zeit an ihre Stelle; ja, er läfst sie sogar die Lagune ganz oder fast ganz sperren. Aus welchem Grunde konnte die Nehrung in voller Gröfse vorhanden sein, der Schlamm in der Lagune aber fehlen? D. legt sich diese Dinge deshalb so zurecht, weil er den Kanal der Korinther hier unterbringen kann. Die entgegenstehenden Angaben der Alten und namentlich die eines Livius und Strabo stören ihn nicht im geringsten; man legt sie eben in seinem Sinne aus.

D. selbst bestreitet nicht, dafs seit dem Kanalbau der Korinther die Schiffahrt durch die Lagune immer nur in künstlicher Weise aufrecht erhalten werden konnte. „Warum", fragen wir, „soll es vorher anders gewesen sein?" Wenn das Meer das Bestreben hat, die Lagune zu schliefsen, hat es dieses Bestreben nicht auch schon zu Homers Zeit und lange, lange vor ihm gehabt? Was berechtigt D., einen Anfang zu setzen, der ihm pafst? Die Geschichte gewifs nicht; denn alle Geographen des Altertums melden, dafs Leukas zu Homers Zeit eine Halbinsel war; die Geologie aber auch nicht, denn sie weifs nichts von Küstenflüssen, die ihre Arbeit lange Zeit aussetzen und plötzlich wieder aufnehmen.

In Wirklichkeit dürften die Dinge ganz einfach liegen. Der Lagunenschlamm wird nicht das Ergebnis der Zufuhr von Küstenflüssen sein. Partsch, ein geschulter Geograph, schreibt ausdrücklich, dafs kein einziger nennenswerter Bach in die Lagune mündet" (Leukas, S. 3). Welche bedeutende Wasserkraft aber nötig ist, um gröfsere Anschwemmungen hervorzubringen, das kann man bequem an unseren Alpenflüssen studieren: an der Einmündung des Rheins in den Bodensee, des Rhone in den Genfer See, des Tessin in den Lago Maggiore, der Adda in den Comer See und der Sarca in den Gardasee. Alle diese Flüsse sind unvergleichlich gröfser als die Bäche, die in die Leukaslagune fliefsen. Es ist völlig ausgeschlossen, dafs diese Bäche die gewaltige Masse des Lagunenschlammes angespült hätten. Dieser Schlamm mufs eine Folge des Untertauchens festen Landes unter Wasser sein. Die Nehrungen im Norden und Süden, bei Santa Maura und bei Alexandros, wollen nicht einen alten Meeresarm abschliefsen, sondern wollen ein sinkendes Stück Erde vor der weiteren Zerstörung retten. Will D. nicht eigentliches Festland, sondern eine Nehrung durchstechen lassen, dann mufs er zum mindesten die Alexandrosnehrung dazu wählen, um Livius und Strabo Rechnung zu tragen. Und warum tut er es nicht? Weil dann Leukas für Homers Zeit doch zu

einer Halbinsel wird von ähnlicher Gestalt wie die Krimhalbinsel. Aus Begeisterung für seine Theorie setzt er alle noch so bestimmten Angaben der Alten — und Livius wartet sogar mit zutreffenden Zahlenangaben auf — aufser Kurs.

Eine andere Eigentümlichkeit der Gegner ist, dafs sie bei ihren Annahmen nur das Für in Rechnung stellen, nicht aber das Wider. Dafür einige Beispiele.

D. sucht bekanntlich die alte Stadt Ithaka in der Ebene von Nidri, ein wenig nördlich vor dem Eingange zu der langgestreckten Vlichobai. Die Ebene ist lange Zeit des Jahres hindurch so von Wasser durchtränkt, dafs die Ausgrabungen nicht gleichmäfsig fortgesetzt werden können (Gößler, S. 64). Man liest den Homer seit 2500 Jahren. Wem ist jemals auch nur entfernt der Gedanke gekommen, dafs man die Stadt des Odysseus sich in einer solchen Ebene vorzustellen habe? Es lag doch zweifellos mehr Sinn darin, sie auf dem Gipfel des Aëtos zu suchen. Doch sehen wir zu, was sich sonst dagegen anführen läfst!

1) Nach β 391 tritt Telemach seine Reise nach Pylos und Sparta von dem äufsersten Punkte des Hafens an (στῆσε δ' ἐπ' ἐσχατιῇ λιμένος); er wollte offenbar von den Freiern nicht bemerkt oder behelligt werden. Die Stelle hat nur Sinn, wenn die Stadt im Hintergrunde des Hafens, im innersten Teile, liegt, nicht aber, wenn sie vor dem Hafeneingange gelegen ist; denn in diesem Falle fahren alle an dem äufsersten Punkte des Hafens vorbei, und Telemach setzt sich gerade den Blicken der Freier aus.

2) Nach Homers Worten kehrt Telemachs Schiff von hoher See zum Stadthafen zurück (π 322 Ἰθάκηνδε κατήγετο νηῦς), und das stimmt zu meiner Annahme, dafs das Schiff von Osten her die Nordspitze Ithakas umfahren habe und damit auch für diese Strecke den Blicken der Späher entgangen sei. Wie aber läfst sich der Ausdruck mit der Stadt in der Nidriebene vereinbaren? — Offenbar gar nicht. Fast gleichzeitig (351 Οὔπω πᾶν εἴρηθ') mit Telemachs Schiff kehrt auch das Schiff der Späher heim. Eurymachos hatte es durch ein Ruderboot zur Rückkehr auffordern lassen wollen. Weshalb? Offenbar doch deshalb, weil er annahm, dafs die Späher das Schiff Telemachs nicht bemerkt hätten. Wenn sie nun doch ohne Benachrichtigung anlangen, müssen sie das Schiff Telemachs gesehen haben. Hat nun etwa Amphinomus mit seiner Vermutung recht:

356 ἤ τίς σφιν τόδ' ἔειπε θεῶν, ἢ εἴσιδον αὐτοὶ
νῆα παρερχομένην, τὴν δ' οὐκ ἐδύναντο κιχῆναι?

Offenbar nur zum Teil. Sie haben es gesehen, aber eine Verfolgung hat nicht stattgefunden; denn sonst hätte der Dichter es berichtet. Asteris mufs demnach so nahe bei der Stadt liegen, dafs man den Hafen überblicken kann. Die Späher sehen das Schiff erst, wenn es in den Hafen einfährt. Wer also mit D. Asteris auf Arkudi sucht, das weitab von der Nidriebene liegt, der verstöfst nicht wenig gegen diese Angaben des Dichters.

3) Warum sind die Freier in der Nidristadt so betrübt, dafs ihr Anschlag zur See mifslungen ist? Auf Thiaki kann man das verstehen, da sie hier nicht wissen können, von welcher Richtung her Telemach zur Stadt kommen kann; er kann von der Bucht von Molo oder der Bai von Andri, also von Süden, kommen, er kann aber auch von Norden und Osten, von der Bai von Aphales oder von Phrikes, kommen. Man kann ihm hier nicht mit Sicherheit auflauern, der Möglichkeiten sind zu viele. Ganz anders auf Leukas. Hier steht Telemach nur ein Weg zu Gebote, der von Süden her; hier kann man ihn bequem auch zu Lande aus dem Wege schaffen, zumal die Häfen im Süden weit genug von der Stadt entfernt sind, um den Anschlag vor den Bürgern geheimzuhalten. Die Freier in der Nidristadt könnten sich niemals so verhalten, wie es die Odyssee darstellt.

4) *ω* 430 ff.: *ἀλλ' ἄγετε, πρὶν τοῦτον ἢ ἐς Πύλον ὦκα ἱκέσθαι,*
ἢ καὶ ἐς Ἦλιδα δῖαν, ὅθι κρατέουσιν Ἐπειοί,
ἴομεν.

437: *ἀλλ' ἴομεν, μὴ φθέωσι περαιωθέντες ἐκεῖνοι.*

Diese Stellen lassen sich mit der Nidristadt nicht vereinbaren. Zunächst ist es auffallend, dafs man annimmt, Odysseus möchte nach Pylos und Elis entweichen, während doch Akarnanien unmittelbar vor Augen liegt. Sodann kann man nicht gut von einer Überfahrt nach Pylos sprechen. Das Wichtigste aber ist, die Ithakesier könnten Odysseus ohne jede Mühe abfangen, falls er nach Elis oder Pylos entfliehen wollte. Odysseus ist bei Laërtes, und dort suchen ihn ja auch die Ithakesier schliefslich auf. Des Laërtes Landgut setzt D. „bei der Paschaquelle am östlichen Fufse des Neïos-Skaros“ an, also nördlich von der Nidristadt. Odysseus mufs also, wenn er nach Elis oder Pylos will, an der Stadt vorüber und würde so jedem Wachtschiff zur Beute fallen. Die Befürchtung der Ithakasier ist also sinnlos. Dagegen hätte es Sinn, wenn sie vermuteten, Odysseus möchte nördlich über die Fähre nach Akarnanien oder Thesprotien ent-

weichen. Da dieser naheliegende Gedanke nicht ausgesprochen wird, so paßt die Örtlichkeit nicht zur Darstellung Homers, während bei Thiaki alles in Ordnung ist.

5) Aus λ 188: οὐδὲ πόλινδε κατέρχεται
und ω 205: Οἱ δ' ἐπεὶ ἐκ πόλιος κατέβαν

folgert man, daſs zwischen der Stadt und dem Landgute des Laërtes eine Erhebung liegen müsse. Das mag zutreffen. Wer aber sucht wohl das Neïon dazwischen! D. verlegt ohne Bedenken diesen Bergstock, den er in dem 650 m hohen Skaros findet, an diese Stelle. Daraus ergibt sich, daſs 1. Odysseus am letzten Morgen der Odysseehandlung diesen Bergzug mit seinen Begleitern übersteigen muſs, 2. daſs auch die aufsässigen Ithakesier ihn übersteigen müssen, und 3. daſs die Geschlagenen und Fliehenden ihn im Rücken haben (ω 536).

Im ganzen 24. Gesange findet sich aber auch nicht der geringste Hinweis auf einen so hohen Bergzug, und Homer müſste nicht bloſs recht unanschaulich schildern, er müſste auch ein schlechter Stratege sein, wenn er Odysseus den Vorteil übersehen lieſse, den ihm der hohe Wall des Skaros für die Verteidigung bietet. (Fortsetzung folgt.)

---

85) **Otto Kiefer: Xenophon, Erinnerungen an Sokrates.** Übertragen von O. K. Jena, Eugen Diederichs, 1906. 176 S. 8. ℳ 4. —.

Der Verfasser wollte nicht philologische Arbeit leisten, sondern „den geistigen Gehalt der Schrift in einer uns modernen Deutschen lesbaren Form wiedergeben, bei welcher die eigenartige Frische der Sprache Xenophons einigermaſsen gewahrt bleibt". Diese Aufgabe konnte der Verfasser nur dann lösen, wenn er die Ergebnisse der philologischen Arbeit völlig ausnutzte, namentlich soweit sie den Inhalt der Begriffe in Xenophons Sprache aufgeklärt hat. Hier habe ich manches vermiſst; z. B. ἐργασία und ἐπιμέλεια (II 7, 7) sind nicht einfach „Arbeitsamkeit und Fleiſs", ἀμέλεια noch weniger „Sorglosigkeit", sondern das zweite Wort bezieht sich auf die g e i s t i g e Arbeit, das Denken des Unternehmungsleiters. Darauf beruht die Pointe von II, 8; ein Freier, der in der Not zu körperlicher Arbeit seine Zuflucht genommen hat, erhält den Rat, bei einem Freien συνεπιμέλεσθαι, d. h. ἔργων ἐπιστατοῦντα. So ist ἐπιμέλεια (III 9, 3) nicht einfach „Übung", sondern N a c h d e n k e n und Übung, μανθάνειν ebd. nicht

„Fleiſs“, sondern lernen, d. h. in sokratischem Sinne das geistige Erfassen des Begriffs und Wesens einer Sache. Nur wer denkend, begrifflich eine Sache versteht, eine Tugend kennt, ist ein Meister in der Sache, im sicheren Besitze der Tugend. Die ἔργα des Handwerks wie die ἔργα der Tugend werden in gleicher Weise gelernt. Wer diese Seite sokratischer Ethik, sei es in der Übersetzung, sei es in der Erläuterung, nicht hervorhebt, verwischt und verflacht den Gedanken. — Sokrates gab eine Moral für den Freien, er lehnte alles ἀνδραποδῶδες ab; auch diese Seite hat der Übersetzer durchweg verkannt. ἐλευθέριος ist nicht fein, vornehm, würdig; der freie Sokrates kein feiner, vornehmer Mann. Diese Tugend ist die Eigenschaft einer sozialen Schicht, und ihre Grundbedeutung muſs hervorgehoben werden, gerade für den, der das Original nicht liest. *Καλὸς κἀγαθός* ist nicht „gut und edel“ in unserem Sinne. Das Wort hat seine Geschichte, die auch bei Xenophon erkennbar ist. Galt das Wort zunächst der Eigenschaft des Adels, so umfaſste es später das Ideal des freien Bürgers überhaupt, ist etwa soviel wie „frei und edel“; Sokrates vertiefte den Begriff des Wortes dahin, daſs es den geistig Freien bezeichnen sollte, der nicht mehr in der Knechtschaft von Vorurteilen und Irrtümern sich befindet. *Καλὸς κἀγαθός* ist von *σοφός* nicht zu trennen, wie *ἀνδραποδώδης* nicht von *ἀμαθής* (M. IV 2, 9. 22 f.). Die höchste Aufgabe für den Freien bleibt die leitende Fürsorge (*ἐπιμέλεια*) für die Gesamtheit der Bürger. Der Staatsmann wird genannt *λέγειν τε καὶ πράττειν δυνατός*, d. h. nicht allgemein „in trefflicher Rede und richtigem Handeln“ (IV 2, 1), wie O. Kiefer es wiedergibt. Aber nicht bloſs auf dem Gebiete der Ethik finden sich Ungenauigkeiten, die dem speziellen Wortsinne nicht gerecht werden.

Hier hätten auch die erklärenden Bemerkungen reichlicher sein können. Mir scheint überhaupt der Zweck einer solchen Übertragung, die sich an das philosophische Interesse weiterer Kreise wendet, auch solcher, die Griechisch nicht verstehen, durchaus zu fordern, daſs in kurzen Einleitungen zu den einzelnen Kapiteln die allgemeinen philosophischen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen Verhältnisse dargelegt werden, an welche die sokratischen Erörterungen sich anknüpfen und mit denen sie erst ihre ursprüngliche Lebendigkeit zurückgewinnen.

Der Verfasser weist in seinem Vorwort auf Joëls dreibändiges Buch: „Der echte und der unechte Xenophon“, aus ihm hätte er gerade für seinen Zweck manches lernen können. Freilich sind die positiven Ergeb-

nisse Joëls unter den Kartenhäusern seiner Kombinationen versteckt, die gründlich zu widerlegen kaum jemand Lust hat [1]). L. Schmidts Ethik ist leider auch unzureichend, er gibt weder fest formulierte Begriffe noch die Entwicklung der sittlichen Anschauungen. Aber in den Kommentaren zu den Memorabilien liefs sich doch manches Brauchbare finden.

Der Verfasser hat auf Lebendigkeit der Sprache Wert gelegt, seine Übersetzung liest sich, abgesehen von den bezeichneten Mängeln, leicht und glattweg. Lebendiger würde sie geworden sein, wenn er für die Übertragung der Partikeln in den Dialogen, die in den landläufigen Büchern so trocken und schwerfällig ist, noch gründlichere Studien gemacht hätte. Sie müssen mit Rücksicht auf die wechselnde Färbung der Rede wiedergegeben werden. Lessings frische Dialoge und Goethes volkstümlichere Stücke geben neben der modernsten Dramatik schöne Vorbilder für den mannigfaltigen Reiz, den auch unsere mündliche Rede haben kann. Dem Philologen bietet die Übersetzung kaum etwas, den Philosophen, der das griechische Original nicht lesen will, kann sie zur eigentümlichen Begriffsarbeit des Sokrates und der Sokratiker nicht führen.

Heidelberg. **Ferdinand Rösiger.**

---

86) **J. J. Hartman, Analecta Tacitea.** Lugduni Batavorum, E. J. Brill, 1905. 308 S. gr. 8. ℳ 7. —.

„Die schriftstellerische Virtuosität des Tacitus besteht im allgemeinen in der Gegenständlichkeit seiner Darstellung, der Verknüpfung der gegeheimen Beziehungen, der Wahl seiner Worte, einer Kürze, die nicht ohne Dunkelheiten ist, die bei näherer Betrachtung indes meistens verschwinden — jedoch nicht überall, so dafs eine Verschiedenheit der Auslegung unvermeidlich wird. Seine Gedanken haben

1) Einen Anfang hat jetzt K. Lincke in einem scharfsinnigen Aufsatz „Xenophon und die Stoa" (N. Jahrbb. XVII, 674 ff.) gemacht. Aber sein Ergebnis: „Der Pseudo-Xenophon, der den Antisthenes ebenso ausschrieb wie den Platon, Xenophon, Isokrates und Aristoteles, der Schriftsteller, der überall heimisch war, im Akademos, im Kynosarges, im Peripatos und in den Rhetorenschulen, ist, wie mir scheint, der kleine Phönikier, der neuathenische Weltbürger Zenon aus Kition", ist ein ungeheuerlicher Gedanke. Natürlich, der betriebsame semitische Jüngling beutete die sämtlichen philosophischen Firmen aus, um sein Warenhaus damit auszustaffieren und in der Auslage Sokrates' Erinnerungen zu haben! So entsteht aber keine Philosophenschule, die über ein Jahrtausend eine mächtige Wirkung auf die Geister und Charaktere gehabt hat.

mehr Tiefe und Feinheit, als Präzision und Schärfe" (Ranke, Weltgesch. III, Anal., S. 318). — Der Verfasser der oben erwähnten „Analecta" findet, im Gegensatz zu Ranke, bei genauerem Studium der Taciteischen Schriften immer neue Schwierigkeiten und Rätsel, alle möglichen Verstöfse gegen Logik und Klarheit, die er freilich gröfstenteils nicht dem Autor zur Last legt, sondern törichten Interpolationen oder sonstigen Korrekturen gewisser „magistelli" und Irrungen der Schreiber. Derartige Entstellungen seien in den beiden mediceischen Handschriften weit häufiger als wir bisher uns haben träumen lassen. Von solcher Vorstellung beherrscht, hatte H. in der „Mnemosyne" (Bd. 30—32) neben anderen Materien eine endlose Reihe von Stellen der Annalen und Historien behandelt und dabei die Überlieferung oft mit einer Unbedenklichkeit geändert, als seien die Texte der Klassiker vorwiegend als Versuchsobjekte philologischen Divinationsvermögens zu betrachten. Jene Abhandlungen werden nun hier, hin und wieder gekürzt und geändert, sowie um ein Schlufskapitel (20.), „ad Plutarchi vitas Galbae et Othonis", vermehrt, einem gröfseren Leserkreise geboten.

Einen Teil des Stoffes, namentlich der ersten Abschnitte, hat der Verfasser unter bestimmten Gesichtspunkten zusammengefafst. Lesenswert und in der Hauptsache zu billigen ist seine Polemik (Kap. 1 u. 2) gegen die Hypothese, dafs die vielen auffallenden Übereinstimmungen zwischen Stellen der Historien (I und II) des Tacitus und Plutarchs Galba und Otho aus einer (bis heute noch unentdeckten) „gemeinsamen Quelle" herzuleiten seien; H. vertritt in dieser Frage mit voller Überzeugung den bekannten Standpunkt Wölfflins. Zustimmung verdient auch manches, was weiterhin (Kap. 3 und 6) im Sinne Boissiers u. a. über des Tacitus Auffassung von der Aufgabe des Historikers gesagt ist (zusammenfassend S. 130: Historiam qui narret ei omnes esse consulendos unde discere possit aliquid, non solum scriptores aetate maiores sqq.). Die bei den alten Geschichtschreibern überhaupt herrschende Neigung und Absicht, auf der Leser (und Hörer) Gefühl einzuwirken, sie zu rühren, zu erschüttern, sei dem Tacitus in besonderem Mafse eigen gewesen; seine Vorliebe für die Schilderung rätselhafter und finsterer Geschehnisse habe die Sprache der Historien und Annalen nachteilig beeinflufst; die Darstellung leide infolgedessen so vielfach an Dunkelheiten und überschreite nicht selten die Grenzen des Glaubhaften.

In dieser und jener prinzipiellen Frage wird man H.s Ansichten des

Beifalls oder wenigstens der Beachtung wert halten, ohne jedoch die von ihm für Exegese und Textkritik der Taciteischen Schriften gezogenen Konsequenzen billigen zu können. Denn in dieser Hinsicht geht er, wie gesagt, über das Mafs des Erlaubten allzuoft hinaus; er zeigt manchmal eine ganz merkwürdige Neigung — Sucht möchte ich's nicht gern nennen —, in eine schlichte, einwandfreie Erzählung weit hergeholte Bedenken hineinzutragen und diese Bedenken dann durch willkürliche Textänderungen zu beseitigen oder zu beschwichtigen. Einige Beispiele, dem Kap. 19 „Ad Historias annotationes variae" entnommen, mögen diese Hyperkritik näher kennzeichnen.

1, 13, 9 quia Vinio ... destinabantur. Galbas Widerwille gegen die Adoption des Otho wird motiviert 1) durch die engen Beziehungen Othos zu dem übermächtigen Vinius, und zwar a) als seinem notorischen Freunde, b) als künftigem Schwiegervater (wie das Gerede ging); 2) nach des Tacitus Meinung auch durch Othos ganze, dem Nero allzu ähnliche Persönlichkeit und die daraus hervorgehende Besorgnis des Kaisers, dafs der Staat, wenn er an Otho falle, aus dem Regen in die Traufe kommen werde. Diese Schilderung, meint H., entspreche nicht der gewöhnlichen Taciteischen Schärfe und Knappheit, und die Hinweisung auf die künftige Heiratsverbindung sei in der gegebenen Form unangebracht; vielmehr seien Galba und Vinius als resp. „Adoptivvater" und „Schwiegervater" durch den Stadtklatsch in eine Verbindung gebracht worden, die den Kaiser geärgert habe; er möge daher zu sich selbst gesagt haben: Nun erst recht nicht! Sinngemäfs sei also statt *gener* zu lesen *pater*. Und solchen Vorschlag macht H. angesichts der unzweideutigen Überlieferung quia *Vinio* vidua filia, caelebs *Otho, gener ac socer* destinabantur! — Absurd soll die Behauptung sein 1, 37, 16 *quae usquam provincia,* quae castra sq. Woher und durch welche Provinzen Galba nach Italien gekommen sei, hätten selbst die angeredeten Prätorianer gewufst; sie würden sich übrigens um das Schicksal von „Provinzen" wenig gekümmert haben; Galbas Grausamkeit habe fast nur Soldaten und Offiziere getroffen. Die echte, dem Zusammenhang entsprechende Lesart sei daher wohl nicht provincia, sondern *praesidia.* — Aber abgesehen davon, dafs unmittelbar vorher vier Provinzen genannt werden, in denen Blutbefehle Galbas zur Ausführung gekommen seien (s. auch 6, 3 und 7, 2 ff.), dürfen wir denn überhaupt an solche, auf augenblickliche Wirkung berechnete Hyperbeln einer Stachelrede den Mafsstab der Glaubhaftigkeit oder Wahrscheinlich-

keit aulegen?[1]) Ist es etwa minder auffällig, dafs Tacitus deu Otho im folgenden über seinen „Freund" und präsumptiveu Schwiegervater Vinius so scharfen Tadel aussprechen läfst? Auch der Wortlaut 6, 1 invalidum senem Titus Vinius ... *destruebant* erscheint mit 48, 16 (Vinius) Galbae amicitia in ahruptum *tractus* auf deu ersten Blick kaum vereinhar, wenn mau nicht die Worte *variis* morihus egit mitherücksichtigt. — Erheblicher ist der Widerspruch in der Charakteristik des Fouteius Capito: 1, 7, 6 nennt ihn Tacitns „avaritia et libidine foedum ac maculosum"; trotzdem soll sein Audenken hei deu Soldaten „grata" (58, 8) gewesen seiu.

Zu 1, 50, 7 vulgus quoque palam *maerere* stellt H. die unhegreifliche, aus dem Taciteischen Wortgehrauch am wenigsteu zu rechtfertigende Behauptuug auf, maerere hedeute nicht: trauern üher eiu gegenwärtiges Uuglück, sondern: über eiuen vergangeueu hessereu Zustand, und wagt darauf hiu die Eiuschaltung ⟨indignari et priora⟩ palam maerere! — 1, 58, 13 sei punieuti uicht der geeignete Ausdruck für die von Vitellius in der Angelegeuheit des Capito gespielte Rolle; auch fehle das rechte Verhältnis zu dem entsprechenden Partizip postulantibus; man möge statt punienti leseu: *permittenti.* Der Begriff des Strafens (durch die Soldaten natürlich), als Gegensatz zu ignoscere, ist aber hier keineswegs überflüssig oder mifsverständlich uud ergiht sich ganz ungezwuugen aus Z. 4 ad *poenam exposcentium.* Die Instanz, vou der schliefslich, formell weuigstens, Bestrafung oder Begnadigung abhing, war ehen der Kaiser Vitellius.

1, 64, 8 rixa inter Batavos et legionarios sq. Hierzu hat Nipperdey in seinem unvollendeten Kommeutar die richtige, nicht unnötige Bemerkung gemacht: „zwischeu Batavern, n i c h t: d e n Batavern, wie das Folgeude zeigt". Es ging just zu wie hei der späteren Rauferei in Turin, 2, 66, 6: *sui cuique commilitones adgregati* a conviciis ad caedem transiere. Aus dieser Schilderung hätte H. die richtige Beantwortung seiner Frage entnehmen können, w a s f ü r S o l d a t e n denu mit militihus gemeint seien; er würde dann nicht auf die ganz verkehrte Konjektur „civium" oder „muuicipum" (st. militum) verfalleu seiu. Die Zivilisten

[1]) Nur ein schwerfälliger Pedant würde z. B. mit Schiller darum rechten, dafs sein Wallenstein in der Szene mit den Pappenheimern von seinem „g r e i s e n H a u p t e" spricht, auf das man ziele, und gleich darauf dem „abgelebten Manne" Gordon gegenüber in tragischer Hyb is sich wohlgefällig rühmt, dafs über seinem „b r a u n e n S c h e i t e l h a a r die schnellen Jahre machtlos hingegangen".

dürften sich schön gehütet haben, dieser oder jener Partei sich anzuschliefsen oder auch nur ihre Sympathien kundzugeben, wofür übrigens studia c. *adgregantur* nicht der richtige Ausdruck wäre. — Nebenher sei bemerkt: Das Lex. Tacit. hat unter „rixa": „*non nisi* num. *plur.*", weil nämlich der Herausgeber auf Grund von drei Stellen, wo der Plural berechtigt und notwendig ist, die vierte, eben besprochene, nach O. Güthlings Vorschlag abgeändert hat. Eine bedenkli he Art der Majorisierung!

1, 83, 23 centurionis ac tribuni sanguine imbuet, imperatoris sui tentorium inrumpet? H. hat kein Verständnis für das emphatische sui (s. 1, 40, 8; Ann. 2, 76, 10 u. ö., vgl. auch 2, 68, 20 aegre cohibiti qui exitium quondam *ducis sui* flagitabant, H. 3, 85, 8); die Hinzufügung sei überflüssig, weil es nur e i n e n Kaiser gebe; stelle man aber sui hinter tribuni (cod. tribuni*s* sanguine), so sei die Periode tadellos! Nun ist leicht festzustellen, dafs bei Tacitus die Titel centurio und tribunus, auch legatus, in ähnlichen Fällen nie mit dem Possessivpronomen verbunden sind, selbst wo der Zusammenhang es nahezulegen scheint, wie H. 1, 80, 9 u. 14; 84, 6; 2, 18, 7 u. ö. Aus der Vergleichung dieser mit den oben angeführten Stellen mag H. lernen, welche Bewandtnis es mit jenem imp. *sui* hat, und dafs an dem überlieferten Wortlaut nichts auszusetzen ist. — H. 2, 2, 4. Des Titus Neigung zu Berenice übte auf seine Berufstätigkeit keinen hemmenden Einflufs aus: gerendis rebus nullum *ex eo* impedimentum. H.s allzu wohlfeile Emendation ex *ea* würde meines Erachtens die von Tacitus kaum beabsichtigte leise Andeutung involvieren. als habe es möglicherweise vom Willen oder der Laune der schönen Jüdin abgehangen, den verliebten Prinzen von seinen Amtspflichten abzuziehen. — Zum Ausdruck vgl. Ann. 2, 47, 16 ne aemulatio inter pares et ex eo impedimentum oreretur.

2, 3, 4 schreiben die meisten Herausgeber nach Rhenanus: sed scientiam artemque haruspicum accitam et Cilicem Tamiram intulisse; H. hält den Subjektswechsel und die Verbindung der beiden kurzen Sätze durch et für unerträglich; er konjiziert: accit*um e Cilicia* Tamiram intulisse. Durch diese Zusammenziehung wird jedoch der beabsichtigte Gegensatz einigermafsen abgeschwächt: der Venuskult zu Paphos war altheimisch (Ann. 3, 62, 14 vetustissimum) und eigenartig wie das Idol (neque enim alibi sic habetur), die Wissenschaft der Haruspices aber (später) von auswärts eingeführt und zwar ... Was solche Art des Subjektswechsels angeht, so vergleiche man das Lex. Tac. S. 390 l. u. 397 l. — In un-

glaublicher Weise mifsverstanden ist unsere Stelle von W. Bötticher, der folgendermafsen übersetzt: „Aber die W. und K. der Eingeweideschauer gibt an (!), der Cilicier T. habe die Göttin aus der Fremde eingeführt.“ — 2, 16, 9 simul *ignara* et alieni metus socia *imperitorum* (cod. imperatorum) turba; diese „abgeschmackte Tautologie“ hat H. früher einmal geglaubt durch die Emendation igna*va* beseitigen zu sollen — dafs Sirker und Halm solches längst vorgeschlagen, bleibt unerwähnt — nun aber habe ihm ein junger Freund, van der Loeff, den „glücklichen Einfall“ mitgeteilt: imper*a*torum beizubehalten und hinter ignara zu stellen! Die Insulaner hätten von Otho und Vitellus kaum mehr als die Namen gekannt und somit nicht gewufst, welcher der schlimmere wäre. — Die Vulgata zu ändern, liegt durchaus keine Veranlassung vor; denn ignarus hat je nach dem Zusammenhang die Bedeutung „ahnungslos, bewufstlos (15, 64, 4), unvorbereitet, überrascht (1, 33, 3; 3, 12, 6), nicht eingeweiht (1, 80, 10), ohne Nachricht“, und die imperiti sind, wie H. wohl weifs, die urteilslose Menge, vulgus, plebs. Wie kann man da von Tautologie reden! — 2, 32, 23 hält H. für „unice verum“ zu lesen: quartamdecimam legionem magn*am* ips*a* fama = solā iam rerum gestarum gloriā magnam. Allein magnus als Beiwort zu legio ist ganz unwahrscheinlich, anderseits liegt die mit ipsam, „schon allein“, gemeinte Hervorhebung vor den anderen Abteilungen klar genug vor Augen.

2, 59, 15 mox u. e. occurrere infanti filio iubet, perlatumque . . . G. appellavit. — „Perlatum: quo?“ fragt H., als ob überhaupt ein Zweifel möglich wäre! Es wird genügen, auf Ann. 14, 57, 20 hinzuweisen: perlatum (sc. ad se) caput eius inlusit Nero, sowie auf den analogen Gebrauch von perducere, z. B. H. 1, 25, 3 Otho perductos promissis onerat. H. vermutet an unserer Stelle: *pro*latum; er läfst das Kind vorsorglich erst in ein Zelt zu seiner Amme bringen und dann „hervorholen“. — Die Überlieferung 60, 12 *creditum* famā (etwa = cum famā vulgaretur) ist allerdings nicht ganz unbedenklich. H. denkt an *crebra* fama sc. fuit, vgl. 4, 12, 1 crebrescentem famam, besser 1, 41, 12 crebrior fama tradidit; 3, 71, 18 quae crebrior fama; Ann. 13, 1, 6 crebra vulgi fama. Ich würde *creditā* famā vorziehen; vgl. H. 4, 34, 27 credita per utrumque exercitum fama; Ann. 6, 35, 16 fama occisi falso credita. — 2, 63, 9 seram veniam post scelus quaerebat. Cunctantem ⟨enim⟩ super (nicht supra!) tanta re sq. Durch Einschaltung der Partikel enim soll der angeblich verwirrte Gedankengang in Ordnung gebracht, insbesondere der

Begriff „seram“ erst recht verständlich werden. Von einem ὕστερον πρότερον kann jedoch nur reden, wer „scelus“ fälschlich auf die Ermordung Dolabellas bezieht, statt nach der unbedingt richtigen Auffassung Meisers u. a. auf den am Freunde begangenen Verrat. — Der Vorschlag zu 2, 64, 11 in gaudium evecta (warum nicht lieber *erecta*?) zeugt von bedauerlicher Verkennung des Taciteischen Wortgebrauchs. Nicht nur, dafs evincere fast ein „Lieblingswort“ des Tacitus genannt werden kann (evinci, sich umstimmen, gewinnen, bekehren, erweichen lassen), — schon ein Blick auf die Stelle Ann. 15, 64, 7 blandimentis vitae evictam ad vivendum, müfste genügen, um die handschriftliche Lesart *evicta* als unanfechtbar erscheinen zu lassen.

2, 70, 6 emendiert ein von H. wiederholt genannter Freund nicht übel: inhumana *species* (statt p a r s) viae; denn eine Strafse oder einen Teil der Strafse „inhumana“ (das menschliche Gefühl empörend) zu nennen, geht wohl nicht an. Man könnte auch an *facies* denken; vgl. Ann. 14, 10, 12 locorum facies, namentlich H. 3, 83, 10 deformis urbe tota facies, wo das unnatürliche Nebeneinander von frevler Lust und blutigem Graus geschildert wird. — Derselbe Herr Leopold hat übrigens noch andere Konjekturen beigesteuert: 2, 87, 6 wird das überlieferte procacissimis etiam *inter servos* l. i. allgemein richtig erklärt: wenn man sie mit Sklaven vergleicht, noch frecher als S.; „eine unlogische Verbindung“ (Heraeus), Verkürzung, wenn man will, ähnlich wie 5, 17, 11 illum diem aut gloriosissimum inter maiores aut ignominiosum apud posteros fore; 1, 50, 20 solus omnium ante se principum; Agr 34, 5 ceterorum Brit. fugacissimi. Weiteres bei Nipperdey, Opuscula (Spicileg. II), S. 152 f. — L.s Änderung: inter *severos*, als Gegensatz zu lascivientes, ist kaum ernst zu nehmen. Etwas besser begründet, doch nicht überzeugend ist seine Emendation 3, 2, 23 idem *auctor* (st. suasor) actorque consilii ero, wofür aufser Nepos, Att. 3, 2 auch Cic. Sest. 61 und Caes. b. c. 1, 26, 4 angeführt werden könnten.

Die gegebenen Stichproben genügen wohl, um begreiflich zu machen, dafs von solcher Textkritik, mag sie auch manche Anregung zu erneuter Prüfung geben und so zur Vervollständigung unserer Tacituskommentare beitragen, im ganzen doch wenig Nutzen zu erwarten ist. Was aus der Menge von H.s Änderungsvorschlägen irgendwie annehmbar scheint, findet man gröfstenteils verzeichnet in Andresens Jahresberichten 28, 313 f. 325 f.; 29, 246 ff.; 30, 350 ff.

Homburg v. d. H. **Eduard Wolff.**



87) **Johannes Sundwall, Epigraphische Beiträge** zur sozialpolitischen Geschichte Athens im Zeitalter des Demosthenes. (Viertes Beiheft der Beiträge zur alten Geschichte herausgegeben von C. F. Lehmann-Haupt und E. Kornemann.) Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theod. Weicher), 1906. VII u. 94 S. gr. Lex.-8.

M 5.—. (Für die Abonnenten der Beiträge *M* 4.—.)

Die Inschrifturkunden sind seit Boeckh nach den verschiedensten Richtungen hin ausgebeutet. Die vorliegende Schrift durchmustert das epigraphische Material einer bestimmt begrenzten Periode, um über soziale Verhältnisse gröfserer Gruppen der Bevölkerung im Zusammenhange mit ihrer politischen Bedeutung Aufschlufs zu gewinnen. Verf. geht von der richtigen Voraussetzung aus, dafs, wenn sich die soziale Stellung, die Vermögensverhältnisse der Mitglieder einflufsreicher politischer Körperschaften werden erkennen lassen, hieraus ein Schlufs gezogen werden kann über das Mafs des Einflusses, welchen die Gesellschaftsklassen, denen jene Mitglieder angehörten, auf die Körperschaften und damit im Staate auszuüben vermochten. Kein Zweifel, dafs auf diesem Wege manches neue Bild, vielleicht ein neues Gesamtbild, das bisher fehlt oder nur unsicher umgrenzt ist, von den sozialen Verhältnissen in Athen sich wird gewinnen lassen.

Verfasser betrachtet zunächst den Rat und kommt durch bündige Beweisführung zu dem Schlusse, dafs im 4. Jahrhundert die niedere Bevölkerung, also die grofse Menge, sich nicht zur Bule gedrängt hat, zumal die Angehörigen der ärmeren und entfernteren Demen weder Zeit noch Bildung genug hatten, um an der Leitung und Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten sich zu beteiligen. Er gibt nach den Urkunden eine statistische Zusammenstellung aller Prytanen und ordnet sie in zwei Klassen: Reiche und (wenigstens) Wohlhabende. Der Mafsstab, den er annimmt, ist zwar ein ziemlich allgemeiner, doch nicht unzuverlässiger; wenn jemand Trierarch ist, überhaupt zu Leiturgien herangezogen wird, wenn er ein kostbareres Grabdenkmal hat, so läfst sich daraus immerhin ein Schlufs über seinen Vermögensstand ziehen; bei manchem ist dieser auch ausdrücklich überliefert. Dafs dem Verfasser bei seiner Statistik aufser den Inschriftsammlungen Kirchners Prosopographia Attica vortreffliche Dienste geleistet hat, ist selbstverständlich. — So läfst sich feststellen, dafs unter den Prytanen, den Buleuten, den Ratschreibern ein bedeutender Prozentsatz von Reichen und Wohlhabenden war. Auch für die Strategen,

für die Verfasser eine Liste von 360/59 bis 323/22 zusammenstellt, ergibt sich ähnliches: 44 Strategen sind direkt als reich bekannt, für weitere 35 fehlt es an jedem Anzeichen, dafs sie, als etwas weniger wohlhabend, auch nur dem Mittelstande zuzuweisen wären; es steht somit aufser Zweifel, „dafs dies Amt, das während des 4. Jahrhunderts noch von allen die gröfste Bedeutung hatte, beinahe ausschliefslich mit Leuten aus den reichen, ja reichsten Familien besetzt wurde.“ (S. 29 f.) Zweifellos war der Zutritt zum Strategenamt den weniger Bemittelten erschwert. — Die Diäteten werden, wie Verfasser wahrscheinlich macht, nicht aus allen sechzigjährigen Bürgern entnommen, sondern nur aus den zum Hoplitendienst verpflichteten, also waren auch hier die ärmeren Bürger ausgeschlossen. — Wichtig sind auch die Marinebehörden; Verfasser stellt aus den Seeurkunden die ἐπιμεληταὶ τῶν νεωρίων für die Zeit von 378/7 bis 333/2 zusammen, die vorzugsweise dem Mittelstande angehört haben, einzelne lassen sich als vermögend feststellen. — Dafs die Finanzbeamten, sowohl die regelmäfsigen wie die kommissarischen, in günstigen Privatverhältnissen standen, soweni wir auch aus dieser Zeit von ihnen wissen, ist an sich anzunehmen und wird auch gelegentlich durch Aristoteles ausdrücklich bestätigt. Von den Kultusbeamten und Priestern läfst sich meist ähnliches sagen; jedenfalls müssen die Hieromnemonen und Pylagoren, die namentlich seit Philipps von Mazedonien Eintritt in die Amphiktyonie eine erhöhte politische Bedeutung bekommen hatten, nicht minder die Naopöen in Delphi sich einer hervorragenden sozialen Stellung erfreut haben, schon weil sie unter Umständen zu repräsentieren hatten.

In einem Abschnitt „die Demen“ sucht Verfasser das Verhältnis der Land- und Stadtbevölkerung festzustellen. Während die Trittyen des Kleisthenes ursprünglich ziemlich gleichmäfsig stark waren, hat im 4. Jahrhundert eine Verschiebung zugunsten des Küstenbezirks und zum Nachteil des Stadtbezirks eingesetzt, während der Landbezirk im ganzen unverändert blieb, wofür Verfasser die Erklärung darin zu finden glaubt, dafs die besitzlose Stadtbevölkerung mehr zu Kleruchien herangezogen wurde. Wenn nun, wie sich im weiteren ergibt, unter den Demarchen wie unter den im Demosleben sonst einflufsreichen Personen mehrere vorkommen, die wir als begütert und als höheren Schichten der Bürgerschaft angehörig kennen, so spricht diese Tatsache dafür, dafs auch in den Demen die Begüterten ein entschiedenes Übergewicht hatten, worauf auch der Umstand hinweist, dafs die Versammlungen der Demen im allgemeinen wenig be-

sucht waren; es war eben immer nur ein kleiner Kreis, in dem einige Familien oder Personen die Macht hatten. „Und mit dem attischen Staate als Ganzem verhielt es sich ebenso.“ Zu einem ganz entsprechenden Ergebnis kommt Verfasser, wenn er in einem besonderen Abschnitte die Gesandten sowie die Redner und Antragsteller in der Volksversammlung vom Jahre 360 bis 322, die uns bekannt sind, in einem vollständigen Verzeichnisse zusammenstellt und auf ihre Vermögensverhältnisse oder allgemeine soziale Stellung hin prüft: unter ungefähr 94 Rednern sind uns etwa 44 aus begüterten, meist sogar reichen Familien bekannt.

Schliefslich sucht Verfasser die Frage zu beantworten, ob es, wie die landläufige Auffassung ist, feststeht, dafs die Volksversammlungen immer überwiegend von den geringeren Bürgern, der grofsen Masse, besucht waren. Aber so wenig man von einer φυγαρχία unter den höheren Ständen sprechen kann, so wenig erscheint es als gewifs, dafs die Bürger, welche gewöhnlich erschienen, um in der Ekklesia ihre Rechte auszuüben, vorwiegend zu den ärmeren gehörten. In der Verwaltung zweifellos haben die höheren Stände das Übergewicht während der Zeit des Demosthenes behalten; der politische Einflufs der besitzenden Klassen Athens im Rate, als Strategen oder Finanzbeamte, auch als Redner und Politiker überhaupt ist nicht geschmälert worden. Verfasser schliefst mit dem allgemeinen Satze — der allerdings noch weiterer Begründung oder Erläuterung bedürfen wird —: „die politischen Parteien waren nicht aus dem Gegensatze der Besitzenden zu den Nichtbesitzenden hervorgegangen, sondern aus verschiedenen Anschauungen betreffs der äufseren Politik und der damit in Zusammenhang stehenden ökonomischen und persönlichen Interessenkonflikte.

Nicht unmittelbar zu der Aufgabe gehörig, die Verfasser sich in seiner Arbeit gestellt hat, aber doch mit Dank entgegenzunehmen ist eine Zusammenstellung der ein hohes Ansehen geniefsenden Asklepiospriester (soweit wir sie erreichen können) vom Anfange des 4. Jahrhunderts bis 51/50 v. Chr. sowie eine ebensolche der Demen und Phylen nach den vorhandenen Prytanenverzeichnissen, wobei er auch, da wir nur für fünf Phylen vollständige Verzeichnisse haben, eine Rekonstruktion für die übrigen versucht.

Die in hohem Grade beachtenswerte, auf zuverlässigen Grundlagen aufgebaute Untersuchung ist geeignet, über wichtige Verhältnisse des demosthenischen Zeitalters neues Licht zu werfen und manche der herrschen-

den Anschauungen zu berichtigen. Von den überaus zahlreichen Namen, die Verfasser in seinem Buche aus den Inschriften bringt, sind nicht weniger als 43 von ihm ergänzt.

Hanau. **O. Wackermann.**

88) **Adolphe Zünd-Burguet, Exercices pratiques et méthodiques de Prononciation française** spécialement arrangés pour les études pratiques aux universités et les cours de vacances. Marburg, N. G. Elwert, 1906. IV u. 128 S. 8. ℳ 2.40.

Die Anlage des vorliegenden Werkchens entspricht derjenigen der „Praktischen Übungen zur Aussprache des Französischen“ desselben Verfassers (Paris, Welter, 1901). Doch ist das Transkriptionsystem nicht mehr das der Revue des Patois Gallo-Romans, sondern das zweckentsprechendere der Association internationale de Phonétique. Es gibt aber ein Lautbild, das der Verfasser aus einem Buche, welches ganz besonders für Deutsche bestimmt ist, hätte ausscheiden sollen: η für das iotazierte *n* in campagne, ein Lautzeichen, welches in der deutschen Philologie ausschliefslich für den velaren Nasalverschlufslaut in Hoffnung verwendet wird.

Das Büchlein zerfällt in zwei Teile: 1. Eléments de Prononciation française; 2. Exercices pratiques. Dasjenige, was der Verfasser im ersten Teile über die Sprachorgane, die Dauer der Vokale, die Betonung, die Organeinstellung (préparation organiqne, eine übrigens äufserst unklare Bezeichnung), den Vokaleinsatz (der sonderbar mit déhut vocalique wiedergegeben wird), die Zwie- und Dreilaute, die Doppelkonsonanten usw. vorbringt, ist zum Teil so vag, unvollkommen und falsch, dafs jeder Anfänger, vor allem aber der deutsche Schüler, durch jene Beschreibungen nur irregeführt wird. Es wird hier behauptet und als „phonetische“ Wahrheit aufgestellt, dafs alle Laute einer Sprache verschieden seien von denen einer anderen (S. 4), dafs die französischen kurzen Vokale kürzer seien als die deutschen oder englischen kurzen Vokale und, dementsprechend, die französischen langen Vokale bei weitem nicht so lang als die deutschen oder englischen Längen (das Gegenteil entspricht der Wirklichkeit) [S. 5], dafs alle tonlosen Vokale sehr leicht betont werden, dafs sich im Deutschen der Konsonant dem Einflusse des folgenden Vokals entziehe (S. 6), dafs in sueur, nouer, néant der

Diphthong „zweisilbig“, in toile, bois der Diphthong „einsilbig“ sei. Nur ein gediegener Phonetiker wird sich durch die Behauptung, der Vokaleinsatz sei im Französischen immer sehr sanft, d. h. sehr leise aspiriert (très légèrement aspiré, S. 6, § 10), nicht irreführen lassen. Zu welcher Aussprache mag den Anfänger die Anweisung führen, die stimmhaften Konsonanten seien im Französischen schlaff (relâchées), sanft und lang (!), die stimmlosen dagegen hart und kurz (!) [S. 7—8] oder es gehe bei den stimmhaften Konsonanten der Organeinstellung die Stimmtonbildung voraus, so dafs sich vor jedem stimmhaften Konsonanten eine Art Vokals, ein schwaches mittleres *œ* oder *ə* einstellt! (S. 8). Wie kann ein Phonetiker, der über die Anfangsgründe des Deutschen hinausgekommen ist, behaupten, die französische Liaison consonantique, d. h. die Hinüberziehung des auslautenden Konsonanten eines Wortes zum folgenden anlautenden Vokal komme mehr oder weniger in allen Sprachen vor! (S. 10). Unsere Anfänger müssen schon nach der vierten phonetischen Stunde von dem festen Vokaleinsatz des Germanischen eine Ahnung haben.

Aufserdem wird dieser unzusammenhängende Stoff in einer Form vorgetragen, die nichts weniger als tadellos ist. Die französischen Phonetiker scheinen mit der offiziellen Orthographie auch die herkömmliche Grammatik zu verachten. Ich gestehe, ich mufste den Sinn des folgenden Satzes (der mit der Transkription völlig übereinstimmt!) erraten: „Lorsque dans un mot par suite de l'élision un *e* muet il devait y avoir rencontre de trois consonnes différentes, cette élision n'aura pas lieu“ (S. 101). Grobe syntaktische Fehler, wie in dem Satze: je ne le veux ni le peux statt ni *ne* le peux (S. 55) dürfen in keinem für Ausländer bestimmten Buche vorkommen, u. a. m. Dies ist sicher nicht die Sprache und Aussprache junger Pariser, Abiturienten und Lizentiaten, die er wiederzugeben vorgibt (S. IV).

Der zweite Teil, der fast das ganze Buch umfafst, ist schier unhaltbar. Die künstliche Aufstellung von Sätzen, in denen der zu übende Lautwert in jeder Silbe vorkommt, ist höchst unnatürlich und aus der Umgangssprache völlig ausgeschlossen. Aufserdem vermisse ich Symmetrie und Vollständigkeit: Warum ein mittleres *o* und kein mittleres *a*? Ein velares *a* in betonter Silbe bleibt velar (bei mir) oder wird mittel (bei Rousselot), nie aber palatal, wie der Verfasser meint, wenn es in eine tonlose Silbe tritt: so casse—cassa, classe—classa (richtig der Ver-

fasser), accahle — accabla, fâche — fâcha (falsch der Verfasser) usw. Überhaupt finde ich das velare *a*, welches zur Schönheit der Pariser Aussprache beiträgt, in der ersten Übung zwar berücksichtigt, sonst aber in dem ganzen Buche vernachlässigt und durch palatales *a* ersetzt; dies gilt auch für Wörter, deren velares *a* allgemein anerkannt wird: bois, trois, poids, -ation usw. Gar manche Verbindung, wie die sog. Diphthonge *wa* (mit velarem a: mois), *jœ* (aïeul) usw, kommt überhaupt nicht vor. Daß unter solchen Umständen von einer Konsequenz in der phonetischen Wiedergabe einzelner Wörter keine Rede sein kann, ist selbstverständlich: femme mit palatalem *a* S. 12, mit velarem S. 32, heureuse mit geschlossenem betontem *ö* S. 52, mit offenem S. 120, und so eine Unzahl von Beispielen auf jeder Seite.

Was das Büchlein vollends unbrauchbar macht, sind die zahllosen Druckfehler (oder wirklichen Fehler?), die sich auf jeder Seite zu Hunderten ansammeln. Man lese nur die phonetischen Transkriptionen auf S. 102 und 103 (!), 108, 110, 112, wo phonetische Lautbilder mit offiziellen Schreibweisen vermengt werden (tombe S. 108, ärichir S. 110), S. 118, wo fera mit fεra, S. 106, wo subsister mit sybziste, S. 108 und sonst oft, wo et mit *ε* wiedergegeben wird u. a. m.

Im vorigen Wintersemester habe ich im französischen Seminar dieses Büchlein zu Korrekturübungen verwendet, welche die Anfänger mit dem größten Interesse vorgenommen und verfolgt haben.

Prag. **Gustav Rolin.**

89) **William Henry Schofield, English literature from de Norman conquest to Chaucer** (A. u. d. T. History of English literature in six volumes Vol. 2). London, Macmillan and Co., Ltd. (New York, The Macmillan Company), 1906. XIII u. 500 S. 8. geb. 7 s 6 d

Diese neue literarische Darstellung der ersten Hälfte der mittelenglischen Literatur bildet den zweiten Band der bekannten Reihe, an der Stopford A. Brooke, G. Saintsbury und E. Gosse mitgearbeitet haben. Der Verfasser dieses Bandes ist in der Anglistik durch eine (allerdings stark bestrittene) Hypothese, die das Verhältnis des sog. ersten Rätsels Cynewulfs zur altnordischen Literatur betrifft, und einige kleinere Studien zur mittelenglischen Literatur bekannt geworden.

Der Verfasser weicht in der äußeren Art der Darstellung insofern

von seinen Vorgängern ab, als er, wie die unten gegebene Übersicht zeigt, nach literarischen Gattungen einteilt. Das hat seine Vorteile und auch seine Nachteile. In der Darstellung selbst ist vom Verfasser grofser Nachdruck auf vergleichende Charakterisierung, besonders bei Heranziehung kontinentaler Erzeugnisse ähnlicher Art, gelegt worden

Der Inhalt gliedert sich in folgende Teile: I. Introduction. II. Anglo-Latin literature. III. Anglo-Norman and [sic!] Anglo-French literature. IV. The English language. V. Romance. (The matter of 1) France, 2) Britain, 3) England, 4) Greece and Rome, 5) of the Orient, 6) other romances). VI. Tales (Oriental tales, fabliaux, pious tales, fables, beast-epics, and bestiaries, collections). VII. Historial works (chronicles, political poems and satires). VIII. Religious works (bible paraphrase and apokryphal story, homilies, legends and lives of saints, books of edification). IX. Didactic works (precept and proverb poem, debates, books of instruction and utility). X. Songs and lyrics. XI. Conclusion. — Appendices, 1) Chronological table. 2) Biblographical notes (nützliche Angaben). — Index.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 18. Mai. Nr. 10, Jahrgang 1907.

Neue
Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Ithaka und Leukas.

Von Albert Gruhn.

II.

6) Überaus seltsam ist die Erklärung, die man vom Standpunkte Dörpfelds zu der Fahrt des Mentes gibt. Als „die Insel Taphos Homers" bezeichnet D. die Insel Kalamos, östlich von Meganisi und fast genau südöstlich von der Nidristadt. Den Rheithronhafen erkennt er „in einer Bucht an der Mündung des Dimossaribaches an dem südöstlichen Fufse des Neïos". Kalamos liegt nur etwa 15 km entfernt von Nidri, eine sehr kurze Strecke für ein Segelboot. Wie kann also Telemach den König nicht kennen, zumal er seines Vaters Gastfreund ist! Wie kann sich dieser königliche Nachbar so stellen, als wüfste er rein gar nichts von dem Treiben der Freier im Hause des Odysseus! Wie können die Freier diesen König nicht kennen! Wie kann er mehr von Odysseus wissen wollen als Telemach selbst! Nur dann doch immer, wenn er aus weiter Ferne und nicht von einer Insel kommt, die man tagtäglich vor Augen hat. Aber das nur nebenbei. Mentes will sich auf der Fahrt nach Temesa befinden das man sicherlich mit mehr Recht auf Cypern als in Unteritalien sucht Ob er hierhin oder dorthin fahren will, immer führt ihn der Weg von

Nidri hinweg, sei es nach Süden oder Südwesten. Er hat nicht den geringsten Vorteil davon, dafs er gerade diese Fahrt zu einem Abstecher nach Nidri benutzt. Vielmehr handelt er unverständig; denn sein Schiff ist schwer mit Eisen befrachtet. Aber er handelt noch törichter; er fährt an Nidri, an Odysseus' Haus, obwohl er dorthin will und obwohl dort ein wirklich guter Hafen ist, vorbei und geht nördlich davon in der Rheithronbucht vor Anker. Von dort geht er dann den Weg zur Stadt zurück. Dabei darf man auch nicht übersehen, dafs er es eilig hat (α 315). Vernichtend aber für die D.sche Ansicht sind die Verse α 182 ff.;

νῦν δ' ὧδε ξὺν νηῒ κατήλυθον ἠδ' ἑτάροισιν,
πλέων ἐπὶ οἴνοπα πόντον ἐπ' ἀλλοθρόους ἀνθρώπους,
ἐς Τεμέσην μετὰ χαλκόν, ἄγω δ' αἴθωνα σίδηρον.
νηῦς δέ μοι ἥδ' ἕστηκεν ἐπ' ἀγροῦ νόσφι πόληος,
ἐν λιμένι Ῥείθρῳ, ὑπὸ Νηΐῳ ὑλήεντι.

a) Mentes kommt von der hohen See, während man von Kalamos aus, vorbeifahrend an Nidri, zur hohen See hinaus will. Selbst wenn man das κατήλυθον noch irgendwie erklären könnte, das πλέων ἐπὶ οἴνοπα πόντον pafst unmöglich für den Katzensprung von Kalamos nach Nidri.

b) Der Dimossaribach mündet so dicht bei Nidri, dafs die Wendung ἐπ' ἀγροῦ νόσφι πόληος und vor allem ὑπὸ Νηΐῳ ὑλήεντι gar nicht am Platze ist. Nidri selbst liegt am Neïon und zwar auf derselben Seite.

c) Das Neïon mufs vielmehr zwischen Nidri und dem Rheithronhafen liegen, wenn νόσφι πόληος Sinn haben soll. Denn, wie mir scheint, liegt der Rheithronhafen der Nidristadt näher, als der Stadthafen, die Bucht von Vlicho.

Eine recht unglückliche Hand hat D. auch bei der Festlegung der Phorkysbucht gezeigt. Er sucht sie „an der Südseite der Insel in der fast ganz geschlossenen Syvotabucht". Diese Bucht mag, wie so manche andere Bucht, ihrer Gestalt nach nicht schlecht zu der Schilderung Homers passen, das Verhängnisvolle ist nur, dafs sie ganz und gar nicht zur Lage des Phäakenlandes pafst. Die Phäaken kommen von Norden, was allein schon durch Odysseus' Erzählung von dem Schiff der Thesproten bewiesen wird. Wenn sie zur Syvotabai gelangen wollen, müssen sie an ganz Leukas entlang fahren. Würden sie den Sund benutzen, den D. ja für sie offen hält, dann würden sie ohne jeden Grund an der Stadt Ithaka vorbeifahren; fahren sie aber an der Westseite von Leukas hinab, dann fehlt wieder jeder Grund dafür, weshalb sie Odysseus gerade in der Sy-

votabai aussetzen, da ihnen doch die Vasilikibucbt und die Skydibai näher liegen. Von Odysseus aber baben sie keine Anweisung hinsichtlich der Landung erhalten. Jeder Unbefangene wird docb znnächst annebmen, dafs sie Odysseus anf der Nordseite seiner Insel aussetzen. Er wird zu einer so wunderlichen Hypotbese, wie der von der Syvotabai, erst greifen, wenn alle anderen, näherliegenden, unhaltbar sind. So ist es aber mit dem Pborkyshafen nicht. Vielmehr läfst der Dichter gar keinen Zweifel darüber, dafs der Phorkysbafen dort gelegen ist, wo die Odysseusinsel den Phäaken zu Gesichte kommt, also nacb Norden bin.

v. 95 ff.: *τῆμος δὴ νήσῳ προςεπίλνατο ποντοπόρος νηῦς.*
Φόρκυνος δέ τίς ἐστι λιμήν, ἁλίοιο γέροντος,
ἐν δήμῳ Ἰθάκης·

Bei Tagesanbruch erreichen die Phäaken die Insel, und bei Tagesanbruch, ohne dafs sie weiter nach Süden gefahren sind, müssen sie Odysseus aus Land gesetzt haben, wenn an demselben Tage noch alles das geschehen sein soll, was der Dichter nns erzählt. Noch lagern Morgennebel über der Insel, als Odysseus aus seinem tiefen Schlafe erwacht.

v. 352: *Ὣς εἰποῦσα θεὰ σκέδασ' ἠέρα· εἴσατο δὲ χθών.*

Gegen die Syvotabai spricht aber noch ein zweiter, ausschlaggebender Umstand. Man kann vom Phorkyshafen aus das Neriton sehen, ja man hat es dicbt vor sicb. Athene sagt *v.* 351:

τοῦτο δὲ Νήριτόν ἐστιν, ὄρος καταειμένον ὕλῃ.

Sie weist mit der Hand anf den Bergzug hin, nnd man sieht aus der Nähe den Wald auf seinen Abhängen. Von der Syvotabai aus kann man aber das Neritongebirge nicht sehen, gescbweige, dafs man es unmittelbar vor sich hätte. Als „den Homerischen Neritos“ betrachtet nämlich D. „das Hauptgebirge der Insel“ Lenkas, das trotz seiner Höhe von 1100 m vom Innern der Syvotabai aus nicbt zu erblicken ist*). Bnchten mit zwei vorspringendeu, felsigen Landzungen sind im Gebiete der Balkanhalbinsel nicht selten, und an Höhlen feblt es nirgends im Karstgebiete. Höhlen können in 3000 Jahren leicht verfallen und verschwinden — es gehört das zn den Alltäglicbkeiten —, aber ein Gebirge, nnd noch dazu das bedeutendste, verschwindet nicht. Der Phorkyshafen mnfs unbedingt dicht neben dem Hauptgebirge einer Insel liegen.

*) Nach v. Marées, „Karten von Leukas“ S. 19, soll man das Lainakigebirge, einen Ausläufer des Stavrotas (Neriton) sehen!

Zu dem Phorkyshafen in Beziehung steht Odysseus' Erzählung von dem Thesprotenschiff. Wer das alte Ithaka auf Leukas sucht, kann den Angaben des Odysseus in keiner Weise gerecht werden. 1) Um von Thesprotion nach Leukas zu gelangen, bedurfte Odysseus überhaupt keines Schiffes. Wie er den Weg nach Dodona gehen konnte, konnte er ihn auch nach Leukas zu Fuſs zurücklegen. Den schmalen Sund konnte er leicht durchschwimmen oder auf der „Fähre" überschreiten. 2) Das Kaufmannsschiff kommt erst gegen Abend nach Ithaka. Thesprotien aber liegt nur wenig nördlich von Leukas. Wäre das Schiff nicht morgens, wie gewöhnlich, abgefahren, würde es der Dichter besonders bemerken. Eine Tagesfahrt aber von Thesprotien nach Leukas gibt es nicht; folglich kann Leukas nicht Ithaka sein. 3) Auf der Strecke von Thesprotien nach Ithaka hat sich das Schiff weit von der Küste entfernt;

ζ 339: ἀλλ' ὅτε γαίης πολλὸν ἀπέπλω ποντοπόρος νηῦς.

Aus welchem Grunde geschieht das? Leukas liegt dicht an der Küste, und Küstenfahrt ist das Übliche im Altertum. Diese Entfernung vom Festlande darf also nicht auf der Strecke von Thesprotien bis Leukas gesucht werden, sondern anderwärts, d. h. südlicher. Also ist Leukas nicht Ithaka. 4) Da das Schiff sich weitab vom Festlande hielt, kann es nicht durch D.s Sund gefahren sein. Wo könnte nun Odysseus auf Leukas ans Land gekommen sein? Die ganze Westküste bietet keinen einzigen zugänglichen Hafen, nur im Norden öffnet sich die Flevabai für kleinere Schiffe. Sie kann aber aus zwei Gründen nicht in Betracht kommen: a) sie liegt der Küste zu nahe, b) sie ist zu weit von Eumaios' Weideplatz, den D. unfern der Syvotabai sucht, entfernt. 5) Folglich müſste das Thesprotenschiff das Kap Leukatas umfahren und in einem der Südhäfen angelegt haben. 6) Diese Annahme widerspricht der homerischen Darstellung. Das Schiff hat Kurs geradeaus auf Dulichion, d. h. auf das heutige Kephallenia. Folglich fährt es an der Westseite von Leukas hin, und zwar weitab von der Küste, weil diese wegen ihrer Klippen und vor allem wegen ihrer plötzlichen Wirbelstürme den Schiffen äuſserst gefährlich ist. Sie landen an der Nordspitze von Ithaka, also im heutigen Hafen von Aphales, um das Abendessen einzunehmen. Gegen diese Landung spricht gar nichts; denn, da man nicht weiſs, nach welchem Orte auf Kephallenia sie segeln, so liegt der letzte Rastort dem Bestimmungsziele keineswegs zu nahe. Die Halbinsel Paliki im Süden wird auch schon im Altertum ihre wirtschaftliche Bedeutung gehabt haben.

Es zeigt sich also klar, dafs die Fahrt der Thesproten gar nicht zu Leukas, wohl aber vortrefflich zu Ithaka pafst.

Anch die *νῆσοι θοαί* setzt D. an eine falsche Stelle. Es sollen die Montagueklippen sein, die 37° 54′ N nnd 21° O, also nur 10′ oder etwa 15 km von der Südspitze Kephallenias entfernt unter Wasser liegen. D. schreibt: „Sie waren vorzüglich als Richtnngspunkt geeignet für ein Schiff, das von Pylos kommend am elischen Vorgehirge den Peloponnes verliefs, um nach Kephallenia, Ithaka und Leukas zu fahren" (Leukas, S. V).

1) Es ist unwahrscheinlich, dafs sie „im Altertume, als der Meeresspiegel niedriger lag, sichtbar gewesen sind". Der Meeresspiegel hat zu Homers Zeit eher höher als niedriger gestanden.

2) Auch wenn sie aus dem Wasser hervorgeragt hätten, könnte das immer nur eine kaum wahrnehmbare Erhebnng gewesen sein. Jedenfalls zur Nachtzeit mufsten sie bei einigermafsen bewegtem Meere kaum erkennbar sein. Sie konnten also keineswegs einen vorzüglichen Richtungspunkt abgeben.

3) Sie liegen aber viel zu nahe an Kephallenia, als dafs irgendein praktischer Kopf auf den Gedanken verfallen könnte, sie statt Kephallenias zum Ziele zu wählen.

4) Sie liegen auch nicht in der angegebenen Richtnng. Das Schiff läuft:

ο 297 ff.: *ἡ δὲ Φεὰς ἐπέβαλλεν, ἐπειγομένη Διὸς οὔρῳ,*
ἠδὲ π α ρ᾽ Ἦλιδα δῖαν, ὅθι κρατέουσιν Ἐπειοί.
ἔνθεν δ᾽ αὖ νήσοισιν ἐ π ι π ρ ο έ η κ ε θοῇσιν.

a) Telemach fährt an Elis entlang, vorüber.

b) Er behält die eingeschlagene, d. h. die Nordrichtung, bei, *ἐ π ι-π ρ ο έ η κ ε.*

Es kann also von einer Wendung nach Westen keine Rede sein.

5) *ἑκὰς νήσων* heifs einfach: „fern von den Inseln". Nimmermehr hat es den Sinn: „zwischen den Inseln durch, aber fern von ihnen".

6) Weshalb beschreibt Homer die Fahrt nur bis zu den „schnellen Inseln"? Weshalb nennt er weiter nicht Dulichion (Kephallenia), Zakynthos und das heutige Ithaka (das Dörpfeldsche Same)? Man tnt dem Dichter schweres Unrecht, dafs man ihm solche Stümperei zutraut.

7) Unter den *νῆσοι θοαί* können nur die Echinaden verstanden werden. Die Bedeutung von *θοαί* ist nicht klar. Ich möchte sie als „schnelle

Inseln“ deshalb bezeichnen, weil sie, bei dem Stande der damaligen Meerfahrt, als Richtungspunkte genommen, schnell aufeinander folgten.

Selbst das ἀμφί in ι 22 (ἀμφὶ δὲ νῆσοι) wird von den Dörpfeldianern schief erklärt. Gallina übersetzt es „von zwei Seiten“. Es bedarf wohl keiner langen Ausführung, dafs diese Übersetzung nicht richtig ist. Das Wort kann nur bedeuten „zu beiden Seiten“. Es handelt sich um eine auf zwei gegenüberliegenden Seiten übereinstimmend gestaltete Figur. Danach ist es ganz falsch, dafs die Inseln um Leukas eine solche Lage hätten. Sie liegen nur nach einer Seite hin, es sei denn, dafs man sich auf Leukas einen Punkt sucht, von dem aus man einen Teil der Inseln südlich, den andern östlich hat. An einen solchen Standpunkt aber denkt der Dichter nicht, sondern an die ganze Insel. Doch selbst in jenem besonderen Falle pafst das Wörtchen ἀμφί nicht.

Zu Dörpfelds Beweismitteln gehört der Vers ι 25 f.: αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ πανυπερτάτη εἰν ἁλὶ κεῖται πρὸς ζόφον; seine Erklärung geht auf Strabo, bzw. Apollodor, zurück. Dort heifst es 454, 12: οὔτε γὰρ χθαμαλὴν δέχονται ταπεινὴν ἐνταῦθα, ἀλλὰ πρόσχωρον τῇ ἠπείρῳ ἐγγυτάτω οὖσαν αὐτῆς und ὑπὲρ πάσας ἐσχάτη τετραμμένη πρὸς ἄρκτον. Strabo verbindet also χθαμαλή mit εἰν ἁλὶ κεῖται und πανυπερτάτη mit πρὸς ζόφον, obwohl die Erklärung πρόσχωρον τῇ ἠπείρῳ usw. gar nicht für sein Ithaka pafst, sondern viel eher für Kephallenia und Zakynthos. Um in die Verknüpfung von πανυπερτάτη mit πρὸς ζόφον Sinn zu bringen, setzt er ζόφος gleich ἄρκτος. D. übernimmt diese Erläuterung bis auf eine unwesentliche Änderung; er übersetzt ζόφος mit Westen (S. 27), dreht aber zum Ersatz die Windrose in diesen Gegenden um 90° nach Westen, so dafs der Norden mit dem Westen zusammenfällt. Er schreibt: „Welche von den Inseln des jonischen Meeres ist nun die alleräufserste nach Westen hin? Nach den heutigen Karten unzweifelhaft Kephallenia; nach den antiken Karten aber und nach den geographischen Kenntnissen der Alten unbedingt Leukas“ (S. 28). „Diese irrtümliche Ansicht (der alten Geographen) über die Orientierung der jonischen Inseln“ (S. 9) nimmt er ohne weiteres auch für Homer in Anspruch. Die Karte des Ptolemaios und die im Jahre 1601 erschienene Karte des Sophianos können aber nimmermehr zur Erläuterung einer strittigen Homerstelle herangezogen werden. Liegt nicht Homers Zeitalter mehr als 1000 bzw. 2500 Jahre, vor Ptolemaios und Sophianos, und sollten nicht P. und S. mittelbar oder unmittelbar von Homer beeinflufst sein? Wenn es noch heute

Menschen gibt, die den Vers ι 25 falsch verstehen, wollen wir es den philologisch mangelhaft geschulten Alten verdenken, wenn sie Ithaka westlich von Kephallenia und Zakynthos gesucht haben? An philologischem Verständnisse sind wir heutigen aber dem Geographen Strabo sicherlich überlegen, und D. hätte auf v. Wilamowitz' Äufserung, dafs die Auffassung des Apollodor und Strabo „für unsere Sprachkenntnis nicht mehr diskutabel sei", mehr Gewicht legen sollen.

1) Kein Grammatiker kann uns überzeugen, dafs πανυπερτάτη mit πρὸς ζόφον verbunden werden mufs. Grammatisch richtiger ist es πρὸς ζόφον auf den ganzen Vers ι 25 zu beziehen: „Die Insel liegt so und so, nach Westen hin."

2) Auch nicht die geringste Andeutung findet sich bei Homer, dafs die Insel westlich von den anderen Jonischen Inseln liegt. Sie liegt nach Westen, von welchem Standpunkte aus ist nicht gesagt. Folglich mufs sich der Hörer den Standpunkt ergänzen. Und wo wird er ihn wählen? Ohne Zweifel auf dem Peloponnes oder im Korinthischen Golfe. Ithaka liegt westlich vom achäischen Festlande. Ist an dieser Auffassung auch nur das Geringste unverständlich?

3) Aber selbst, wenn man πανυπερτάτη mit πρὸς ζόφον verbindet, ist man noch lange nicht zu der D.schen Folgerung genötigt. D. blickt nur immer auf die Westseite der Inseln, nicht aber auf ihre Ostseite. Weshalb soll Homer nicht die Ostseite im Auge haben? Wenn ich von Achaia nach den Jonischen Inseln fahre, welche von den Inseln liegt am entferntesten vom Festlande am weitesten nach Westen? Etwa nicht Ithaka? Das ist nicht nur geographisch richtig, sondern auch künstlerisch, poetisch. Der Schauplatz der Dichtung hat nämlich seinen Orientierungspunkt im Peloponnes.

4) Erweitert man aber erst willkürlich die homerische Inselwelt nach Norden hin, dann liegt doch kein ersichtlicher Grund vor, bei Leukas stehen zu bleiben, dann können doch auch Paxos und Kerkyra ihr Recht als nördlich gelegene Inseln geltend machen, und dann kommen wir nach und nach wohl bis Istrien hinauf.

5) Da κ 196 die Wendung αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ κεῖται ohne den Zusatz εἰν ἁλὶ steht, so wird man mit gutem Grunde in χθαμαλὴ κεῖται eine Redensart sehen und deshalb πανυπερτάτη mit εἰν ἁλὶ verbinden. Das pafst vortrefflich zu γ 170 ἢ καθύπερθε Χίοιο νεοίμεθα παιπαλοέσσης, d. h. oberhalb Chios', nach dem offenen Meere zu. Πανυπερ-

τάτη εἰν ἁλί heifst demnach „ganz oben im Meere" oder „zu äufserst nach der offenen See hin" oder kurz „am weitesten im Meere" im Gegensatze zu dem Taphischen Binnenmeere und dem Korinthischen Golfe.

6) χθαμαλή heifst nie und nirgends „dicht am Festlande". Von den in Betracht kommenden Homerstellen wollte Reifsinger auch N 683 diese Deutung geben; doch ganz und gar mit Unrecht. So bleibt denn κ 196 allein übrig, um eine folgenschwere und kühne Behauptung zu rechtfertigen.

a) Wenn χθαμαλή sonst überall „niedrig" bedeutet, dann dürfte man in κ 196 erst dann eine andere Bedeutung annehmen, wenn die herkömmliche für völlig ausgeschlossen gelten müfste. Das scheint auch D. gefühlt zu haben; denn er schreibt: „Eine Insel, die auf hoher See liegt, kann wohl niedrig sein, wenn sie nämlich keine Berge hat, kann aber niemals niedrig im Meere liegen" (S. 28/29). Allein wir haben es mit einer griechischen Redensart zu tun. Wir Deutsche sagen von einer Insel nicht, dafs sie niedrig liegt, der homerische Grieche aber sagt: αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ κεῖται. Hier wird man wohl εἰν ἁλί hinzudenken können, an anderen Stellen aber, wo nicht von Inseln die Rede ist, wird man „Erdboden" ergänzen müssen. Warum soll man nun nicht κεῖται von einer Insel sagen dürfen, in einem anschaulichen Bilde, das dem Tierleben entnommen ist? Die eine Insel „erhebt sich", die andere duckt sich, „liegt flach da". Pafst der Ausdruck etwa nicht ganz hervorragend zu der lebendigen, anschaulichen Redeweise Homers?

b) Darf man denn nun Aiaia, die Insel der Kirke, mir irgendwelchem Rechte „dicht am Festlande" suchen? Ganz gewifs nicht. D. jedoch schreibt: „Odysseus ist vom Sturme verschlagen nach sechstägiger Fahrt, also über die hohe See, zum Lande der Laistrygonen gekommen. Von dort fährt er abends ohne Sturm ab und verläfst somit die Küste nicht, denn das tut der antike Schiffer bekanntlich ohne Not überhaupt nicht. Noch in derselben Nacht kommt er an die Insel der Kirke, Aiaia, die mithin nicht auf hoher See, sondern nahe an der Küste, nicht weit vom Lande der Laistrygonen liegen mufs" (S. 29).

Richtig mag sein, dafs der antike Schiffer nicht ohne Not die Küste des Festlandes verläfst, nur soll man sich dessen auch bei dem Thesprotenschiff erinnern. Gibt es denn aber nur eine Sturmesnot? Ich denke, Odysseus schwebt bei den Laistrygonen in denkbar gröfster Not; er verliert alle Schiffe mit Insassen bis auf eines und rettet auch dieses nur mit äufserster Anstrengung. An Not also hat es nicht gefehlt.

Aber verläfst er nun um ihretwillen auch die Küste? Da Windstille herrscht, wäre er ein Tor, wenn er an der Küste der menschenfressenden Laistrygonen entlang ruderte. Er könnte ohne sonderliche Mühe abgefangen werden; denn man darf doch nicht annehmen, dafs die Laistrygonen als Küstenbewohner ganz und gar nichts von Seefahrt verstehen und ohne Boote sind. Aber selbst wenn man das aus der homerischenDarstellung folgern wollte, so bleibt doch kein Zweifel darüber, dafs Odysseus die hohe See aufgesucht hat. Die grofse Not und Angst malen die Verse κ 128 ff. aus:

αἶψα δ' ἐμοῖς ἑτάροισιν ἐποτρύνας ἐκέλευσα
ἐμβαλέειν κώπῃς, ἵν' ὑπὲκ κακότητα φύγοιμεν.
οἱ δ' ἅλα πάντες ἀνέῤῥιψαν, δείσαντες ὄλεθρον.

Ausschlaggebend aber ist der folgende Vers, κ 131 f.:

ἀσπασίως δ' ἐς πόντον ἐπηρεφέας φύγε πέτρας
νηῦς ἐμή.

Was verläfst das Schiff? — Die steilfelsige Küste. Wohin entflieht es? — Aufs Meer, in die See hinaus. Falsch ist weiterhin D.s Behauptung, dafs das Schiff noch in derselben Nacht die Insel Aiaia erreicht. Zunächst fehlt jede unmittelbare Angabe über die Dauer der Fahrt vom Laistrygonenlande zur Insel der Kirke. Will man aber diese mittelbar erschliefsen, so weisen zwei Stellen darauf hin, dafs die Fahrt länger gedauert hat:

κ 133: Ἔνθεν δὲ προτέρω πλέομεν

und besonders κ 142 f.:

ἔνθα τότ' ἐκβάντες, δύο τ' ἤματα καὶ δύο νύκτας
κείμεθ', ὁμοῦ καμάτῳ τε καὶ ἄλγεσι θυμὸν ἔδοντες.

Odysseus hat mit seinen Gefährten auf der langen Irrfahrt schon manche Not überstanden, so ermattet aber begegnen sie uns vorher nirgends. Wenn diese wetterharten Männer zwei Tage und zwei Nächte brauchen, um sich von der Anstrengung (καμάτῳ) zu erholen, so mufs die Fahrt länger gedauert haben, als D. annimmt. Wollte man übrigens den Ausdruck δύο τ' ἤματα καὶ δύο νύκτας pressen, dann ginge auch daraus hervor, dafs sie auf Aiaia am Tage gelandet sind. Es ist somit alles falsch, was D. über Aiaia sagt: nicht nahe an der Küste, sondern auf hoher See liegt die Insel und nicht unfern, sondern recht weit vom Lande der Laistrygonen. (Fortsetzung folgt.)

---

90) **Ludwig Friedländer, Petronii cena Trimalchionis** mit deutscher Übersetzung und erklärenden Anmerkungen. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, S. Hirzel, 1906. 362 S. 8. ℳ 6.—.

Unter den Lebenden hat neben Franz Bücheler niemand so grofse Verdienste um das Verständnis der cena Trimalchionis wie Friedländer. Seine 1891 erschienene Ausgabe hat für das Studium der cena geradezu Epoche gemacht sowohl durch die sorgfältige Zusammenstellung alles dessen, was bis dahin für das Verständnis des schwierigen Textes geleistet war, wie durch die Fülle der neuen Erklärungen, die der Verfasser der Sittengeschichte der römischen Kaiserzeit und Erklärer des Juvenal und Martial zu spenden vermochte. Dazu war ihre praktische Einrichtung mit der über alle literarhistorischen Fragen orientierenden Einleitung, dem kurzen unter den Text gesetzten kritischen Apparat, nebengedruckter deutscher Übersetzung und ausführlichen erklärenden Anmerkungen besonders geeignet, für die Behandlung der Schrift vorbildlich zu werden und der Beschäftigung mit ihr neue Freunde und Arbeiter zu gewinnen. In der Tat sind seitdem zwei neue Ausgaben der cena erschienen, eine amerikanische von Waters, Boston 1902, und eine englische von Lowe, Cambridge 1905, die beide ganz nach dem Muster von Friedländers Ausgabe gearbeitet sind, und eine reiche Saat neuer Untersuchungen und Erklärungen ist im Anschlusse an sie emporgesprofst. Um so erfreulicher ist es, dafs es Friedländer selbst noch vergönnt gewesen ist, in einer zweiten Auflage den Ertrag aller dieser seit 1891 auf die cena verwandten Arbeit zu sammeln und zugänglich zu machen.

Schon in der Einleitung ist manches geändert und hinzugefügt. Neu hinzugekommen ist zunächst S. 6 f. ein kurzer Abschnitt, in dem Friedländer nach einer Hervorhebung des besonderen realistischen Charakters des Petronischen Romanes die so vielfach behandelte Frage nach etwaigen griechischen Vorbildern berührt, allerdings nur ganz oberflächlich, indem er, ohne sich selbst bestimmt nach einer Seite zu entscheiden, nur die Meinungen der Gelehrten nebeneinander stellt. Auffällig ist es dabei, dafs er, während im Text S. 7 seine Erörterung mit einem jede Annahme griechischer Muster zurückweisenden Zitate aus Klebs Petroniana schliefst: „In der römischen Ausbildung der Satire, besonders der menippeischen, waren die Ansätze vorhanden, aus denen die Entwicklung einer Schöpfung, wie der Petrons, vollkommen begreiflich ist“, er in der dazu gehörigen An-

merkung, wie es scheint beifällig, eine briefliche Äußerung desselben Gelehrten anführt, die genau das Entgegengesetzte besagt: „Die Kluft zwischen der varronisch-menippeischen Satire und Petron ist zu groſs, als daſs sein Werk als unmittelbare Fortbildung jener betrachtet werden könnte. Es ist mir ebenso unzweifelhaft, daſs die verlorenen Mittelglieder griechisch gewesen sind." Ich habe schon früher Hermes XXVII, 345 f. hervorgehoben, daſs, wenn auch Petronius sein Werk mit Rücksicht auf die in der Mischung von Vers und Prosa vorliegende formelle Ähnlichkeit mit Varros menippeischen Satiren Saturae genannt hat, es doch inhaltlich als rein komischer Roman von der Art der kynischen Satire so verschieden ist, daſs es unmöglich als ihr Entwicklungsprodukt aufgefaſst werden kann. Dazu zeigt die groſse Ausdehnung des Romans — wir lesen ja nur Exzerpte aus dem 15. und 16. Buch — und die Kunst der Komposition, daſs Petronius nicht ein Anfänger, sondern ein Vollender gewesen ist; als seine vermutlichen Vorbilder habe ich Aristides von Milet und verwandte Schriftsteller bezeichnet. Über das ganze Milieu, aus dem die komische Schilderung des wirklichen Lebens hervorgehen konnte, und Petrons Beziehungen dazu findet man jetzt die beste Belehrung in Wilamowitz' Griechischer Literaturgeschichte, S. 123 f.

Völlig geändert hat Friedländer seine Meinung über den Schauplatz der cena. In der ersten Auflage hatte er nach Mommsens bekanntem Aufsatze Hermes XIII, 106 f. dafür die Stadt Cumä gehalten. Jetzt hat er sich durch die Ausführungen in Klebs Petroniana Philologus Supplementband VI, 659 ff. von der Unrichtigkeit dieser Annahme überzeugen lassen und ist zu der von ihm vor fast schon fünfzig Jahren im Königsberger Index lect. von 1860 und 1861 vertretenen Anschauung zurückgekehrt, der auſser Klebs auch Beloch, Campanien², S. 88 f., Nissen, Italische Landeskunde II, 2, S. 737 f. und Haley, Quaestiones Petronianae (Harvard Studies in clas. phil. vol. II, S. 1—10) folgen, daſs der Schauplatz der Handlung in Puteoli zu suchen sei. Im Zusammenhange damit hat er auch am Ende der Einleitung, S. 73—76, als neuen Abschnitt eine Schilderung von Puteoli in der Kaiserzeit eingefügt. Ich habe schon im vorigen Jahre bei Besprechung der vierten Auflage von Büchelers Petroniusausgabe angedeutet, daſs ich alle Bemühungen, aus den Angaben der Erzählung über ihren Schauplatz ein einheitliches und nur für eine Stadt passendes Bild zu gewinnen, für überflüssig und aussichtslos halte. Gesetzt auch, daſs Petronius dem Realismus seiner Darstellung

entsprechend einen bestimmten Ort im Auge gehabt und genannt habe, so wird man es doch bei ihm ebensowenig wie bei einem modernen Romanschriftsteller auffällig finden können, wenn er sich nicht überall pedantisch streng daran gehalten, sondern auch vereinzelte abweichende Züge in seine Darstellung eingemischt hat, deren Vorhandensein eine sichere Identifizierung für uns eben unmöglich macht. Nicht anders steht es ja doch auch mit den Angaben, aus denen man hat die Zeit erschliefsen wollen, in die Petronius seinen Roman verlegt hat. Auch in dieser Frage stehen sich die Meinungen schroff gegenüber. Bücheler und Ribbeck setzen ihn in die letzte Zeit des Tiberius, Mommsen und Haley unter Augustus, Friedländer auch jetzt wie in der ersten Auflage in die letzte Zeit des Claudius oder in den Anfang der Regierung des Nero. Die einzelnen für die Entscheidung der Frage in Betracht kommenden Momente, die Friedländer S. 11 und 12 zusammenstellt, sind eben auch hier widersprechend und zeigen nur das eine, dafs es dem Verfasser auf ein genaues Festhalten an einer bestimmten Zeit gar nicht angekommen ist.

Dem Text der cena geht auch diesmal wieder ein Verzeichnis der auf sie bezüglichen neueren Schriften und Aufsätze voraus. Die späteste ist die vierte Auflage von Büchelers Petronius vom Jahre 1904, dagegen ist Lowes Ausgabe der cena von 1905 noch nicht mit aufgeführt. Seit der ersten Auflage hat sich das Verzeichnis übrigens mehr als verdoppelt.

Auf die Textgestaltung sind vor allem von Einflufs gewesen Büchelers vierte Ausgabe und die tief eingreifenden Arbeiten von Heräus; unter den 24 Textesänderungen, die mir aufgestofsen sind, sind 13 durch Bücheler und 5 durch Heräus veranlafst. Mehrere beziehen sich nur auf die Schreibung der Worte und Interpunktion; die anderen stelle ich im folgenden zusammen. S. 82, 13 seiner Ausgabe schreibt Friedländer jetzt mit Büchelers erster Ausgabe ludentum [statt ludentem], 86, 13 ubi für et (aut H) nach einer brieflichen Mitteilung des verstorbenen C. F. W. Müller, 94, 2 omnem voluptatem für voluptatem nach Bücheler[4], 98, 16 oclopectam statt oclopetam nach Bücheler[4], 104, 5 si quoi für si quid nach Hirschfeld (si quo H), 104, 6 subalapo für subalapa nach Heräus, 110, 17 diductus statt deductus in Übereinstimmung mit H nach Heräus, 124, 19 loquere, non loquis für loqui, non loquere (H loquere non loqui) nach Bücheler[4], 128, 17 ne für nec nach Bücheler[4] und Heräus, 132, 19 hat er jetzt entsprechend der veränderten Anschauung über den Schauplatz

der Handlung die Klammern um Cumis entfernt, 146, 15 schreibt er tribacia Jndica für tibi, bacam Jndicam (H tribaca Jndica) mit Heräus, 154, 9 conieci für coniecero nach Bücheler[4] und H, 156, 13 statt der früher angenommenen Lücke für aut numera nach Heräus at nunc mera, 156, 21 aeque statt atque nach Heräus, 162, 16 bene moria für bene morata (bene moriar H) mit Bücheler[4], 164, 4 facere se, eo ego für facere, sedeo ego (sed ego H) nach Müller, 168, 13 ut suis se teneant für suis *sedibus* se teneant mit Bücheler[4] und Heräus, 168, 24 oppositaque statt appositaque mit H nach Funck, 190, 1 faciatur statt faciantur nach H mit Bücheler[4] und Heräus und 194, 10 exsonabant statt sonabant nach H mit Bücheler[4].

Die meisten Änderungen bedeuten zugleich eine Wiederherstellung oder wenigstens gröfsere Annäherung an die Überlieferung. Abgesehen von der ersten, wo die Auffassung des überlieferten Indentem als Dittographie für das zwei Zeilen weiter folgende ludentem der Änderung in Indentum doch wohl vorzuziehen ist, sind sie sämtlich überzeugend, die meisten überdies in den Anmerkungen ausführlich begründet. Von Bücheler unterscheidet sich Friedländer hauptsächlich durch eine etwas freiere Stellung zur Überlieferung. Besonders nimmt er eine wesentlich gröfsere Anzahl von Lücken an als dieser und setzt auch öfter Konjekturen direkt in den Text, darunter übrigens eine ganze Reihe, die auch Bücheler in der ann. crit. zustimmend erwähnt. Aber im Verhältnis zur Länge der Schrift sind die Abweichungen doch nicht sehr zahlreich — ich zähle von den Lücken abgesehen im ganzen 42 — und die meisten ohne grofse Bedeutung, so dafs er auch jetzt noch wie in der ersten Auflage mit Recht sagen kann (S. 17): „Der von mir gegebene Text ist im wesentlichen der seiner (Büchelers) letzten Ausgabe; die nicht zahlreichen Abweichungen sind im wesentlichen dadurch veranlafst, dafs hier der Vermutung und dem subjektiven Ermessen mehr Spielraum gegeben ist als anderwärts.“ Und so wird man wohl überhaupt, falls nicht neue Hilfsmittel gefunden werden, über die Textgestalt, die durch Büchelers und Friedländers Arbeiten gewonnen ist, schwerlich noch wesentlich hinauskommen.

Die annotatio critica hat natürlich auch eine nicht unbeträchtliche Erweiterung erfahren müssen. Leider ist sie nicht überall ganz genau. So sind von den Stellen, an denen Friedländer abweichend von Bücheler im Texte eine Lücke ansetzt, längst nicht alle angeführt. Es findet sich die

Angabe zwar zu S. 82, 12; 84, 11; 94, 22; 138, 6, 8; 158, 2; 160, 23, nicht aber 88, 16; 92, 3; 142, 8; 154, 16; 186, 17 u. 196, 12. Ebenso ist da, wo nach Erscheinen von Büchelers vierter Auflage entweder zusammenfassend und abschliefsend Bücheler^{4} oder, wenn auch die dritte Auflage noch erwähnt werden sollte, Bücheler$^{3.4}$ zu setzen war, oft Bücheler^{3} stehen geblieben. So steht z. B. zu S. 104, 7 richtig casam Bücheler$^{3.4}$, aber gleich darauf ebenda zu Zeile 18 verkehrt his, cocos? Bücheler^{3}, wo ebenfalls Bücheler$^{3.4}$ zu schreiben war. Im ganzen zähle ich nicht weniger als 15 Stellen mit der ungenauen und irreführenden Angabe Bücheler^{3} statt Bücheler$^{3.4}$, während allerdings an 44 Stellen das Richtige steht. Einige Male finden sich auch direkt falsche Angaben. Zu Seite 100, 15 heifst es ita H Bücheler^{4} itaque L Bücheler^{3}, während Bücheler in der dritten und vierten Auflage gleichmäfsig itaque schreibt, und ähnlich zu S. 86, 19 cornu abundanti conspicua? Bücheler^{3} cornu abundanti copiosa Bücheler^{4}; auch hier steht in Wirklichkeit bei Bücheler in beiden Auflagen dasselbe, nämlich im Texte cornu abundanti copiosa und dazu in der an. crit. an conspicua? Falsch ist auch die Angabe zu 168, 3 cum Bücheler dum H; Bücheler ist jetzt in der vierten Auflage auch zur Lesung von H übergegangen.

In der Übersetzung sind die Stellen, wo neue Lesarten eingesetzt oder neue Erklärungen gegeben sind, entsprechend geändert, auch zwei Sätzchen, die in der ersten Auflage ausgelassen waren, S. 165, 5 und 189, 1 richtig eingefügt. Auch im einzelnen ist manches im Ausdrucke gebessert, z. B. übersetzt Friedländer die Worte 90, 15 vinum dominicum ministratoris gratia est in der ersten Auflage: „herrschaftlicher Wein ist guter Wille des Mundschenken“, jetzt klarer und verständlicher: „h. W. ist Dank (ich würde sagen: der Dank) des Mundschenken“. Doch finden sich auch hier noch einige Versehen. So fehlen noch immer in der Übersetzung die Worte S. 180, 5 ecce alius ludus. Trotz geänderter Lesart ist die frühere Übersetzung stehen geblieben S. 82, 13, wo das neu eingeschobene ludentum, 94, 2, wo omnem, 156, 21, wo aeque in der Übersetzung fehlt. An zwei Stellen gibt unter zwei verschiedenen Lesarten die Übersetzung gerade die wieder, die im Texte verworfen ist. S. 192, 2 übersetzt nämlich Friedländer Trimalchionem plaudentem subsequi coepit schickte sich an, dem erfreuten Trimalchio zu folgen, liest also nicht plaudentem, sondern mit H gaudentem, und ähnlich 192, 16 cum algentes udique petissemus ab atriense, ut nos extra ianuam emit-

teret als wir frierend den Haushofmeister baten, uns jedenfalls aus der Tür herauszulassen, folgt also auch hier der Lesart von H utique statt Bücheler von ihm in den Text gesetzter Konjektur udique. S. 86, 5 ist pica varia kein Buntspecht, sondern eine Elster.

Die erklärenden Anmerkungen, in denen die Hauptbedeutung und der Schwerpunkt von Friedländers Ausgabe beruht, sind noch bedeutend vermehrt. Von 123 Seiten der ersten Auflage sind sie auf 148 angewachsen. Besonders zugute gekommen sind ihnen die Arbeiten von Heräus, doch hat Friedländer auch sonst schwerlich etwas unerwähnt gelassen, was inzwischen zur Erklärung der cena beigebracht worden ist. Selbst eine so seltsame Ansicht wie die von A. L. in der Berliner philolog. Wochenschrift 1900, S. 925 f. vorgebrachte, dafs in der Einführung des Habinnas eine Reminiszenz an die des Alcibiades in Platos Symposion zu sehen und überhaupt die cena Tr. eine geistreiche Travestie des Symposion sei, ist nicht übergangen.

Von Druckfehlern ist mir aufgefallen S. 156, 21 im Texte ego statt ergo, S. 92 in der an. crit. 3 statt 4 und S. 214 in der Mitte im Lemma der Anmerkung piscem statt pisum. Auch sind in den Anmerkungen zu Stellen, die im Texte geändert sind, mehrfach die früheren Lemmata stehen geblieben, z. B. S. 300 coniecero für conieci, 311 sed nova für et nova, 324 quem parem für quando.

Zusammenfassend werden wir urteilen dürfen, dafs wir in der neuen Auflage des Friedländerschen Buches von der cena Tr. wieder eine Ausgabe besitzen, die abgesehen von manchen formellen im vorstehenden hervorgehobenen Ungenauigkeiten musterhaft genannt werden kann und geeignet ist, für jede weitere Beschäftigung mit dieser Schrift wieder die beste Grundlage und das zuverlässigste Werkzeug darzubieten.

Blankenburg a. Harz. **K. Bürger.**

91) **Narcissus Liebert, Lateinische Stilübungen.** Augsburg, Kranzfelder, 1905. VIII u. 208 S. 8. geb. ℳ 3.60.

Fünf Programme des Rektors der Studienanstalt bei St. Stephan in Augsburg sind nach seinem Tode zu dem vorliegenden Buche vereinigt und durch zwei Stücke aus seinem handschriftlichen Nachlasse ergänzt worden. Die Einrichtung der Übungen ist die alte geblieben: auf der Seite links ein Text, unverändert den Werken deutscher Dichter, Geschichtschreiber, Literarhistoriker, Philologen und Pädagogen entnommen (z. B.

Goethe, Lessing, Wieland, Rabener, Niebuhr, Mommsen, Ranke, Giesebrecht, Moltke, Teuffel, Viehoff, Westermann, Halm, Piderit, Doederlein, Jäger u. a.), rechts die lateinische Übertragung; Verweisungen auf die Grammatik oder andere Anmerkungen fehlen.

Diese ganze Anlage des Buches macht seine unmittelbare Verwendung zu Unterrichtszwecken unmöglich. Auch für Extemporalien und Abiturientenarbeiten dürften sich nur wenige Abschnitte eignen, und selbst diese müfsten erst stark umgearbeitet werden, ehe sie den Lehrzielen entsprächen, die auf norddeutschen Gymnasien verfolgt werden. Trotzdem kann das Buch den Fachgenossen empfohlen werden. Denn Liebert ist ein feinsinniger Stilist und beherrscht den lateinischen Ausdruck meisterhaft. Es ist höchst lehrreich zu beobachten, wie sich der zum Teil recht spröde Stoff unter seiner geschickten Hand zu schönen lateinischen Gebilden formt. Nur selten greift er fehl, wie z. B. wenn er (S. 37) „Cinna hatte sich im Bundesgenossenkrieg als Offizier hervorgetan“ mit centurionem strenuum se praestiterat wiedergibt. Dafs er sich nicht immer eng an die Forderungen der Schulgrammatik hält (z. B. S. 51 perincommode accidit ut, S. 57 contingit c. inf., S. 77 in domus, S. 83 Konjunktiv im Iterativsatze, S. 93 rein temporales donec c. conj.) und es bisweilen nicht verschmäht, nach entlegeneren Wendungen zu greifen, die aufserhalb der ciceronianischen Sphäre liegen (z. B. excepto quod S. 37, callere c. inf. S. 35, tunc temporis S. 33, Sicilienses st. Siculi S. 73, iuribus S. 87), wird ihm bei der Eigenart seines Buches schwerlich jemand zum Vorwurfe machen.

Potsdam. **E. Krause.**

---

92) **Joseph Boubée, La Littérature belge. Le sentiment et les caractères nationaux dans la littérature française de Belgique.** Bruxelles, Librairie Albert Dewit, 1906. 79 S. 8.

Das katholische, gewerbetreibende, in die flämische und wallonische Nationalität geteilte, von französischer Bildung beherrschte Belgien besitzt zwar keine eigene Sprache, weist aber eine eigene Literatur auf, welche das Seelenleben der Bewohner jenes Landes widerspiegelt. In demselben Sinne spricht man von gasconischen, von bretonischen Dichtern, wie Brizeux, Botrel, Le Goffic usw. Der Verfasser berücksichtigt somit nur die Autoren, welche französisch schreiben, aber dabei nationalbelgisch denken und fühlen, und scheidet diejenigen aus, die sich eines

anderen Idioms, des Flämischen und Wallonischen bedienen, wie Gezelle-van Langendonck, Streuvels, Defrechenx, oder welche französisch schreiben und, wie Fernand Séverin, die französische, besonders die Pariser Eigenart angenommen haben (*ceux qui fransquillonnent*). Diese engbegrenzte, echt belgische Literatur nimmt seit der Unabhängigkeitserklärung des belgischen Nationalkongresses im Jahre 1830 einen neuen Aufschwung und erreicht ihren Höhepunkt in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts.

Nun gibt vorstehendes, eher philosophisch als literarhistorisch angelegtes Werkchen in kurzgefafster und sachlicher Form die wichtigsten Erscheinungen jener Literatur wieder und trachtet ihre Merkmale aus dem Nationalcharakter abzuleiten und zu erklären. Obgleich es manches Bekannte und Veraltete vorbringt, so füllt es doch eine Lücke aus, denn die auf die französische Literatur aufserhalb Frankreichs bezüglichen Werke haben den Gegenstand vom genetischen Standpunkt aus kaum behandelt.

Das Buch zerfällt in drei Teile: 1. Das nationale Gefühl; 2. die nationalen Charakterzüge; 3. einige Mängel.

Im ersten Teile weist der Verfasser auf die vielen Schätze hin, welche die Dichter in der Geschichte und den Traditionen ihres Volkes finden, auf den reichen Stoff, welchen den Künstlern die Natur, die Sitten und Gebräuche jenes Landes, ganz besonders aber der althergebrachte Glaube zu liefern vermag. Den Dichtern arbeiten die Geschichtschreiber vorzüglich vor, die jedoch, durch das Streben verleitet, um jeden Preis in der Vergangenheit belgische Gröfsen aufzufinden, ihre geschichtlichen Darstellungen verfälschen. Gottfried Kurth, Pirenne, Ludwig Hymans u. a. m. werden die Kreuzzüge als echt belgisches Werk hinstellen und allen Ernstes den König Leopold I. Karl dem Grofsen und Karl V. gleichstellen.

Doch findet dieser falsche, künstlich aufgebauschte Patriotismus der akademischen Historiker im Herzen des Volkes keinen Widerhall, weil das Volk, mit seinen grofsen Rednern, wie Frère-Orban, Bara, Woeste, Jacobs, Beernaert usw. an der Spitze, den Ruhm des Vaterlandes nicht etwa in dem Glanze der kollektiven Nation sucht, sondern ihn in der Verbesserung des Schicksals des Einzelnen zu finden trachtet. Die Liebe zum Vaterlande wird durch die Liebe zur engeren Heimat, zum Geburtsort (*l'amour du clocher*) verdrängt. Daher kann die hohle Rhetorik der nach dem Aufstande von 1830 aufgekommenen kriegerischen Dichtung

ohne weiteres und a priori dem durch das Gelingen der Julirevolution geförderten französischen Einflufs zugeschrieben werden.

Ganz anders der Roman, die beschreibende und lyrische Dichtung. Diese Gattungen weisen eine Reihe origineller Vertreter auf, auf welche die belgische Nationalliteratur stolz sein kann. Mit Vorliebe schöpfen sie ihre Stoffe aus den heimatlichen Sitten und Gebräuchen, aus der flämischen Volkskunde, aus wallonischen Traditionen; sogar der Industrie und dem Handel entnehmen einige von ihnen, wie Lesbronssart, Vorwürfe zu ihren Bildern und Romanen. Selbst die kleinste Stadt Belgiens besitzt ihren Beschreiber; es wäre leicht, an der Hand der Werke der belgischen Literatur eine illustrierte Geographie des Landes zu verfassen: Eekhoud beschreibt Flandern, Conronble Brabant, Rodenbach Brügge, Hymans, Mahutte, Dumont-Wilden, Cornelis, van Grin Brüssel, M. des Ombiaux Doornik, Paul André Namur, Garnir und Glesener Lüttich, Picard die Ardennen usw. Andere schildern vorzugsweise echt belgische, volkstümliche Typen, wie Mönche (Verhaeren), Beghinen (Klosterjungfrauen ohne Gelübde; Rodenbach), Landsknechte (Giraud) usw. Und dennoch haben es die Belgier nicht vermocht, ihr eigenes Nationaltheater zu gründen; wir finden nur Ansätze dazu, besonders bei van Lerberghe, dem Lehrer Maeterlincks, welch letzterer selbst, infolge der Allgemeinheit seiner Vorwürfe und des Meidens alles Lokalen der belgischen Nationalliteratur entgeht.

Seltener sind die Dichter, welche trotz des französischen Einflusses ihre Eigenart zu bewahren wufsten: André van Hasselt, welcher, von dem französischen Romantismus beherrscht, flämisch und französisch gleich erfolgreich dichtet, und der Zola nacheifernde Jules Sottiaux, der in niedrigsten Erscheinungen Vorwürfe der Poesie findet.

Hier möchte ich nicht unerwähnt lassen, dafs manche Episoden, die der Verfasser für echt belgisch hält, Reminiszenzen an französische Werke sind. Das in der Finsternis des Bergwerks schmachtende Pferd, welches von den grünen Wiesen und frischen Quellen seiner Jugend träumt, ist Zolas Germinal entnommen (S. 24), Camille Lemonniers Vikar (S. 42) erinnert sogleich an den Pfarrer Don Abbondio der Promessi Sposi von Manzoni usw.

Im zweiten Teile behandelt der Verfasser die charakteristischen Züge, die allen belgischen Schriftstellern gemein sind und ihren Stil ausmachen. Diese Merkmale sind ein Ausflufs einer durch Verschmelzung

germanischer und lateinischer Rasse, des rauhen und mächtigen Flandern und der heiteren, sentimentalen Wallonie entstandenen neuen Kultur. Der Charakter der belgischen Nationalliteratur tritt am deutlichsten bei den Vertretern Jung-Belgiens hervor: Waller, Rodenbach, Lemonnier, Eekhoud, Maeterlinck, Verhaeren, Picard. Diese Merkmale sind:

1. Eine genaue, treue, zuverlässige Wiedergabe des Angeschauten. Es ist ja selbstverständlich, dafs das Land der van Dyck, Rubens und Jordaens auch in der schönen Literatur geniale Maler wie Lemonnier und Picard, deren Werke einer Bildergalerie gleichen, hervorbringt. Sie verstehen sich vorzüglich auf den Lichteffekt und sind in der Landschaftsmalerei, im Genrebild, in der Zeichnung des Familienlebens und lustiger Gelage ebenso unübertroffen wie die Breughel und Teniers: so der Rabelais nacheifernde Realist Eekhoud, M. des Ombiaux, Courouble. Sie bringen meisterhaft die Details zur Geltung; bei ihnen bewahrheitet sich der Spruch, dafs oft Kleinigkeiten ein Meisterwerk ausmachen. Der Auszug aus Adolf Hardys „La Route enchantée", den der Verfasser vorbringt (S. 41), sollte in keiner französischen Anthologie fehlen.

2. Eine rein subjektive Beschreibung, wie sich der Verfasser ausdrückt. Ihre Einbildungskraft entfaltet sich derart, dafs sie die unkörperlichsten, unzugänglichsten Begriffe zu materialisieren, allen Dingen eine Seele, oder besser einen Teil ihrer Seele zu verleihen verstehen. Gar leicht finden sie zwischen Bild und Begriff, zwischen konkreten und abstrakten Dingen Ähnlichkeit und Harmonie, die sie sodann mittels kühnster Metaphern zum Ausdruck bringen: so alle Dichter der Jeune-Belgique, vor allen Rodenbach, Verhaeren, Gilkin, Maeterlinck. Diese *description subjective* führt zur

3. Übertragung der Eindrücke und Empfindungen (*transposition des sensations*), wodurch gar manches Werk für den Uneingeweihten unverständlich wird. Nur wer mit den Ohren sieht und mit den Augen hört, wird imstande sein, mit Maeterlinck die Stimme des Lichtes, mit Rodenbach die Stimme der Stille (Ruhe) zu hören.

4. Eine dem impressionistischen und unabhängigen Nationalcharakter entspringende Spontaneität des Gefühls und Aufrichtigkeit des Ausdrucks, welche alles Konventionelle verpönt und die von anderen eingeschlagenen Wege meidet (Benoît Quinet).

5. Wahrheit und Innigkeit der seelischen Empfindung, eine besonders den Flamländern eigene, dem französischen Intellektualismus entgegengesetzte, echt germanische Sentimentalität, die sich am deutlichsten in den Werken Rodenbachs, Pirmez' und Demolders widerspiegelt.

Im dritten Teile zeigt der Verfasser die Kehrseiten jener Eigenschaften. Gar leicht verfällt der Belgier in einen krassen Materialismus und Sensualismus, in eine spiefsbürgerliche Manier, die sich über das Alltägliche nicht zu erheben vermag. Die erhabensten Konzeptionen werden in eine sinnliche Form gehüllt und verwandeln sich leicht in ein Symbol. Wie für die Belgier die Ortskirche die Religion, der Geburtsort das Vaterland, das väterliche Haus die Familie darstellt, so ist auch für sie physisches Empfindungsvermögen mit der Seele, der Komfort mit dem Fortschritt, die Fabrik und Eisenbahn mit der Industrie, der Wohlstand mit der Moral und die sinnlichen Lüste mit der Liebe gleichbedeutend: hieraus ergibt sich Mangel an Ideal, besonders in der Lyrik, Mangel an dichterischer Begeisterung, eine impulsive, sinnliche Psychologie, die rein passive Geschöpfe, unbewufst handelnde Menschen, nicht Männer, sondern Marionetten zeichnet (Maeterlinck). Die Moral wird auf der Ataraxie der Leidenschaftslosigkeit und Seelenruhe aufgebaut (Valère Gille, Courouble). Diese Ethik führt notwendig zur Unsittlichkeit eines Lemonnier, Eekhoud, Verhaeren, Gilkin, aus deren Werken jede Spur des alten flämischen Glaubens geschwunden ist. Abgesehen von van Hasselt, Hoornaert, Quinet, Pirmez sind selbst die Träger glänzendster Namen, wie Maeterlinck, nur eklektische Dilettanten.

Der erwähnte Materialismus in den Ideen bringt den Sensualismus in der Ausführung mit sich: vor allem ist der Mifsbrauch des Farbenreichtums, des Bildes, des Vergleichs und der Metapher, ein Realismus des Details, der vor dem Abstofsenden nicht zurückschrickt, tadelnd hervorzuheben. Es ist den meisten belgischen Dichtern hauptsächlich um den tiefen Eindruck zu tun, und zwar zum Nachteil des Gedankens und mit so wenig Worten wie nur möglich, da ja, nach Maeterlinck und dessen Lehrer van Lerberghe, die Worte der Empfindung schaden. Um dieses Ziel zu erreichen, wird zu allen Mitteln gegriffen: Wiederholung, Alliteration, selbst Wortspiel. — In sprachlicher Hinsicht hat die gerühmte belgische Unabhängigkeit des Charakters Verachtung der Tradition, Mangel an Ebenmafs im Aufbau, Neuerungssucht in Grammatik, Syntax und Wortschatz, Vorliebe für das freie Versmafs (*versilibrisme*) zur Folge.

Trotz des streng katholischen Standpunkts, von dem aus der Verfasser die Geisteswerke beurteilt (er behauptet mit Benoît Quinet, daſs die Dichter nur dazu berufen seien, den Ruhm Gottes zu besingen, S. 65), ist der Maſsstab, den er an die wichtigsten Erscheinungen der belgischen Nationalliteratur anlegt, ein ganz gerechter. Zur Bekräftigung seiner Behauptungen bringt er gut gewählte Auszüge vor, so daſs sein Werkchen gleichzeitig als eine Art Chrestomathie zeitgenössischer belgischer Dichter gelten kann. Es wird den französischen Literatur beflissenen gute Dienste leisten, und jedermann wird es mit Dank für die zahlreichen Anregungen, die darin enthalten sind, aus der Hand legen.

Prag. **Gustav Rolin.**

93|94) **Hermann Jantzen, Meisterwerke englischer Dichtungen.** (Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller Nr. 54.) Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1906. V u. 159 S. 8. Dazu Sonderwörterbuch 30 S. 8. geb. ℳ 1.40 u. ℳ —.30.

Derselbe, Lord Byron, Ausgewählte Dichtungen. (Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller Nr. 52.) Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1905. V u. 140 S. 8. Dazu Sonderwörterbuch 37 S. 8. geb. ℳ 1.40 u. ℳ —.50.

Jantzens „Meisterwerke" enthält in der bekannten sauberen Ausstattung eine im ganzen treffliche Auswahl von umfangreicheren Dichtungen, die eben ob ihres Umfanges in den herkömmlichen Schulanthologien nicht Aufnahme finden können. Die Stücke sind: Chevy Chase, Milton's Allegro und Penseroso, Gray's Elegy, Macpherson's Songs of Selma, Wordworth's Highland Boy, Moore's Paradise and Peri aus Lalla Rookh', Macaulay's Horatius aus Lays of Ancient Rome und Longfellow's The Building of the Ship. Von den aufgenommenen Stücken scheint mir nur der Abschnitt aus Ossian weniger geeignet, wenigstens habe ich das Gefühl, daſs sich meine Jungen für die etwas verstiegene Art nicht recht erwärmen könnten. Die Anmerkungen sind knapp, enthalten aber so ziemlich alles sachlich nötige. An Einzelnheiten erlaube ich mir zu bemerken: S. 3/16 high vielleicht Bemerkung über die Aussprache im Reim zu pity. 5/80 liegt, glaube ich, Subjektswechsel vor. 7/115 die „*English archery*" hätte eine Bemer-

kung verdient. 18/25 *trip it* das „it" zu erklären, vgl. Krüger, Schwierigkeiten II, § 165. 23/55 *hist* ist durch „mitbringen" nicht glücklich übersetzt, freilich finde ich auch nichts besseres. 24/76 *sullen roar* im Gegensatz zu 19/85 merry bells. 29/1 vielleicht auf die engere Bedeutung von *toll* als Trauerläuten hinzudeuten. 30/26 Druckfehler: *of* st. *oft.* 49/52 ... *small like ours* anzugeben, was für ein See gemeint ist.

Im Bändchen 52 wird gegen die Auswahl gar nichts einzuwenden sein, die Auswahl aus Childe Harold scheint mir sogar sehr glücklich. An Einzelheiten notierte ich nur: 5/19 *beads* scheint dem Zusammenhang nach doch auf römische Katholiken hinzudeuten im Gegensatz zu *„mosque"* und *„church"*. 6/49 *Fortress formed to Freedom's hand „to"* zu erklären; v. 96 *"of"* partitiv zum folgenden, nicht possessiv, zum vorhergehenden, war vielleicht zu erwähnen; v. 130 die zitierte B.sche Übersetzung schliefst sich, wie mir scheint, enger an den Text an, als J.s Vorschlag; v. 166 die Verwendung von *before* in diesem Sinn verdiente eine Bemerkung; v. 204/205 hier wäre wohl Übersetzung als Erklärung angezeigt; v. 236 *forlorn hope* wäre in der Anm. das *hope* zu erklären, das Volksetymologie aus holl. *hoop* zu sein scheint; v. 737 ist keine blofse Tautologie, was der ausgeführte Vergleich mit dem Schnitter zeigt: erst wenn dessen *work is done* ist die Ebene *levell'd*; vielleicht mit „kahl geworden" oder so ähnlich zu geben. — Hie und da wäre vielleicht eine metrische Bemerkung zu machen: zu Reimen wie v. 105/106; über die häufige Alliteration; vgl. 349, 361!, 908; 52/187, 188; 73/310; 75/355; 91/393. — v. 908 fasse ich *aiding* als verbundenes Partizip n. *„heart and hand"* als „Accusative of Manner" (Onions, Adv. Syntax, § 78). S. 46/12 *court death* vgl. *courtship of repose* 16/315; S. 55/292 auch hier halte ich die als unklar gerügte Fülle des Ausdrucks für Absicht: *„twice"* spielt auf den Tod des Bruders als erstes Verlassen an, übersetze „wieder". 52/215 Druckfehler *'soul'* st. *'sole'*; ist für die Anmerk. zu 46/35 *will o'er the wisp'* nicht *o'* (= *of*) *the w.* zu setzen (vgl. *will with the wisp*). — S. 61/5 die Situation scheint mir besonders in Hinsicht auf v. 3 u. 4 mehr für träumendes Nachdenken als Schlafen zu sprechen; Anm. 64/74 *worn* kommt doch auch sonst von Personen vor (*worn out in the service*); 64/154, 157 *pibroch* ist nur in Ausnahmefällen (zu deren Annahme kein Grund an unserer Stelle) = Dudelsack; gewöhnlich = Kampflied (vgl. Scott's Pibroch of Donald Dhu. — 64/82 Druckfehler *naught* st. nought; — v. 190 Züge von B. selbst entlehnt. 84/215 Punkt

am Schlufs der Strophe ist zu tilgen. 78/217 Wechsel von Erzählung zu Anrede zu vermerken. 90/378 *iron* = Schwert (das „Schwert im Herzen"). 95/500 würde ich nach *dark-heaving* keine schwere Interpunktion setzen. 95/509 *freshening* nicht „erfrischend" (Glossar), sondern auffrischend, bewegter". 107/17 vielleicht zu erklären.

Wenn die eine oder andere dieser Bemerkungen bei einer wohl bald erscheinenden Neuauflage sich nützlich erweist, haben sie ihren Zweck erfüllt. Das Büchlein, dem ein recht sorgfältiges Glossar beigegeben ist, erscheint mir in hohem Grade empfehlenswert für die englische Lektüre in UI und OI.

Auch die den einzelnen Abschnitten vorgesetzten Einleitungen und die Biographie bieten in anspruchsloser Weise das zum Verständnis nötige.

München. **Max Degenhart.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha

Hierzu als Beilage: Prospekt der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin über verschiedene Werke von *Paul Cauer.*

Gotha, 1. Juni. Nr. 11, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Ithaka und Leukas.

Von **Albert Gruhn.**

III.

Kann man aus der Beschreibung von Odysseus' Hinfahrt nach Aiaia schon gewisse Schlüsse auf die Lage der Insel ziehen, so natürlich auch aus den Angaben über seine Abreise. Nicht ein Wort deutet hier darauf hin, dafs Aiaia in der Nähe der Küste liegt. Wäre dem so, dann brauchte Odysseus wohl nicht so flehentlich zu bitten:

κ 483 f.: *Ὦ Κίρκη, τέλεσόν μοι ὑπόσχεσιν ἥνπερ ὑπέστης,*
οἴκαδε πεμψέμεναι.

Was hält ihn denn zurück, nach dem Festlande, das jenseits des „Kanals" liegt, wie Goefsler sagt, hinüberzufahren und sich dort Auskunft über den weiteren Weg zu holen? Läge Aiaia derartig, dann wäre der lange Aufenthalt des Odysseus bei der Kirke — er weilt dort ein volles Jahr — ganz unverständlich.

Dementsprechend nimmt Kirkes Weisung für die Weiterfahrt auch mit keiner Silbe Bezug auf die Festlandsküste, die „der antike Schiffer bekanntlich ohne Not überhaupt nicht" verläfst.

κ 507 f.: τὴν δέ κέ τοι πνοιὴ Βορέαο φέρησιν·
ἀλλ᾽ ὁπότ᾽ ἂν δὴ νηΐ Ὠκεανοῖο περήσῃς,
ἔνθ᾽ ἀκτή τε λάχεια ...

Also über den Okeanos geht die Fahrt, vom Boreas geleitet, und erst das Ziel ist die Festlandsküste.

Dieser höchst wichtige Umstand wird im 11. Gesange noch zweimal betont:

λ 11 ff.: τῆς δὲ πανημερίης τέταθ᾽ ἱστία ποντοπορούσης·
δύσετό τ᾽ ἠέλιος, σκιόωντό τε πᾶσαι ἀγυιαί.
Ἡ δ᾽ ἐς πείραθ᾽ ἵκανε βαθυῤῥόου Ὠκεανοῖο.

Also hier wie κ 507 f.: kein Wort davon, dafs man eine Küste verläfst, sondern unzweideutige Angabe, dafs man, mit dem Nordwinde segelnd, nach längerer Fahrt auf die Küste stofsen wird. Doch wir können noch stärkere Gründe ins Feld führen. Goefsler schreibt: „Odysseus ist von den Laistrygonen her an einer Küste gelandet, er weifs nicht, ob eines Festlandes oder einer Insel“ (S. 36). Das ist unrichtig; denn Homer sagt sofort:

κ 135 Αἰαίην δ᾽ ἐς νῆσον ἀφικόμεθ᾽.

Odysseus hält nicht Ausschau, um zu erfahren, ob er sich auf einer Insel befinde oder nicht, sondern, um Menschen zu entdecken:

κ 147 εἴ πως ἔργα ἴδοιμι βροτῶν, ἐνοπήν τε πυθοίμην.

Wäre Odysseus an der Küste entlang gefahren und „nicht weit vom Lande der Laistrygonen“, wie D. will, dann müfste er 1) wissen, ob er eine Insel oder Festland vor sich hat, 2) wo er sich befindet. Der erste Punkt trifft, wenn die Insel klein ist, auch für die hohe See zu, der zweite Punkt dagegen nicht. Weile ich auf einer einsamen Insel im Meere, dann weifs ich nicht, wenn ich es sonst nicht festgestellt habe, in welcher Breite ich mich befinde. Odysseus ist sich unklar darüber, wie weit nach Süden oder Norden er abgetrieben ist. Am Festlande ist solche Unklarheit ausgeschlossen. Hier würde er wissen, ob er zurück oder vorwärts gekommen ist; hier bietet das Land feste Merkzeichen, auf der See fehlen sie. Es nützt nichts, wenn man die Sonne auf- und untergehen sieht (κ 144, 160, 185 und 187), es sei denn, dafs man wissenschaftliche Messungen und Berechnungen vorzunehmen imstande ist.

Also nur auf einsamer, hoher See haben die Weherufe des Odysseus, κ 190 ff., Sinn und Berechtigung:

ὦ φίλοι, οὐ γάρ τ' ἴδμεν, ὅπῃ ζόφος, οὐδ' ὅπῃ Ἠώς,
οὐδ' ὅπῃ Ἠέλιος φαεσίμβροτος εἶσ' ὑπὸ γαῖαν,
οὐδ' ὅπῃ ἀννεῖται·

Soviel ich bis jetzt gesehen habe, versteht man diese Worte nur halbrichtig. Mit der allgemeinen Ost- und Westrichtung ist Odysseus nichts geholfen, die sieht er alle Tage. Er braucht einen Osten, der eine Landmarke hat, und ebensolchen Westen. Es kommt darauf an, dafs man die Sonne unter die Erde versinken und von ihr wieder aufsteigen sieht. Irgend ein Gebirgszug, der Pindos oder Parnassos, gibt ihm sofort einen Anhalt.

Mithin ist diese Ratlosigkeit über die einzuschlagende Richtung ein sicherer Beweis dafür, dafs Odysseus sich nicht in der Nähe des Festlandes befindet.

Das sagt aber der Dichter zum Überflusse geradeheraus:

κ 195 νῆσον, τὴν πέρι πόντος ἀπείριτος ἐστεφάνωται·

Läge das Festland dicht neben der Insel, wie wäre dieser Vers möglich? Warum sagt Odysseus kein Wort vom Festlande? Welch ein schiefes Bild kommt zustande, wenn ich von einem Kranze spreche, der sonst ins Unendliche strahlt, jedoch an einer Seite schmal wie der Faden eines Kanals ist! Homers Kranz ist nach allen Seiten hin ἀπείριτος, d. h. gleich weit ausgedehnt, und so läuft Goefslers „Kanal" entweder um die ganze Insel, oder das unendliche Meer schliefst die Insel von allen Seiten ein. Für mich besteht kein Zweifel, dafs ἀπείριτος „unbegrenzt" heifst. Wenn der Hellespont so genannt wird, so gilt die Bezeichnung natürlich nur von seiner Längsrichtung. Erst das Wort ἐστεφάνωται weist an unserer Stelle auf die Allseitigkeit hin.

Das unzweifelhafte Ergebnis ist: Aiaia liegt nicht an der Küste, sondern einsam im Meere; χθαμαλή kann deshalb hier nicht „dicht am Festlande" bedeuten.

c) Sollte es nun nicht möglich sein, aus dem 10. Gesange allein den Beweis zu erbringen, dafs χθαμαλή unbedingt die Bedeutung von „niedrig = flach" hat? Ich meine, ja. Man lese:

κ 196 f. αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ κεῖται· καπνὸν δ' ἐνὶ μέσσῃ
ἔδρακον ὀφθαλμοῖσι διὰ δρυμὰ πυκνὰ καὶ ὕλην.

„Sie liegt flach, Rauch aber sah ich in der Mitte durch dichten Busch und Wald hin."

Das gibt guten Sinn: vor mir ist alles niedrig, nur der Rauch er-

hebt sich über Busch und Baum; ein Gegensatz also: die flache Insel und die hohe Rauchsäule. Nun übersetze man aber nach Dörpfeld:

„Sie liegt dicht an der Küste, Rauch aber sah ich durch Busch und Wald in der Mitte."

Gibt das einen befriedigenden Sinn? Ganz gewifs nicht. Es müfste nach D. heifsen: sie selbst liegt am Festlande, andere Inseln jedoch liegen draufsen im Meere.

Dafs meine Erklärung richtig ist, beweist auch noch der Vers κ 149

καί μοι ἐείσατο καπνὸς ἀπὸ χθονὸς εὐρυοδείης.

Hier entspricht *χθὼν εὐρυόδεια* dem *χθαμαλή* in κ 196.

Es ist wohl zunächst überflüssig, dafs ich noch länger bei dieser Frage verweile. ι 25 ist zu übersetzen: „sie selbst liegt flach, am weitesten (höchsten) im Meere, nach Westen." *χθαμαλή* hat nirgends die Bedeutung „dicht am Festlande", und damit bricht Dörpfelds Theorie zusammen. Denn er selbst legt den gröfsten Nachdruck auf den Vers ι 25. Er schreibt S. 30: „Nach wie vor erkenne ich in den beiden Angaben, dafs die Insel Ithaka von sämtlichen achäischen Inseln als alleräufserste nach dem Westen und dicht am Festlande („niedrig im Meere") liege, den besten und allein schon entscheidenden Beweis für die Identität von Leukas mit der vom Dichter geschilderten Heimat des Odysseus."

Bei Daskalio-Asteris hat man zwar auch an der Lage Anstofs genommen, wenn auch mit Unrecht, wie ich in Nr. 24 (1906) gezeigt habe, hauptsächlich jedoch an der Gröfse und Gestalt. Solche Bedenken sind aber ganz grundlos. Zunächst ist Asteris auch bei Homer schon sehr klein: δ 846 *Ἀστερίς, οὐ μεγάλη*, π 365 *ἤματα μὲν σκοποὶ ἶζον ἐπ' ἄκριας ἠνεμοέσσας, αἰὲν ἐπασσύτεροι.* Eine Insel, auf der ein Dutzend Späher dicht gedrängt sitzen mufs — denn eine möglichst weite Verteilung ist für ihre Aufgabe zweckmäfsiger —, wird wohl „eine winzige flache Felsenbank, kaum grofs genug, um einen Ankerplatz zu decken" (Partsch) gewesen sein. Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, dafs Daskalio zu Homers Zeiten gröfser gewesen ist. Selbst ein geschichtliches Zeugnis fehlt dafür nicht. Nach Strabo 456, 16 hat Apollodor die Insel noch in zutreffendem Zustande gesehen, während Demetrios von Skepsis sie bald danach zu klein gefunden hat. Die Erklärung für solche Veränderung ist ohne weiteres gegeben. Asteris liegt wie die Jonischen Inseln überhaupt in einer Schütterzone; Erdbeben sind hier nichts Seltenes, und welche Umgestaltungen sie zuwege bringen, darüber könnte gerade D.

unterrichtet sein. Aber es ist merkwürdig: er wie seine Anhänger erschöpfen ihre Kräfte in der Untersuchung einer, wenn nicht fabelhaften, so doch sehr zweifelhaften Meeressteigung und sehen das Gute und Richtige nicht, das so nahe liegt. Bei Leukas lassen sie Molen und Brücken untertauchen, bei Daskalio aber möchten sie den letzten homerischen Kieselstein wiederfinden. Und doch mufs die Wissenschaft gerade auf diesem Gebiete mit grofsen Veränderungen durch Erdbeben rechnen. Ph. Negris, der doch mit D. zusammen arbeitet, hat diese Frage in seinem Aufsatze „Vestiges antiques submergés" (Mitteilung. d. Arch. Inst. Athen. Abt. XXIX, 1904) zur Genüge behandelt. Im Golfe von Korinth ist manches Stück Küste unter Wasser gesunken, und bei Daskalio sollte das ausgeschlossen sein? Man lese auch das einschlägige Kapitel in Supans „Grundzüge der Physischen Erdkunde" nach und beachte besonders folgende Stelle: „Bei dem lokrischen Erdbeben im April 1894 entstand eine etwa **60 km** lange Spalte, an der eine ausgedehnte Scholle des mittelgriechischen Festlandes gegen den Kanal von Atlanti (Talanti) absank. Die Sprunghöhe der Verwerfung schwankt zwischen einigen Zentimetern und **2 m**. Dieses schwere Erdbeben war also nur eine kleine Episode in dem grofsen Zerstückelungsprozesse, der im südöstlichen Europa schon seit vorgeschichtlicher Zeit im Gange ist. Auch ausgedehntere Senkungen nennt uns die Geschichte; so sank bei dem Erdbeben von Katsch, 1815, eine Fläche von ungefähr **520 qkm** und wurde in einen See verwandelt. Inseln verschwinden plötzlich, wie z. B. 1865 eine der „Maledivenreihe" (S. 409). Der Forscher mufste also von vornherein für seine Zeit Asteris stark verändert erwarten.

Recht schwerfällig tritt man auch an den Satz heran: *λιμένες δ' ἔνι ναύλοχοι αὐτῇ ἀμφίδυμοι* (δ 846). Zunächst könnten diese Häfen infolge der Erdbeben ja verschwunden sein. Anderseits ist es aber gar nicht unbedingt nötig, diese Häfen auf Asteris selbst zu suchen. Es ist vielleicht viel richtiger, sie zu beiden Seiten der Insel auf Ithaka und Kephallenia zu suchen, wo auch noch heute gute Häfen liegen. Denn nach Seiler-Capelle (Vollst. Wörterb., S. 195) bezeichnet *ἐν* die „unmittelbare Nähe, an, bei, *ἐν οὐρανῷ* am Himmel Θ 555; *ἐν ποταμῷ* Σ 521; ε 466". Da Asteris im *πορθμός* liegt, so liefse sich das *ἐν ποταμῷ* sehr wohl auf *ἔνι αὐτῇ* anwenden: „Häfen liegen dicht bei ihr zu beiden Seiten." Auf diese Weise erhält auch das Wort *ἀμφίδυμοι* eine eigenartige Aufhellung = beiderseits zwei. Man könnte nun nur noch darüber streiten, ob das heifst:

je einer zu beiden Seiten oder je zwei zu beiden Seiten. Meines Erachtens trifft das erstere zu.

Die Kephallenen und Philoitios. D. schreibt: „Dafs im Gegensatze hierzu die Dichter der jüngsten Teile des Epos (von ω und *B*) die sämtlichen Untertanen des Odysseus als Kephallenen bezeichnen und damit den späteren historischen Zustand in das Epos hineintragen, hat v. Wilamowitz selbst früher schon ausgesprochen. Während das alte Epos die Kephallenen nur auf dem Festlande kennt, wird in historischer Zeit die gröfste Insel, das frühere Dulichion, nach ihnen genannt. An diesem klaren und höchst wichtigen Faktum ist nicht zu rütteln (S. 32).“ Wir wollen uns von dem selbstsicheren Urteil des letzten Satzes nicht einschüchtern lassen.

1) Es ist nicht wahr, dafs nur in *B* und ω die Untertanen des Odysseus als Kephallenen bezeichnet werden. Auch Δ 329 f. erscheint Odysseus als Anführer der Kephallenen:

αὐτὰρ ὁ πλησίον ἑστήκει πολύμητις Ὀδυσσεύς,
πὰρ δὲ Κεφαλλήνων ἀμφὶ στίχες οὐκ ἀλαπαδναὶ
ἕστασαν·

Dazu stimmt *υ* 210. Also auch in den älteren Teilen des Epos erscheint Odysseus als Kephallenenherrscher, ja er tritt in Homers Gedichten überhaupt nicht anders auf.

2) Das alte Epos soll Kephallenen „nur auf dem Festlande kennen“. D.s Beweis lautet: „Nach ξ 100 hat nämlich Odysseus auf Ithaka nur Schweine- und Ziegenherden, auf dem Festlande dagegen aufserdem auch Herden von Rindern und Schafen, vermutlich, weil auch damals dort bessere Weiden waren. Der Rinderhirt Philoitios bringt eine Kuh zur Stadt (*υ* 186). Woher kommt er? Natürlich von den Rinderherden, also vom Festlande. Der Dichter setzt, wie zu erwarten war, auch wirklich hinzu, dafs Fährleute ihn übergesetzt haben. Der *πορθμός*, über den sie fahren, liegt also nach der Ansicht des Dichters bestimmt zwischen der Insel und dem Festlande. Jede andere Erklärung tut der Stelle Gewalt an. Da Philoitios weiter erzählt (*υ* 210), dafs Odysseus selbst ihn zum Rinderhirten im „Demos der Kephallenen“ gemacht habe, so folgt daraus nicht nur, dafs Philoitios, wie v. Wilamowitz zugibt, jetzt aus der Gemeinde der Kephallenen kommt, sondern auch, was er leugnet, dafs „die Kephallenen auf dem Festlaude wohnten!“ (S. 31). Diese Schlufsfolgerungen hätten immerhin einige Berechtigung, wenn ξ 100 sich zum

festen Ausgangspunkte für seine Untersuchung eignete; aber das ist leider nicht der Fall.

§ 100 ff. *δώδεκ' ἐν ἠπείρῳ ἀγέλαι· τόσα πώεα οἰῶν,*
τόσσα συῶν συβόσια, τόσ' αἰπόλια πλατέ' αἰγῶν
βόσκουσι ξεινοί τε καὶ αὐτοῦ βώτορες ἄνδρες.

Ob es wohl ganz gewifs ist, dafs man auch die Schafe, Schweine und Ziegen auf dem Festlande suchen mufs? D. nimmt es an, und ich habe nichts dagegen. Homer fährt fort:

ἔνθα δέ τ' αἰπόλια πλατέ' αἰγῶν ἕνδεκα πάντα
ἐσχατιῇ βόσκοντ'· ἐπὶ δ' ἀνέρες ἐσθλοὶ ὄρονται.
τῶν αἰεί σφιν ἕκαστος ἐπ' ἤματι μῆλον ἀγινεῖ,
ζατρεφέων αἰγῶν ὅστις φαίνηται ἄριστος.
αὐτὰρ ἐγὼ σῦς τάσδε φυλάσσω τε ῥύομαί τε,
καί σφι συῶν τὸν ἄριστον ἐΰ κρίνας ἀποπέμπω.

Also hier, auf Ithaka, gibt es nur Ziegen und Schweine. Nur von den Ziegen wird gesagt, dafs täglich ein Bock den Freiern geliefert wird. Ob auch täglich ein Eber geliefert wird, ist nicht gesagt, und Lieferungen vom Festlande werden überhaupt nicht erwähnt.

An keiner Stelle der Odyssee wird nun berichtet, dafs Schafe vom Festlande herübergebracht werden, und dennoch sind solche immer zur Stelle. Man vergleiche

β 55 ff. *οἱ δ' εἰς ἡμέτερον πωλεύμενοι ἤ μ α τ α π ά ν τ α,*
βοῦς ἱερεύοντες καὶ ὄϊς καὶ πίονας αἶγας
εἰλαπινάζουσιν.

υ 250 f. *οἱ δ' ἱέρευον ὄϊς μεγάλους καὶ πίονας αἶγας,*
ἵρευον δὲ σύας σιάλους καὶ βοῦν ἀγελαίην.

α 92 *μῆλ' ἀδινὰ σφάζουσι καὶ εἰλίποδας ἕλικας βοῦς.*

δ 320 ebenso.

φ 18 *μ ῆ λ α γὰρ ἐξ Ἰ θ ά κ η ς Μεσσήνιοι ἄνδρες ἄειραν.*

Würde *μῆλα* hier nur Ziegen bedeuten, würde der Dichter *αἶγας* gesetzt haben; das Wort bedeutet hier zum mindesten Ziegen und Schafe. Es gibt also trotz des Berichtes von Eumaios (§ 100 ff.) auch Schafe auf Ithaka. Folglich ist der Bericht ungenau, folglich für weitere Schlufsfolgerungen unbrauchbar. Das gilt aber auch hinsichtlich der Rinder. Athene sagt

ν 246 *αἰγίβοτος δ' ἀγαθὴ καὶ βούβοτος.*

Dazu vergleiche man

σ 371 ff. εἰ δ᾽ αὖ καὶ βόες εἶεν ἐλαυνέμεν, οἵπερ ἄριστοι usw. Wo sollte Odysseus das Pflügen mit Rindern gelernt haben, wenn nicht auf Ithaka? Der Dichter will es jedenfalls so verstanden wissen; denn sonst hätte er eine Erklärung dazu gegeben.

Mithin sind die Angaben in § 100 auch hinsichtlich der Rinder nicht zuverlässig. D.s Schlufsfolgerungen sind also von vornherein auf Sand gebaut.

Immerhin kann man die Frage prüfen, wenn man ihre Beweiskraft richtig bewertet. Nach

υ 209 f. ὤ μοι ἔπειτ᾽ Ὀδυσῆος ἀμύμονος, ὅς μ᾽ ἐπὶ βουσὶν
εἷσ᾽, ἔτι τυτθὸν ἐόντα, Κεφαλλήνων ἐνὶ δήμῳ,

ist Philoitios seit jungen Jahren Rinderhirt in der Gemeinde der Kephallenen. Da in *B*, *Δ* und *ω* Odysseus' Untertanen, und zwar auch die auf Ithaka, als Kephallenen bezeichnet werden, so wird man die Gemeinde der Kephallenen wohl zunächst auf Ithaka selbst suchen müssen. Könnte sie nicht auf der Südhälfte der Insel liegen? Und könnten nicht „Kanalschiffer" Philoitios mit seinen Tieren von dem Hafen von Pisaëto oder von Andri nach dem Stadthafen gebracht haben? Völlig ausgeschlossen erscheint mir diese Annahme nicht. Ich selbst möchte jedoch Philoitios' Rinderherden auf dem Festlande suchen, aber an anderer Stelle als D. Zunächst bestimmen auch mich dazu die Verse υ 218 ff. (Fortsetzung folgt.)

---

95) **Dietrich Mülder, Homer und die altjonische Elegie.** Hannover-List und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1906. 51 S. gr. 8. ℳ 1. 50.

Der Verfasser hat in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Abhandlungen in die Öffentlichkeit gebracht, welche zur Lösung der homerischen Frage beitragen sollen. So hat er 1903 im „Hermes" das Kyklopenabenteuer der Odyssee behandelt, im darauffolgenden Jahre im „Rhein. Museum" eine Abhandlung über Ἕκτορος ἀναίρεσις und in den „N. Jahrb. für das kl. Altert." über die Ὁρκίων σύγχυσις, im Jahre 1906 in derselben Zeitschrift über die Phäakendichtung der Odyssee erscheinen lassen. An diese schliefst sich die vorliegende Schrift an, welche uns eine Menge Anregungen gibt und durch die Kühnheit ihrer Behauptungen und Kombinationen uns zu imponieren sich bemüht, aber keineswegs auf unbedingte Zustimmung Anspruch machen kann.

Es geht der Verfasser aus von der schwierigen Stelle *N* 115 ἀλλ᾽

ἀκειώμεθα θᾶσσον· ἀκεσταί τοι φρένες ἐσθλῶν und sucht nachzuweisen, dafs diese Worte von einer Versöhnung des Achilles nicht verstanden werden könnten, da der Gott in seinen Worten an ein Drängen auf Versöhnung des zürnenden Helden nicht einmal denke. Bekanntlich stehen diese Worte, auf die Versöhnung bezogen, im Widerspruch mit dem neunten Gesang der Ilias. Um diesen zu heben, hat man, wie Bekker, die Verse 114 f. oder noch mehrere andere im unmittelbaren Anschlufs stehende athetiert oder auch den ganzen neunten Gesang als dem ursprünglichen Plan des Gedichts fremd und erst später eingefügt angesehen. Andere freilich haben energischen Einspruch dagegen erhoben, so Bergk, der ihn als einen Grundpfeiler des ganzen Gebäudes, das mit ihm stehe und falle, bezeichnet. Neuerdings ist auch Wecklein für ihn eingetreten der erklärt hat, dafs dieser schöne Gesang so sehr im Geiste der Achilleis ruhe, dafs man sich nur schwer entschliefsen könne für denselben eine spätere Abfassungszeit anzunehmen. Schon die Alten haben eine andere Erklärung vorgezogen: ἀκειώμεθα] τὴν ἑαυτῶν ἀμέλειαν θεραπεύσωμεν d. h. rafft euch auf, wenn ihr Männer von Ehre sein wollt! Der Herausgeber dieser Schrift hält es für richtiger als Objekt von ἀκέωμεθα das Wort φρένας anzusehen und erklärt die Stelle: „Wir wollen unsere φρένες heilen, wollen uns belehren lassen und uns bessern. Der Sprecher schliefst sich mit ein, er meint natürlich: lafst euch belehren und bessert euch!" Allerdings haben die Griechen auch in den vorhergehenden Gesängen Heldentaten verrichtet; von Kampfenthaltung und Kampfverdrossenheit ist bisher nicht die Rede gewesen; „aber doch ist nach der Verwundung der Mehrzahl der Hauptbelden im zwölften Gesang Hektor ins griechische Lager eingedrungen; auch übersteigen die Troer die Mauern; viele der Verteidiger liegen da mifsmutig und verzweifelt in Untätigkeit bei den Schiffen. So steht die Katastrophe unmittelbar bevor. Da nimmt Poseidon sich der Sache an; scheltend treibt er die Säumigen mit energischem Appell an ihre Ehre wieder zu ihrer Pflicht und in den Kampf und wendet so das Äufserste ab". Was der Verfasser nunmehr zur Interpretation der Rede des Gottes vorbringt, gehört zu den besten und gelungensten Stellen des ganzen Buches. Der Gott beginnt mit den Worten αἰδώς, Ἀργεῖοι, κοῦροι νέοι. Die Scheltrede, sagt der Herausgeber mit Recht, gilt nicht den Geronten; diese haben die Schlacht verwundet oder als Geleiter der Verwundeten verlassen; die beiden Ajas sind die einzigen noch übrigen Geronten; sie sind Repräsentanten dieser Gattung. Nur die κοῦροι νέοι sind

von der *μεθημοσύνη* ergriffen. Der *ἡγεμών* (Agamemnon) ist *κακός*, die *λαοί* sind *μεθήμονες*, aber für euch ziemt sich doch keine *μεθημοσύνη*, ihr Junker — das ist der Inhalt der Rede. Die Scheltrede, fährt er fort, geht von einer Unterordnung der adeligen *κοῦροι νέοι* unter den Begriff *λαοί* aus, um im weiteren Fortgange zu einer Negation dieses Verhältnisses und einer Gegensetzung beider Begriffe umzubiegen. Auch der Sprecher (Poseidon) rechnet sich unter die *κοῦροι νέοι* zunächst mit ein in *ἡμέας* (Vers 114; der Gegensatz gegen dieses ist nicht Agamemnon, wie es Hentze behauptet, sondern die kampfunmutigen *λαοί*), ein Verhältnis, das aber unmittelbar darauf wieder richtig gestellt wird dadurch, dafs er *ἡμέας* durch *ὑμεῖς* (V. 116) ersetzt, ganz ebenso wie die Bezeichnung der angeredeten Junker als *λαοί* korrigiert wird durch V. 117 ff. *πάντες ἄριστοι ἐόντες ἀνὰ στρατόν κτλ.*

Da, wie wir dem Verfasser zugeben müssen, wohl kaum jemand durch die vorgeschlagenen Athetesen und Erklärungen völlig sich befriedigt fühlen wird, so sucht er auf einem neuen Wege die Lösung aller Schwierigkeiten herbeizuführen. Er sieht die Ilias als ein Werk einheitlicher Konzeption an und rückt die Abfassung desselben bis in die Zeit der alten Elegie hinab. Bisher haben wir immer gelernt, dafs an der Schwelle der griechischen Literatur, als ihr ältestes Werk die beiden grofsen homerischen Epen ständen und dafs die homerische Poesie mit solcher Macht alle Seiten des griechischen Lebens durchdrungen habe, dafs auch die elegischen Dichter sich ihrem Einflufs nicht hätten entziehen können, dafs auch von ihren Dichtungen gelte, was Äschylos von den seinigen behauptete, sie seien Brosamen von dem reichen Mahle Homers. Viel Material lieferte hierzu Renner, über das Formelwesen im griechischen Epos und epische Reminiszenzen in der älteren griechischen Elegie (1872) und Laeger, de veterum epicorum studio in Archilochi, Simonidis, Solonis, Hipponactis reliquiis conspicuo (1885), neuerdings in zwei vortrefflichen Programmen der leider so früh verstorbene Münchener Gelehrte Riedy (Solonis elocutio quatenus pendeat ab exemplo Homeri 1903/4). Jetzt erfahren wir zu unserem gröfsten Erstaunen, dafs das Verhältnis umgekehrt sei und den Elegikern die Priorität gebühre, deren Vorlagen der epische Bearbeiter, nicht immer in geschickter Weise, benutzt habe, wie der Verfasser ein ähnliches Verfahren schon in seiner Schrift über die Phäakendichtung angewandt hat. Dies zeige sich deutlich in der oben besprochenen Stelle des dreizehnten Gesanges der Ilias. Der Verfasser stellt die Verse *N* 108.

114 f. 120—122 zusammen; diese sind nach seiner Ansicht Sätze allgemeinen Charakters und vorher geformtes Material, das der Epiker einem anderen Zusammenhang entlehnte. Einleuchtend sei, daſs hier die Quelle allgemeiner Lehre nicht aus der Situation hervorspringe, daſs vielmehr die Lehre früher gewesen sei als die Situation; die entlehnten Verse stellten sich dar als Bruchstücke einer Diatribe gegen die *μεθημοσύνη*; diese Bruchstücke trügen unverkennbar den Charakter der alten politischen Elegie. Wenn behauptet worden ist, daſs der Gesang *N* den Zweck habe, Idomeneus und seine Kreter, die nicht mit vor Troja gewesen, in das Epos hineinzubringen, so ist der Verfasser der Ansicht, daſs es kein Nachdichter sei, der den Kretern zu Liebe das fertige Epos durch *N* erweitert habe, sondern der Dichter selbst habe diese, wie so unendlich vieles andere, in die Trojasage hineingebracht. „Während ihm aber für die sagenechteren Teile seines Gesamtwerkes originale epische Vorlagen zu Gebote standen, entbehrte er deren für Idomeneus (und andere); so hat er denn die Eingangsszene des *N* aufgebaut auf dem Fundament einer Idee, die ihm von der politisch lehrhaften Dichtung seiner Zeit geliefert wurde.“

Wecklein hat in seinen Studien zur Ilias die Ansicht vertreten, daſs in der Urilias der achäische Hauptheld Ajas gewesen sei, an zweiter Stelle der groſse Dichter gekommen sei, welcher einen neuen Plan und einen neuen Geist zu den alten Dichtungen hinzugebracht habe. Der Verfasser dieser Schrift kann, da er die Ilias nur von einem Dichter entstanden sein läſst, natürlich dieser Ansicht nicht beitreten, kommt ihr aber sehr nahe. „Es ist sicher beweisbar“, sagt er, „daſs es alte Gedichte aus der Trojasage gegeben hat, in denen Achill nicht Protagonist, höchst wahrscheinlich überhaupt nicht war. Wenn also ein Dichter, dessen Thema der Preis des Achill als eines Helden der Trojasage war, in diese Dichtung ältere Gedichte oder Bruchstücke solcher hineinbeziehen wollte oder muſste, ältere Gedichte, die keineswegs den Preis seines, sondern den anderer Helden zum Gegenstand hatten — welcher Weg blieb ihm anders, als diese Taten anderer Helden in der Abwesenheit des seinigen geschehen zu lassen? Was konnte er anders tun, als seinen Helden an diesen Vorgängen zugleich teilnehmen und doch nicht teilnehmen lassen. Dieses Bindemittel zwischen den beiden grundsätzlich verschiedenen Hauptvorlagen des Dichters also ist der Zorn des Achill.“ Da nach der Idee des Dichters Achill der herrlichste und

tapferste aller Helden war, mufste in den nicht-achilleischen älteren Vorlagen, welche den Preis ihrer Helden sangen, des Ausgleichs halber eine Änderung vorgenommen werden, was der Dichter „mit einer Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit, die staunen machen könnte“, vollführte.

Im weiteren Verlauf seiner Darlegungen setzt der Verfasser auseinander, dafs nach der Darstellung des Dichters ganz Griechenland sich zum Kampf vor Troja versammelt habe. Um dieses in grofsen Schlachten mit den Gegnern um den Sieg ringen lassen zu können, habe er die Hilfsvölker der Trojaner als Ausgleich in den Stärkeverhältnissen geschaffen. „So stehen zwei grofse Heere einander gegenüber, Masse gegen Masse. Aber trotzdem sind die Kämpfe vorwiegend nicht Massenkämpfe, vielmehr soll der Eindruck von Massenkämpfen hervorgerufen werden durch Aneinanderreihung einer gröfseren Menge von Einzelkampfszenen. Das ist, wie so vieles andere, nicht blofs ein Anachronismus (denn die älteste Kampfesweise war das προμαχίζειν), sondern im Grund auch sinnwidrig. Es kommt daher, dafs die poetischen Vorlagen des Dichters nur solche Einzelkampfszenen enthielten, die kleineren Verhältnissen und einer längst antiquierten militärischen Ordnung entsprachen. Indem der Dichter diese übernahm und überarbeitete, zugleich neue Szenen dieser Art nach deren Muster schuf, suchte er seinem Publikum die Vorstellung grofser Schlachten zu suggerieren. Hier und da aber hat er doch auch Szenen zu schaffen gesucht, die wirklich das Bild eines Massenkampfes geben sollen. Da für diese Stücke gröfsere Vorlagen fehlten, so war der Dichter noch mehr auf seine eigene Erfindung angewiesen; trotzdem ist er in der Mehrzahl der Fälle keineswegs völlig selbständig, sondern hat sich an kurze Bruchstücke einer weit praktischeren Poesie als der Heldengesang es ist, angelehnt.“

Nach Ansicht des Verfassers repräsentieren diese Bruchstücke eine weit jüngere Stufe militärischer Organisation, da mit der Sitte des προμαχίζειν längst gebrochen war und Standhaftigkeit und Ausdauer an Stelle der Beweglichkeit und Gewandtheit als höchste militärische Tugenden getreten waren. Dafs zwischen Tyrtäos und der Ilias unverkennbar Beziehungen vorhanden sind, wer wollte dies leugnen? Am deutlichsten sind zweifellos solche zwischen *X* 71 ff. und dem berühmten Lied des Elegikers τεθνάμεναι γὰρ καλὸν κτλ. und längst bekannt. Eine Welt von Vorurteilen, so will uns der Verfasser belehren, spreche für die Priorität Homers — und doch liege das Gegenteil auf der Hand. Die Rede des Priamos entbehre ganz der logischen Konsequenz und stelle sich dar als eine Kette

ganz loser Assoziationen (?). Für uns seien die Elegiker, besonders Tyrtäos, die Zeugen der neueren militärischen Ordnung, deren Hauptserfordernis das Ausharren in Reih und Glied sei. Aber auch hier werden wir nicht aufhören die Priorität den homerischen Gedichten zuzugestehen. Zur Erklärung des σιγῇ ἰέναι (Γ 8 u. ö.) nimmt der Herausgeber an, der Dichter habe zwei Kampfesformen konfundiert, die heroische, in der das βοὴν ἀγαθός als Heldenpreis wörtlich zu nehmen sei für Aus- und Anmarsch und für den Kampf selbst, und eine jüngere, in der die Stille als eine allgemeine Forderung der Disziplin sich bereits durchgesetzt habe.

Schliefslich mag noch hier die Ansicht des Verfassers dieser Schrift über den Stand des Dichters der Ilias kurz angeführt werden. Alle Anzeichen, meint er, wiesen auf einen Volkssänger hin, der zu den Helden seines Dichtens in keinem innerlichen Pietätsverhältnisse stehe, der unter Benutzung älterer — adeliger — Heldenpoesie ein Bild aus längst verklungener Heldenzeit für das profanum vulgus zurechtzumachen unternommen habe.

Das Papier ist gut, der Druck deutlich und korrekt; nur sehr wenige Druckfehler habe ich bemerkt; jedoch in den griechischen Zitaten ist eine reiche Saat von Akzentfehlern aufgegangen.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

96) **Benjamin Powell, Erichthonius and the three daughters of Cecrops.** Cornell Studies in Classical Philology. Nr. XVII. Ithaca, New York, Published for the University. New York, the Macmillan Co., 1906. 86 S. u. 8 Tafeln. $ —.60.

In dem zweiten Teil des Werkes sind alle in Betracht kommenden literarischen Quellen wörtlich abgedruckt. Was sich nur bei Antigonus Carystius, Euripides, Apollodor, in den Scholien zu Homer, bei Ovid, Hygin, Pausanias, Tertullian, Augustin, Philostratus, Lactantius, im Etymologicum Magnum, in den Mythographi Graeci, bei Eudokia, Suidas, Pollux, Hesychius usw. usw. findet und Bezug hat auf Erichthonius, Kekrops und die Kekropstöchter: alles ist mit grofsem Fleifs zusammengestellt. Dazu kommen zwölf Tafeln mit wichtigen Bildwerken, besonders mit Vasenbildern.

Auf dieses reichhaltige Material stützt sich die eingehende Untersuchung. Der Verfasser hält Erichthonius, Erechtheus, Kekrops und Po-

seidon in den attischen Legenden für identisch und glaubt an orientalische Einflüsse bei der Entwicklung des Mythus und Kultus; er prüft alles, was wir über die einzelnen Töchter des Kekrops, Aglauros, Pandrosos und Herse, wissen und was über alte rituelle Gebräuche überliefert ist. Zum Vergleich werden Mythen und Religionsgebräuche aus allen Erdteilen herangezogen. Besonders eingehend aber beschäftigt P. sich mit der Schlangengestalt. Der ursprüngliche Sinn sei dadurch, dafs Athene allmählich die alle anderen Gottheiten überragende Göttin wurde, verdunkelt worden. Der Verfasser glaubt, dafs die primitivsten Vorstellungen zugrunde liegen, Vorstellungen, die sich auf das Geschlechtsleben der Frauen beziehen, wobei schon sehr früh die Erde als Frau und Mutter betrachtet und auf sie alles übertragen sei. Primitive Zeremonien und Symbole der Fruchtbarkeit finden dabei ihre Erklärung. — Ursprünglich waren es zwei Töchter des Kekrops, zwei Nymphen, eine treue und eine untreue. Die Symbole der Fruchtbarkeit, Schlange und Phallus, wurden vor den unverheirateten Mädchen geheim gehalten.

Verfasser kommt zu dem Schlufs, dafs das Geschlechtsleben der Frauen als ein wichtiger Faktor in der Entwicklung des Ritus der frühen Völker anzusehen sei.

Als einen Nachteil des Buches mufs ich es bezeichnen, dafs der Verfasser, der sonst über die deutschen Werke wohl unterrichtet ist, sich nicht mit der eingehenden Untersuchung Useners über die Kekropstöchter in den „Götternamen“ S. 135 ff. auseinandersetzt. Diese bleibt für mich überzeugend.

Düsseldorf. **Heinrich Wolf.**

---

97) **Otto Portzehl, Die Lehre vom Bedeutungswandel in der Schule.** I. (Beilage zum zweiten Jahresbericht des Kgl. Hufengymnasiums zu Königsberg i. Pr. Ostern 1907.) 64 S. 8.

Die vorliegende Programmabhandlung, der erste Teil einer Lehre vom Bedeutungswandel, soll nicht als Rüstzeug des Lehrers dienen zu gelegentlicher Verwertung beim Unterricht in den höheren Schulen, sondern ist unmittelbar für die Hand des Schülers bestimmt und soll ihn anregen, über die Veränderungen nachzudenken, denen die Wortseele im Laufe der Jahrhunderte ausgesetzt gewesen ist. So erklärt sich die elementare Art der Behandlung. Denn der Verfasser beabsichtigt nicht neue, eigene Forschungen zu bieten, sondern will nur die Ergebnisse fremder Studien ver-

werten. Dabei hat er in erster Linie das Deutsche, in zweiter das Französische und Englische, in dritter das Lateinische herangezogen. Das Griechische berücksichtigt er fast nur, wenn er die Spur eines Lehnworts bis in diese Sprache zurückverfolgt, z. B. bei frz. coup von lat. colaphus = κόλαφος oder bei nachahmen von lat. ama = ἄμη.

Die Auswahl ist im allgemeinen gut getroffen, das Gebotene meist zuverlässig. Doch hätten Wörter, deren Etymologie noch nicht genau feststeht, wie frz. blé, Getreide, und corroyer, gerben, wegbleiben können. Auch begreife ich nicht, warum ama als mittellateinisch bezeichnet wird, da es doch nicht nur im Altlatein (Cato r. r. 135; vgl. meine Griech. Wörter im Latein S. 334), sondern auch in Plinius' Episteln und bei Juvenal belegt ist.

Die Zahl der Beispiele hätte wesentlich vermehrt werden können, wenn der Verfasser auch andere Schriften als die S. 5 angegebenen herangezogen hätte, z. B. Fr. Harder, Werden und Wandern unserer Wörter, 3. Aufl. 1906; H. Schrader, Bilderschmuck der deutschen Sprache, 6. Aufl. 1902; meine Ästhetik der deutschen Sprache, 2. Aufl. 1905; K. Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels, Progr. des Kgl. Realgymn. zu Berlin 1894; Engelb. Schneider, Semasiologische Beiträge, Mainzer Progr. 1892.

Vermifst habe ich auch eine kurze Erörterung der wichtigsten Lautgesetze. Denn wenn die Schüler Zusammenstellungen lesen wie z. B. S. 50 figura und θιγγάνω, so müssen sie mit den Entsprechungen des griechischen θ im Latein bekannt sein. Die Darstellung ist leicht verständlich, der Druck sauber.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

98) **P. Jos. Pickartz, Syntaxis latina** ad usum scholarum germanicarum accommodata. Editio altera. Aquisgrani apud Schweitzer 1906. VII u. 343 S. 8. geb. ℳ 3.50.

Die Grammatik scheint für den Gebrauch in Priesterseminaren bestimmt zu sein und soll hier wohl die früher weitverbreitete Institutio grammatica von Alvarez ersetzen. Die ersten achtzehn Kapitel handeln von der Übereinstimmung der Satzteile und von der Kasus- und Moduslehre. Dieser Teil bietet nicht mehr und nicht weniger als die üblichen Schulgrammatiken. Ausführlicher ist in manchen Punkten der zweite Teil, der in zehn Kapiteln die Syntaxis ornata bespricht.

Das Buch ist in fliefsendem und klarem Latein geschrieben; auch

mit der Fassung der Regeln und der Wahl der Beispiele kann man im allgemeinen einverstanden sein; einiges bedarf der Berichtigung oder Ergänzung: § 80 NB. 1 gilt nicht von allen Adjektiven, die zu einem Städtenamen treten, sondern nur von den stehenden Beinamen; im § 198 fehlt die Angabe, dafs Perf. und Plusq. nur dann in den iterativen Nebensätzen gesetzt werden, wenn die Handluug vorzeitig ist; im § 204 ist nicht erwähnt, dafs das deutsche Präsens öfter im Lateinischen durch ein Futurum zu übersetzen ist; § 237 vermifst man einen Hinweis darauf, dafs der Conjunctivus potentialis nicht immer anwendbar ist, sondern oft durch puto oder nescio an umschrieben werden mufs; § 271 war anzuführen, dafs licet nur mit dem Praes. nnd Perf. Conj. verbunden wird; ebenso dafs quamvis nicht bei Superlativen und bei Begriffen, die keine Steigerung zulassen, steht; § 281 mufsten die Verbklassen genannt werden, von denen Fragen abhängen können; in dem Beispiel § 345, 4 mufs es heifsen: si Fabio laudi datum esset; auch das Beispiel § 437 NB. ist entstellt: hinter Graecos ist ludos einzuschalten; nonne vides (§ 227), debellare patriam (§ 291), Asia minor (§ 367), repulit (§ 400), valetudinem defendere (§ 418), retulistis (§ 427), sunt homines qui (§ 482, 1 NB.) sind nicht mustergiltig.

Zweckmäfsig ist vor manchen Fehlern ausdrücklich gewarnt (z. B. § 276, 4), dagegen kann es nicht gebilligt werden, wenn in solchen Fällen öfter die falschen Formen und Verbindungen genannt und so unwillkürlich dem Lernenden eingeprägt werden z. B. sine ullo dubio, nullus sapiens (§ 408), neminis, nemine (§ 411 NB.). Auch das drastische Erklärungsmittel aliqua republica (sc. ente § 407 NB.) dürfte kaum empfehlenswert sein.

Druckfehler finden sich auch abgesehen von den auf S. 343 verzeichneten zahlreich: S. 113 quoque modo, S. 195 adjetivis, S. 200 charitas, speculator st. spectator, S. 201 consspecta, S. 271 enclytica, S. 276 gentilitium, S. 312 sestetrius.

Potsdam. **E. Krause.**

---

99) **Paul Passy, Petite Phonétique comparée des principales Langues européennes.** Leipsic et Berlin, Teubner, Libraire-Éditeur, 1906. IV u. 132 S. 8. geb. ℳ 1.80.

Die Bedeutung Paul Passys, des nunmehrigen Directeur adjoint à l'École des Hautes-Études, ist zu bekannt, als dafs er einer Empfehlung

bedürfte. Hat er in seinen seitherigen phonetischen Werken nicht allein in Deutschland, sondern in allen Kulturstaaten die allgemeinste Anerkennung gefunden, so wird auch das vorliegende Büchlein einer gleich günstigen Beurteilung, eines gleich regen Absatzes sich zu erfreuen haben.

Das Buch verspricht zwar viel mehr als es wirklich hält; doch kann das meiste, was es in bezug auf das Französische, Englische und auch Deutsche vorbringt, als gute Ware gelten. Nach Ausscheidung der anspruchslosen Bemerkungen über die Phonetik des Spanischen, Portugiesischen, Italienischen, Holländischen, Dänischen, Norwegischen, Schwedischen, Isländischen und einiger dem Tschechischen eigener Laute [1]), schrumpft das Büchlein zu einer „Kleinen Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen“, wie etwa die von W. Vietor, zusammen, in der die Muttersprache des Verfassers eine ganz besondere Berücksichtigung findet. Doch ist die Anlage des Werkchens eine von der Vietorschen grundverschiedene: Passy verfährt analytisch und nicht synthetisch, er schreitet vom Komplizierteren zum Einfacheren, von den Atem- und Intensitätsgruppen zu der Silbenbildung, von den Silben zur Dauer, und erst am Schlufs zu den einzelnen Konsonanten und Vokalen, zu den Gleitlauten vor. Diese Anlage betrachte ich als verfehlt, jedenfalls beim Unterrichte von Nichtfranzosen als schlecht angebracht. Und eben in Anbetracht dieses Mangels glaube ich, dafs dieses sonst sehr gute Buch, nicht etwa den Anfängern, sondern vielmehr denjenigen als Repetitorium wärmstens zu empfehlen ist, welche durch die Vietorschen Schriften schon in das Studium der Phonetik eingeführt worden sind: nur diese werden in dem Werke bei der Erlernung der Grundsätze und der Technik der Lautsysteme einen bewährten Ratgeber finden.

Passys Phonétique bringt selbst für das Französische kaum etwas Neues vor, was sich in des Verfassers früheren Werken, bei Vietor, Sweet, Vianna, Araujo usw. nicht vorfände. Er begnügt sich damit, die allerwichtigsten, unumstöfslichen Ergebnisse phonetischer Forschung zusammenzufassen und in klarer, verständlicher und anregender Weise vorzutragen. Meisterhaft ausgeführt sind die Partien, die sich auf die Sprachbildung, die Einteilung der Sprache, die Dauer der Laute und die Intonation beziehen. Eine Quelle reichster Belehrung findet man in den Teilen, die den Rhythmus, die Betonung, die Akzent-

1) *skrz* S. 46 ist in *skrs* zu korrigieren; das tschechische ř, stimmhaft und stimmlos, ist ein gleichzeitig artikuliertes r + ž oder r + š.

verschiebung [1]) usw. behandeln; es seien hier auch noch ganz besonders die Erörterungen der verschiedenen *r*-Arten hervorgehoben.

Was aber das Buch ganz besonders für Lehrer empfehlenswert erscheinen läfst, ist, dafs der Verfasser, welcher in stetem Verkehr mit Vertretern zahlreicher Völker steht, die den verschiedenen Nationen eigentümlichen Fehler schon kennt und auch gleich die Mittel zu ihrer Beseitigung anzugeben vermag.

Passy gibt die Pariser, ganz besonders seine eigene Aussprache wieder, die bis auf einige Fälle mit der meinigen übereinstimmt: in *boîte* spricht P. ein langes, ich ein kurzes palatales *a*, viele Pariser aber ein langes velares *a* (S. 48); in Wörtern auf *-isme*, wie *schisme*, würde ich nur ein stimmloses *s* mit devokalisiertem *m*, nicht aber ein stimmhaftes *z* aussprechen lassen (S. 49); in der Wiedergabe der nordfranzösischen Aussprache ist *fait*, *mais* nur mit offenem *ɛ* zu transkribieren (S. 122).

Mit Passys Wiedergabe des Italienischen bin ich nicht einverstanden. Für ganz Italien, für Leben und Schule, bleibt, nach Ausscheidung einiger zu vermeidender Eigentümlichkeiten, das Toskanische mustergültig. Das von dem Verfasser auf S. 57 aufgestellte, die Gemination der Konsonanten betreffende Prinzip ist zu verwerfen: im Toskanischen sind alle betonten Vokale in geschlossener Silbe und vor Doppelkonsonanten lang, in offener Silbe überlang. Intervokalisches *s* ist bald stimmhaft (*ròsa* Rose), bald stimmlos (*rósa* Jucken) [2]); *zio* ist nur mit stimmlosem *ts* zu sprechen. In der phonetischen Transkription des italienischen Textes (S. 125) finde ich, abgesehen von der vernachlässigten Gemination anlautender Konsonanten (*e kkwando*, *fa ddžorno* usw.), folgende Fehler: *lutšente* (ε), *kɔl* (o), *splendente* (ε), *nɔn* (o), *risplendo* (ε), *dɔrmire* (o), *per* (e), *passedžare* (*ddž*), *viaddžatore* (velares *a*), *tšielo* (ohne *i*), *nom mi* (*non*, vulgär *nom*), *miei* (ε), *suʎ alberi* (*ʎi* oder *ʎj*), *kaze* (*s*), *ogni* (*o*, nicht *ɔ*), *kɔza* (*s*), *rispléndere* (ε).

An Druckfehlern finde ich *cette groupe* (S. 47; lies *ce g.*), *fort* (ɔ; S. 57), *j'affirma* (*j'affirme*; S. 61), *hantɔ* (ɔ̃; ohne *h* S. 117).

1) Es wäre zu wünschen, dafs dieser tüchtige Phonetiker das Wesen des Akzentes im heute gesprochenen Französisch (Pariserisch) zum Gegenstand eines besonderen Studiums machte. Bei der Erörterung der Verschiebung des Akzentes auf die erste Silbe des Wortes bei Dehnung des anlautenden Konsonanten (le 'pparvenu; § 145) hätte er weitere, sehr erwünschte Einzelheiten vorbringen können.

2) Vgl. P. Fanfani, Vocabolario della Pronunzia toscana. Firenze, Le Monnier.

Trotz dieser unbedeutenden Mängel bietet Passys **Phonétique** geistvolle Belehrung und vielseitige Anregung, und sei jedem Neuphilologen, sowohl dem Schüler als dem Lehrer, angelegentlichst empfohlen.

Prag. **Gustav Rolin.**

---

100) **Leo N. Tolstoi, Shakespeare.** Eine kritische Studie. Übersetzt von **M. Enkhausen.** 4. Auflage. Hannover, A. Sponholz, 1906. 148 S. 8.

Auch die Literaturgeschichte kann zuweilen ein etwas ironisches Gesicht aufsetzen: In aller Form „beweist" uns der Eine, dafs Sh. katholisch war, der Andere, dafs dies nicht der Fall sein kann; Einer beweist uns, dafs der Verfasser der Sh.schen Stücke unmöglich ein ungebildeter, unwissender Schauspieler gewesen sein kann, und jetzt wird uns „bewiesen", dafs er und sein Werk überhaupt ein Nichts, ein Popanz sind. Merkwürdig, dafs alle gescheiten Leute das nicht auch schon längst gesehen haben. Ja, wenn die Bedeutung Sh.s ein Werk verbohrter Philologen wäre — aber, dafs selbst Dichter von Jonson und Milton bis Goethe und Victor Hugo und Swinburne nicht an ihm vorübergingen, ohne nachhaltige Eindrücke von ihm zu empfangen, das scheint uns immerhin ein Zeichen von Gröfse. Nichts von alledem, nichts als „Massensuggestion" „belehrt" uns Tolstoi und das will Er „beweisen". Man kann eine ästhetisch-kritische Würdigung eines Dichters ganz wohl ohne fachmännische Vorbereitung versuchen, besonders wenn man selbst Dichter ist und in einigem mit dem zu Beurteilenden kongenial fühlt.

Beides fehlt Tolstoi. Seine wissenschaftliche Vorbereitung zu dieser Arbeit ist völlig unzureichend, ja manchmal hätte man — bei einem Anderen als T. — das Gefühl, dafs sogar das eine oder andere bewufst verschwiegen wird. Wenn z. B. Tolstoi S. 84 sagt, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hätte Sh. noch keinen besonderen Ruf gewonnen, so mufs man doch fragen: weifs Tolstoi nichts von B. Jonsons Hymnus auf Sh., von Miltons Bewunderung für den Autor, die er in dem bekannten „Epitaph on the Admirable Dramatic Poet W. Shakespeare" niederlegt, von Drydens Umarbeitungen, von den Ausgaben von Rowe, Pope usw.? In einem einfachen Handbuch wie Körting hätte sich T. darüber belehren können.

Sh. wäre geringer geachtet als seine Zeitgenossen? Theatergeschichte und Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts ansehen! Auf ebenso mangel-

hafter Literaturkenntnis beruhen Bemerkungen, wie die (S. 79), dafs man auf eine Bitte um eine Erklärung seiner (Sh.s) Gröfse nur vage, unbestimmte Antworten erhalte. Ja, hat T. nie etwas von Dowden gelesen oder von Vischer oder von K. Fischer? Wenn man über Sh. schreibt, sollte man aber eben etwas von diesen Leuten wissen, besonders, wenn dies in so herrischer, doktrinärer Art geschieht. — Doch das alles würde nicht hindern, dafs uns Neues geboten würde; denn ein feinfühlender Mann — das ist ja doch ein Dichter, kann uns über einen anderen Dichter sehr wohl Neues, Eigenartiges zu sagen wissen, auch ohne vorher die Literatur darüber durchzuarbeiten. Und damit komme ich zu dem gröfsten Mangel des Tolstoischen Buches. T. fehlen die Eigenschaften, welche Sh. grofs machen, gänzlich, er ist auf den Ton nicht gestimmt, er kann und will ihn nicht verstehen. Sh.s Weltanschauung, Sh.s Menschenbeurteilung sind ihm unfafsbar. Wir glauben ihm, wenn er sagt, dafs die Beschäftigung mit Sh. bei ihm nur Ekel, Abscheu, Lachen hervorrief — aber liegt der Fehler bei Sh.? Und wir verwahren uns gegen fanatische Ausfälle wie (S. 93): „Die erste Ursache für Sh.s Ruhm war und ist: seine Dramen ... stimmten mit dem unreligiösen und unmoralischen Seelenzustand der oberen Klassen seiner und unserer Zeit überein" (NB. Widerspruch mit S. 84). Das ist der Ton eines politischen Pamphlets zur Wahlzeit — und den Eindruck eines solchen macht mir die ganze Schrift. Am deutlichsten wird das in den Bemerkungen über Sh.s Weltanschauung und in der Polemik gegen Gervinus und dessen Verherrlichung der Tatkraft. Weil Sh.s Weltanschauung mit ihrer Lebenskraft und Lebensbejahung nicht zu T.s kulturfeindlicher Lebensverneinung pafst, weil diese Sh.sche Weltanschauung durch die künstlerische Bedeutung des Dichters Gewicht erhält, darum wird iu letzterer die erstere bekämpft. Und so erhalten wir ein Werk, das jenem, der Shakespeare kennen lernen will, zwar nichts bietet, das aber trotzdem Bedeutung gewinnt für die Beurteilung Tolstois in seiner letzten Schaffensperiode.

München. **Max Degenhart.**

---

101) **Arnold Schröer, Grundzüge und Haupttypen der Englischen Literaturgeschichte.** Teil I: Von den ältesten Zeiten bis Spenser. Teil II: Von Shakespeare bis zur Gegenwart. Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1906. 147 u. 135 S. kl. 8. geb. je ℳ —.80.

Wie der Titel der beiden Bändchen der bekannten Sammlung Göschen angibt, soll in ihnen nicht eine vollständige Literaturgeschichte, sondern nur die Betrachtung des Wichtigsten dargeboten werden. Die „Grundzüge und Haupttypen“ halten durchaus, was der Titel verspricht. Die Einleitung beschäftigt sich mit den hauptsächlichsten Charakterzügen des Engländertums. Die folgenden Abschnitte zeigen dann, wo und in welchem Mafse diese Charakterzüge in den literarischen Werken wiederzufinden sind und auch wo sie nicht zu finden sind. Zwischen den „Haupttypen“ sind dann wieder Charakteristiken wichtiger Perioden der geistigen Entwicklung Englands eingefügt. Es ist unmöglich, den Inhalt der beiden Bändchen hier zu besprechen, man wüfste nicht, wo man aufhören sollte, so interessant ist alles, was man darin zu lesen bekommt. Als besonders gelungene Abschnitte aber möchte ich folgende einzeln benennen: die älteste epische Literatur mit einer ausgezeichneten Besprechung des Beowulf, die englische Religiosität, Chaucer, Spenser, dessen Beliebtheit bei den Engländern man in Deutschland bisher nicht recht hat verstehen können, Shakespeare, Milton, der Nationaldünkel der Engländer, die schottische Poesie und Burns, Byron und Tennyson, den er im Gegensatz zu Engel (Englische Literaturgeschichte S. 365) sehr hoch schätzt. Vielfach wird das Verständnis von Dichtungen durch meisterhafte Inhaltsangaben gefördert z. B. bei Beowulf, King Horn, Sir Gawain und der grüne Ritter. Proben sind reichlich eingestreut; es ist aber, wo es nötig war, auch die Übersetzung beigegeben. Dankenswert sind die zahlreichen bibliographischen Angaben. Natürlich ist den Bändchen ein Register beigefügt, und zum Schlufs wird auch eine Übersicht gewährt durch Zeittafeln, auf denen mit einem Blick alles Wichtige zu finden ist.

Zu tadeln hätte ich nur, dafs man in dem Werkchen, das sonst im flüssigsten Deutsch geschrieben ist, doch mitunter schwerfällig gebaute und schwer verständliche Sätze antrifft.

Aus voller Überzeugung kann ich jedem, der sich mit englischer Literatur abgibt, nur dringend raten, die beiden Bändchen zu fleifsigem Gebrauch seiner Bücherei einzuverleiben, und ich spreche das um so lieber aus, als man in dem Verfasser einen Mann kennen lernt, der bei aller Liebe zum englischen Volke und seiner Literatur doch ein deutscher Patriot durch und durch ist. Das beweist aufser anderen Stellen der Schlufssatz des Buches: „Seit lange war es unsere Schwäche gewesen, Fremdes selbstvergessen und blind zu bewundern; jetzt sei es unsere

Stärke, fremdes Volkstum, wie es ist und warum es so geworden ist, zu verstehen. Die Literaturgeschichte bietet dazu eine der besten Handhaben. Aus ihr das Wesen der anderen Nationen kennen zu lernen, ist das Endziel aller ernsten Beschäftigung mit derselben, und dadurch kann uns allmählich ein viel Schwereres, Gröfseres, Unerläfslicheres gelingen, nämlich aus dem Vergleiche uns selbst zu verstehen."

Hildburghausen. **K. Pasch.**

102) **Meyers Kleines Konversations-Lexikon.** Siebente, gänzlich neubearbeitete Auflage in sechs Bänden. Erster Band A bis Cambrics. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1906. VI u. 1038 S. 8. In Halblederband ℳ 12. —.

Das unter dem Namen des „Kleinen Meyer" bekannte Nachschlagewerk erschien bis dahin in einer dreihändigen Ausgabe. Wenn jetzt mit dem ersten Teile der siebenten Auflage eine Verdoppelung der Bände angekündigt ist, deren Durchführung mit dem ersten Sechstel begonnen hat, so beabsichtigt die Leitung des Unternehmens mit dieser Neugestaltung einmal bei verhältnismäfsig geringem Umfange des Werkes und entsprechend billigem Preise ein erschöpfendes Lexikon für alle Kreise zu bringen, zugleich aber auch der Ausdehnung des heutigen Wissens Rechnung tragend eine grofse Anzahl neuer und wichtiger Artikel vorzulegen zum Teil auch ausgiebiger zu gestalten. Ausdrücklich wird bemerkt, dafs das neue Werk nicht etwa ein Exzerpt des „Grofsen Meyer" ist, sondern sich als eine nach eigenem Plane gearbeitete selbständige Enzyklopädie darstellt. Bei den grofsen Erfahrungen, die die herausgebende Firma auf dem einschlägigen Verlagsgebiete gesammelt hat, bei den guten Verbindungen, die sie mit Fachleuten, Gelehrten, Forschern und Künstlern unterhält — eine Übersicht der Mitarbeiter befindet sich am Ende des ersten Bandes — ist die Ausführung des Unternehmens nicht hinter den Ankündigungen und Versprechungen des Vorwortes zurückgeblieben. Gewifs ergibt sich bei vielen Artikeln schlagfertige Kürze in der Ausarbeitung, doch kann man nicht sagen, dafs unter der knappen und gedrängten Diktion der lehrhafte Zweck gelitten hat. Wenn es der Gegenstand erforderte, ist eine angemessene Belebrung auch in ansprechender, recht eigentlich populärer Darstellung gegeben. Man erkennt und schätzt diesen Vorzug u. a. in der Erläuterung philosophischer termini. Sonst dienen zusammenfassende Artikel und Übersichten ebensowohl der Ökonomie des Ganzen wie dem

Zwecke eingehender Erklärung. Man vergleiche z. B. Stichworte mit ihren Unterteilen wie Alpen, Asien, Amerika, Arabien, Argentinien, Armenien u. a. m. Recht häufig unterstützen treffliche Bildwerke aller Art, Karten, Pläne, Teilzeichnungen usw. die gegebene Besprechung. Der zeitliche Bereich des Erklärungsstoffes erstreckt sich, wie Referent in verschiedenen Stichproben festgestellt hat, bis auf das Erscheinungsjahr des Bandes. — Für die ausreichende Quantität der erledigten Stichworte spricht wohl die respektable Summe von 130000 Titeln, die in dem Gesamtwerke vorgeführt werden sollen. So dürfte man bei diesem Bande in den Erklärungsworten der antiken Literaturen, Altertümer, Geschichte und Geographie nichts wesentliches vermissen; man vergleiche z. B. die beliebig herausgegriffene Namenfolge von Aristagoras bis Aristokratie.

Referent ist überzeugt, dafs diese neue, vermehrte und umgearbeitete Auflage, die nebenbei bemerkt, noch ein ganzes eingearbeitetes Fremdwörterbuch enthält, die Gemeinde des Kleinen Meyer erheblich vermehren wird, zumal das Werk in Druck, Papier und Einband nichts zu wünschen läfst.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha

Gotha, 15. Juni. Nr. 12, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Ithaka und Leukas.

Von **Albert Gruhn.**

IV.

Ich lege aber mehr Wert auf die Verse

υ 187 f. *πορθμῆες δ' ἄρα τούσγε διήγαγον, οἵτε καὶ ἄλλους*
ἀνθρώπους πέμπουσιν, ὅτις σφέας εἰςαφίκηται.

Es handelt sich demnach um Leute, die zu den *πορθμῆες* hinkommen; Philoitios hat sie aufgesucht, er hat bereits ohne sie einen Weg zurückgelegt. Die Sundschiffer befördern ihn nur auf der letzten Strecke, durch den Sund zur Stadt. Das ist überaus wichtig; denn diese Angabe pafst nicht für Nidri. Dieses Nidri liegt nämlich keineswegs an einem Sunde, sondern mehr als 10 km davon entfernt. Die Fähre, die hier in Betracht kommt, hat für Nidri ganz untergeordnete Bedeutung. Ja, wenn Nidri an der Stelle von Alt-Leukas läge, dann liefse sich mit D. noch darüber streiten! So aber hat Philoitios noch einen stundenlangen Landweg mit seinen Tieren zurückzulegen und vielleicht sogar den hohen Skaros-Neïon zu

übersteigen, hevor er zur „Stadt" gelangt. Er kann nnr per pedes dorthin gelangen, durchaus aber nicht auf einer „Fähre". Will nnn aber D. ihn trotzdem zn Schiff dorthin bringen, dann kommt sein schmaler Sund und vor allem seine „Fähre" nm jede Bedeutung. Denn lasse ich die Kanalschiffer übers freie Meer erst 12 bis 15 km fahren, dann kann ich sie getrost noch weiter in Anspruch nehmen. Es ist aber aufser Zweifel, daſs man die „Stadt" am Sunde suchen muſs.

So kommen wir auch bei diesem Gedankengange wieder nach Thiaki-Ithaka zurück. Meines Erachtens ist Philoitios an eine der Haltestellen gekommen, die längs der Fahrstraſse der Snndschiffer gelegen waren. Wo diese Stelle zu suchen ist, können wir nicht völlig sicher bestimmen. In Nr. 24 (1906) neigte ich noch dazn, die Weideplätze der Rinder auf Leukas anzusetzen. Weil ich nunmehr Scherie auf Lenkas suche, und zwar bei Syvros, nördlich von der Vasilikibucht, verlege ich diese Weideplätze jetzt an die Acheloosmündung. Folgende Erwägungen sind dabei maſsgebend:

1) Die Weideplätze müssen ungefähr in der Verlängerung des Sundes zwischen Thiaki nnd Kephallenia liegen, zum mindesten nicht in einer Richtung senkrecht dazn.

2) Nach *B* 625 ff. gehören die Echinaden zu Dulichion. Wenn diese Verbindung möglich ist, dann ist auch nichts dagegen einzuwenden, wenn man das Hinterland der Echinaden, das spätere Akarnanien, mit Thiaki-Ithaka in Zusammenhang bringt.

3) Dulichion wird später in Kephallenia umgetanft. Wohnen hinter den Echinaden Kephallenen, dann ist hier eine Brücke für ihre Einwanderung dorthin gegeben.

4) Vielleicht — aber nnr vielleicht — ist der Name der Kephallenen darauf zurückzuführen, daſs sie ursprünglich hier am Vorsprunge, am „Kopfe", des Festlandes gesessen haben. Ich erinnere an Kap Kephali an der Drepanobai. Vom Acheloos bis nach Thiaki sind wenig mehr als 30 km, eine unbedentende Entfernnng für Segelboote. Von Ithaka nach Elis ist es fast doppelt so weit, nnd dennoch hat Noemon dort eine Herde von Pferden nnd Maultieren nnd holt davon gelegentlich auch ein Stück herüber. Man vergleiche

δ 634 ff. *νῆά μοι οἴχετ' ἄγων· ἐμὲ δὲ χρεὼ γίγνεται αὐτῆς,*
Ἤλιδ' ἐς εὐρύχορον διαβήμεναι, ἔνθα μοι ἵπποι
δώδεκα θήλειαι, ὑπὸ δ' ἡμίονοι ταλαεργοὶ
ἀδμῆτες· τῶν κέν τιν' ἐλασσάμενος δαμασαίμην.

Wenn man diese Stelle nicht anficht, dann hat man auch nicht den geringsten Grund zu behaupten, Odyssens' Rinderherden dürften nicht 30 km entfernt auf dem Festlande weiden. Dafs Philoitios alle Tage frisches Vieh herbeibringt, ist nirgends gesagt, ist vielmehr durch § 105 ff. verneint, läfst sich aber noch weiter dadurch bestreiten, dafs Philoitios an dem Tage, da Odysseus bei den Freiern eintrifft, nicht zur Stelle ist, und dafs er im Gegensatz zn Eumaios von der grofsen Vermehrung seiner Herden sprechen kann:

υ 211 f. *νῦν δ' αἱ μὲν γίγνονται ἀθέσφατοι, οὐδέκεν ἄλλως*
ἀνδρί γ' ὑποσταχύοιτο βοῶν γένος εὐρυμετώπων.

Ich stimme also mit D. darin überein, dafs Philoitios' Weideplätze auf dem Festlande liegen nnd dafs dort Kephallenen wohnen, ich unterscheide mich aber von ihm ganz wesentlich dadurch, dafs ich den *πορθμός* nicht zwischen das Festland und die Insel verlege, sondern ihn nach dem Festlande hin ausmünden lasse und ihn bis zur Polis führe, sodann darin, dafs ich die Kephallenen nicht blofs auf dem Festlande, sondern auch auf **Ithaka** und den südlich davon gelegenen Inseln wohnen lasse.

Wenn ich die Kephallenen nicht nördlicher wohnen lasse, so bestimmen mich folgende Gründe: 1) die Wohnsitze der Taphier, 2) die wahrscheinliche Lage von Scherie an der Vasilikibucht, 3) die Verse *ω* 377 f.

οἷος Νήρικον εἷλον, ἐΰκτίμενον πτολίεθρον,
ἀκτὴν ἠπείροιο, Κεφαλλήνεσσιν ἀνάσσων.

Als Heerführer der Kephallenen dringt Laërtes von Süden nach Norden vor und erobert Nerikos, das man in der Nähe der Leukadischen Lagune suchen mufs, und das auch D. dort sucht. Wenn Homer besonders hervorhebt, dafs es Kephallenen waren, die hier siegten, dann kann Nerikos nicht von Kephallenen bewohnt gewesen sein. Nach D.s Theorie müfsten hier bereits Dorer sitzen; diese aber dürften eine so vernichtende Niederlage nicht erleiden, wenn sie die Eroberer des eigentlichen Ithaka sein sollen. Man könnte sonst fragen: „Warum hat Laërtes die alte Heimat nicht sofort wieder in Besitz genommen?"

Nach meiner Ansicht sind die Kephallenen die eigentlichen Bewohner Ithakas, die Achäer sind die Kolonisatoren. Wie sich später die dorischen Korinther am Leukadischen Kanal festsetzen, so haben sich in dem heroischen Zeitalter die Achäer längs des Sundes von Daskalio eingenistet. Sie bilden den kriegerischen Adel auf diesen Inseln:

ω 429 *τοὺς δ' ἐλθὼν ἔκτεινε Κεφαλλήνων ὄχ' ἀρίστους.*

Es mag sein, dafs auch einzelne Kephallenen diesem Adel zugerechnet wurden. Jedenfalls ist es uubestreithar, dafs der Dichter den Ausdruck „Kephallenen“ nur dort gebraucht, wo das eigentliche Volk in Betracht kommt.

ω 438 *οἶκτος δ' ἕλε πάντας Ἀχαιούς*

ist ohne weiteres verständlich, da Odysseus ja hanptsächlich Achäer erschlagen hat.

Danach ist alles, was D. von einer Wanderung der Kephallenen und der Dorer behanptet, ohne Halt, und erst recht die vielfache Namensverschiehung, die er damit in Verhindung bringt.

Ich habe nicht die Absicht, den ganzen Stoff schon in diesem Aufsatze zu erschöpfen, doch möchte ich nicht schliefsen, ohne auf zwei Gesichtspunkte noch aufmerksam zu machen, die D. vernachlässigt hat.

Von grofser Wichtigkeit ist zweifellos die Reihenfolge oder Anordnung der Inseln. Wäre Leukas Homers Ithaka, dann wäre die natürliche Reihenfolge nach Süden in Dörpfeldscher Umtaufung: Same, Dulichion, Zakynthos. Niemals jedoch hraucht der Dichter diese Anordnung, sondern stets: Dulichion, Same, Zakynthos, was geradezu geometrisch genau für die Polis auf Thiaki pafst. Zum Beweise setze ich nur zwei Stellen her:

π 123 *Δουλιχίῳ τε Σάμῃ τε καὶ ὑλήεντι Ζακύνθῳ*
und π 247 ff. *ἐκ μὲν Δουλιχίοιο δύω καὶ πεντήκοντα*
κοῦροι κεκριμένοι, ἓξ δὲ δρηστῆρες ἕπονται·
ἐκ δὲ Σάμης πίσυρές τε καὶ εἴκοσι φῶτες ἔασιν,
ἐκ δὲ Ζακύνθου ἔασιν ἐείκοσι κοῦροι Ἀχαιῶν.

Ans dem zweiten Beispiel ersieht man zugleich, dafs der Dichter zu der Anordnung nicht etwa durch das Versmafs bestimmt worden ist.

Schon diese Äufserlichkeit ist ein starker Beweis gegen die Leukastheorie.

Sehr heachtenswert ist auch der Umstand, dafs Ithaka in jeder Beziehung nach dem Peloponnes hinweist, gesellschaftlich wie politisch, geographisch wie wirtschaftlich. Zu Leukas will das in keiner Weise passen. Wenn die Messenier von Ithaka 300 Stück Kleinvieh samt Hirten davonführen, so ist das für das näherliegende lthaka verständlicher als für das ferne Leukas. Recht hedeutsam sind auch die Verse

φ 107 ff. *οἵη νῦν οὐκ ἔστι γυνὴ κατ' Ἀχαΐδα γαῖαν,*
οὔτε Πύλου ἱερῆς, οὔτ' Ἄργεος, οὔτε Μυκήνης·
οὔτ' αὐτῆς Ἰθάκης, οὔτ' ἠπείροιο μελαίνης.

Hier ist doch die Beziehung zum achäischen Peloponnes handgreiflich gegeben, während die Küste nördlich von der Acheloosmündung als die „dunkele“, die unbekannte, bezeichnet wird. Ungeheuerlich ist die Erläuterung, die D. zu den klaren Verseu φ 346 f. gibt:

οὔθ' ὅσσοι κραναὴν Ἰθάκην κάτα κοιρανέουσιν,
οὔθ' ὅσσοι νήσοισι πρὸς Ἤλιδος ἱπποβότοιο.

D. behauptet, dafs diese Verse „uur zu Leukas als Alt-Ithaka stimmen“, und schreibt weiter: „Auf jeden Fall zeigt die Stelle dentlich, dafs der Dichter von φ sich die Insel Ithaka am meisten nach Westen und die anderen drei Inseln zwischen Ithaka und dem Peloponnes im Bogen um Elis herum gedacht hat“ (S. 33). Wo steht hier etwas vom Westen, etwas von einem Bogen, etwas von einer Zwischenlage? Der Dichter sagt so schlicht wie möglich: „Die Beherrscher der anderen Inseln wohnen Elis gegenüber, wir auf Ithaka nicht.“ Stimmt das nicht haarscharf? Jeder Atlas bestätigt es. Kephallenia mit Dolicha und Same und Zakynthos liegen geradezu im Angesichte von Elis, während Thiaki vor der Acheloosmündung, in der Breite von Akarnanien, liegt. Wie schlecht die Verse auf Leukas passen, das beweist gerade die befremdliche Erläuterung Dörpfelds. Denn Thiaki, das bei ihm Same heifst, liegt nicht *πρὸς Ἤλιδος*, wenn man auf dem Standpunkte des einfachen Sprachgebrauches beharrt. Und solch ein Beispiel nennt D. „eine gute Bestätigung unserer Gleichung Leukas = Alt-Ithaka“! (S. 33). Zu φ 346 f. stimmt

ω 430 ff. *πρὶν τοῦτον ἢ ἐς Πύλον ὦκα*
ἱκέσθαι, ἢ καὶ ἐς Ἤλιδα δῖαν, ὅθι κρατέουσιν Ἐπειοί.

Also die Entfernung von Ithaka nach Pylos ist nicht grofs, wenn man s c h n e l l dorthin gelangen kann, und Pylos wird zweifellos deshalb zuerst genannt, weil es achäisch, also dem Hause des Odysseus verwandt ist, während das näherliegende Elis als epeiisch erst in zweiter Linie in Betracht kommt.

Eine entscheidende Rolle in der Ithakafrage spielen auch die Entfernungen, und auf ihre Feststellung mufs unbedingt mehr Wert gelegt werden, als bisher geschehen ist. Für Telemachs Rückkehr von Pylos ist der Weg aufsen um Kephallenia herum unfraglich zu weit, und es ist nichts weiter als ein Notbehelf, an Athenes besonderen Beistand für diese Fahrt zu appellieren. Die ganze Verkehrtheit in der Ansetzung dieses Weges wird aber erst klar, wenn man beachtet, dafs nach D. der Dichter alle Land- und Seezeichen bis zu den Montague-Rocks, an der Südspitze von

Kephallenia, angibt, dann aber auf der langen Strecke um Kephallenia herum bis nach Leukas nicht einen einzigen Ort nennt. Wer Homer solche Komposition zutraut, der beleidigt ihn oder sich selbst. Die νῆσοι θοαί müssen unbedingt die letzte Marke vor Ithaka sein, und sie sind es, wenn man sie mit den Echinaden gleichsetzt.

Auf Ithaka selbst wird durchweg des Eumaios Wohnsitz zu weitab von der Polis verlegt. Selbst Michael schreibt noch: „Die Hütte des Eumaios liegt etwa 17 km von der Stadt entfernt, so dafs der Hin- und Rückweg einen ganzen Tag in Anspruch nehmen" (S. 28). Es ist ebenso falsch, die Ställe des Eumaios auf der Hochfläche von Marathia zu suchen, wie es falsch ist, sie mit Dörpfeld „bei dem jetzigen Dorfe Evgiros, unterhalb der westlichen Felswand des Achradaberges" auf Leukas anzusetzen (S. VI im Vorwort). Jone Schlufsfolgerung, dafs Eumaios morgens in die Stadt eile, π 155, und in der Abendstunde zurückkehre, π 452, ohne sich in der Stadt längere Zeit aufgehalten zu haben, π 467, ϱ 191 (Gallina 113 und Reisch 147), enthält eine unrichtige Prämisse. Nirgends ist gesagt, dafs Eumaios morgens zur Stadt geht, vielmehr läfst sich ohne Schwierigkeit nachweisen, dafs es später geschehen sein mufs. Telemach landet auf Ithaka bei Sonnenaufgang und nimmt zunächst mit seinen Reisegenossen das Frühmahl ein, dann erst geht er zu Eumaios, es folgt eine längere Begrüfsungsszene und ein zweites Mahl, darauf ein recht langes Gespräch und danach endlich der Aufbruch. Die homerischen Mahlzeiten dauern immer verhältnismäfsig lange; folglich läfst sich folgende Berechnung verteidigen:

Erstes Mahl	=	1	Stunde
Weg zu Eumaios	=	$^1/_2$	„
Begrüfsungsszene	=	$^1/_2$	„
Zweites Mahl	=	1	„
Gespräch	=	2	„
Summa	=	5	Stunden.

Da aber diese Ansätze mehr oder weniger willkürlich sind, so wird man auf diese Stelle überhaupt verzichten und Angaben heranziehen, die unanfechtbar sind. Zum Glück haben wir mehrere. Die Worte des Odysseus

π 25, ἔκαθεν δέ τε ἄστυ φάτ᾽ εἶναι,

sind ohne Belang, denn Odysseus spricht sie nur, um einen Vorwand für sein Zurückbleiben zu haben und um anderseits Eumaios in der Meinung zu bestärken, dafs ihm die Insel unbekannt sei.

Telemach hricht im 17. Gesange gleich nach Sonnenanfgang zur Stadt auf. Man beachte, dafs er ohne Frühmahl fortgeht. Der Weg ist also von vornherein als sehr kurz angenommen. Und in der Tat, Telemach trifft noch fast in derselben Morgenstunde im Palaste ein; man ist beim Aufräumen π 31 ff., die Freier sind noch nicht aufgestanden. Erst π 65 sammeln sie sich. Dazu stimmt

π 104 f. οὐ δέ μοι ἔτλης
πρὶν ἐλθεῖν μνηστῆρας ἀγήνορας ἐς τόδε δῶμα.

Nun der Weg des Odysseus und des Eumaios! Nach dem Zusammenhange gehen sie um die Zeit von Hause fort, da die Freier mit der Bereitung ihrer Hauptmahlzeit heschäftigt sind. Der Tag neigt sich bereits seinem Ende zu.

π 190 f. δὴ γὰρ μέμβλωκε μάλιστα
ἦμαρ· ἀτὰρ τάχα τοι ποτὶ ἕσπερα ῥίγιον ἔσται.

Sie gehen langsam (ἦκα κιόντας, π 254) und haben unterwegs das Abenteuer mit Melanthios. Trotzdem kommen sie zu der Mahlzeit der Freier noch zurecht (π 269 ὅτι πολλοὶ ἐν αὐτῷ δαῖτα τίθενται ἄνδρες). Man beachte, wie viel an diesem Nachmittage noch geschieht, man achte besonders auf

π 570 μεῖναι, ἐπειγομένην περ, ἐς ἠέλιον καταδύντα,
π 582 ἀλλά σε μεῖναι ἄνωγεν ἐς ἠέλιον καταδύντα,

und man wird zngeheu müssen, dafs der Weg von des Eumaios Ställen zum Hause des Odysseus kanm mehr als eine Stnnde hetragen darf. Dazu stimmt, dafs Eumaios noch an demselhen Ahende zu seinen Herden zurückgeht nnd am andern Morgen in aller Frühe wieder zur Stelle ist.

π 593 Ὦ φίλ', ἐγὼ μὲν ἄπειμι, σύας καὶ κεῖνα φυλάξων.

Aus dem φυλάξων erkennt man, dafs er nicht etwa die ganze Nacht für den Hin- und Herweg braucht, sondern noch rechtzeitig daheim ist, um die Nachtwache zu halten. Wie nahe es sein mnfs, beweist die Sorglosigkeit, mit der ihn Telemach his zum Sonnenuntergange festhält.

π 599 f. σὺ δ' ἔρχεο δειελιήσας·
ἠῶθεν δ' ἰέναι καὶ ἄγειν ἱερήϊα καλά.

Und der Hirt setzt sich und tritt den Heimweg erst an,

π 606 ἤδη γὰρ καὶ ἐπήλυθε δείελον ἦμαρ·

Und am andern Morgen ist er trotzdem pünktlich mit drei Schweinen wieder am Platze. Man ist eher aufgestanden als sonst,

υ 156 ἀλλὰ μάλ' ἦρι νέονται.

Dabei vergesse man nicht, dafs Schweine sehr langsam vorwärts kommen, namentlich wenn sie fett sind.

υ 163 τρεῖς σιάλους κατάγων, οἳ ἔσαν μετὰ πᾶσιν ἄριστοι.
Ich halte es nach diesen Beweisstücken für ausgeschlossen, dafs jemand den Hof des Eumaios viel weiter als eine Stunde vom Hause des Odysseus entfernt suchen kann.

Ist das aber richtig, dann kann D. die Gegend bei Evgiros nicht für Eumaios in Ansatz bringen. So wird auch von dieser Seite her seine Theorie erschüttert.

Odysseus' engerer Besitz umfafst lediglich den Norden der heutigen Insel Thiaki, jenes „anmutige, wellige Hügelland" mit besonderem geologischen Aufbau, das uns Partsch so anschaulich beschrieben hat.

103) **A. Malinin, Hat Dörpfeld die Enneakrunos-Episode bei Pausanias tatsächlich gelöst oder auf welchem Wege kann diese gelöst werden?** Einige Bemerkungen zu Judeichs „Topographie von Athen". Wien, Alfred Hölder, 1906. 35 S. 8.

Wenn wir von der etwas ungeschickten Titelfassung absehen (Lösung der E.-Episode!), so bietet der Verfasser eine von löblicher Objektivität getragene Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Frage. Eine Unterbrechung der Marktperiegese durch Pausanias selbst nimmt er nicht an, sondern sucht die Schwierigkeit zu lösen durch die Annahme einer Blattverschiebung, durch die ein Teil der Beschreibung von Agrai am Ilissos in die Marktbeschreibung hineingeraten sei. Die Spur dieser Verschiebung findet der Verfasser in 1, 14, 5, wo der auch von ihm am Markt angesetzte Tempel der Enkleia „gleichfalls ein Weihgeschenk für den Sieg bei Marathon" genannt wird. Dieses „gleichfalls" finde in den vorhergehenden Kapiteln, der Enneakrunos-Episode, keine Beziehung; erst Kap. 8, 6 sei von der Gruppe der Tyrannenmörder die Rede, die ebenfalls auf oder am Markte standen. Was zwischen beiden Stellen liege, sei also durch eine Blattvertauschung aus einem anderen Teil der Beschreibung hier hereingekommen. Abgesehen davon, dafs uns der Verfasser nicht zeigt, in welchen späteren Teil der Periegese diese Stelle 8, 7 bis 14, 4 sich glatt einfügen läfst, steht der unmittelbare Anschlufs an 14, 5 an 8, 6 mit dem *ἀνάθημα καὶ τοῦτο* auf äufserst schwachen Füfsen; denn nicht nur ist die Aufstellung der zweiten Gruppe der Tyrannenmörder, die

den Ersatz der von Xerxes geraubten ersten bilden, auch wenn sie im Jahre 477 erfolgte, kein ἀνάθημα ἀπὸ Μήδων, sondern eben nur ein Ersatz, sondern sie wurde auch nicht für den Sieg bei Marathon, wie der Eukleiatempel aufgestellt. Wenn man für das καὶ τοῦτο eine Beziehung in früheren Kapiteln des ersten Buches sucht, so mufs sie nicht notwendig in einem unmittelbar vorgehenden Paragraphen gestanden haben; übrigens ist zu bemerken, dafs im M. Cod. und Mo. das καὶ vor τοῦτο fehlt, und das ändert vieles. Aber selbst wenn das καὶ richtig ist, finden sich in einem früheren Kapitel 1, 31 f. zwei Denkmäler zur Erinnerung an die Befreiung von der Persergefahr erwähnt, ohne dafs dies allerdings Pausanias besonders hervorhebt, die Statue und die Halle des Zeus Eleutherios, Hitzig-Blümner Pausanias, Graeciae descriptio 1, 139. Ein glatter Anschlufs von 14, 5 an 8, 6 ist also auch mit der Annahme einer Blattvertauschung nicht gewonnen. Und da nicht nachgewiesen ist, wo sich die sog. Episode dann ohne Schwierigkeit einschieben läfst, so behält die Annahme einer Abschweifung des Pausanias immer noch einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit, als die einer Blattverschiebung, die deshalb Wachsmut auch mit Recht wieder hat fallen lassen. Eine Lösung der Frage kann also auch in diesem neuesten Versuch nicht erkannt werden.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

104) **Arturus Octavius Prickard, Libellus de Sublimitate Dionysio Longino fere adscriptus.** Accedunt excerpta quaedam e Cassii Longini operibus, recognovit breviqne adnotatione critica instruxit. Oxonii, typograph. Clarendoniano, s. a. [1906]. XVI und 82 S. 8.

Das regere Interesse, welches sich in neuerer Zeit in England nach längerer Pause der Schrift περὶ ὕψους zuwendet, zeigt sich auch darin, dafs wenige Jahre nach der Ausgabe derselben durch Rhys Roberts die des Herrn A. O. Prickard gefolgt ist. Als blofse Textausgabe ohne Kommentar und Übersetzung, aber mit einem kritischen Apparat versehen, liefert diese nach einer Einleitung 1. die Schrift π. ὕ., 2. die durch Ruhnken unter den Schriften des Apsines entdeckte τέχνη ῥητορική des Longinus, 3. unter dem Titel ἀνωνύμου περὶ ῥητορικῆς eine Epitome derselben aus dem Scholion Moscuense ex cod. Bibl. SS. Synodi Nr. 290, 4. die Exzerpte ἐκ τῶν Λογγίνου aus Cod. Laurent. XXIV. Der Herausgeber will mit der Anfügung der drei letzten Schriften jedoch keineswegs

sich zu der Autorschaft des Longinus auch für die erste Schrift bekennen, sondern hält mit Recht diese Frage für unentschieden. Für die Herstellung des Textes der Schrift *περὶ ὕψους*, auf deren Besprechung sich Referent beschränken will, kommt, da alle unsere Handschriften, wenn auch, wie es scheint, nur mittelbar, auf den Parisinus 2036 (P) zurückgehen, eigentlich nur dieser in Betracht. Es findet sich jedoch auch hier und da in den apographi eine wertvolle Lesart, wie z. B. im Eliensis *μεγαλήγορον* statt *μεγαλήτορον* in den übrigen Handschriften K. 8, 4, *αὔξησιν* statt *αἴχησιν* K. 23, 4, die freilich nur als glückliche Konjektur, nicht als selbständige Überlieferung zu betrachten ist. Herausgeber hat sich deshalb der Mühe unterzogen, nicht blofs die vier Pariser codd., sondern auch den Ambrosianus, Laurentianus an auserlesenen Stellen zu vergleichen, und vom Marcianus sich eine Vergleichung von mehr als 100 Stellen verschafft. Das Ergebnis ist, wie zu erwarten war, freilich gering, und der Paris. 2036 bleibt im wesentlichen die einzige Grundlage des Textes, an die sich der Herausgeber in streng konservativem Sinne hält. Der kritische Anhang unter dem Text verzichtet wegen der der Ausgabe gezogenen Grenzen auf Vollständigkeit der Anführungen, zeigt aber, dafs Herausgeber auch schon die neuesten Arbeiten, namentlich deutscher Gelehrter, bis auf die erst kürzlich erschienene dritte Ausgabe Vahlens berücksichtigt hat, und gibt eine sehr besonnene Auswahl der vorgeschlagenen Textverbesserungen. Dafs darunter auch manches Unnötige mit unterläuft, ist bei einem Schriftsteller nicht zu verwundern, der seiner Denkweise und seinem Stile nach eine einzigartige Stellung einnimmt und dem Verständnis manche Schwierigkeiten bietet. So ist K. 4, 5 zu *ὁ μέντοι Τίμαιος, ὡς φωρίου τινὸς ἐφαπτόμενος, οὐδὲ τοῦτο Ξενοφῶντι τὸ ψυχρὸν κατέλιπεν* die Konj. Rohdes *ὡς φὼρ ἰοῦ τινος* angeführt. Aber *ἐφάπτομαι*, welches als Ausdruck der Rechtssprache bedeutet: Hand auf etwas legen, zum Zeichen, dafs man das berührte Objekt als sein Eigentum beansprucht (*vindicare*), kann nicht von einem Diebe, sondern nur von dem wirklichen oder vermeintlichen Eigentümer gesagt werden, das ist also hier Timäus, der Xenophon seine Vorzüge abnimmt, wie wenn sie sein rechtmäfsiges Eigentum wären, das er reklamiert.

Von einer neuen Ausgabe des „Longinus“ *π. ὕ.* lassen sich keine Textverbesserungen aus den Handschriften mehr erwarten; Sache des Herausgebers wird es dagegen sein, entweder angefochtene Stellen durch richtige Erklärung oder sorgfältige Beobachtung des Sprachgebrauchs des Schrift-

stellers und Nachweis darüber zu schützen (was z. B. die neueste Ausgabe Vahlens so wertvoll macht) oder im Notfall selbst Textveränderungen vorzunehmen. Ohne dies Mittel bleibt der Text an vielen Stellen unlesbar. Referent mufs es nun an Prickards Ausgabe als Mangel bezeichnen, dafs dieses nur selten geschieht und die wenigen von ihm selbst vorgeschlagenen Änderungen nicht gelungen erscheinen, anderseits unzweifelhaft verdorbene Stellen noch immer im Text fortgeführt werden, obwohl wertvolle Verbesserungen von anderer Seite vorliegen. So behält er auf die in Akzenten unverlässige Autorität des P hin K. 3, 2 *γύπες* bei, das bei Homer *ῡ* hat, K. 3, 5 die unerklärliche Lesart *εἰς τὰ μηκέτι τοῦ πράγματος ἴδια ἑαυτῶν καὶ σχολικὰ παραφέρονται πάθη*. An einigen Stellen erhebt sich Zweifel, ob die Lesart des P genau wiedergegeben ist z. B. *κορυβαντῶσιν* K. 5, 1 (Vahlen *κορυβαντιῶσιν*) und *καὶ ἐφ' αὐτὰ βιάζεται* K. 41, 2 (Vahlen führt als Lesart des P *ἐπ' αὐτά* an). K. 10, 3 gibt er statt *ψύχεται κάεται, ἀλογιστεῖ φρονεῖ (ἢ γὰρ φοβεῖται ἢ παρ' ὀλίγον τέθνηκεν)* im kr. App.: fort. *ψύχεται κάεται, ἀλογιστεῖ φρονεῖ, φοβεῖται παρολιγωρεῖ*, was mit den Schlufsworten der Sapphischen Ode *τεθνάκην δ' ὀλίγω 'πιδεύης φαίνομαι* nicht im Einklang steht, K. 15, 4 nimmt er in *κρᾶσιν γὰρ ὑγρὰν οὐκ ἔχων ἁψῖδα σὴν κάτω διήσει* (n. Faber st. *δίεισι* T) die Konjektur Richards *καίων* für *κάτω* auf; aber nicht der *αἰθήρ* könnte in Brand stecken, sondern der Sonnenwagen des Phaethon. Vielleicht ist an der Stelle eher eine Lücke des Textes nach *ἁψῖδα σήν* anzunehmen und die darauffolgende Lesart des P *κάτω δίεισι* doch richtig. Und in der schwierigen Stelle K. 10, 7 *λυμαίνεται γὰρ ταῦτα τὸ ὅλον, ὡσανεὶ ψύγματα, ἢ ἀραιώματα ἐμποιοῦντα μεγέθη συνοικονομούμενα τῇ πρὸς ἄλληλα σχέσει συντετειχισμένα*, schlägt er statt *ἐμποιοῦντα* vermutungsweise *ἐμποδιοῦντα* vor. Aber weder das Futurum liefse sich begreifen, noch pafst das Verbum *ἐμποδίζειν* zum Objekt *μεγέθη*, das hier nicht Synonynum von *ὕψος* schlechtweg ist, sondern wie aus *συντετειχισμένα* unzweifelhaft hervorgeht, grofse Bauten (Prachtbauten) bedeutet. Wegen dieser Bedeutung mufs schon die Konjektur des Manutius *συνοικοδομούμενα* statt *συνοικονομούμενα* angenommen werden. Denn *μεγέθη* genügte in einem Werke, das von literarischen *μεγέθη* handelt, nicht, um für sich allein das, was bei Vitruv VI, 11 magnitudines sagt, nämlich architektonische grofse Werke, anzudeuten, sondern bedurfte notwendig eines Zusatzes wie *συνοικοδομούμενα*, die beiden Partizipia *συνοικοδομούμενα* und *συντετειχισμένα* dürfen aber nicht, wie Vahlen neuestens getan, durch ein ein-

geschobenes τε verbunden werden, da μεγέϑη συνοικοδ. einen engeren Begriff bildet, zu dem als nähere Bestimmung συντετειχισμένα hinzukommt.

Kempten i. Allg. **Georg Meinel.**

105) **J. J. Hartman, De Ovidio poeta** commentatio. Lugduni Batavorum, E. J. Brill, 1905. 160 S. gr. 8. ℳ 3.—.

Der Leydener Gelehrte bietet hier die Erträge jahrzehntelanger eindringender Studien. Das mahnt den Beurteiler zur Vorsicht, zumal wenn er dem römischen Epiker mehr als Liebhaber denn als Gelehrter gegenübersteht; er wird sich wohl überlegen müssen, ob er seine abweichende Meinung ausreichend zu begründen weifs.

Die sieben Kapitel des Werkes — dessen flüssiges, lebendiges, elegantes Latein das Lesen zum Genufs macht — zerlegen sich bei näherem Zusehen in vier Gruppen. Am kürzesten erledigen sich die metrischen Bemerkungen des zweiten Kapitels: „De caesura κατὰ τέταρτον τροχαῖον apud poetas Latinos.“ H. scheint jedes Aufhören eines Wortes innerhalb eines Versfufses „Zäsur“ zu nennen. Dann widerspricht aber sein Urteil „ab Homero caesuram illam sedulo vitatam“ (S. 11) seiner eigenen Anführung von Il. VI 2 und IX 394 (S. 15), wozu ich noch z. B. Od. XIV 334. 359. 371 füge. Versteht man aber unter „Zäsur“ eine Stelle, an der sich durch Sinn oder Tonfall eine merkliche Pause ergibt, so scheidet eine ganze Reihe der von H. aufgeführten Verse aus, vor allem alle die, wo er zwischen Präposition und Substantiv Zäsur setzt, ferner die, wo die Zäsur eingeschoben ist zwischen Substantiv und attributivem Adjektiv. — Übrigens hat sich mir bei der Prüfung seiner Liste folgendes ergeben: Die aufgeführten Verse haben gröfstenteils den letzten Fufs vor jener Zäsur — den dritten — spondeisch. Einen Daktylus an dritter Stelle zeigen unter den mehr als 150 behandelten Versen nur etwa 40. Vielleicht führt diese Bemerkung einen so feinen und kundigen Metriker wie H. zu weiteren Schlüssen.

Kapitel I, III, (IV) und V dienen sämtlich dem Beweise der These, dafs der letzte Teil der Metamorphosen von XIII 400 ab unwürdig des Vorhergehenden sei, unwürdig Ovids, „abundans versibus obscuris, contortis, omni denique genere vitiorum laborantibus“. Die These selbst dürfte nicht zu bestreiten sein, über die von H. angenommene Ursache dieser Minderwertigkeit später. — Kap. I bringt eine Studie De versibus ponderosis (d. h. spondeenreiche). In der Frage, inwieweit bei

metrischen Eigentümlichkeiten bewufste Absicht des Dichters, Unachtsamkeit oder — Zwang der sprachlichen Mittel vorliege, werden sich wohl immer Meinungsunterschiede ergeben. H. scheint das letztgenannte Moment gar nicht zu beachten. Wenn ein römischer Dichter von caelum und terra (oder tellus) redet, wird er einer gewissen Spondeenhäufung schwer entgehen können, und so in vielen ähnlichen Fällen, vor allem auch bei Eigennamen. Ferner glaube ich, dafs H. einige Verse aufs Konto der imprudentia poetae setzt, die in die Liste der „rhetorici" gehören, besonders solche, die eine Anaphora oder sonstige Wiederholung enthalten (z. B. XIV 146. 151; XV 78). Diese Anmerkungen sollen aber nicht etwa den Verfasser widerlegen, sondern nur einige Gesichtspunkte hervorheben, die er wohl etwas zu sehr hat zurücktreten lassen. — Wenn Kapitel I die Minderwertigkeit der letzten 2300 Verse der grofsen Ovidischen Dichtung auf metrischem Gebiete gezeigt hat, so stützt das dritte Kapitel dieselbe These durch Untersuchung der „enuntiatio". Wenn hier H.s Urteil über einige Stellen (besonders XIII 750. 834. 924; XIV 158) reichlich scharf scheint, so stimme ich seiner Entscheidung doch im ganzen völlig bei. — Kap. IV und V gehören eng zusammen. Jenes behandelt „inventio et dispositio" in den ersten dreizehn Büchern (bis XIII 400) der Metamorphosen. Hier erhalten wir trefflichen Einblick in Ovids Dichterwerkstatt. Ich glaube, dafs H.s Aufstellungen hier völlig das Rechte treffen. Ovid dichtet nicht aus einem Überschwange leidenschaftlicher Empfindung heraus, sondern es drängt ihn zu zeigen, dafs der Stoff, den jener so, dieser anders behandelt hat, immer noch neuer, glänzenderer Gestaltung fähig ist. Bei diesem im wesentlichen technischen Verfahren kommt ihm eine riesige Belesenheit und ein ausgezeichnetes Gedächtnis sehr zustatten. Er wird vielleicht kaum einen Vers geschrieben haben, der nicht irgendwo — in erhaltenen oder verlorenen Schriftstellern — sein Vorbild gehabt hätte; aber es ist ihm in der Zeit seiner Kraft fast durchweg gelungen, dem entlehnten Gut den Ovidischen Stempel aufzudrücken, den Stempel des glänzendsten Verskünstlers, den Rom besessen hat. So ist er — anderseits etwa mit Konrad von Würzburg zu vergleichen — der echte Sohn einer Zeit, die, ohne eigentliche Neuschöpfungskraft, mit einem unendlich reichen Erbteil souverän wirtschaftet und es so immer noch zu grofsartigen Leistungen bringt, in denen jedes Stück alt, das Ganze aber ein eigenartiges Neues ist. — Das fünfte Kapitel führt die gleichen Studien für die letzten 2300 Verse der Metamorphosen aus und kommt zu dem

oben erwähnten Ergebnisse; wie schon gesagt, mit Recht. Den Grund für die mangelhafte Ausführung dieser Bücher findet H. einfach im Überdrusse des Verfassers, der mit der Arbeit, an die er so lange Jahre gefesselt gewesen ist, nun endlich einmal fertig werden will und darum rücksichtslos zum Ende eilt. Zugegeben, dafs solche Stimmung möglich und verständlich ist: warum ist gerade noch das Judicium armorum mit besonderer Hingabe ausgearbeitet (S. 15), während sofort danach die grofsartigste Nachlässigkeit überhand nimmt? Wir finden, dafs hier die römischen Stoffe beginnen (auch die Äneassage ist ja schon zu ihnen zu rechnen). Hier fand Ovid weniger fertige Arbeit, diese Themen waren noch nicht von griechischer Phantasie und Geschmack gestaltet, sondern lagen wohl nur in ziemlich formloser römischer Fassung vor. Hier galt es nicht, Brillanten neu zu facettieren, sondern zu versuchen, wie viel Glanz sich rohen Kieseln geben liefse. Denn auch die Stoffe an sich kamen dichterischer Behandlung wenig entgegen. So fand der Dichter am Ende seines langen Weges erst die mühsamste Arbeit. Er mufste Verbindungen suchen über Jahrhunderte hinweg, mufste das helle Licht der Geschichte künstlich in mythisches Dämmerlicht verwandeln. Cäsar und Augustus fügten sich dem Tone der Metamorphosen entschieden schlechter als Herakles und Achilles, die Weisheit des Pythagoras weniger als des Acheloos Schwatzhaftigkeit. Diese Erwägungen, denk' ich, geben die eigentliche Erklärung für Ovids Überdrufs am Abschlusse seiner Arbeit. Ferner bin ich geneigt, das „emendaturus, si licuisset, eram" ernster zu nehmen als H. Ich halte es durchaus nicht für unglaublich, dafs Ovid den ganzen letzten Teil seiner Dichtung — nachdem er in den Fasten der römischen Stoffe dichterisch Herr geworden — einer eingehenden Umarbeitung unterzogen hätte, die jetzt so klaffenden Nähte verstrichen, die Erzählungen in besseren Flufs gebracht, die Verse gefeilt. H. meint zwar, solch völliges Umgiefsen „ne cadere quidem videtur in naturam hominis". Ich erinnere demgegenüber an Goethes immer neue Umarbeitungen des „Götz"; und selbst ein mit so wenig Sitzefleisch begabter Dichter wie Mörike hat in seinem — schon veröffentlichten! — „Nolten" eine ganz ähnliche Arbeit, wie die Ovids gewesen wäre, unternommen und beinahe zu Ende geführt. Dafs aber diese Umgestaltung in der Verbannung unterblieben ist, erscheint psychologisch nur zu begreiflich. Wie viele Dichtungen sind Fragment geblieben, weil ein plötzlicher Schicksalswechsel dem Dichter für immer die Stimmung raubte!

Man denke an Goethes Verhältnis zu seinen in Italien begonnenen Werken!

Völlig einig aber fühle ich mich mit dem Verfasser in Kap. VI „De Ovidio rhetore. Ovidius cur in exsilium missus sit". Der erste Teil geht auf den in Kap. IV betretenen Pfaden weiter und weist die Wirkung der Rhetorenschule in Ovids Dichtung nach. Wichtiger ist der zweite Teil. Die Gründe, mit denen hier erwiesen wird, dafs Ovid weder wegen der Ars amandi noch als Mitwisser des Treibens der Julia verbannt worden sei, scheinen mir unwiderleglich. Ganz aus der Seele gesprochen ist mir vor allem H.s Urteil über die Ars am.: „inter poetarum Romanorum opera vix ullum reperiri quod ipsa hac Arte minus sit impudicum magisve verecundum" und „ex ipsis narrationibus tota Ars nata videtur; cum illas apto inter se vinculo iungere studebat, mox intellegebat communem dari omnibus titulum posse ‚de arte amatoria'". Auch der von H. aufgenommenen Vermutung Schoemanns, dafs Livia und Tiberius, gereizt durch Ovids Anspielungen auf giftmischende Stiefmütter und Söhne, denen der Vater zu lange lebe, seine Verbannung veranlafst und aufrechterhalten haben, möchte ich mich anschliefsen.

Das letzte und bei weitem umfänglichste Kapitel enthält textkritische Bemerkungen, die vor allem dem Nachweise dienen, dafs cod. M zu Unrecht den jüngeren Handschriften durchweg vorgezogen werde, dafs vielmehr diese „codices deteriores" häufig das Richtige oder doch seine Spur erhalten haben, wo M ganz in die Irre führt. Ich bin in Handschriftenfragen zu wenig bewandert, um hier entschieden urteilen zu können. Inhaltlich scheinen mir H.s Vorschläge viefach das Rechte zu treffen, während ich mich an anderen Stellen nicht überzeugt fühle. Interessant war es mir, den alten Bachschen Ovid von 1836, der mir gerade zur Hand ist, zu vergleichen: in der Mehrzahl der Fälle spricht sich H. für eben die Lesarten aus, die Bach in seine Ausgabe aufgenommen hat! So dreht sich die Textkritik in engem Zirkeltanz; nach geraumen Jahrzehnten wird das Alte wieder das Neueste. Natürlich gibt's daneben sehr viel wirklich Neues und Gutes. Nur scheint H. zu leicht den „magistellus" zu beschuldigen, der aus blanker Tücke oder Stumpfsinn die schönsten Stellen durch Zusätze und „Besserungen" verhunzt habe. Wie viele Schwächen und Unebenheiten bei neueren Dichtern liefsen sich ebenso aufklären und beseitigen, wüfsten wir nicht, dafs uns hier die Texte in der echten Fassung überliefert sind! Auf alle Fälle ist jedoch eine solche Prüfung des überliefer-

ten Bestandes immer dankenswert, mag dieser nun bestätigt daraus hervorgehen oder Besseres an die Stelle des Fehlerhaften treten. Und so möchte ich bei dieser Gelegenheit auch ein paar Vermutungen äufsern und Herrn H. zur Verfügung stellen. Sie sind mir beim Erwägen seiner Bedenken eingefallen; ich weifs nicht, ob sie irgendwo schon geäufsert sind; vielleicht findet sich etwas Brauchbares darunter. Wäre es nicht möglich, IV 259 statt „amoribus usa", was recht frostig klingt, „usta" zu lesen? VI 629 möchte ich vorschlagen: „*Se* simul *e* (oder simulac) nimia *mater* (oder matris) pietate labare." Mir scheint, das bietet so ziemlich, was H. hier vermifst. VII 223 scheint mir alle Schwierigkeit behoben durch die Lesart „despicit *atque Oetes*"; ebenso 277 „Propositum instruxit *morituro* barbara *munus.*" Diese Kleinigkeiten als Dank für die reiche Anregung, die mir das treffliche Buch gebracht hat. Leider ist es durch eine Reihe von Druckfehlern und Versehen entstellt. Aufser den drei oder vier, die der Verfasser bereits berichtigt hat, habe ich mir noch angemerkt: S. 5 ist statt VI 334 der vorhergehende Vers abgedruckt, der S. 7 seine richtige Stelle hat; S. 46 ist zu lesen Pyreneo statt Pyramo; in der Anmerkung der nächsten Seite III statt II; S. 51 in der Anmerkung eine häfsliche Buchstabenverwerfung; S. 97 ist für Venus: Tellus zu lesen; im selben Abschnitte 278 für 288; S. 107 für traditorum: traditarum (sc. lectionum); S. 141 decorem für colorem.

Dies diene der verbesserten und vermehrten Auflage, die ich dem gelehrten und geschmackvollen Werke von Herzen wünsche.

Jauer. **Oskar John.**

106) **H. Luckenbach, Die Akropolis von Athen.** Mit 83 in den Text eingedruckten Abbildungen. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1905. 53 S. 8. brosch. ℳ 2.50.

Eine neue Auflage der verdienstlichen Monographie Luckenbachs über die Akropolis wird allgemein mit um so gröfserer Freude begrüfst werden, als der Verfasser die Ergebnisse der neueren archäologischen Forschung, die zum Teil in sehr kostbaren Werken, zum Teil in wenig zugänglichen Zeitschriften veröffentlicht wurden, zur Berichtigung weit verbreiteter Anschauungen herangezogen hat. Die Anlage des Buches ist im ganzen dieselbe geblieben; in einem ersten Abschnitt wird die Geschichte der Bauten auf der Burg bis zu den Perserkriegen behandelt; der Hauptteil

ist den Denkmälern gewidmet, die nach den Perserkriegen errichtet wurden, und zum Schlufs wird die Zeit des Verfalls in grofsen Zügen geschildert. Die neue Bearbeitung ist namentlich dem ersten Teil zugute gekommen. Was L. dort über das Hekatompedon, den Vorparthenon, die alten Propyläen und den „Perserschutt" sagt, beruht durchweg auf gründlichem Studium der einschlägigen Literatur und zeugt von selbständigem, sicherem Urteil. Mit Recht hält sich L, der seine Schrift nicht für die Archäologen verfafst hat, sondern der Schule, insbesondere dem Gymnasium dienen wollte, von allem noch Problematischen und Hypothetischen zurück. So steht er z. B. in der Darstellung des griechischen Theaters mit Recht auf Dörpfelds Seite, dagegen nimmt er von dessen Versuch, den ursprünglichen Plan zum Erechtheion zu ermitteln, wohl Notiz, äufsert aber auch seinen gerechtfertigten Zweifel an der Richtigkeit der Rekonstruktion. Diese Besonnenheit, die Klarheit und Frische der Darstellung und die geschickte Auswahl in dem reichlich zu Gebote stehenden Bildermaterial erhöhen den Wert der Schrift, die nicht nur allen Schulmännern wärmstens empfohlen sei, sondern auch den glücklichen Reisenden, die von der neuerdings durch unsere grofsen Schiffahrtsgesellschaften gebotenen Gelegenheit, Griechenland zu erreichen, Gebrauch machen wollen.

Bremen. **L. Koch.**

---

107) **Ernst Schulze, Die römischen Grenzanlagen in Deutschland und das Limeskastell Saalburg.** (Gymnasialbibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann, 36. Heft.) Zweite, verbesserte Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1906. Mit 23 Abbildungen und 4 Karten. 115 S. 8. ℳ 1.80; geb. ℳ 2.40.

Die erste Auflage dieses Heftes konnten wir in Nr. 8 des Jahrg. 1904 dieser Zeitschrift mit empfehlenden Worten anzeigen, worauf wir hier verweisen können; auch die vorliegende zweite Auflage wird ihren Weg finden, und sicherlich nicht blofs in die Hände von Schülern; denn die kleine Schrift ist wohl geeignet, über die ganze Limesfrage im allgemeinen zu orientieren. Die Erweiterung dieser Auflage um etwa 16 Seiten kommt wesentlich der Darstellung über den Hergang bei Ausgrabungen zugute, z. B. bei der Aufdeckung des Erdkastells in der Saalburg, aber auch über die agri decumates wird jetzt etwas eingehender gesprochen, die Tätigkeit des Domitian zur Erweiterung und Sicherung der Grenzen mehr gewürdigt, die Organisation der Grenztruppen vollständiger

dargestellt, einiges über die Begriffsbildnng von limes hinzugefügt, dies jetzt auch richtiger von limbus (Borte) statt von limus (quer) abgeleitet. Neuere Entdeckungen über die Feststellnng der Grenzlinie sind verwertet. An Abbildungen sind zwei hinzugekommen: die Bronzebildsäule des Severus Alexander, die rechts vom Eingange zum Sacellum der Saalburg aufgestellt ist, und das Mithräum.

Hanau. **O. Wackermann.**

108|109) 1. **Max Walter, Der französische Klassenunterricht auf der Unterstufe.** Entwurf eines Lehrplanes. 2. Aufl. Marburg, N. G. Elwert, 1906. XI u. 75 S. 8. ℳ 1.40; geb. ℳ 1.70.

2. **Max Walter, Aneignung und Verarbeitung des Wortschatzes im neusprachlichen Unterricht.** Vortrag, gehalten auf dem XII. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentage zu Müncben, Pfingsten 1906. (In erweiterter Form.) Marburg, N. G. Elwert, 1907. 36 S. 8. ℳ —.75.

Erstgenanntes Buch ist der unveränderte Abdrnck der im Jahre 1888 erscbienenen Scbrift gleicben Titels; Mangel an Zeit bat den Verfasser gehindert, sie einer Neubearbeitung zn unterziehen. Nnr eine „Anzahl von unwesentlichen, meist stilistischen Änderungen und verschiedene inhaltliche Ergänzungen“ sind vorgenommen worden, während ein „Anhang, der einen Überblick über die Fortschritte der Methodik im Anschlufs an die verschiedenen Kapitel des Buches bringen sollte“, besonders erscheinen wird. Diese verschiedenen Kapitel bescbäftigen sicb neben der Einleitung mit dem Hören, Sprechen und Lesen; mit dem Schreiben; mit der Grammatik; und dann werden in einem Rückblick die Vorteile der Methode beleucbtet und endlich einige Schlufsbemerkungen gegeben. Es ist interessant und erfreulicb zu sehen, wie die bier vor 18 Jabren ausgesprochenen Grundlehren und Forderungen der Reform — Aneignung einer guten Aussprache, Ausgehen vom gesprocheuen Worte, Übungen an und in der fremden Spracbe selbst mit möglicbster Ausschliefsung des Deutschen — auch heute noch nicbts von ibrer Geltung und Frische verloren haben. Zugleich widerlegt das Buch die so oft gegen die Reform erbobene Bescbuldigung, dafs sie die Grammatik vernachlässige; das von ihr und ihrer Einübnng bandelnde Kapitel nmfafst 32 Seiten. Freilich geht hier der Reformer ganz anders vor als der Anhänger der alten Methode. Bei

dieser, sagt Walter, „soll der Einzelsatz zur Aneignung der Sprache und der Sprachform dienen; der Schüler hat unzusammenhängende Sätze in die fremde Sprache zu übersetzen und dabei die grammatischen Gesetze anzuwenden. Eine Rückkehr zu diesen bereits geübten Sätzen wird des Mangels an zusammenhängendem Inhalte wegen sehr erschwert. Da sie ohne inneren Zusammenhang aneinandergereiht werden und die verschiedensten Gebiete des menschlichen Lebens behandeln, so gehen sie dem Inhalte nach schnell verloren, oder gar der Inhalt geht spurlos an den Schülern vorüber. Wo nun der Inhalt fehlt, schwindet auch rasch die Form, die einen festen Halt doch nur am Inhalt, der selbst haften bleibt, finden kann." „Nach unserem Verfahren ist der Schüler mit dem Einzelsatze schon vertraut, da er ihn im Zusammenhange des Stückes kennen gelernt hat, . . . er kann seine Aufmerksamkeit um so mehr auf die grammtische Form lenken und diese fest in sich aufnehmen. . . . Solche aus einem bekannten Zusammenhang losgelöste Sätze bleiben vollständiges Eigentum des Schülers."

2. Ebenso wie mit den zusammenhangslosen Übungssätzen geht es mit den bunt zusammengewürfelten Vokabellisten, die mit Hilfe des Deutschen rein mechanisch auswendig gelernt werden; sie gehen nur zu schnell wieder verloren. Wie anders, wenn der fremdsprachliche Wortschatz mit den von Walter empfohlenen Übungen verarbeitet wird. Da wird von Zeit zu Zeit der erledigte Lesestoff durchmustert, um den gewonnenen Wortschatz nach bestimmten formalen und sachlichen Gruppen zu ordnen (Leitsatz 3). Nur auf diese Weise werden dem Schüler die Wörter lebendig, sie sind ihm stets zur Hand, wenn er sie braucht. Walter unterscheidet bei dieser Gelegenheit den „aktiven" Wortschatz, d. h. denjenigen, den man beim Sprechen anwendet, von dem „passiven", den man beim Hören und Lesen versteht, aber nicht selbst gebraucht. Was aber die Hauptsache ist: auf diese Weise wird „die Gewinnung des Wortschatzes zu einer Freude für den Schüler, der an sich selbst die Wahrheit des Ausspruches erfährt: ‚Gedächtnis ist Liebe, — was man gern hat, behält man.'"

Jedem, mag er Reformer oder Anhänger der alten Methode sein, sei somit die Lektüre dieser zwei Schriften angelegentlichst empfohlen. Dieser wird vielleicht doch veranlafst, einmal das eine oder andere im eigenen Unterrichte zu versuchen; jener, erfrischt von der Fülle der Anregungen, mit neuem Eifer an die Arbeit gehen.

Breslau. **Curt Reichel.**

---

110) **Andrew Clark, The Shirburn Ballads** 1585—1616 edited from the Manuscript (by A. C.). Oxford, Clarendon Press, 1907. VIII u. 380 S. 8. geb. 10 Sh. 6.

Eine sehr erfreuliche und dankenswerte Publikation, mit der sich Verleger und Herausgeber ein grofses Verdienst erworben haben! Es wird hierdurch zum ersten und wahrscheinlich auch auf lange Zeit hinaus zum letzten Male der Inhalt einer Papierhandschrift des beginnenden 17. Jahrhunderts veröffentlicht, die sich im Privatbesitz des Earl of Macclesfield zu Shirburn Castle, Oxfordshire befindet (Shirburn North Library 119 D 44), der sie mit einer sich jetzt in England mehrenden Liberalität zur Herausgabe herlieh. Die Shirburn Ballads bedeuten eine wertvolle Förderung und Ergänzung der bisherigen Balladenforschung, als deren Marksteine Bishop Percy's Reliques of ancient English poetry 1765, die englische Ballad Society und Child's monumentale Sammlung (The English and Shottish popular Ballads) gelten dürften. Manche Balladen erscheinen hier überhaupt zum erstenmal, viele andere werden in einer korrekteren Fassung als bisher gegeben. Der Band weist somit der literarhistorischen wie der sprachlichen Forschung neue Wege. In der Absicht des Herausgebers lag es nicht, alles das bis zur Neige auszuschöpfen; sein Hauptzweck lag vielmehr in der gewissenhaften Wiedergabe der handschriftlichen Vorlage, deren Genauigkeit zwar nicht nachgeprüft, aber nach Durchsicht des Bandes mit Sicherheit angenommen werden darf. Mit Genugtuung konstatiert man, dafs die unwissenschaftliche Art mancher älterer englischer Editoren, sittlich anstöfsige Stellen zu unterdrücken, nicht nachgeahmt ist. In der Einleitung erhalten wir eine Beschreibung der Handschrift, die, wie der Herausgeber nachweist, auf gedruckten Vorlagen beruht, eine Übersicht über die zuerst gedruckten Balladen und die späteren Sammlungen nach ihrer Entstehung, Art und Veröffentlichung, sowie eine Erörterung der „Shirburn Ballads“ rücksichtlich ihres Inhalts und ihrer Entstehungszeit. Es ist überraschend zu sehen, wieviel neue und interessante Details hierbei ans Tageslicht kommen. — Der Abdruck selbst ist des höchsten Lobes wert. Jeder Ballade ist noch eine erläuternde Einleitung vorangestellt. Zahlreiche Bilder aus alten Drucken veranschaulichen die Auffassung mancher Stoffe durch das England der Elisabeth und Jakobs I, und mehrfache Notenbeilagen werden der musikalischen Seite gerecht. — Die rund eine Seite füllenden „Grammar Notes“ sind wohl mehr für den modernen englischen Leser als für den Philologen bestimmt.

Verschiedene Indices machen den Band, der in keiner gröfseren Bibliothek fehlen dürfte, auch für schnell orientierende Benutzung vortrefflich geeignet.

Bremen. **Heinrich Spies.**

---

111) **Michael Finger, Der fremdsprachliche Unterricht in den Lehrerbildungsanstalten.** Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1907. 68 S. 8. ℳ 1.—.

Zum fremdsprachlichen Unterricht in seminaristischen Lehrerbildungsanstalten nimmt Seminarlehrer M. Finger (Posen) in einer interessanten Broschüre Stellung, die zur Klärung mancher einschlägigen Fragen beachtenswertes Material beibringt. Unter Hinweis auf die amtlichen Bestimmungen von 1901, durch die auch in Preufsen dem Drängen der Lehrerschaft nachgegeben wurde, durch Einführung einer fremden Sprache in den Lehrplan der Lehrerbildungsanstalten der sprachlichen Ausbildung der Seminaristen einen breiteren Unterban zu sichern und dem Verständnis des eigenen Volkstums weitere Perspektiven zu eröffnen, wird vorab die Frage erörtert, welche fremde Sprache in der Lehrerbildungsanstalt zu lehren sei. Dafs Verfasser das Lateinische als Lehrfach des Seminars ausscheidet, scheint mir in den Zielen der Lehrerbildungsanstalten genügend begründet zu sein, entspricht auch im übrigen den gegebenen Verhältnissen. Trotz des formalen Gewinns, den Formenlehre und Syntax des Lateinischen bei angemessener Behandlung bringen, wird bei der geringen Stundenzahl, die dem fremdsprachlichen Unterricht auf dem Seminar zugewiesen werden kann — Gesamtsumme für den sechsjährigen Kursus 600 Stunden — an umfassendere lateinische Schriftstellerlektüre nicht zu denken sein, und damit würde die für den fremdsprachlichen Unterricht wichtigste Zielleistung nur mangelhaft erreicht werden. Ist aber in den neueren Sprachen aus naheliegenden Gründen schon an und für sich ein schnelleres Fortschreiten zu zusammenhängender Lektüre möglich, so darf ferner angenommen werden, dafs auch nach dem Abgange vom Seminar unter dem Einflusse der verschiedenartigen bei uns wirksamen politischen und wirtschaftlichen Strömungen und Verhältnisse der Lehrer sich leichter zur Vertiefung seiner neusprachlichen Kenntnisse wird anregen lassen und damit dauernd sein Interesse einem der grofsen mitstrebenden Kulturvölker zuwenden lernen, was schon im Interesse unserer internationalen Stellung vom Lehrer der Zukunft durchaus erwartet werden mufs. — Bei der

hohen praktischen Bedeutung, die das Englische für den Weltverkehr hat, und bei der politischen Geltung des englischen Volkes mufs natürlich demnächst eine Bevorzugung des Französischen gegenüber dem Englischen, wie sie bis jetzt in preufsischen Seminaren üblich war, fallen; denn was etwa als formale Überlegenheit der französischen Sprache nachgerühmt werden mag, das wiegen neben praktischen Vorteilen Tiefe und Reichtum der englischen Literatur mehr als auf. Eine glückliche Lösung würde diese Frage meines Erachtens finden, wenn in Zukunft die Seminare der preufsischen Städte nahe der Küste ähnlich den Hansestädten Englisch bevorzugten, während im Binnenlande dem Französischen der Vorrang eingeräumt werden könnte; oder aber, vorausgesetzt dafs sich die einem solchen Verfahren entgegenstehenden praktischen Schwierigkeiten beseitigen lassen, wenn am Seminar dem Vorschlage Fingers gemäfs abwechselnd Französisch und Englisch gelehrt würde, d. h. also, wenn die aufeinanderfolgenden Kurse derselben Lehrerbildungsanstalt abwechselnd sechs Jahre französischen oder englischen Unterricht erhielten. Eine gröfsere Mannigfaltigkeit in der Gestaltung des Lehrplans könnte auch hier nur von Nutzen sein.

In der Erörterung der Bedeutung der Reformmethode für den Sprachunterricht kommt Verfasser durch anfechtbare Argumentierung zu der unanfechtbaren Forderung, dafs zwar auch auf dem Seminar die neusprachliche Konversation zu pflegen sei, dafs aber das höhere Ziel neben allgemeiner sprachlicher Schulung Erlernung der fremden Sprache als Literatursprache sein müsse, dafs also der Schüler vor allem zu befähigen sei, für seinen Beruf und seine allgemeine Bildung wichtige Werke, insbesondere pädagogische, psychologische und historische, lesen zu können.

Wenn Verfasser bedauert, dafs in den amtlichen Bestimmungen von 1901 Angabe des Ziels für den fremdsprachlichen Unterricht fehlt, so wird doch hierdurch offenbar klar zum Ausdruck gebracht, dafs man in den Kreisen der mafsgebenden Behörden über Gestaltung des fremdsprachlichen Unterrichts am Seminare noch nicht zu einem abschliefsenden Urteile gekommen ist, dafs also einer strebsamen Lehrerschaft tätiger Anteil an der weiteren Ausgestaltung des fremdsprachlichen Unterrichts am Seminar gesichert ist.

Soll freilich diese Mitarbeit auf der Höhe der Aufgabe stehen, so müssen die Seminarlehrer auf dem Gebiete der neueren Sprachen in Zukunft besser, als das nach den Ausführungen des Verfassers bis jetzt der

Fall ist, für ihre Fächer vorgebildet werden; ihnen mufs nach gründlichen Vorstudien Gelegenheit gegeben werden, durch Ferienkurse und Auslandsaufenthalt die erworbenen Sprachkenntnisse zu vertiefen. Auch eine andere berechtigte Forderung der Broschüre ist für die Hebung des neusprachlichen Unterrichts am Seminar grundlegend: den französischen bzw. englischen Unterricht als Hauptfach anzuerkennen und ihm eine Beeinflussung des Prüfungsergebnisses zuzusprechen.

Die Ausführungen Fingers betreffend Stunden- und Stoffverteilung, sowie die im fremdsprachlichen Seminarunterricht zu befolgende Methode enthalten gleichfalls beachtenswerte Winke, die den neusprachlichen Reformbestrebungen innerhalb der Lehrerbildungsanstalten für weitere Ausgestaltung des Lehrplans Richtung geben können.

Bremen. **W. Bohm.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 29. Juni. Nr. 13, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

112|13) 1. **U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Die Textgeschichte der griechischen Bukoliker.** Philologische Untersuchungen herausgegeben von **A. Kiefsling** und **U. v. Wilamowitz-Möllendorff.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. XII u. 263 S. 8. ℳ 8.—.

2. **U. de Wilamowitz-Moellendorff, Bucolici Graeci.** Recensuit et emendavit U. de M. Oxonii, e Typographeo Clarendoniano [o. J.]. XVI u 170 S. 8. 3 sh. = ℳ 2.60.

Der Verfasser untersucht in der Textgeschichte die handschriftliche Überlieferung der Bukoliker. Dabei schliefst er sich an Ahrens an, dessen Verdienste um die Bukoliker er weit über die der anderen Herausgeber stellt, und schreitet auf dem von jenem begonnenen Wege weiter, um die Geschichte des Textes der bukolischen Gedichte nach allen Seiten hin aufzuklären. Zuerst betrachtet er Theokrit 1. 3—13, eine Gruppe von zwölf Gedichten, von denen die zehn ersten bukolisch sind, während die zwei letzten einen anderen Charakter zeigen; diese zehn Gedichte meint auch Servius, wenn er in seinem Kommentare zu Virgils Bukolika „decem

eclogas mere rusticas" nennt. Die ursprüngliche Ordnung der zwölf Gedichte ist in den Handschriften KB erhalten; ihr Text ist einheitlich, durch grammatische Kontrolle gesichert und mit Scholien versehen; er liegt in den Handschriften KM am besten vor, neben denen noch PQT, HS, DV Trikl. und B, soweit er in den alten Ausgaben des Kallierges und Giunta bekannt ist, in Betracht kommen. Das Gedicht XIII 19—34 steht auch in den Oxyrhynchi Papyri IV Nr. 694 ohne nennenswerte Varianten. Die Überlieferung genügt aber nicht, den ursprünglichen Dialekt Theokrits wiederherzustellen.

Eine zweite Gruppe bilden die Gedichte 14. 2. 15—18, für deren Rezension die Handschriften K, VTrL und HS in Betracht kommen. K und VTrL weichen hier zwar stark von einander ab, gehen aber doch auf einen Archetypos zurück, nämlich auf dieselbe antike Ausgabe wie die erste Gruppe, wie schon die Beigabe von Scholien, die allerdings bei den späteren Gedichten immer seltener werden, beweist. Wir haben hier die Fortsetzung der gleichen Theokritausgabe. Die ursprüngliche Anordnung scheint in K erhalten zu sein, der Dialekt des Dichters läfst sich aber hier ebensowenig herstellen wie in der ersten Gruppe.

Die übrigen bukolischen Gedichte bilden den Anhang zu der aus den zwei genannten Gruppen bestehenden Theokritausgabe, der auch noch die Epigramme und Technopägnien, die letzteren mit einem Kommentare versehen, angehörten. Dieser Anhang umfafst Gedichte, die man Theokrit zuschrieb, Gedichte des Bion und Moschos, sowie Gedichte unbekannter Verfasser. Er liegt der Hauptsache nach in zwei Handschriftenfamilien vor, die Wilamowitz mit Π = BCD und Φ = P V (WX) Trikl. bezeichnet; dazu kommen noch für ein oder mehrere Gedichte KHSFL. Bei der Untersuchung zeigt es sich aber, dafs auch Π und Φ wieder auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen, die in einer Sammlung unkommentierter Gedichte der Bukoliker bestand; aus ihr wurden in der Zeit der Byzantiner die Handschriften Theokrits ergänzt, und zwar verband sich Π mit einer sehr reichen und guten Handschrift der kommentierten Ausgabe, während Φ zu einer Handschrift der theokritischen Gedichte hinzutrat. Der Text mufs in den Gedichten des Anhangs, wie in denen der zweiten Gruppe, für jedes einzelne immer besonders festgestellt werden, da es eine leitende Handschrift in diesen Teilen nicht gibt.

Am Ausgange des Altertums gab es also drei Ausgaben bukolischer Gedichte, nämlich eine kommentierte Ausgabe des Theokrit, die auch die

Technopägnien enthielt, dann eine Ausgabe bukolischer Gedichte von Bion, Moschos und anonymen Dichtern der hellenistischen und späteren Zeit, die vielleicht den Anhang zur Theokritausgabe bildete, und endlich eine Ausgabe des Moschos und Bion für sich. Die beiden ersten Ausgaben gehen in ihrem Ursprunge auf die Sammlung bukolischer Gedichte zurück, die Artemidoros spätestens um 70 v. Chr. veranstaltete; auf sie bezieht sich das Epigramm *βουκολικαὶ μοῖσαι σποράδες κτλ.* (Anthol. Pal. IX 205). Jedoch war dem Artemidoros manches entgangen; so erwähnt Athenäos VII 284 ein Gedicht Berenike, Suidas *Προιτίδες*, *Ἐλπίδες* und *ἐπικήδεια*, Titel, die wohl aus Bibliothekkatalogen stammen. Vor Artemidoros war keine Ausgabe theokritischer Gedichte vorhanden, sondern sie wurden einzeln mit besonderen Überschriften verbreitet und daher *εἰδύλλια* genannt.

Aus der Bukolikerausgabe des Artemidoros hat dessen Sohn Theon den Theokritischen Bestandteil ausgeschieden und gesondert mit gelehrten Erklärungen herausgegeben, aus denen unsere Scholien stammen. Für diese Ausgabe ist das Epigramm *ἄλλος ὁ Χῖος κτλ.* (Anth. Pal. IX 434) gedichtet. In diesem Epigramme versteht Wilamowitz unter *ὁ Χῖος* den Homer, indem er auf Theokr. 7, 47; 22, 218 verweist, und findet darin den Sinn: Homer ist ein anderer; ich bin zwar ein Epiker, aber kein Homeriker, sondern habe meine eigene Muse. Ich kann mich dieser Auffassung nicht anschliefsen, einmal weil ich nicht glaube, dafs man den Theokrit, der doch sonst durchweg als Bukoliker gilt — ob mit Recht oder Unrecht ist hier gleichgültig —, als Epiker in Gegensatz zu Homer setzte, und dann weil ich meine, dafs man einen solchen Gedanken anders ausgedrückt hätte; auf keinen Fall hätte man mit *μοῦσα ὀθνείη* die homerische Poesie bezeichnet. Wer das Epigramm unbefangen liest, der kann gar nicht anders als *Θεόκριτος* auch zu *ὁ Χῖος* hinzudenken, eine Gegenüberstellung der beiden, die auch bei Suidas vorkommt; mit *μοῦσαν δ' ὀθνείην οὔτιν' ἐφελκυσάμην* wird aber gesagt, dafs der Syrakusaner Theokrit seine Dichtkunst nicht aus einem fremden Lande holte, sondern aus seiner Heimat nahm; er ebenso wie seine Poesie sind syrakusanisch, und damit wird im Streite über die Herkunft der Bukolik für Syrakus Partei genommen. Dafs Theons Ausgabe nur echtes Theokritisches Gut enthielt, liegt in den Worten des Epigramms nicht, wenn es auch in der Absicht des Herausgebers ohne Zweifel lag, nur solches zu geben. Übrigens unterläfst es Wilamowitz nicht, darauf hinzuweisen, dafs E. Scheer,

Theon und Sextion. Progr. Saarbrücken 1903, gewichtige Bedenken gegen die Zurückführung unserer Scholien auf Theon erhebt.

Über die Epigramme Theokrits handelt Wilamowitz ausführlich Seite 113 f.; nach ihm gab es keine authentische Sammlung dieser Gedichte, die von dem Dichter selbst herausgegeben worden wäre, sondern die in den Theokrithandschriften überlieferte Sammlung, die schon in der kommentierten Ausgabe stand, wurde später aus Epigrammen, die man auf Theokrit zurückführte, hergestellt; sie entstand erst nach Meleager; denn sonst hätte sie dieser berührt. Damit hat Wilamowitz jedenfalls richtiger geurteilt als Reitzenstein, der sie Meleager bekannt sein läfst. Jedoch hätte ich geglaubt, Wilamowitz werde von diesen Voraussetzungen aus dazu kommen, die ganze Sammlung für zweifelhaft zu erklären und demnach nur die Epigramme als theokritisch anzuerkennen, deren Echtheit sich nachweisen läfst; denn wenn sich auch bei dem einen oder anderen die Erinnerung an den Verfasser erhalten haben mochte, bei den meisten war dies unmöglich. Statt dessen hält Wilamowitz alle für echt, deren Unechtheit nicht erweisbar ist; nicht theokritisch sind nach ihm nur 2. 4. 5. 6. 12. 16. 23, zweifelhaft 11. Auch 24, das in den Theokrithandschriften nicht steht und in der Anth. Pal. mit *ἄλλο* bezeichnet wird, weist er dem Theokrit zu, trotzdem es auch mit seinen Verbesserungen: V. 1: *τὠπόλλωνι*, 2. 3 und 4 *τοῦ μὲν ... τοῦ δέ*, 5 *τοσσόσδ' ἀριθμός* (st. *τοσσόσδε γάρ νιν*) keinen befriedigenden Sinn gibt; denn so sind die meisten Anathemata eben nicht *ἀρχαῖα*, sondern wie die Basis *νεώτερα*. Stadtmüller erklärte Anth. Pal. VII 658—663 = 15. 7. 9. 11. 16. 20 und 21 für unecht, Legrand 2. 3. 4. 5. 6 und 14, Susemihl in seiner Literaturgeschichte 2—6. 8. 9. 11. 18. 19. 22. 23. 25 und für zweifelhaft 14. 15 und 24 (Fritzsche). Demnach bleiben unbeanstandet nach Wilamowitz' Zählung nur 1. 8. 10. 13. 17. 18. 19 und 22, aber auch von diesen enthalten nur 8 und 18 etwa Beziehungen zu Theokrit, jenes in der Nennung des Nikias, dieses wegen der Verherrlichung des Epicharm. Die Anordnung der Gedichte läfst sich ebensowenig wie die Polymetrie als Beweis der Echtheit anführen, da die letztere von verschiedenen Dichtern angewandt wurde, die erstere vom Sammler herrühren kann. An das Epigramm auf Epicharm konnten sich die anderen auf frühere Dichter, an das für Nikias ähnliche Weiheepigramme anschliefsen; bukolische Epigramme wurden dem Theokrit als Bukoliker beigelegt, und so erweiterte sich die Zahl der Epigramme immer mehr. Wenn man bei einigen

zweifelte, ob sie von Theokrit oder Leonidas von Tarent seien, so war der Inhalt die Veranlassung; denn auch Leonidas behandelte ländliche Motive, wenn auch in anderer Weise als Theokrit.

Der Schlufs des Buches von S. 113 an bilden elf Beilagen, Berichtigungen und Nachträge, sowie drei Register. Die erste Beilage spricht im Anschlufs an C. Wendel, De nominibus bucolicis (Leipzig 1900), über die bei den Bukolikern vorkommenden Eigennamen und weist mit Recht darauf hin, dafs man auch sprachlich bedenkliche Namen aus dem grammatischen Grunde allein nicht antasten dürfe. Die zweite Beilage behandelt die strophische Gliederung; sie ist gegen die Willkür gerichtet, mit der frühere Kritiker eine solche den Bukolikern aufzwängten. Besonders wichtig ist die umfangreiche dritte Beilage über die Zeitbestimmung der Gedichte Theokrits, worin Wilamowitz über das Leben und die Poesie Theokrits spricht, seine früheren Darlegungen zum Teil weiter ausführend oder auch abändernd. Der Dichter ist nach ihm frühzeitig aus Sizilien weg in den Orient gereist, wo er seine Bildung holte. Von da kehrte er dann wieder nach Sizilien zurück und versuchte als Hofdichter bei Hieron anzukommen. Als ihm dies nicht glückte, ging er nach Alexandreia zu Ptolemäos; aber auch hier fand er keine bleibende Stätte, und so finden wir ihn später wieder in Kos und überhaupt in den dorischen Gegenden des Orients; von einer Verbindung mit Sizilien ist keine Rede mehr. Seine Gedichte fallen in die Jahre 274—260, vielleicht auch noch etwas später. Ihr Vorzüge liegen nach Wilamowitz in der Behandlung des Stoffes; denn die Originalität in der Erfindung spricht er ihm völlig ab, ein Urteil, das ich angesichts der bukolischen Gedichte nicht teilen kann, die sich doch gewifs nicht aus Sophron ableiten lassen. Wäre dies der Fall, so hätten es die Grammatiker, die den Sophron auch kannten, sicherlich getan und diesen Dichter statt des Theokrit als Erfinder der Bukolik gepriesen. Als Dichter vertritt Theokrit theoretisch und praktisch den künstlerischen Standpunkt des Kallimachos dem Apollonios gegenüber.

Die Beilagen 4—10 beschäftigen sich mit einzelnen Gedichten, bzw. mit einzelnen Stellen von Gedichten. Den Gegenstand der vierten Beilage bildet der Hylas und der Aites, die wegen ihrer Form zusammengestellt und den bukolischen Gedichten beigefügt sind. Hylas 7 werden die Worte *τῶ τὰν πλοκαμῖδα φορεῦντος* zu *τῶ χαρίεντος Ὕλα* gesetzt „als ein Kennzeichen des Hylas“, wie Wilamowitz bemerkt; aber auch er kann

die Beziehung nicht erkennen. Vergleicht man Theokr. V 90 f.: *κἠμὲ γὰρ ὁ Κρατίδας τὸν ποιμένα λεῖος ὑπαντῶν ἐκμαίνει· λιπαρὰ δὲ παρ' αὐχένα σείετ' ἔθειρα*, so wird man erkennen, dafs auch an unserer Stelle die angeführten Worte nur die Schönheit des Hylas schildern sollen, dafs also *τῶ τὰ* verschrieben sein mufs, etwa aus *τὠβράν* = *τῶ ἀβράν*: „der liebliche Hylas, der üppiges Lockenhaar trug". Die fünfte Beilage behandelt die Dioskuren, die nicht als Kultlied, sondern für den mündlichen Vortrag gedichtet sind. Wilamowitz weist auf den dramatischen Gebrauch der Stichomythie in V. 54 f. hin, der sich ähnlich in den bukolischen Gedichten findet. Die Schilderung des Kampfes zwischen Polydeukes und Amykos ist gegen Apollonios gerichtet, jedoch nicht aus persönlicher Feindschaft, sondern als Protest des freien Künstlers gegen unfreie Nachahmung; der Kampf zwischen den Dioskuren und Apharetiden geht auf die Kyprien zurück, deren entsprechenden Teil G. Wentzel gut hergestellt hat; die Neuerungen Theokrits hebt Wilamowitz bei der Vergleichung der beiden Darstellungen hervor. In der nächsten Beilage wird das vierte Epigramm besprochen, das zwar nicht von Theokrit herrührt, aber doch besonderes Interesse hat, weil es zeigt, wie weit die Griechen schon auf dem Wege von Kallimachos zu Properz waren. In der siebenten Beilage tritt Wilamowitz für die Einheit des neunten Idylls ein, was ich in Bursian-Krolls Jahresberichten auch getan habe. Die Verse 28 f. fafst er so, dafs er meint, der Dichter habe damit ein altes Lied, das er früher gesungen, aber bis jetzt nicht veröffentlicht habe — daher V. 30 —, dem Vorhergehenden angefügt; der Sinn von *φαίνετε*, zu dem er *μοί* ergänzt, sei: „zeiget es mir", poetische Wendung für: „da fällt mir ein". Das Lied ist nach ihm V. 31 f. Ich kann dem nicht beistimmen, einmal weil mir diese Erklärung von *φαίνετε* doch zu gesucht ist, und dann weil ja auch das Vorhergehende ein Lied von unserem Dichter ist. Allerdings hat er dies dem Daphnis und Menalkas in den Mund gelegt, also die Unwahrheit gesagt, aber jetzt nimmt er es zurück und gibt es für sein eigenes aus; daher V. 30. Ich halte also daran fest, dafs mit *τὰν ᾠδάν* das ganze Idyll gemeint ist, um dessen Verbreitung und Bekanntmachung unter den Menschen der Dichter die Musen bittet; *φαίνετε* „zeiget es, machet es bekannt und berühmt". Die V. 31 f. geben den Grund dafür an; der Dichter ist ja ein Freund und Verehrer der Musen. So wenig wie dieses Idyll gehören die Lenä, denen die achte Beilage gewidmet ist, dem Theokrit an. Wilamowitz weist mit Recht die Ansicht zurück, als ob wir es hier mit einem

Hymnus zu tun hätten; aber seiner Erklärung des Gedichts kann ich nicht folgen. Er meint, ein Kind sei umgebracht worden, und die Mörder hätten Anfeindung gefunden; da habe der Dichter unserer Verse ihre Partei ergriffen und die Tat als Gott wohlgefällig hingestellt. Dabei vermisse ich die Angabe der Beziehungen, die zwischen den Mördern, dem Gemordeten und Dionysos bestanden; nur der Nachweis solcher kann diese Vermutung wahrscheinlich machen. Ich bleibe daher bei der Auffassung des Gedichtes so, wie es uns vorliegt, stehen, zumal da wir seinen Verfasser nicht kennen, also auch über dessen Art nichts wissen; der Dichter behandelt den Mythus des Pentheus, indem er zuerst dessen Bestrafung durch Dionysos darstellt, dann die Tat des Gottes in Schutz nimmt und schliefslich dem Gotte und seinen Dienerinnen seine Huldigung und Verehrung bezeigt. Auch mit V. 29 scheint er nur die Worte *μηδ' εἰ χαλεπώτερα τῶνδε μογῆσαι* verstärken zu wollen: „und neunjährig wäre oder das zehnte anträte", also noch jung und nach menschlicher Ansicht unschuldig, wodurch sein Los schrecklicher wäre als das des Pentheus, der doch eine Verschuldung gegen den Gott auf sich geladen hatte. Die neunte Beilage betrachtet den Herakles (Theokr. 25), woran sich Bemerkungen über das hellenistische Epos knüpfen, und die zehnte Beilage behandelt eine Anzahl Stellen aus den bukolischen Gedichten.

Die letzte Beilage S. 243 f. gilt den Technopägnien, über die Wilamowitz in dem Jahrbuch des Arch. Inst. XIV 51 gehandelt hat. Er verteidigt seine Ansicht gegen Reitzenstein in dem Artikel „Epigramm" in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie, der die Technopägnien für Buchepigramme erklärt. Wilamowitz hält sie, wie vor ihm schon Hecker, für wirkliche Aufschriften; Simias greift nämlich zu den verschieden langen lyrischen Versen, um den Raum zu füllen, der ihm gegeben war: die Schneide des Beils, die Flügel der Statue und die Fläche des Eies. Ebenso ist Theokrits Syrinx zur Aufschrift auf eine Syrinx bestimmt, die dem Pan geweiht wird. Dagegen bezeichnet der dorische Altar des Dosiadas den Fortschritt zum carmen figuratum; die Verse standen nicht auf dem als Ort für sie angegebenen Altar der Chryse auf den Neä bei Lemnos, sondern erwecken nur den Schein, als ob sie durch die Raumverhältnisse jenes Altars bedingt seien. Noch weiter geht der ionische Altar des Besantinos, der jede Fiktion vollständig aufgibt. Auch das Versmafs dieser Dichtungen ist beachtenswert, besonders das des Eies, wie Wilamowitz ausführlich darlegt. Die von H. Omont in den Monuments Piot XII 1

herausgegebenen und Rev. des études gr. XVI 496 aus dem Altertum hergeleiteten Miniaturen zu den Technopägnien sind nach Wilamowitz S. 9, Anm. 1 erst aus späterer Zeit.

Die Ergebnisse seiner textgeschichtlichen Studien läfst Wilamowitz seiner Bukolikerausgabe in vollem Umfange zugute kommen. Die Praefatio dieser Ausgabe enthält einen kurzen Abrifs der Textgeschichte der bukolischen Gedichte. Daran schliefst sich ein Conspectus carminum, der notwendig wurde, weil die Gedichte nicht in der gewöhnlichen, im wesentlichen auf H. Stephanus zurückgehenden Weise angeordnet sind, sondern, wie bei Ahrens, die handschriftliche Reihenfolge wahren. Dann folgt eine Aufzählung der Handschriften, in der aber unter Q = Parisinus 2884, saec. XIII st. Parisinus 2835, saec. XIV zu schreiben ist. Bei der Bearbeitung der einzelnen Gedichte geht Wilamowitz darauf aus, ein klares Bild der Überlieferung zu bieten und überall, wo es möglich ist, diese beizubehalten. Diesem Zwecke dienen die kritischen Anmerkungen am Fufse jeder Seite; alles, was dazu unnütz ist, wurde aus ihnen ausgeschieden. Die Konjekturen der Gelehrten sind nur insoweit berücksichtigt, als sie der Herausgeber für Verbesserungen der fehlerhaften handschriftlichen Überlieferung ansieht; an nicht wenigen Stellen hat er selbst das Richtige oder doch Wahrscheinliche hergestellt; wo dies noch nicht gelungen ist, wurde es im Text oder in der Adnotatio critica ausdrücklich angegeben. Dagegen verzichtete der Herausgeber in Anbetracht unserer unzureichenden Mittel darauf, den ursprünglichen Dialekt wiederherzustellen. Der Syrinx, dem dorischen und dem ionischen Altar ist zur Ermöglichung des Verständnisses eine griechische Paraphrasis beigegeben; für die übrigen Gedichte hat der Herausgeber lateinisch abgefafste Argumenta sugefertigt, die alles zum Verständnis Nötige kurz zusammenfassen. So bildet die neue Bukolikerausgabe ein sicheres Fundament für die Beschäftigung mit diesen Dichtungen. Mögen sich viele ihnen zuwenden; denn noch sehr vieles harrt der Erklärung und Verbesserung.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

214) **P. Dettweiler, M. Tullii Ciceronis Epistulae selectae.** Für den Schulgebrauch erklärt. 4. Aufl. Text: X u. 98 S.; Kommentar: IV u. 143 S. 8. Gotha, Friedrich Andreas Perthes Aktiengesellschaft, 1905. Text ℳ —. 75; Kommentar ℳ 1. 50.

Gewifs ist es ein gutes Zeichen, dafs die Dettweilersche Ausgabe von Ciceros Epistulae selectae innerhalb weniger Jahre vier Auflagen erlebt

hat und dafs das geschehen ist, trotzdem ihr elf andere den Rang streitig gemacht haben. Auch ein um die Briefe Ciceros so hervorragend verdienter Gelehrter wie O. E. Schmidt hat die Dettweilersche Ausgabe als eine sehr geschickt kommentierte bezeichnet. Zwar hat er auch kein Hehl daraus gemacht, dafs sie nach seiner Meinung in ihrem Bestreben den Werdegang des römischen Kaisertums in seiner ersten Entwicklung durch die Briefe Ciceros und seiner Zeitgenossen klar zu legen zu weit gehe und bei der Auswahl den politischen Gesichtspunkt zu sehr hervorkehre. Aber das Lob bleibt doch bestehen, und dann möchte es sich doch auch fragen, ob nicht Cicero in so hohem Grade ein ζῷον πολιτικόν gewesen ist, dafs sich die Welt der Humanität und Ciceros schriftstellerische Bedeutung schlechterdings nicht von seiner politischen Wirksamkeit trennen läfst. O. E. Schmidt selbst hat in dem ersten Heft seiner auch wegen Aufnahme bisher nicht erklärter Briefe schätzenswerten Ausgabe „Briefe Ciceros und seiner Zeitgenossen aus den Jahren 67—60" den Versuch gemacht, statt eines Längsdurchschnitts durch Ciceros Leben, wobei es nach seiner Meinung an der nötigen Sammlung und Vertiefung fehlt, Briefe aus einer eng begrenzten Epoche in gröfserer Vollständigkeit zu geben. Aber es stehen doch auch in seiner Ausgabe nur in den ersten neun Briefen die häuslichen und allgemein menschlichen Interessen Ciceros im Vordergrunde, dann aber setzt das öffentliche Leben mit all seinen Wahlbewegungen und Prozessen so beherrschend und in so bunter Mannigfaltigkeit ein, dafs wir nur in Ausnahmefällen davon loskommen, wir müssen wohl oder übel auf patriarchalisch-idyllische Eindrücke verzichten. Mit Recht sagt Nep. Att. c. 16 von den Briefen Ciceros: quae qui legat non multum desiderabit historiam contextam eorum temporum. Man wolle nur Geschichte in ihrem weiteren Umfange nehmen und auch sozialpolitische und wirtschaftliche Fragen dazu rechnen, gewährt da nicht auch die Lektüre Ciceronianischer Briefe den Primanern unseres Gymnasiums einen besonderen Reiz? Wir leben in einer unruhigen, politisch oft sehr bewegten Zeit, zu der auch die Primaner schon gern Stellung nehmen möchten. Warum sollte man da nicht einer etwas freieren Behandlung der Lektüre Ciceronianischer Briefe das Wort reden und sich z. B. bei Besprechung der leges agrariae im Anschlufs an ad Att. I, 19 einen historischen Exkurs erlauben, wie es Dettweiler tut, oder selbst, um den Unterricht zu beleben, in einer besonderen Stunde eine Schülerdebatte über die einschlägige Frage eröffnen? Ciceros eigentümliche Stellung zu

den Gracchen gibt auch sonst Veranlassung dazu. Übrigens möchte ich auch Dettweiler gegenüber Schmidts Vorwurf in Schutz nehmen: einseitig verfährt er nicht, wie er sich in der allgemeinen Einleitung Seite 6—7 vorsichtig ausdrückt, läfst er auch bei Auswahl und Erklärung nicht nur politische und soziale Verhältnisse, sondern auch literarische und allgemein menschliche Interessen zu ihrem Rechte kommen.

Soviel im allgemeinen. Was nun das Einzelne angeht, so ist zunächst anzuerkennen, dafs die allgemeine Einleitung gegenüber den ersten Auflagen durch kritische Benutzung neuerer Forschungen, namentlich L. Gurlitts (Fleckeisens Jahrb. f. Phil. 1894, S. 209—224; Neue Jahrb. f. Phil. 1901, S. 532—558), F. Leos (Nachr. d. Ges. d. Wiss. z. Gött. 1895, S. 442—450) und Herm. Peters (Der Brief in der römischen Literatur — Leipzig, Teubner 1901) gewonnen hat. Aber hier und da genügt nicht die Mitteilung von Tatsachen, wenn man sich dafür interessieren soll. So sagt Dettweiler, Einleitung S. 4, von den Briefen an den Attikus: „Wahrscheinlich sind sie etwa 100 Jahre nach des Empfängers Tode aus dessen Nachlasse veröffentlicht.“ Unwillkürlich fragt man da doch nach dem Grunde dieser auffällig späten Veröffentlichung, vielleicht ist einer oder der andere sogar geneigt einen Druckfehler bei der Zahlenangabe anzunehmen. Nun ist es ja freilich in einer Schulausgabe nicht nötig, alle Details über diese interessante wissenschaftliche Frage zu geben. Dafs Bücheler und Leo daraus, dafs der äufserst sorgfältige Kommentator der Reden Ciceros Askonius um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. die Briefe Ciceros an den Attikus nie zitiert, auch zwei Stellen nicht (ad Att. I, 2, 1; IV, 3, 3), die für seine Argumentation sehr wesentlich gewesen wären, mag unerwähnt bleiben. Auch dafs man für die hohe Bedeutung ihres Inhalts für die Geschichte lange Zeit kein Verständnis gehabt hat und ihre stilistischen Vorzüge während einer zeitweiligen Reaktion gegen den Ciceronianismus in den Schatten traten, würde nicht ohne eine gründlichere Ausführung einleuchten. Wohl aber könnte kurz darauf hingewiesen werden, dafs die Briefe Ciceros an Attikus, welche schon zu Attikus Lehzeiten eine geschlossene Sammlung gebildet haben (Nep. Att. c. 16), aller Wahrscheinlichkeit nach aus Rücksicht auf den divus Caesar und das Ansehen des Herrscherhauses lange Zeit zurückbehalten sind und dafs ein Teil, nämlich die uns fehlenden Briefe Ciceros aus seinem letzten Lebensjahre, aus dem Grunde überhaupt nicht an die Öffentlichkeit getreten, sondern vernichtet sein werden. Auch darf es als unwahrscheinlich hingestellt werden, dafs

Attikus die Briefe, so wie sie uns vorliegen, für die Öffentlichkeit bestimmt hat, dafür hatte sich sein Verhältnis zu Oktavian viel zu vertraulich gestaltet. Nep. Att. c. 20, 1—2 gibt uns eine anschauliche Schilderung davon. Bis zum Tode des Attikus im Jahre 32 hat sich das freundschaftliche Verhältnis zwischen ihm und Oktavian erhalten. Diesem freundschaftlichen Verhältnisse hätte es aber schlecht entsprochen, wenn er die zum Teil leidenschaftlichen Ergüsse Ciceros gegen Cäsar und Oktavian (ad Att. XIV, 12, 2 a. a. St) an die Öffentlichkeit gebracht hätte. Attikus ist ein vorsichtiger Mann gewesen, und es ist gewifs nicht von ungefähr, dafs kein einziger seiner eigenen Briefe auf uns gekommen ist, er wird seine Briefe vernichtet haben. Aber darum dürfen wir ihm auch zutrauen, dafs er die an ihn gerichteten Briefe Ciceros wie einen Schatz gehütet und testamentarisch verfügt hat, dafs sie, wenn überhaupt, wenigstens nicht vor der Zeit veröffentlicht werden sollten.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf einen Punkt hinweisen, der meines Wissens in der Literatur über Ciceros Briefe wenig oder gar nicht zur Geltung gekommen ist. Erbin des Attikus ist seine einzige Tochter von der Pilia gewesen, die er in einem Alter von 53 Jahren im Februar 56 geheiratet hatte. Sie hiefs nach Q. Cäcilius, dem Erbonkel des Attikus, der ihn auch adoptiert hatte, Cäcilia, wurde aber gewöhnlich Attika genannt. Cicero erwähnt ihrer mehrfach in seinen Briefen, oft in den zärtlichsten Ausdrücken (ad Att. XVI, 11, 8 Atticae quoniam, quod optimum in pueris est, hilarula est, meis verbis suavinm des volo, u. a. St.). Einmal ist auch sogar schon in einem Briefe aus dem Jahre 45 ernstlich von einem Heiratsprojekte für sie die Rede. Jedenfalls hat Cicero immer innigen Anteil an ihrem Schicksal genommen, und sein Andenken wird ihr teuer gewesen sein, gewifs hat sie auch seine Briefe mit Pietät bewahrt und nicht Unberufenen in die Hände gegeben. Dazu kommt noch ein anderes. Cäcilia Attika hat den Freund und Feldherrn des Oktavian M. Agrippa (63—12) geheiratet und ihre Tochter Vipsania Agrippina den späteren Kaiser Tiberius (42 v. Chr. bis 32 n. Chr.). Aus letzterer Ehe stammt der jüngere Drusus. So haben denn nahe verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Attikus und dem kaiserlichen Hause bestanden, war doch auch M. Agrippa nach dem Tode der Cäcilia Attika und der Scheidung von der Marcella der Schwiegersohn des Augustus, Tiberius sein Stief- und Adoptivsohn und nach der Scheidung von Vipsania Agrippina wie M. Agrippa mit Augustus Tochter Julia verheiratet. Eine interessante Notiz über die vorliegende

Verwandtschaft, die an moderne Verhältnisse in unseren Fürstenhäusern erinnern kann, findet sich Nep. Att. c. 19: nata est Attico neptis ex Agrippa, cui virginem filiam collocarat. Hanc Caesar (i. e. Octavianus) vix anniculam Tiberio Claudio Neroni, Drusilla (i. e. Livia) nato, privigno suo, despondit: quae coniunctio necessitudinem eorum sanxit, familiaritatem reddidit freqnentiorem. Bei den nahen verwandtschaftlichen Beziehungen der kaiserlichen Familie zu Attikus wird nun aber auch die Annahme nicht gewagt erscheinen, dafs sie die Briefe Ciceros in Pietät für ihren grofsen Ahnherrn und für Augustus und zur Wahrung kaiserlicher Majestät und Divinität (Ranke, Weltgesch. II², 396—397) nicht herausgegeben hat. Möglicherweise hat auch noch der gelehrte Kaiser Claudius für seine literarischen Arbeiten an ihnen Interesse genommen. Erst mit dem Wechsel der Dynastie unter Nero werden die Briefe Ciceros freigegeben sein.

Was die Auswahl der Briefe angeht, so vermisse ich sehr ungern ad Att. IX, 16. Ist auch der Stil etwas abgebrochen, weil der Brief rasch aufs Papier geworfen ist, so ist doch der Inhalt höchst bedeutsam, denn es handelt sich in dem Briefe um die letzte Unterredung Ciceros mit Cäsar im Jahre 49 und seine definitive Absage.

Im Text und Kommentar sind folgende Stellen der Verbesserung bedürftig: Ad Att. I, 1, 1 extr. heisst es: de Auli filio et de Palicano non puto te exspectare dum scribam. Dettweiler macht dazu die Anmerkung: „exspectare dum] bis = dafs. Nur wenn der Begriff des Wunsches vorwiegt, steht ut, während der Acc. c. Inf. nur selten nach exspectare steht.“ Feiner und zutreffender unterscheidet Madvig: exspectare dum mit dem Konjunktiv entspricht dem deutschen „abwarten, dafs“, mit dem Indikativ dem deutschen „warten, bis“. Auch an unserer Stelle heifst exspectare dum in finaler Beziehung „verlangend danach ausschauen“ und ist dem Gebrauch von exspectare ut verwandt.

Ad Att. I, 2 init. (L. Julio Caesare C. Marcio Figulo consulibus designatis filiolo me auctum scito salva Terentia) hat Dettweiler in der dritten und vierten Auflage die handschriftlich bezeugten Worte L. J. Caes. — consulibus, welche nebst dem Zusatz designatis in den ersten Auflagen standen, gestrichen, wie es mir scheint, mit Unrecht. Es ist doch sehr launig, wenn Cicero seinem Freunde schreibt: Hiermit tue ich dir kund und zu wissen, dafs mir an dem Tage, wo Cäsar und Figulus zu Konsuln ernannt sind, ein Söhnlein geboren ist. Allerdings steht designatis nicht in den Handschriften, aber in der abgekürzten Form

des. konnte es leicht ausfallen. Die Notwendigkeit des Zusatzes liegt darin begründet, dafs der gröfsere Teil des Briefes, der von dem Prozefs gegen den Catilina handelt, schon von dem folgenden Satze an in das Jahr 65 fällt, in diesem Jahre aber noch nicht von Cäsar und Figulus als amtierenden, sondern nur von ihnen als designierten Konsuln die Rede sein kann. Ob der Geburtstag des jungen Cicero gerade auf den Tag fällt, wo die Konsuln designiert wurden, oder auf einen der darauf folgenden Tage, mag zweifelhaft bleiben. Wie O. E. Schmidt bemerkt, wird die Geburtsanzeige auch nach den designierten, statt nach den amtierenden Konsuln datiert sein, weil Cicero dem Attikus damit zugleich das Wahlresultat melden wollte.

Ad Att. I, 19, 3 (quid enim ego aliorum in me ἐπιφωνήματα exspectem, cum haec domi innascantur?) wird von Dettweiler der letzte Satz auf das Eigenlob Ciceros, statt auf die Huldigungen und Ehrenbezeigungen in der Heimat bezogen, als ob Cicero selbstgefällig sage, er brauche ja nicht auf fremder Leute Lobsprüche zu warten, da Lobsprüche in seinem eigenen Garten wüchsen, er selbst besitze in hohem Mafse die Fähigkeit Verdienste zu verherrlichen. Ähnlich erklärt Hofmann. Richtiger scheint mir Bardt die Stelle aufzufassen, indem er Cicero sagen läfst: „Man läfst uns beide nicht fort (und so bleibe ich zu Hause), denn was soll ich bei den Fremden draufsen mir Lorbeeren suchen, da solch ehrender Zuruf mir daheim zuteil wird?“

Ad Att. I, 19, 9 vergleicht Dettweiler mit denen, qui scribendo adfuerunt in senatu, unsere heutigen Schriftführer. Es ist aber zu bemerken, dafs Senats**verhandlungen** vor Cäsars Verordnung aus dem Jahre 59 überhaupt nicht protokolliert und bekannt gemacht wurden, dafs dagegen Senats**beschlüsse** nach Schlufs der Sitzung und Entlassung des Senats von dem präsidierenden Magistrat unter Mitwirkung einiger angesehener Senatoren redigiert wurden (vgl. das instruktive Beispiel ad fam. VIII, 8). Es war dabei nicht üblich, dafs der Antragsteller genannt wurde, der präsidierende Magistrat aber und die Senatoren, qui scribendo adfuerant, standen für die richtige Abfassung der Senatsbeschlüsse ein und, vielleicht durch ihre Unterschrift beglaubigt, wurden diese dann von besoldeten scribae an richtiger Stelle im tabularium eingetragen. Schriftführer in unserem heutigen Sinne sind somit ii qui scribendo adfuerunt nicht gewesen.

Ad fam. I, 9, 12 wird auch noch in den neuesten Auflagen Dett-

weilers die auch aus Cic. de leg. III, 30—32 bekannte Stelle in Platos Schrift über die Gesetze in falscher und unverständlicher Fassung zitiert. Es mufs dort heifsen: *μηδεὶς ὑμᾶς πειθέτω, ὦ φίλοι, ἄλλῃ* (nicht *ἄλλην*) *θᾶττον καὶ ῥᾷον μεταβάλλειν ἄν ποτε πόλιν τοὺς νόμους* (nicht *καὶ τοὺς νόμους*) *ἢ τῇ τῶν δυναστευόντων ἡγεμονίᾳ.* — Ad fam. I, 9, 13 init. (cum tu Hispaniam citeriorem cum imperio obtineres) wird cum imperio unrichtig übersetzt „als Statthalter", statt „an der Spitze eines Heeres, mit einem militärischen Kommando". — Ad. fam. I, 9, 13 med. ist die Anmerkung zu si qui: „Subjekt zu accusandi und reprehendendi sunt" inkorrekt, denn Subjekt zu accusandi sunt ist si qui pertimuerunt, Subjekt zu reprehendendi si qui se timere simularunt. — Ad fam. I, 9, 29 (nullum meum dictum, non modo factum, pro Caesare intercessit, quod ille non ita inlustri gratia exceperit). Dafs intercedere stets den Begriff „zugunsten" enthält, wie Dettweiler zu dieser Stelle meint, wird ihm niemand angesichts des mannigfaltigen Vetos der Tribunen zugeben; intercedere heifst nur dazwischentreten, der Begriff „zugunsten" liegt in der angeführten Stelle in pro Caesare.

Ad. fam. XV, 4, 4 ist der Amanus von Dettweiler mit dem weit südlicheren Antilibanon verwechselt.

Ad fam. XV, 5, 2 (quodsi triumphi praerogativam putas supplicationem et idcirco casum potius quam te laudari mavis, neque supplicationem sequitur semper triumphus et triumpho multo clarius est senatum indicare mansuetudine et innocentia imperatoris provinciam conservatam esse). In dem durch Feinheit ausgezeichneten Briefe Catos, worin dieser, mit Wieland zu reden, dem triumphlustigen Cicero eine heilsame Pille zu verschlucken gibt, diese aber zierlich zu vergolden weifs, wird es als eine Torheit hingestellt, dafs Cicero in dem Dankfest ein Präjudiz für einen Triumph sieht und sich lieber für seine Verdienste auf dem Schlachtfeld, bei denen der casus eine Rolle spiele, als für seine umsichtige und uneigennützige Verwaltung der Provinz anerkannt wissen wolle. Erklärt man die Stelle aber so, kann casus nicht wohl mit Dettweiler von einem „Augenblickserfolg" verstanden werden.

Ad Att. VIII, 11, 1 stand in den älteren Auflagen lamentari autem licet. Illud tamen totos dies; sed vereor ne, nihil cum proficiam, etiam dedecori sim studiis ac litteris nostris, wobei tamen unerklärt blieb. In den beiden neueren Auflagen streicht nun Dettweiler den Punkt hinter licet und erklärt tamen „trotzdem, d. h. trotz der verhältnismäfsigen Beruhigung". Mir scheint das die Stellung des tamen zu verbieten. Ent-

weder ist mit Boot, Madvig nnd C. F. W. Müller für tamen zu schreiben *quidem*, oder, was noch einfacher sein dürfte, tamen hinter sed zu setzen.

In einer Anmerknng zu ad fam. IX, 6 wird Juha fälschlich als König von Mauretanien statt als König von Numidien bezeichnet.

Ad fam. VI, 14, 2 fehlt es der Auseinandersetznng Dettweilers über die Kalenderreform des Sosigenes an Klarheit, namentlich hat im letzten Satz der Erklärung „demnach" keine logische Beziehung, und dafs dort der 26. Novemher als der Tag der Zusammenknnft Cäsars und Ciceros zu verstehen ist, ergibt sich auch nicht aus dem Vorhergehenden. Endlich ist der Ansdrnck „nach dem natürlichen, jetzt zu Recht gekommenen Julianischen Kalender" unzutreffend, weil unser Brief noch in das Jahr 46 (annus confnsionis nltimus) fällt. Dieses Jahr hatte 445 Tage, weil Sosigenes bei seiner Umwandlnng des bis dahin üblichen Mondjahres von 355 Tagen in ein Sonnenjahr von 365¼ Tagen nicht nur den bereits alle zwei Jahre üblich gewesenen Schaltmonat im Februar, sondern anch zwei aufserordentliche, nnr für das eine Jahr gültige Monate zwischen November nnd Dezember eingefügt hatte. Der erste Tag des ersten aufserordentlichen Schaltmonats hiefs Kalendae intercalares priores nnd war der 27. September, folglich der fünfte Tag vor diesem, wo die Zusammenknnft stattfand, der 23. September. Hätte Sosigenes aher die Monate nicht eingeschaltet, wäre es der 26. Novemher gewesen. Die nene Julianische Ära trat erst mit dem 1. Januar 45 in Kraft, Sosigenes hatte die Monate im Jahre 46 nnr eingeschaltet, nm dem Jahre den richtigen Anfang gehen zu können.

Schliefslich wünsche ich noch folgende Zusätze zu den Erklärungen Dettweilers gemacht zu sehen:

Ad Att. I, 1, 3 läfst der Satz quas eum dolo malo mancipio accepisse de Vario diceret die Warnung wünschenswert erscheinen, malo nicht mit mancipio zu verbinden, denn den meisten Primanern dürfte es trotz der etymologischen Verwandtschaft von dolns mit δέλεαρ nnd δόλος nicht geläufig sein, dafs dolus nrsprünglich eine vox media war und selbst noch zu Ciceros Zeiten mitunter der Zusatz malus angebracht war, wenn eine böswillige Täuschnng bezeichnet werden sollte.

Ad Att. XIV, 12, 1 vermisse ich hei der Stelle ὢ πράξεως καλῆς μέν, ἀτελοῦς δέ einen Hinweis anf Ciceros hekanntes späteres Urteil über die Ermordung Cäsars und ihre Folgen ad Att. XIV, 21, 3: acta illa res est animo virili, consilio pnerili: qnis enim hoc non vidit, regni heredem

relictum? Auch dafs Goethe sie die abgeschmackteste Tat genannt hat, die jemals begangen ist, verdient angeführt zu werden.

Ad fam. XI, 27, 1 endlich verlangt der Satz numquidnam, inquam, novi? eine Erklärnng. Mit Recht sieht Bardt hier eine Abundanz des Ausdrucks, da sowohl numquid wie quidnam genügen würde: gedacht sei erst die Frage, ob es etwas Nenes gebe, daran schliefse sich aber gleich asyndetisch die eventnelle, was es denn sei. Erinnert werden könnte auch an Sätze wie pro Mil. 38 Clodium si interficere Milo voluisset, quantae quotiens occasiones, quam praeclarae fuerunt.

Bremen. **Diedr. A. Noltenius.**

---

106) **H. Luckenbach, Kunst und Geschichte.** Mit Unterstützung des Grofsherzogl. Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts und des Grofsherzogl. Badischen Oberschulrats herausgegeben von H. L. 1. Teil: Abbildungen znr Alten Geschichte. Sechste, vermehrte Auflage. München nnd Berlin. R. Oldenbourg, 1906. 111 S. 4. geb. ℳ 1.60.

Wenn das in der Rundschau schon wiederholt angezeigte vortreffliche Anschauungsmittel noch einmal besprochen wird, so geschieht das, weil die neue, sechste Auflage des Buches gegenüber den früheren bedeutende Änderungen anfweist, insofern sie die wissenschaftlich gesichteten Ergebnisse der Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts für die Schule nutzbar macht. Weitere Auflagen werden vorab nur ein Abdruck der vorliegenden sein dürfen, so dafs von ihrer Anzeige abgesehen werden kann.

Das günstige Urteil, das die Kritik über Luckenbachs Arbeit gefällt hat und durch die weite Verbreitung der reich ausgestatteten Bilderhefte bestätigt wird, mufs auch heute aufrecht erhalten werden. Was der Verfasser von Troja und Tiryns, Olympia und Delphi, dem griechischen und dem römischen Haus, dem Forum Romanum nnd dem obergermanisch-rhätischen Limes bietet, beweist, wie sehr er Herr seiner starken archäologischen Neigung sein kann, wenn es pädagogische Rücksichten zu nehmen gilt. So ist er auch der Versuchung entgangen, über die höchst interessanten Entdeckungen auf Kreta Mitteilungen zu machen, so hat er sich allem noch Unsicheren nnd Zweifelhaften mit Recht ferngehalten. Was hat es auch für einen Wert, den Schüler mit allen neuen und neuesten Hypo-

thesen auf einem Gebiete zu belästigen, das so viele erhebende, seine Anschauungen von dem Leben des Altertums klärende Erscheinungen umschliefst.

Bremen. **L. Koch.**

100) **R. C. Kukula, E. Martinak, H. Schenkl, Der Kanon der altsprachlichen Lektüre am österreichischen Gymnasium.** Leipzig, Teubner, o. J. 97 S. 8.

Drei Professoren der Grazer Universität haben sich zusammengetan und in einer dem Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums gewidmeten Schrift dargelegt, in welcher Weise nach ihrer Ansicht die engen Grenzen des österreichischen Lektürekanons erweitert werden sollten, damit der altsprachliche Unterricht den jetzt an ihn zu stellenden Anforderungen genüge. Ein solcher Schritt, von dieser Seite unternommen und im ganzen so mafsvoll durchgeführt, mufs mit Freude begrüfst werden, um so mehr, als die Verfasser bei umfassender wissenschaftlicher Einsicht durchaus von dem Boden praktischer Erfahrung im Unterricht ausgehen. Nach einem von den drei Herausgebern unterzeichneten Vorwort behandelt zunächst Martinak (S. 5—31) die Geschichte und Theorie der Klassikerauswahl; nachdem er zum Schlusse kurz zusammengefafst hat, „was zu einer Überprüfung des Kanons drängt", bezeichnet er als die Hauptrichtungen der einzuschlagenden Reform: 1. Berücksichtigung des historischen Prinzips (im Anschlufs an Wilamowitz), 2. Abschüttelung dessen, was unzeitgemäfs geworden, 3. Prinzipielle Zurückdrängung des stilistisch-rhetorischen Standpunktes, 4. Bedachtnahme auf das Interesse der Schüler. Was hieran jedenfalls für Österreich, in einigen Punkten aber auch für die preufsischen Lehrpläne neu ist, tritt schärfer in dem, was Martinak im einzelnen ausführt, mehr aber noch in der Behandlung der griechischen Lektüre durch Schenkl (S. 29—64) und der lateinischen durch Kukula (S. 65—94), endlich aus der tabellarischen Übersicht am Schlusse des ganzen Buches hervor. Mit Genugtuung sieht man, dafs der frischere Zug, der das preufsische Schulwesen zu beleben beginnt, auch hier zu freierer Beweglichkeit auf dem wichtigsten Gebiete altsprachlichen Unterrichtes hindrängt. An der Eigenart der österreichischen Schulen wird dabei wenig geändert; eine ganz erhebliche Selbständigkeit des Urteils kennzeichnet auch die Einzelausführungen und -vorschläge der Verfasser, die sich dabei untereinander in allem Wesentlichen völlig einig sind. Um ihren Darlegungen ganz gerecht

zu werden, müfste man sie mit ihrer eingehenden Begründung wiedergeben. Eine kurze Anzeige an dieser Stelle darf sich auf einige Hauptpunkte beschränken. In ganz besonderem Mafse fesselnd sind die feinsinnigen Erörterungen Schenkls namentlich über das Lesebuch von Wilamowitz (S. 39), über Sophokles (dem er freilich nicht voll gerecht wird) und Euripides (S. 46) und über die Behandlung der Chöre in der Schule (S. 44), endlich über Demosthenes (S. 54); uns überrascht es, dafs Homer — zum Teil dem Hesiod, den Hymnen und den Lyrikern zuliebe — zurückgedrängt wird und dafs die Ilias der Odyssee voraufgeht, beides freilich im Anschlusse an die jetzt bestehenden Pläne; dafs Xenophon dem Arrian, Demosthenes dem Lysias, Thukydides dem Plutarch mindestens einen Teil ihrer alten Ehrenplätze einräumen sollen, wird auf Widerspruch stofsen. Auch das ist mindestens zweifelhaft, ob der von Kukula nach Jäger (S. 90) hervorgehobene freiere Charakter der Privatlektüre nicht durch die von ihm wie von Schenkl vorgeschlagenen „Prüfungen etwa am Schlusse jedes Semesters" sehr beeinträchtigt würde; sie werden sich auch praktisch nicht so ganz einfach ausführen lassen. — Kukula beschränkt sich unter Hinweis auf frühere Veröffentlichungen auf die Frage, ob alle in unserem traditionellen Lesekanon vertretenen lateinischen Autoren heute noch für einen erspriefslichen Betrieb altsprachlichen Unterrichtes als geeignete Grundlage angesehen werden können?" Er bejaht sie für Livius (aufser Buch I), Sallust, Tacitus, Ovid und Horaz, gelangt aber für Nepos und Cäsar zu fast völliger Ablehnung, für Cicero und Vergil zu sehr bedeutender Einschränkung der bisherigen Lektüre. Hier begegnet man an vielen Stellen starker Einseitigkeit des Urteiles. Wenn Kukula in den zwei ersten Schuljahren der klassischen Lektüre statt Nepos und Cäsar eine Chrestomathie „in buntem Wechsel" aus „Cäsar, Livius, Seneca, Velleius, Florus, Curtius, Valerius Maximus, Plinius d. Ä., Ammianus Marcellinus u. a." empfiehlt, so unterschätzt er, um von anderem zu schweigen, schon den auf dieser Stufe besonders wichtigen Umstand, dafs durch die längere Gewöhnung an einen Schriftsteller und einen Hauptgegenstand den Schülern die Lektüre, und zwar rasch fortschreitende Lektüre, ganz wesentlich erleichtert wird. Dafs neben Horaz auch die anderen römischen Lyriker zur Geltung gelangen, ist eine oft erhobene und gewifs berechtigte Forderung; ob aber gerade die Plinianischen Briefe, von denen wir jetzt eine handliche kommentierte Auswahl eben Kukula verdanken, den breiten Raum beanspruchen können, den er ihnen geben

will, wird wiederum ganz fraglich erscheinen. Wem sie zusagen, der mag sie benutzen; andere werden anderes, z. B. die Briefe Senecas, bevorzugen. Überhaupt wollen wir die Freiheit doch auch in der Richtung suchen und wahren, daſs der Lehrer vor allem von dem für die Schule geeigneten dasjenige mit seinen Schülern lese, was ihm selber wissenschaftlich am besten vertraut und seinem eigenen geistigen Wesen am sympathischsten ist. Nur wo er selber stark interessiert ist, wird er Interesse zu erwecken vermögen.

Sondershausen. **Funck.**

---

117) **Ludwig Schemann, Die Gobineau-Sammlung** der Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek zu Straſsburg. Mit drei Tafeln in Lichtdruck. Straſsburg, K. J. Trübner, 1907. 37 S. 8. ℳ 1.50.

Allen Freunden der französischen Sprache, allen Literatur- und Kunstfreunden wird die Nachricht willkommen sein, daſs der Nachlaſs des Grafen ein so passendes und so schönes Heim gefunden hat. Wir verdanken dies dem unermüdlichen Eifer Schemanns, dem es ja auch durch Gründung der Gobineau-Vereinigung, durch Herausgabe vergriffener Werke und durch Übersetzungen gelungen ist, den von den eigenen Landsleuten kurzsichtigerweise schon zum Vergessenwerden verurteilten geistvollen Schriftsteller im Laufe von etwa zwölf Jahren wieder zur Lieblingslektüre gebildeter und gelehrter Kreise nicht nur bei uns, sondern auch in seiner Heimat zu erheben. Wer immer aus diesen Kreisen Straſsburg betritt, wird es nicht versäumen, als eine der Sehenswürdigkeiten der Stadt das Zimmer im Bibliotheksgebände zu besuchen, in welchem, durch die Gräfin de la Tour gerettet, das Mobiliar des Arbeitskabinettes mit dem von ihr gemalten Bilde des Grafen und der handschriftliche und künstlerische Nachlaſs aufbewahrt sind. Das Entgegenkommen der Kaiserlichen Regierung und die fürsorgliche Berechnung des Vorstandes der Vereinigung haben einen Kaufpreis ergeben, der es ermöglichen wird, nicht nur die schon früher veröffentlichten und die noch nicht im Druck erschienenen Werke in schönen Ausgaben dem Publikum zugänglich zu machen, sondern auch das Andenken des verdienstvollen Mannes durch ein des Künstlers würdiges Denkmal zu ehren. Die Wahl der Universitätsstadt Straſsburg ist als sehr glücklich hervorzuheben, weil das Elsaſs einerseits und Gobineau anderseits

am ehesten dazu berufen erscheinen, die Vermittlung zwischen französischem und deutschem Geistesleben zu übernehmen.

Die im Jahre 1894 gegründete Vereinigung zählt 300 Mitglieder. Möge die warm geschriebene Schrift, die ein kostbarer Beitrag zur Biographie des geistreichen Schriftstellers, Politikers und Künstlers ist, mit den beigedruckten, äufserst günstigen Bestimmungen der Vereinigung recht viel Neuanmeldungen zur Folge haben!

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

118) **Arnold Glover, The Works of Beaumont and Fletcher** in ten volumes. (A. u. d. T. Cambridge English Classics Series.) Vol. I. The text edited by A. G. Cambridge, University Press. London, C. F. Clay, 1905. LXII u. 456 S. 8. geb. 4 s. 6 d. net.

Den vielen stattlichen, oft unter grofsen pekuniären Opfern durchgeführten Publikationen der Cambridger Univeritätsdruckerei (ich erinnere nur an die Faksimiles von Caxtondrucken und die Ausgabe des Leidener Glossars durch Hessels) reiht sich seit einigen Jahren eine prächtige Sammlung an, die die besten Erzeugnisse der englischen Literatur aus alter und neuer Zeit umfassen soll. Ascham, Bungen, Butler, Corley, Crabbe, Crashaw, Hobbes und Prior sind bereits erschienen. Zu ihnen tritt jetzt die Ausgabe der Werke Beaumont's und Fletcher's. Die Ausstattung wird verwöhntesten Ansprüchen gerecht, der Druck ist grofs und deutlich auf schönem, aufserordentlich leichten Papier. Von der auf zehn Bände berechneten Gesamtausgabe liegt mir hier der erste Band vor. Er enthält die Stücke: The maid's tragedy, Philaster, A king, and no king, The scornful lady, The custom of the country. Der auf dem Titelblatt genannte Herausgeber ist leider inmitten des Drucks seiner mit vielem Eifer vorbereiteten Ausgabe vom Tod abgerufen worden, aber die bewährte Kraft A. R. Waller's wird das Werk zu Ende führen. — Die Ausgabe beruht auf der ersten Folio von 1647, deren Titel lautete: Comedies and Tragedies written by Francis Beaumont and John Fletcher, Gentlemen. Never printed before, And now published by the Authours. Originell Copies usw. Diese Sammlung enthielt alle nicht veröffentlichten Stücke der beiden Dichter (34) aufser The Wild-Goose Chase, die beim Druck der Folio als verloren galt. Aufser den oben genannten fünf Stücken enthält der erste Band der Neuausgabe auch sämtliche Vorreden und Widmungen jener Folio.

Das Werk wird, nach dem ersten Bande zu urteilen, für jede Bibliothek eine wertvolle und notwendige Ergänzung bilden.

Bremen **Heinrich Spies.**

119|120) **Oskar Thiergen, Lehrbuch der englischen Sprache.** Dreihändige Ausgabe B für höhere Mädchenschulen. III. Teil (Verkürzte Oberstufe) bearbeitet von Oskar Thiergen und Emil Döhler. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1906. VIII u. 192 S. 8. (Hierzu in Tasche: Vokabeln 64 S.) geb. ℳ 3.20.

Emil Döhler, Grammatik für die Oberstufe der dreihändigen Ausgabe B. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1906. II u. 88 S. 8. geb. ℳ 1 20.

Die aus Teil III und IV der vierbändigen Bearbeitung verkürzte Oberstufe setzt die Benutzung von Teil I und II voraus und kann an Schulen mit drei- oder vierjährigem englischen Unterrichte gebraucht werden, da sie Stoff genug für zwei Jahre enthält. Bei nur dreijährigem englischen Kursus kann der Lehrer, dem beim Gebrauche viel Freiheit gelassen ist, leicht eine zweckentsprechende Auswahl treffen. Die beiden ersten Teile des Lehrbuches von Börner-Thiergen haben die Schülerin mit ihrer Umgebung und den Vorkommnissen des täglichen Lebens vertraut gemacht. Die Oberstufe soll sie an der Hand der Lektüre einführen in Leben, Geschichte und Literatur des englischen Volkes. Mit Ausnahme der Einzelsätze zur Einübung der Präpositionen (S. 182—187) werden nur zusammenhängende Lese- und Übungsstücke geboten, mit deren Auswahl man wohl zufrieden sein kann, ebenso wie mit den Gedichten, die Bekanntes, aber nur Gutes enthalten. Die Conversations on every-day Life sind ebenso reichhaltig für Sprechübungen, wie die Subjects for Compositions für freie schriftliche Ausarbeitungen. In einem beigegebenen Hefte finden sich die Vokabeln für den Lese-, Übungs- und Kompositionsstoff; ein Plan von London vermittelt die hauptsächlichsten Kenntnisse von der Topographie der Hauptstadt. — Die im Anschlufs an Thiergens „Hauptregeln der englischen Syntax" bearbeitete Grammatik bietet im knapper Form und klarer Fassung das Nötige. „Sie soll den zusammenfassenden Überblick und die kapitelweise Wiederholung der grammatischen Gesetze ermöglichen, nachdem diese bereits bei der Durchnahme der 17 Lektionen des dritten Teiles einzeln und schrittweise auf induktivem Wege gewonnen sind." Eine solche Zusammenfassung spart dem Lehrer Zeit

im Unterrichte und ist für die Schülerin lehrreich, da sie erst Ordnung in die mehr fragmentarischen grammatischen Kenntnisse bringt. Kapitel I behandelt das Zeitwort, II den Satz, III das Geschlechtswort, die folgenden fünf Kapitel die übrigen Wortarten. Einen ziemlich breiten Umfang beanspruchen die Präpositionen, unter denen das jetzt häufig gebrauchte *onto* vielleicht auch aufgeführt werden konnte. Im Anhange sind die Regeln über Satzzeichen, Silbentrennung, grofse Anfangsbuchstaben gegeben und eine Zusammenstellung von Homonyms, Parouyms und Synonyms, die man, besonders in älteren Grammatiken, oft vergebens sucht und nur ungern entbehrt.

Beide Bücher, Lehrbuch und Grammatik, bieten in geschickter Auswahl und wünschenswerter Kürze soviel des Wissenswerten, dafs der Unterricht durch sie ohne Zweifel anregend und fesselnd gestaltet werden kann, sie dürften sich zu den vielen alten Freunden, die das Börnersche Unterrichtswerk besitzt, auch neue erwerben, die mit Lust und Erfolg nach ihnen unterrichten und lernen. Ausstattung und Druck entsprechen allen zu stellenden Anforderungen, nur läfst das Lehrbuch den in englischen Büchern bei Überschriften gewohnten Gebrauch der Majuskeln vermissen.

Elberfeld. **K. Grosch.**

---

121) **Meyers Grofses Konversations-Lexikon.** Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Vierzehnter Band. Mittewald bis Ohmgeld. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1906. 928 S. 8. geb. ℳ 10.—.

Der vorliegende Band erstreckt sich über drei Buchstaben und ist seiner Artikelsumme nach einer der reichhaltigsten des Gesamtwerkes. Zwar fehlt es auch in diesem Teile nicht an gröfseren monographischen Darstellungen — beispielsweise seien die Titel Niederlande, Nordamerika, Norwegen mit den einschlägigen Dependenzen, aus dem Bereiche der Kunstgeschichte Musik und Zugehöriges, aus technologischem Gebiet Motore, Mühlen, Münzwesen angeführt, — doch kommt diesmal die Hauptsumme der Leistungen auf die Erklärung von Namen und Gegenständen in kürzerer Fassung. Dabei findet man frühere Artikel weiter ausgestaltet und bis auf die jüngsten Forschungen oder Ereignisse fortgeführt, und nicht wenig neue sind aus den Vorgängen, Schöpfungen und Entdeckungen des letzten Jahrzehnts zugefügt, wofür man die Stichworte Museumsbauten, Nicaraguakanal, Norwegische Revolution, Numantia (Ausgrabungen Schultens)

vergleichen möge. Besonders hervorzuheben sind wieder die Beschreibungen der gröfseren Städte wie München, Nürnberg, New York, die seit der letzten Ausgabe bedeutende Veränderungen aufzuweisen haben. Ihrer Stellung entsprechend sind auch die übrigen Städte bedacht worden. Überhaupt ist das Wörterbuch nach dieser Seite hin ob seiner Reichhaltigkeit recht brauchbar, da es nicht nur die historisch oder sonst durch irgendeine Spezialität bekannten kleinen Städte, Dörfer und Bäder anführt, sondern alle (deutsche) Ortschaften, wie es scheint, von 2000 Einwohnern an in den Bereich der Erklärung zieht. 21 Ortsnamen „Neustadt“ sind unterschieden und besprochen. Ein Seitenstück dazu liefert unter den namhaften Persönlichkeiten die Schar der berühmten „Müller“ (59!). Dem Interesse, das man neuerdings Nietzsche entgegenbringt, kommt das Lexikon ebenfalls entgegen, wie das auch sonst von allen sog. Tagesfragen gilt, man vgl. Monismus und Monistenbund, Monroedoktrin, Nationalliberale Partei in Deutschland und Ungarn, Nationalsozialismus, Naumann, Naquet, Nullen (beim Bergwerksbetrieb), Oberrealschule (Entwicklung, Neue Lehrpläne, Berechtigungen).

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha

Hierzu als Beilage: Prospekt der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München über *„Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen"* herausgegeben von Dr. A. Baumeister.

Gotha, 13. Juli. **Nr. 14, Jahrgang 1907.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt:

122) **Wolfgangus Aly, De Aeschyli copia verborum** capita **selecta.** Berolini, Apud Weidmannos, MCMVI. II u. 114 S. 8. ℳ 4.—.

So unbestreitbar aus den mannigfachsten Gründen der Satz ist, dafs der sprachliche Kern der Dialogpartien in den griechischen Dramen dem attischen Dialekte angehört, ebensowenig kann anderseits nach den von Zarncke für die Entwicklung der griechischen Literatursprachen klargelegten Grundgesetzen ein Zweifel darüber obwalten, dafs auch andere Dialekte ihre Spuren darin hinterlassen haben. Um die Ermöglichung einer besseren und tiefergehenden Einsicht in diese Dialektmischung anzubahnen, hat der Verfasser dieser anregenden Dissertation, welche, wie wohl aus dem ersten Satze der Präfatio entnommen werden kann, gegenüber der als Pflichtexemplar gedruckten um zwei Kapitel vermehrt worden ist, aus den Dialogpartien des Äschylus zunächst die Formen zusammengesucht, deren Nichtzugehörigkeit zum attischen Dialekte auf Grund unserer aus den mafsgebenden Inschriften gewonnenen Kenntnis feststeht. Dafs er die Untersuchung auf Äschylus aufbaut, kann nur gebilligt wer-

den; denn abgesehen davon, dafs dieser der älteste der hier in Frage kommenden Dramatiker ist, hat er bekanntlich auch nach seinem ersten mehrjährigen Aufenthalt auf Sizilien laut dem ausdrücklichen Zeugnisse des Athenäus vieler dorther stammender Wörter sich bedient, z. B. der dort üblichen Benennung des wilden Ebers, ἀσχέδωρος, so dafs bezüglich der folgenden Tragiker die Annahme nicht nur möglich, sondern auch berechtigt erscheint, dafs sie wie im übrigen teilweise, so in bezug auf sizilische Wörter ganz und gar ihre Anleihe bei jenem gemacht haben, wenn dabei freilich auch die Tatsache nicht völlig aus der Betrachtung ausgeschaltet werden darf, dafs die sizilischen Komödien des Epicharmus damals ebenfalls schon in Griechenland bekannt waren.

Mit diesen Formen also beginnend, die teils den Doriern, teils den Äolern zuzuweisen sind, und hieran die jonischen reihend, wobei er zwischen Sicherem und Unsicherem wohl zu unterscheiden weifs, sucht Aly sodann — und darin besteht der wesentliche Wert der Abhandlung — in einer durch Heranziehung möglichst zahlreicher Belege aus allen Gebieten und Epochen der Literatur gewonnenen und alles dabei Beachtenswerte oder Auffällige in trefflicher Übersicht bietenden Zusammenstellung und einer damit aufs innigste verbundenen die bisher mafsgebenden Arbeiten an quantitativer und qualitativer Genauigkeit überbietenden Untersuchung den Ursprung einer Anzahl Vokabeln aufzuspüren und so gewissermafsen unter Vorführung der historischen Entwicklung ihrer Funktionen deren ursprüngliche Dialektzugehörigkeit mit tunlichst peinlicher Sorgfalt zu ergründen. Die dergestalt in allen Artikeln interessante Abhandlung beschränkt sich auf nicht ganz hundert Wörter, die sie in drei Hauptstücken vorführt, im ersten die jonischen, im zweiten die altattischen, im dritten, mehr anhangsweise gehaltenen, die sizilischen Ursprungs. Unter den erstgenannten werden wiederum die ausländischen (phönizischen, überhaupt morgenländischen) eigens vorweg behandelt. Ein alphabetisches Verzeichnis am Schlufs der Schrift erleichtert das Nachschlagen, erschöpft aber keineswegs das ganze verarbeitete Material. Zitiert werden die Verse bei den Stücken nach den Angaben von Dindorf und Kirchhoff in der Weise, dafs abweichende Ziffern der letzteren jenen der ersteren in Klammern beigefügt sind, bei den Fragmenten nach der zweiten Ausgabe von Nauck in der Reihenfolge Pers., Suppl., Sept., Prom., Orest., Fragm. Die Ergebnisse, die bei der wohltuend berührenden Selbständigkeit, mit welcher der Verfasser vorgeht, vielfach von den bisherigen Ansichten ab-

weichen — namentlich tritt er für das Altattische oft gegen Wittekind in die Schranken, aber auch wo er sich der Ansicht anderer anschliefst, bringt er hiefür weitere stützende Gesichtspunkte, ja mitunter gleich eine Fülle neuen Materials — bestehen zwar, wie dies nicht wohl anders möglich ist, meist nur aus Wahrscheinlichkeitsbeweisen, indes, mag auch nicht alles, was darin glänzt, eitel Gold sein, einwandfreie Schlufsfolgerung dürfte den scharfsinnigen und lichtvollen Ausführungen nicht leicht abzusprechen sein. Jedenfalls ist für weitere Forschungen eine festere Grundlage gewonnen, und bleibt auch ein abschliefsendes Ergebnis in vielen Einzelfällen ein unerreichbares Ideal, so behält doch nach Durcharbeitung des sehr empfehlenswerten Heftes schliefslich die Empfindung die Oberhand, dafs die Darstellung des Verfassers dem Wirklichkeitsbilde zum mindesten sehr nahe kommen dürfte.

Im einzelnen gestatte ich mir noch folgende Anmerkungen. Der Vorschlag in der Glosse des Hesychius *κυδάζει* statt *κυδάσσει* zu schreiben ist der Palme würdig. Auch die Mutmafsung, das adjektivisch gebrauchte *ἀμφίβληστρα* (*ῥάκη*) Eur. Hel. 1070 sei in *ἀμφίβλητα* zu ändern entsprechend dem *ἀμφίβλητα ῥάκη* fr. 697, scheint höchst beachtenswert, es müfste denn sein, dafs sich etwa noch andere Beispiele für adjektivischen Gebrauch der Substantiva auf *-τρον* nachweisen liefsen. Bei *θοάζω* ist es Aly entgangen, dafs er sich auf Plut. (Mor. p. 22 E) als Gewährsmann hätte berufen können. Ob es sich etwa verlohnte zu Eustath. p. 55 in. ausdrücklich die Schreibart *ἀρμῷ* anzumerken, wage ich nicht zu entscheiden, wohl aber dafs in den Homertexten regelmäfsig die Form *ἴστωρ* gelesen wird. Für *διαβάλλω* fehlen auffälligerweise die sonst so gewissenhaft aufgeführten Belegstellen aus Äschylus gänzlich; noch befremdender ist es, wenn nach ausdrücklicher Konstatierung, dafs *κάρτα* im Prom. nicht vorkommt (S. 66), auf der nächsten Seite die nach Abzug von fr. 288 übrigbleibenden Stellen auf die sieben Tragödien und vollends die zwölf bei Euripides, die sich alle in fünf Stücken finden, auf neunzehn Tragödien verteilt und die achtzehn Stellen bei Sophokles gar nicht mehr erwähnt werden. In der Sophoklesstelle Trach. 23 scheint die handschriftliche Überlieferung nicht genügend berücksichtigt zu sein; hier bieten nämlich nicht blofs Ausgaben das Part. *θακῶν*, sondern auch das Spezialwörterbuch von Ebeling. Auch Soph. O. C. 94 ist die Lesart *φερέγγυα* nicht erwähnt. Aesch. Ag. 446 (428) erscheint *ψῆγμα* = auri ramentum trotz der geistreichen Erklärung zu gewagt, zumal Aly den als üblich

bezeichneten Vergleich erhärtende Belegstellen schuldig geblieben ist und auch bei Späteren χρυσίον in dieser Bedeutung doch häufiger beigesetzt als weggelassen zu sein scheint. Was die Bedeutungsnüance für κατηγορεῖν Soph. Ai. 906 betrifft, so ist zuzugeben, dafs sie mit der bei Xen. Cyr. 1, 4, 3 wunderbar übereinstimmt und auch durch die angeführte Demosthenesstelle eine gewisse Berechtigung besonderer Hervorhebung erhält; gleichwohl kann von einer wesentlichen Bedeutungsverschiedenheit gegenüber anderen Stellen nicht wohl gesprochen werden. Laut Wörterbüchern findet sich ἀμφιδέξιος auch bei Aristoteles, desgleichen ἐπάργεμος im Sinne von λεύκωμα bei ebendemselben; ferner βάξις nicht blofs bei Tragikern, sondern auch bei anderen Dichtern, z. B. Theognis; das Pf. von θνῄσκω auch bei Dem.; πρᾶγος = Staat nur Aesch. Sept. 2, sonst = πρᾶγμα; φανός = φαεινός (S. 5, Anm. 1) auch bei Xen., χῶρος auch bei Antiph., Lycurg. und (Pl.) Ax. sowie bei Xen. und zwar nicht nur in der Anabasis, sondern auch Cyr. 7, 4, 6 und Hell. 3, 1, 25. Schliefslich erlebt αἶπος auch bei Plut. ein Auferstehen. Inkonsequent schreibt Aly bald Herodas (S. 6 z. b.), bald Herondas (S. 14).

Der flotte lateinische Stil, in dem die Arbeit geschrieben ist, wird leider durch Formen wie potissime (S. 95, Z. 1), appulsit (ebend. Z. 8), poëticae sermonis (S. 96, Z. 8) verunstaltet. Die sympatische Sauberkeit des Druckes, die in der ersten Hälfte vorherrscht (die fünf Corrigenda S. 2 reichen bis S. 49!), läfst in der zweiten augenfällig nach. Aufser zwanzig Druckunebenheiten leichtester Art verbessere man und lese S. 68, Z. 9 fallaci, S. 69, 15 ni, S. 70, Z. 8 v. u. Eandem, S. 74, Z. 14 originario, S. 79, Z. 15 οὕτω, S. 93, Z. 30 προὔχουσαν, S. 97, Z. 1 v. u. χώρα, S. 109, Z. 17 quodam.

Aschaffenburg. **Ph. Weber.**

---

123) **Carlo Pascal, Seneca.** Catania, Concetto Battiato, 1906. VII u. 83 S. 8.

Wird die Bedeutung eines Mannes mit Recht nach der Stärke und Nachhaltigkeit seiner Einwirkung auf spätere Geschlechter bemessen, so ist der Philosoph Seneca unbedenklich den Geistesgröfsen des alten Heidentums zuzurechnen, wie ihn denn auch Dante (Inf. IV) in der Gemeinschaft der „spiriti magni" antrifft. Sein sittlicher Charakter hingegen fand, aus bewegenden Ursachen, schon bei vielen Zeitgenossen eine höchst ungünstige Beurteilung. Auf das Bild des genialen und vielseitigen Staats-

mannes, des milden Philosophen, fällt der finstere Schatten Neros, dem er Lehrer und Berater gewesen. Dazu der Widerspruch zwischen Lehre und Leben des Weltweisen, auffallend genug, um skeptischen Gedanken Raum zu geben, wenn wir ihn mit so heiterer Ruhe das höchste Gut, entsagende Tugend und Weisheit, preisen hören. So hatte sich eine gehässige Tradition über ihn gebildet, die auch auf Tacitus nicht ohne Eindruck bleiben konnte. Dieser hat zwar an die mafslosen Verleumdungen eines Suillius schwerlich geglaubt, gibt sie jedoch mit einiger Ausführlichkeit wieder, und ohne ihnen direkt zu widersprechen. Seine ergreifende Schilderung von Senecas Tode (Ann. 15, 16 ff.), die jeden an des Sokrates Ausgang erinnern mufs, bildet zweifellos einen wertvollen Beitrag zur Ehrenrettung des Vielgeschmähten. Im ganzen aber, meint P., habe Seneca auch von seiten des Tacitus keine unbefangene, gerechte Würdigung erfahren. — „Male audit, infamis est, et inmerito.“ Dieser von Seneca (Dial. VII 13, 2) auf Epikur angewendete Satz gilt einigermafsen auch von ihm selbst und bezeichnet ungefähr die Quintessenz von P.s Schrift. Der erste Teil, überschrieben „Seneca“, ist eine gemeinverständliche biographische Skizze nebst einigen Hinweisungen auf die literarische Tradition; mehr ins einzelne gehen die folgenden kleinen Studien: La pretesa viltà di Seneca; Tacito e S.; un ritratto di S. (die bekannte Doppelherme im Berliner Museum); dazu kommen noch zwei Anhänge: Sen. e il matrimonio (zugleich eine kurze Prüfung der Frage über das verlorene Schriftchen „de matrimonio“) und: La religione di Sen. e il pensiero epicureo. Der Verfasser berührt, wie man sieht, Materien von bedeutendem Interesse, deren eingehende Erörterung ganze Bände füllen würde.

Zunächst wird gezeigt, aus wie trüben Quellen die ärgsten Anklagen gegen Seneca geflossen, und der Versuch gemacht, auch ihre innere Unwahrscheinlichkeit darzutun. Ein gewerbsmäfsiger Verleumder, P. Suillius (nicht: Suilius!), Todfeind des Seneca, habe das ganze (?) Lügengebäude errichtet, dessen Materialien nicht verloren gegangen, sondern, vielleicht durch Vermittelung des älteren Plinius, an Tacitus und Dio überliefert worden seien. Unter solchen Umständen müsse man sich wundern, dafs bei diesen beiden Schriftstellern sich überhaupt einige für den Philosophen günstige Bekundungen erhalten haben. Die uns verlorenen Berichte des Fabius Rusticus habe Tacitus, dem Seneca ohnehin nicht hold, infolge seiner natürlichen pessimistischen Neigung nicht gebührend gewürdigt; so seien denn nur die Anklagen lebendig geblieben. Was aber,

so fragt P., würden wir von Sokrates denken, wenn wir nur den Sokrates der Komödie kännten und nicht die herrliche Apologie seiner Freunde und ergebenen Bewunderer besäfsen? — Nun hat Seneca selbst, denke ich, seine Sache bei Mitwelt und Nachwelt angelegentlich und wirksam vertreten, implicite namentlich, und öfter vielleicht, als Schultefs und Gercke annehmen, indem er z. B. in seiner Abhandlung „Über das glückliche Leben" (17 ff.) die „Philosophie" mit beweglichen Worten gegen die „kläffende Meute" der Widersacher (conlatrantes) verteidigt (vgl. auch ep. 9, 5) oder durch das offene Zugeständnis seiner menschlichen Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit (ep. 1, 7, 11; de ira 2, 28, 1 ff.) die Ankläger entwaffnet und wenigstens für mildernde Umstände plädiert (de benef. 1, 15, 6). — Wenn daher P. sagt: „Seneca war zwar kein moralisch vollkommener Mensch, aber grofsenteils ist er ein Opfer jener grofsen konventionellen Lüge (!) geworden, die sich Gerechtigkeit der Geschichte nennt" — so enthält der erste Satz eine triviale, von dem Inkulpaten durchaus nicht bestrittene Wahrheit; was aber die „säkulare Ungerechtigkeit" anlangt, unter der er gelitten habe, so gilt es eben, will man eine Petitio principii vermeiden, die geschichtliche Überlieferung hinsichtlich bestimmter Tatsachen auf ihre Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit genauer zu prüfen. Dabei sind jene allgemeinen, unbestimmten Vorwürfe, betreffend des Seneca Lebensführung, seinen angeblichen Hang zu Geld- und Machtbesitz, zum Genufsleben usw. zunächst beiseite zu lassen und die bestimmt bezeugten, greifbaren Klagepunkte zu beleuchten, welche sein moralisches Schuldkonto vornehmlich belasten: die aus dem Exil an Messalina und an kaiserliche Freigelassene gesandten Lobhudeleien (Trostschrift an Polybius); sein Verhalten nach des Claudius Tod: die für Nero verfafste überschwängliche Lobrede auf den Divus (Ann. 13, 3), ferner die „Apokolokyntosis"; endlich die Rechtfertigung der Ermordung Agrippinas (Ann. 14, 11).

Wie stellt sich nun P. zu diesen Schuldfragen? — Hinsichtlich des berüchtigten Pamphlets, durch das die amtliche Leichenrede geradezu verhöhnt wurde, entwickelt er folgende Ansicht: Die mafs- und sinnlose Vergötterung des verbrecherischen Claudius durch den Senat hatte den Seneca tief empört; er sah darin eine solche Erniedrigung jenes hohen Kollegiums, einen so schmählichen Abfall von seinen edlen Traditionen, dafs er sich verpflichtet glaubte, seine Stimme zu erheben und u. a. den Schatten des Augustus zu beschwören, der im Rate der Götter dem würde-

losen Nachfolger seine Verbrechen vorhält und ihm das „pudet imperii“ ins Gesicht schleudert. Sonach wäre also die Apokolokyntosis weniger der hohnvolle Racheakt gegen einen Toten, als der warnende Angstruf des Patrioten, der den Senat, Roms letzte Hoffnung, mehr und mehr entarten sieht! — Nun mögen wohl außer persönlichen Ursachen (odii explendi nec non iactandi ingenii) auch politische (oder gar religiös-philosophische?) zur Abfassung des tollen Impromptu gereizt haben; aber die treibende Gesinnung des Urhebers (denn die Autorschaft des Seneca will P. ja nicht anzweifeln) steht im schroffsten Gegensatze zu dem irenischen, mitunter an die Bergpredigt erinnernden Ton der Schriften des stoischen Philosophen, und das über jene Ausgeburt einer bösen Stunde ziemlich allgemein gesprochene Verdikt („geistreich, aber von niedriger Gesinnung“) dürfte trotz P.s beredter Verteidigung auch fürder bestehen bleiben.

Für die „laudatio funebris“ möchte P. nicht den Seneca verantwortlich machen, sondern den siebzehnjährigen Nero, auf dessen früh hervortretenden „velleità di bravura oratoria“ er aus Tac. Ann. 12, 58 schliefst. Es scheine bei Tacitus oder seiner Quelle (Plinius?) eine Verwechslung dieser Leichenrede mit der kurz danach im Senate gehaltenen Rede vorzuliegen, von der zwar Tacitus nicht ausdrücklich sage, dafs sie von Seneca verfafst sei (auf dessen Inspiration deutet immerhin der Ausdruck „consilia sibi“), die aber durch ihre kunstvolle, elegante Form Aufsehen gemacht hatte. Somit falle die lächerliche und geschmacklose Übertreibung der Leichenrede, die dem kaiserlichen Trottel „providentia“ und „sapientia“ nachrühmte, nicht dem erfahrenen Welt- und Staatsmanne Seneca zur Last, sondern der Redelust des unreifen Nero. — Diese Vermutung P.s schwebt in der Luft. Der Zusammenhang bei Tacitus, Ann. 13, 3 und 11, läfst nur die eine Auffassung zu, dafs damals alle öffentlichen Reden und Ansprachen des Kaisers den Seneca zum geistigen Urheber hatten. Die elf Jahre später von Nero an Poppäas Grabe gehaltene Rede (Ann. 16, 6) beweist hiergegen nichts, ebensowenig das Ann. 15, 55 Berichtete. — Neros eitles, eifersüchtiges Trachten nach Popularität und rednerischem Ruhm schliefst keineswegs aus, dafs er sich des willfährigen Genies seines Lehrmeisters bediente, so lange und weil er das Geheimnis in beiderseitigem Interesse gewahrt glauben konnte. — Ob dagegen die an den Senat gerichtete verlogene Darstellung vom Tode Agrippinas (Ann. 14, 11) den Seneca zum Verfasser gehabt habe, mag, trotz Quintilians Notiz (Inst. 8, 5, 18) zweifelhaft erscheinen; denn hier handelt es sich

um einen in bestimmter Tendenz gefärbten Bericht, wie ihn nur ein völlig in das Verbrechen Eingeweihter abfassen konnte; und dies trifft auf Seneca sicherlich nicht zu. Aufserdem hat Dio (61, 14) von dessen Urheberschaft nichts vermerkt.

Gewisse Besonderheiten der taciteischen Darstellungsweise, meint P., haben auf die Beurteilung Senecas nachteilig eingewirkt: das gewohnheitsmäfsige Schwanken zwischen den verschiedenen Gewährsmännern, „aristokratische" Vorurteile, zu weit getriebene psychologische Analyse und Schwarzseherei; daher auch manche Inkongruenzen und Widersprüche. Ann. 14, 7 gebe Tacitus ungerechterweise dem Verdacht Nahrung, dafs Seneca und Burrus in den Mordplan gegen die Kaiserin Mutter eingeweiht gewesen seien. Das läfst sich aber aus der im Texte korrupten Stelle nicht schliefsen; vielmehr zeigen die unmittelbar folgenden Sätze, dafs jene beiden durch das Vorgefallene in hohem Grade überrascht, ja entsetzt wurden. — Ein Widerspruch soll in der Art liegen, wie Tacitus die Beziehung der Agrippina zu Burrus darstellt: Ann. 13, 14 sei die Rede von bitterer und dauernder Feindschaft, nach K. 20 aber sei Burrus als Günstling und treuergebener Freund Agrippinas bei Nero verdächtigt worden. Auch hier hat P. den Wortlaut bei Tacitus wohl nicht genau genug beachtet. Das im K. 14 geschilderte, ganz kopflose Betragen der mannstollen Agrippina (P r a e c e p s posthac A. r u e r e ad t e r r o r e m et m i n a s sqq.) läfst durchaus nicht auf b l e i b e n d e n Hafs und Zwist schliefsen: das wilde Temperament reifst Agrippina fort zu zornigen Drohungen, aber: La donna è mobile come pium' al vento!

Ob Seneca an der pisonischen Verschwörung tätigen Anteil genommen, ja selbst, ob er darum gewufst (was z. B. Aschbach, Röm. Kaisertum, S. 35 bestimmt annimmt), ist höchst zweifelhaft, keinesfalls aus Tacitus zu erweisen; denn die von diesem Ann. 15, 65 angeführten Gerüchte sind so abenteuerlicher Art, dafs eine Widerlegung unnötig erscheinen konnte; sie waren lediglich Symptome der über Rom lagernden unheimlich schwülen Atmosphäre. Deshalb kann dem Historiker kein Vorwurf daraus gemacht werden, dafs er sich hier nur referierend verhalten hat. — An der erwähnten Stelle folgt P. übrigens mit Recht der Lesart des Acidalius: quasi insonti et ... delecto (= experti coniurationis et ...). Vgl. 15, 52, 17 und Hartman, Tacitea, S. 35. Nipperdeys Deutungsversuch des angeblich überlieferten insontib; (das Abkürzungszeichen von späterer Hand?) halte ich für verfehlt.

Im Anhang II berührt der Verfasser ein von ihm schon früher be-

handeltes Thema. Er weist darauf hin, dafs Senecas Anschauungen vom Wesen der Gottheit und ihrem Verhältnis zu den Menschen durch verschiedene philosophische Lehren beeinflufst sind, dafs, trotz prinzipieller Verschiedenheit, manche Stellen seiner Schriften gewisse Berührungspunkte auch mit der Doktrin Epikurs zeigen; so in bezug auf das Verhalten des Weltweisen zum religiösen Kultus. Epikur bekämpft entschieden die volkstümliche erniedrigende, weil allzu menschliche Vorstellung von den Göttern. Unberührt und ungerührt von irdischen Leiden und Freuden, unerreichbar den Blicken wie den Gebeten der Sterblichen, können sie nicht nützen, nicht schaden, Unrecht weder leiden noch tun. Solche Gedanken über die Zwecklosigkeit des Gebets kommen auch bei Seneca in verschiedenen Wendungen zum Ausdruck. Dennoch hält der über die Schranken des Volksglaubens erhabene Rationalist den religiösen Kultus für gerechtfertigt, ja notwendig aus sittlichen und politisch-sozialen Gründen: 1) weil das Vorbild erhabener, seliger Wesen das Verlangen im Menschen weckt, ihnen ähnlich zu werden, sich zu vervollkommnen (Sen. ep. 95, 50 satis illos coluit, quisquis imitatus est); 2) weil die Gottesverehrung sänftigend auf die Menge wirkt und somit einen wesentlichen Faktor der Staatsraison bildet („dem Volke mufs die Religion erhalten werden").

Wenn der gelehrte und scharfsinnige Verfasser die eine oder die andere der hier flüchtig gestreiften Fragen einer umfassenden und tiefer greifenden Behandlung unterwerfen wollte, so wäre das in hohem Grade dankenswert; stehen doch wenige Gestalten des Altertums dem modernen Denken und Empfinden so nahe wie der Philosoph Seneca, trotz oder gerade wegen seiner überaus problematischen Natur. — Was indessen den vorliegenden Versuch P.s anbetrifft, den Staatsmann Seneca von den gegen seinen Charakter gerichteten Vorwürfen zu entlasten und fast die gesamte Überlieferung, insbesondere die Berichte des Tacitus, als ungerecht und unzutreffend hinzustellen, so kann ich, wie gesagt, diesen Versuch nicht als gelungen anerkennen.

Homburg v. d. H. **Eduard Wolff.**

---

124) **Felix Jacoby, Das Marmor Parium,** herausgegeben und erklärt von F. J. Mit 3 Beilagen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. VIII u. 210 S. 8. ℳ 7.—.

Das Bedürfnis nach einer kritischen Ausgabe der parischen Marmorchronik war schon längst dringend und eines derjenigen Desiderien, die

stets wieder von neuem betont wurden, ohne dafs Aussicht auf Erfüllung winkte. Die Edition von Hans Flach (1884) war total mifsglückt, ‚von ihr spricht man besser überhaupt nicht‘ (Jacoby); Ernst Dopp, der in seinen ‚*Quaestiones de Marmore Pario*‘ (Rostocker Dissertation 1883) einen sehr ernst zu nehmenden Anlauf genommen hatte, kam nicht dazu, sich mit dem Denkmal weiter zu beschäftigen. So war man noch immer auf Böckhs Leistung im CTG. 2374 angewiesen, zumal sie die einzige war, welche die Inschrift mit einem erläuternden Kommentar begleitete. Die Notwendigkeit einer neuen Ausgabe wurde dadurch noch fühlbarer, dafs im Jahre 1897 ein neues Bruchstück der Urkunde gefunden wurde, welches M. Krispi und A. Wilhelm in den Athener Mitteilungen XXII [1897] veröffentlichten. Nachdem wir uns so lange gedulden mufsten, ist uns nun in der letzten Zeit die Erfüllung in einer Weise zuteil geworden, die alles Erwarten übertraf. Zunächst hat Hiller v. Gaertringen bei Gelegenheit der zusammenhängenden Veröffentlichung der parischen Inschriften das Marmor in den IG. XII 5, 1 n. 444 neu herausgegeben. Er konnte sich dabei der Unterstützung des englischen Gelehrten Munro erfreuen, der schon vorher dem in Oxford befindlichen Bruchstück eingehendes Studium gewidmet und darüber in der *Classical Review* XV berichtet hatte; im Verein mit ihm hat v. Hiller auch persönlich in Oxford die Inschrift einer Prüfung unterzogen. v. Hillers Ausgabe ist eine bedeutende Leistung und in kritischer Hinsicht grundlegend; dafs aber die Wünsche des gelehrten Publikums mit ihr nicht erledigt waren, ist begreiflich, denn diese gingen weiter und richteten sich auf eine handliche, aus den grofsen Bänden der IG. losgelöste Spezialausgabe mit ausführlichen Erläuterungen des Inhalts. Und es traf sich gut, dafs für die Erfüllung dieses Wunsches der richtige Mann zur Stelle war: Felix Jacoby, der durch seine ausgezeichnete Arbeit über Apollodor seine besondere Begabung für die Beschäftigung mit Problemen der griechischen Chronographie erwiesen hatte. Durch ihn ist endlich für ein in seiner Art einziges Denkmal eine Ausgabe geschaffen worden, die alle Anforderungen befriedigt und, soweit dies überhaupt möglich ist, als abschliefsend gelten kann.

Die Einrichtung der Edition ist folgende. In dem Vorwort gibt J. kurz Auskunft zunächst über die früheren Ausgaben und die kritischen Grundlagen des Textes. Von dem Oxforder Bruchstück (A), das den gröfseren Teil der Chronik umfafst, ist bekanntlich der Anfang (Z. 1—45)



im englischen Bürgerkrieg zugrunde gegangen, so dass wir für diese Partie allein auf Seldens Ausgabe angewiesen sind; leider weist dessen Abschrift eine Reihe von Mängeln auf, so dafs namentlich die Ergänzung der Lücken nicht mit Sicherheit durchzuführen ist. Für den erhaltenen Teil hat J. Munro's Lesungen, eine Photographie des Steines, welche ihm Hiller v. Gaertringen zur Verfügung stellte und, mit Erlaubnis der Berliner Akademie, die für die IG. angefertigten Klischees benutzt; eine neue Kollationierung des Steines selbst erschien angesichts dieser zuverlässigen Grundlagen nicht als notwendig. Dann fügt J. das Wichtigste über die Quellen bei: der Parier hat im ersten Teil eine Atthis benutzt, deren nähere Bestimmung nicht möglich ist; für die universalhistorischen Notizen ist dagegen Ephoros als Vorlage sicher, auf den wahrscheinlich auch die Angaben über die *εὑρήματα* zurückgehen. Die literarhistorischen Angaben dürften dagegen aus Spezialschriften geschöpft sein. Alle diese Fragen, auch diejenigen über die Persönlichkeit des Verfassers und die literarische Stellung des Werkes hat J. im Rhein. Museum LIX ausführlich behandelt; ich bedaure sehr, dafs er diese wichtigen Untersuchungen nicht vollinhaltlich in die Einleitung seines Buches aufnahm, da sich jetzt die Notwendigkeit ergibt, doch wieder, um über alles unterrichtet zu sein, nach einem anderen Hilfsmittel greifen zu müssen. Dies ist aber auch der einzige Vorwurf, welchen ich J.s Leistung machen kann. — Darauf folgt der Text mit kritischem Apparat und Angabe der bisherigen Vorschläge zu den Ergänzungen unter dem Strich; dazu gehören auch die Beilagen: 1 mit Seldens Majuskeltext von A z. 1—45, 2 und 3 mit dem Faksimile der erhaltenen Partien A z. 46—92 und B. Zu den Ergänzungen hat J. vielfach Neues aus Eigenem beigetragen. Noch verdienstvoller ist der ausführliche Kommentar. Zu jeder Epoche sind die Parallelüberlieferungen angegeben; die ungemein sorgfältigen Erörterungen, in denen ebenfalls die Quellenfrage eine wichtige Rolle spielt, zeugen von umfassender Gelehrsamkeit und geben wertvolle Beiträge besonders zur Sagengeschichte. An den Kommentar schliefst sich ein ‚Chronologischer Kanon', S. 135 ff., in welchem speziell die chronologischen Ansätze des Pariers einer Prüfung unterzogen werden. Hat auch diese Trennung des zusammengehörigen Stoffes eine gewisse Unbequemlichkeit im Gefolge, so wird dies anderseits dadurch wett gemacht, dafs zu den einzelnen Ansätzen das chronologische Vergleichsmaterial zusammengebracht ist und die Untersuchung desselben sich über den Parier hinaus auf die gesamte Überlieferung erstreckt. Als

besonders bemerkenswert hebe ich hervor die Erörterungen über Troias Fall, über die Blüte Homers und Hesiods, über Pheidon von Argos und über die Regierungzeiten der Peisistratiden, sowie der Deinomeniden. Den Schlufs des Werkes bildet ein Verzeichnis der Eigennamen.

Der Verfasser ist zu seinem schönen Werke, welches wohl allerseits ungeteilte Anerkennung finden wird, zu beglückwünschen.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

125) **Kurt Riezler, Über Finanzen und Monopole im alten Griechenland.** Zur Theorie und Geschichte der antiken Stadtwirtschaft. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, 1907. 98 S. gr. 8. ℳ 2.40.

Die Arbeit besteht aus zwei selbständigen Teilen: einer sachlichen, historisch-ästhetischen (nicht kritisch-philologischen) Interpretation von Pseudoaristoteles Ökonomik B, der übrigens der griechische Text nicht beigefügt ist, und (von S. 47 an) einem systematischen Abschnitte über das Thema, das Verfasser auf das Titelblatt gesetzt hat. Die fälschlich Aristoteles zugeschriebene Ökonomika enthält im zweiten Buche „Die Ursammlung praktischer Beispiele" über Einzelheiten des Wirtschaftslebens in griechischen Staaten. Diese Beispiele haben trotz der zusammenhanglosen Sammlung, trotz des Anekdotenhaften, das vielen anhaftet, und trotz der Flüchtigkeit, mit der die bald nach Alexanders des Grofsen Tode entstandene Schrift von einem späteren Redaktor überarbeitet ist, auf Glaubwürdigkeit Anspruch, sie sind, abgesehen von Inschriften, die einzige Quelle, die über speziell athenische Zustände hinaus uns Einblicke in Verhältnisse und Vorkommnisse des Wirtschaftslebens der griechischen Staaten Mitteilung macht. In diesem Sinne wird am Schlusse der Interpretation eine besondere Betrachtung angestellt über Charakter, Entstehung, Wert und Bedeutung der Beispielsammlung, deren Hauptgewicht zeitlich auf dem 4. Jarhundert, örtlich auf Kleinasien liegt. Die angeführten Umstände lassen es gerechtfertigt erscheinen, dafs Verfasser die vielfach mifsachtete Schrift seiner Untersuchung zugrunde legt und an sie seine entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungen knüpft. So versucht er zuerst das Finanzgebaren griechischer Staaten und Fürsten nach seinen hauptsächlichen Richtungen auf Grund der Ökonomik und sonstigen Materials zusammenzustellen, sodann „die Umrifslinien jenes grofsen Kampfes zwischen Lebens- und Wirtschaftsformen zu zeichnen, der hinter diesen Einzel-

heiten steht". Verfasser ist sich sehr wohl bewufst, dafs es ein gewagter Versuch ist, den er unternimmt, und gibt diesem Bewufstsein wiederholt Ausdruck. Aber wenn schon der Hinweis auf die Probleme für die Forschung nicht ohne Wert ist, so vermag die Schrift doch auch manche positive Ergebnisse zu bringen, und die gegebenen Zusammenstellungen sind an sich wertvoll. Wir lernen eine grofse Reihe industrieller und kommerzieller Unternehmungen des Staates sowie vorübergehende und dauernde Monopole kennen, die in ihrer Gewaltsamkeit und Rücksichtslosigkeit für die Wirtschaftspolitik der Polis charakteristisch sind. Auch das Kreditwesen des Staates wird besprochen, das von der Kleinheit der Polis und der Unbeständigkeit der inneren Verhältnisse sehr beeinflufst wurde; die Geld suchenden kleineren Staaten waren von mächtigeren Gemeinwesen abhängig, wie die Mitglieder des Seebundes von Athen, andere von den reichen grofsen Tempeln, wie Delos und Delphi, hinter denen die Amphiktyonie stand. Auf den schwankenden, unzuverlässigen Staatskredit basiert sind auch die Erscheinungen der Münzpolitik, die Differenzen zwischen Nennwert und Metallwert der umlaufenden Kreditmünzen. Hinsichtlich der Steuern zeigt sich vielfach eine systematische Erpressungskunst der Staaten oder der Tyrannen.

Der zweite Teil der Untersuchung unternimmt nicht etwa eine Entwicklung der griechischen Wirtschaftsgeschichte, die heute noch nicht möglich ist, versucht aber doch den Zusammenhang der Details herzustellen, um auf die sich ergebenden Probleme hinzuweisen und die Notwendigkeit darzutun, dafs die noch bestehenden Widersprüche gelöst werden müssen. Hierbei erörtert Verfasser in kurzer Übersicht das Wesen der Polis und kommt zu dem Schlusse, dafs die politische Entwicklung der vielen Staaten nebeneinander für jeden nur die Wahl brachte zwischen vernichten oder vernichtet werden, dafs die soziale Entwicklung, bedingt durch die Allmacht der Polis über das Individuum, „das Monopol der Polis auf ihre Bürger, diesen eigentlichen Lebensnerv der Kleinstaaterei" (S. 93), jeder Klasse nur ein Mittel läfst, um überhaupt leben zu können: die Herrschaft; daher auch hier ein fortwährendes Auf und Nieder, rasch aufeinanderfolgende Umwälzungen und Bürgerkriege. Und diese fortwährenden Schwankungen, die Kriege und Umwälzungen, sind auch entscheidend für die wirtschaftliche Entwicklung. Diese kann nicht stetig vor sich gehen; plötzlicher Aufwand wechselt mit unvorhergesehenen Einnahmen; und das gibt dem ganzen Finanzwesen den Charakter und hat zur Folge,

dafs die Frage, wie die aufserordentlichen Ansprüche zu decken seien, die Hauptfrage der praktischen Finanzwirtschaft wird. Nur ein Schlag von aufsen gegen die Kleinstaaterei konnte hier Wandel schaffen; das tat die Eroberung des Orientes durch Alexander den Grofsen: sie in erster Linie nahm der Polis ihre Hauptstütze, die Unentrinnbarkeit. Aber freilich — und das ist das tragische Verhängnis der griechischen Wirtschaftsgeschichte — die Zunahme der Bevölkerung, die Hauptursache alles Fortschrittes, ist nicht in Stillstand, sondern in Sinken übergegangen.

Ein Exkurs bespricht kurz die Gegensätze der Auffassung Belochs über Grofsindustrie und Büchers über Hausindustrie.

Die Schrift ist ein erfreuliches und beachtenswertes Merkmal, dafs unsere Zeit mehr und mehr das Bedürfnis empfindet, zu allgemeinerer Betrachtung der einzelnen Formen des antiken Lebens fortzuschreiten; wenn sie auch nicht durchweg eine sichere Beantwortung der gestellten Fragen zu geben vermag, so zeigt sie doch die Probleme in zum Teil neuer Beleuchtung, bringt auch hie und da Ergänzung oder Berichtigung der Ansichten Belochs oder Pöhlmanns, gelegentlich auch Beckers (im Charikles) über Geld- und Kreditverkehr und Wirtschaftsverhältnisse überhaupt in der unter Betrachtung gestellten Zeitepoche. In der Interpretation wird Textkritik sehr selten geübt. Druckversehen sind (abgesehen von griechischen Wörtern) mehrere stehen geblieben; so Arist. Westp. st. Wesp. S. 69, „unter dem κάθοδος“ S. 18, Mausollos S. 67. Auch einige stilistische Unebenheiten begegnen: „in derem Sinne“ S. 67, „vorzunehmen müssen glaubten“ S. 39, „es braucht — verbunden sein“ S. 10.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

126) **Der römische Limes in Österreich.** Heft VII. Mit zwei Tafeln und 75 Figuren im Text. Herausgegeben von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien, A. Hölder, 1906. 142 Sp. 8.

Herausgeber ist wie bisher E. Bormann, Mitglied der österreichischen Limeskommission, der auch wieder den epigraphischen Anhang verfafst hat. Der Bericht über die im Jahre 1904 ausgeführten Grabungen rührt wieder von M. v. Groller her und umfafst die Ergebnisse der Grabungen im Legionslager von Lauriacum (S. 5—46), im Legionslager von Carnuntum (S. 47—82) und in der Zivilstadt Carnuntum (S. 83—130). Während in den zwei letzten Abschnitten der Bericht über die Ergebnisse in

Carnuntum fortgesetzt wird, ist nun in dem Arbeitsgebiet der Limeskommission eine wesentliche Erweiterung eingetreten dadurch, dafs jetzt in der Nähe von Enns auch oberhalb Wiens zu graben begonnen ist, und das Ergebnis ist, dafs nun dort in dem Ortsnamen Lorch wirklich die Erinnerung an das römische Lauriacum fortlebt, wo Form und Gröfse des Lagers nunmehr bereits festgestellt und auch bereits eine Reihe von Kleinfunden gemacht ist. Die Forschungen werden auch hier fortgesetzt werden.

C. **P. W.**

---

127) **Raoul de la Grasserie, Particularités linguistiques des Noms Subjectifs.** (Études de linguistique et de psychologie.) Paris, E. Leroux, 1906. 221 S. 12. fr. 6.

Im Anschlufs an seine Arbeit über die Kategorie des grammatischen Geschlechts, die wir im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift S. 422 f. kurz angezeigt haben, veröffentlicht R. de la Grasserie in dem vorliegenden Buche eine Studie über die linguistischen Eigentümlichkeiten einer grofsen Klasse von Wörtern, die er unter dem gemeinsamen Namen „Nomina subjectiva" zusammenfafst und bei denen er wieder drei Untergruppen unterscheidet. „Nous avons décrit", sagt er auf S. 113, „dans une vaste synthèse, qui n'avait pas été conçue ni présentée avant ce jour, l'ensemble des mots que nous avons appelés „subjectifs abstraits", c'est-à-dire exprimant les êtres que l'homme primitif a considérés comme des dépendances de soi-même ou assimilés à soi, c'est-à-dire les membres de son propre corps, les armes et outils qui en forment comme le prolongement, les animaux domestiques ou souvent rencontrés qu'il considérait comme ses serviteurs, ses commensaux, ses proches familiers, enfin ses parents, qui anthropologiquement sont, pour ainsi dire, des parties détachées de sa personne et destinées à lui survivre dans sa société rudimentaire. Nous croyons avoir démontré que les noms de ces êtres ont eu une profonde influence sur la lexicologie, qu'ils y ont imprimé leurs caractères propres, leurs traits originaux, lesquels avec une observation attentive on pourrait partout relever et qui peuvent constituer un faisceau psychologique et linguistique." Dazu kommen dann als zweite Gruppe die „konkreten Subjektiva", „qui ne désignent plus qu'un seul individu ou une seule famille et qui constituent ce que sont chez nous le prénom et le nom patronymique, ces deux coordonnées de notre état civil; ... par définition ils sont concrets, au lieu d'être abstraits, puisqu'ils déterminent et surdetérminent

un seul individu". An dritter Stelle endlich steht das Pronomen, „le nom subjectif par excellence, d'une subjectivité absolue". — Es handelt sich also im wesentlichen um Körperteile, Waffen und Werkzeuge, Haustiere, Verwandte, Eigennamen und Fürwörter. Wie die zahlreichen früheren Studien des Verfassers ist auch diese wieder sehr grofszügig angelegt und bietet eine Fülle der vielseitigsten Anregungen. Sein Spezialgebiet, aus dem er mit Vorliebe zitiert, sind die Indianersprachen; sehr zustatten gekommen sind ihm bei den Kapiteln über die Verwandtschaftsbezeichnungen und die Eigennamen offenbar auch Erfahrungen aus seiner juristischen Praxis — er ist bekanntlich Richter in Nantes.

Wir müssen uns hier darauf beschränken, einige besonders interessante Punkte hervorzuheben und hie und da eine kleine Bemerkung anzuschliefsen. So möchten wir z. B. auf den sehr beachtenswerten Abschnitt S. 29 ff. hinweisen, in dem etwa folgendes näher ausgeführt wird: Es ist bekannt, dafs allgemeine abstrakte Ausdrücke eine verhältnismäfsig späte Erscheinung im Sprachleben sind. So können einige Indianersprachen nicht abstrakt „zerbrechen" sagen, sondern nur „mit der Hand zerbrechen", „mit dem Fufse zerbrechen", „mit den Zähnen zerbrechen", „mit einem Messer oder einer Säge zerbrechen", u. dgl. mehr. Es handelt sich dabei meist um Körperteile bzw. deren Verlängerungen, die Werkzeuge, und um körperliche Bewegungen, resp. die durch dieselben hervorgebrachten Geräusche — doch wird diese Konkretisierung der Ausdrucksweise mehrfach auch auf andere Gebiete übertragen. Merkwürdig ist dabei auch der Umstand, dafs die zur Konkretisierung des Verbalbegriffs an- oder eingefügten Wörter oft eine wesentlich andere Lautform haben als die Bezeichnungen derselben Sache an anderen Stellen im Satze; nicht selten sind es überhaupt ganz andere Wörter. So heifst in einer Sprache das Ohr im allgemeinen *cutjique,* in das Verbum infigiert aber wird es durch *di* bezeichnet, z. B. in der Verbindung *hopo-di-ni* „die Ohren waschen", gegenüber *hopo-cu-ni* „die Hände waschen", *hopo-tsi-ni* „den Kopf waschen". Sollte vielleicht durch einen Vergleich mit diesen Verhältnissen einmal ein Licht auf die Wortbildungen des Semitischen geworfen werden können, wo eine ganze Reihe dreikonsonantiger Stämme mit aller Bestimmtheit auf ein gemeinsames zweikonsonantiges Element hinweist? Man denke z. B. an קצה (d. h. קצי), קצב, קצף, קצע, קצר, an לקח, לקט, לקש usw., vgl. Gesenius-Kautzsch, Hebr. Grammatik, 27. Aufl., Leipzig 1902, § 30 gh. Vielleicht haben sogar einige Präfixe wie das reflexive *ta* und

das tolerative oder reflexive *n* (vgl. Brockelmann, Semitische Sprachwissenschaft, Leipzig 1906, S. 120 ff.) einen derartigen sehr konkreten Ursprung. Jedenfalls darf ein solcher Gedanke wohl einmal ausgesprochen werden. — Zu dem, was auf S. 37 und 38 über die Dualform für paarige Körperteile und Werkzeuge gesagt wird, vgl. man noch Gesenius-Kantzsch a. a. O., § 88 e f g und die englischen „Pair-Words"; über die Spuren der alten Dualendung im Neurussischen sehe man Berneker, Russische Grammatik, Leipzig 1902, § 22, 3. — Mit Bezug auf S. 41 mag daran erinnert werden, dafs in englischen Familien das jüngste Kind (Knabe oder Mädchen) meist „Baby" genannt wird, eine Bezeichnung, die es bei den Geschwistern manchmal zeitlebens behält. In Deutschland fängt man jetzt an, dies nachzuahmen oder auch für Knaben in diesem Sinne „Bubi" zu brauchen. Eine eigentümliche Bezeichnung des Verwandtschaftsverhältnisses beim Vater nach dem Geschlechte des Kindes, die in dem weiteren Zusammenhange des betreffenden Kapitels als Kuriosität erwähnt werden mag, ist die bei uns an manchen Orten herrschende Gewohnheit, von einem Manne, der ein Töchterchen bekommen hat, im Scherze zu sagen, er sei „Mutter" geworden. In sehr familiärem Gebrauch gibt es zum Zweck genauerer Unterscheidung gewisser Verwandtschaftsgrade noch allerlei Bezeichnungen, wie z. B. die reduplizierende Bildung „Schwippschwager", ferner „Vetter um die Ecke" u. dgl. m.; für *consocer* hat man „Mitschwiegervater" oder „Mitvater" vorgeschlagen; doch werden diese Ausdrücke fast nie angewendet. — Bei *avunculus* = *oncle* S. 62 kann von einer „réfraction linguistique" eigentlich nicht die Rede sein, wenigstens nicht nach der vorher gegebenen Definition des Ausdrucks. — S. 58 lies span. *padrastro, madrastra*; S. 128 müfsten verschiedene der hebräischen Formen revidiert werden, wie überhaupt die Transkription ausländischer Alphabete gelegentlich zu wünschen übrig läfst. — Ziemlich bedenklich ist die Liste auf S. 68: verschiedene der Zusammenstellungen sind sehr gesucht, und in methodischer Hinsicht hätte es sich jedenfalls empfohlen, überall die älteste erreichbare Sprachform zur Vergleichung hinzusetzen (z. B. hebr. nicht *kaf*, sondern *kapp* also: kapp-), wodurch die besondere Anführung zweifellos urverwandter Wörter, wie z. B. der indogermanischen Ausdrücke für „Fufs", von selbst belanglos geworden wäre. Man vergleiche zu der Frage u. a. Kifsling, Lautmalende Wurzeln der indogerman. Sprache (Festschrift zur 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Bremen 1899, S. 291 ff.) und Wundt, Völkerpsychologie, 2. Aufl., I, namentlich S. 333 ff.

Übrigens nimmt de la Grasserie schon selbst den richtigen Standpunkt ein, wenn er schliefslich sagt: „Il est bien entendu que nous ne voulons induire de ces ressemblances de mots aucune prétention de parenté entre les langues ci-dessus citées pêle-mêle; nous pouvons seulement faire pressentir que l'esprit humain s'est rencontré partout ou dans beaucoup de pays, lorsqu'il s'est agi des mots subjectifs qui sont les plus usuels." — Sehr interessant sind die Listen von Pflanzennamen, die mit Bezeichnungen menschlicher oder tierischer Körperteile gebildet sind (S. 80 ff.), die Zusammenstellungen von Sprichwörtern, welche abstrakte Gedanken durch Verwendung von „Nomina subjectiva" konkretisieren (S. 99 ff.), die Bemerkungen über die Tabuierung der Namen von Tieren, Menschen und übermenschlichen Wesen S. 92 u. 128 f.; man vgl. dazu die Ersetzungen des Namens *Jahweh*, die umschreibenden Bezeichnungen für die Feen und Elfen [les Bonnes Gens, the Good People, etc.], die Sage vom Rumpelstilzchen und das weitverbreitete Verbot, einen Kämpfenden mit seinem Namen anzurufen]; in amüsanter Weise läfst Rudyard Kipling in seinem ersten Jungle Book (Heinemann u. Balestier 1897, Seite 23) die Tiere des indischen Urwaldes den Namen des von ihnen so sehr gefürchteten Feuers tabuieren: „By Red Flower Bagheere meant fire, only no creature in the jungle will call fire by its proper name. Every beast lives in deadly fear of it, and invents a hundred ways of describing it." — Im übrigen sei noch verwiesen auf die S. 63 ff. nach Foucault mitgeteilte ausführliche Liste von Höflichkeitsbezeichnungen der Tibetaner, die sogar für den Speichel des Angeredeten besondere Ehrfurchtsausdrücke besitzen, eine Liste, zu der sich aus dem Lexikon des europäischen Byzantinismus noch viel Charakteristisches hinzufügen liefse, ganz zu geschweigen von der Wortkriecherei der Chinesen, über die man z. B. bei Kainz, Prakt. Grammatik der chin. Sprache (Wien, Hartleben, o. J.), S. 23 u. 58 ff., bequem das Wichtigste zusammengestellt findet. — Sehr richtig ist zweifellos die auf S. 208 f. stehende Bemerkung, dafs die unmittelbare Bezeichnung der eigenen Persönlichkeit durch ein Pronomen älter ist, als die bei Wilden und Kindern zu beobachtende Ersetzung des „ich" durch den Personennamen, mit dem das betreffende Individuum von seiner Umgebung gerufen zu werden pflegt. Das Allerursprünglichste ist jedenfalls, wie der Verfasser mit Recht sagt, eine Handbewegung nach der eigenen Person hin. Daran wird sich später ein aus einer Interjektion entstandener kurzer Deutelaut geschlossen haben, aus dem allmählich das jeweilige

Pronomen für das Ich hervorgewachsen ist. Die Anwendung des eigenen Personennamens ist wohl zunächst nur eine mechanische Wiederholung der eben gehörten Anrede. Drastisch veranschaulicht dies folgende kleine Anekdote, die kaum ganz aus der Luft gegriffen sein kann: eine Mutter fragt ihr weinendes Töchterchen: „Warum weint denn mein liebes Herz?" — worauf das Kind so mechanisch wie möglich antwortet: „Dein Herz is in'n Smutz defallen." Man vergl. dazu Ribot: Les Maladies de la Personnalité, Paris, F. Alcan, 1891 (4. Aufl.) S. 143 Fufsnote, in der deutschen Übersetzung, Berlin, G. Reimer 1894, Seite 149.

Wir schliefsen hiermit unsere Bemerkungen über de la Grasseries Buch, dessen Lektüre wir jedem Freunde psychologischer Sprachbetrachtung sehr empfehlen. **P.**

---

128) **T. F. Henderson, Robert Burns' Poems,** selected and edited with notes by T. F. H. (= Englische Textbibliothek, herausgegeben von Joh. Hoops 12.) Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1906. XXXV u. 171 S. 8. ℳ 3.—.

Nach den unseren Lesern bereits wohl bekannten Grundsätzen der verdienstlichen Sammlung, von der in dieser Zeitschrift schon mehrere Hefte besprochen worden sind, liegt hier eine trefflich brauchbare und schöne Ausgabe von Burns' Gedichten vor. Freilich sind nicht alle von ihm verfafsten darin zu finden, sondern mit vollem Recht nur diejenigen, die ihn als *Scottish vernacular poet* — und darin beruht ja seine einzigartige Bedeutung — kennzeichnen. Die Einleitung ist flott und anziehend geschrieben und enthält alles biographisch und literargeschichtlich Wissenswerte. Unter dem Texte sind die wichtigsten Lesarten mitgeteilt, die Anmerkungen bringen die notwendigen sachlichen und sprachlichen Erklärungen und den Abschlufs bildet ein höchst willkommenes Glossar der schottischen Ausdrücke. Eine Bibliographie ist gleichfalls vorhanden. Druck und Ausstattung sind von gleicher Güte wie bei den früheren Heften. Von Druckfehlern ist mir — aufser den S. 171 berichtigten — noch aufgefallen Einleitung S. XVI, Z. 9 *propably* st. *probably;* S. XXIV, Z. 9 v. u. *be* st. *he;* S. XXXIV, Z. 6 *proverty* st. *poverty*, Z. 9 *he* st. *be*.

Königsberg i. Pr. **H. Jantzen.**

129|130) 1. **Henry D. Thoreau, Walden** oder Leben in den Wäldern. Aus dem Englischen übersetzt von **Wilhelm Nobbe.** Mit Porträt. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1905. XXIII u. 332 S. 8. ℳ 5.—.

2. **Richard Jefferies, Die Geschichte meines Herzens.** Aus dem Englischen von **Hedwig Jahn.** Jena, Eugen Diederichs, 1906. XXIV u. 164 S. 8. ℳ 3.—.

1. Zu der Gruppe der Transzendentalisten Neuenglands gehört auch Henry D. Thoreau (geb. 1817, gest. 1862 in Concord, Mass.), aber er ist weniger bekannt als Emerson und kann sich auch an Gedankentiefe nicht mit ihm messen. Immerhin erfreut er sich bei uns steigender Beachtung, und es ist darum dem Referenten eine Befriedigung, die vorliegende Übersetzung von Walden für eine der besten Leistungen erklären zu können, die ihm auf diesem Gebiete in den letzten Jahren zu Gesicht gekommen sind. Th. war von früher Jugend an von tiefer Liebe zur Natur und zur Einsamkeit erfüllt; er erkannte auch bald die grofse Unfreiheit, in welcher die moderne Kultur den Menschen gefangen hält, ohne ihm das Wertvollste zu lehren. Die Natur hielt er für unsere höchste Lehrmeisterin und ein beschauliches Leben in intimstem Verkehr mit ihr für notwendig zum wahren inneren Wachstum. Allem Spott zum Trotz gestaltete er sein Leben furchtlos diesen Überzeugungen gemäfs. Im Jahre 1845 erbaute er sich am Waldenteiche bei Concord eine Holzhütte, um einsam, in Einfachheit, Freiheit und Wahrhaftigkeit lebend, zur Erkenntnis der Welt beobachtend und sinnend heranzuwachsen, soweit er vermochte. Er verrichtete alle zu seinem Lebensunterhalte notwendigen Arbeiten selbst: säete, pflanzte, hackte — schaute und schrieb. Nach zwei Jahren, als er die Vereinfachung seines Lebens genügend praktisch erprobt hatte, kehrte er in die Zivilisation zurück, 'weil er noch mehr Leben zu leben habe'. Thoreau war also ein ausgeprägter Individualist, kein Asket, aber ein Kulturverächter, ein Idealist, der seine Seele an die Natur hingibt, um sie durch tiefere Erkenntnis bereichert, wieder zu empfangen, ein Feind der Tradition, der Gewalt und des Materialismus.

In 'Walden' spiegelt sich eine reine, heitere, liebenswürdige Gemütsstimmung. Thoreau kennt keinen bitteren Spott. Arbeit ist ihm nur soweit nötig, als sie zur Erhaltung des Lebens dient. 'Wer nicht ifst, braucht nicht zu arbeiten.' Durch Vereinfachung des Lebens gewinnt

man Mufse für Besseres. Die Natur hat sich Thoreau entschleiert, wie vielleicht keinem vor ihm; selbst die scheuesten Tiere wurden zutraulich zu ihm. Seine Naturbeobachtungen leiten ihn gern hinüber auf das moralische Gebiet, denn alle Natur erscheint ihm als Symbol des Übersinnlichen und löst mystische Gefühle bei ihm aus. Thoreau ist zwar stark beeinflufst durch Buddha und die Weisheit des Orients, aber Pessimismus ist ihm fremd. Er schliefst Walden mit den Worten: 'Noch mehr Tag will heraufdämmern. Die Sonne ist nur ein Morgenstern.'

In W. Nobbe hat Th. einen trefflichen Deuter seiner Gedanken gefunden. N. beherrscht wahrhaft beide Sprachen und besitzt ein Th. verwandtes Empfinden, das ihn in den Stand setzt, die mitunter nur andeutungsweise ausgedrückten Gedanken Thoreaus richtig wiederzugeben. Eine wertvolle Zugabe des hübsch ausgestatteten Buches ist die Einleitung, in der N. die Persönlichkeit Thoreaus in das rechte Licht rückt. Auch die sachlichen Anmerkungen am Schlusse sind dankenswert, wiewohl ich sie lieber teils vervollständigt, teils gekürzt und den zu erklärenden Stellen besser angepafst sähe.

Zum Schlufs will ich für die Leser der Übersetzung einige sinnstörende Versehen berichtigen. Gewöhnliche, leicht zu bemerkende Druckfehler sind übergangen. S. 48, 3 nicht 'Land', sondern 'Sand'; S. 49, 2 nicht '305 Dollar', sondern '30 Dollar'; S. 51, 3 mufs das Komma zwischen 'Adam Smith' fort; S. 51, 25 nicht Klapprohr, sondern Klappohr; S. 126, 14 nicht 'typischen', sondern 'stygischen'; S. 158, 7 nicht 'mit anderem, an dem', sondern 'mit anderen, an denen'; S. 198, 21 nicht 'Morgen', sondern 'Meilen'; S. 204, 8 nicht 'im Westen', sondern 'im Osten'; S. 213, 20 nicht 'Nonne' sondern 'Mönch'. (Th. hat allerdings irrtümlicherweise 'nun'.) S. 215, 28 nicht 'hatten', sondern 'hatte ich'; S. 251, 19 nicht 'Lord Walden', sondern 'Lord Warden' d. h. Oberforstmeister; S. 271, 16 nicht 'es', sondern 'ich'; S. 273, 13 nicht 'um', sondern 'ohne'; S. 306, 16 nicht 'γόβος', sondern 'λόβος'; S. 315, 18 nicht 'Herz', sondern 'Erz'; Anm. 37 κοινός heifst nicht 'einfach, gewöhnlich', sondern 'gemeinsam'. Auch 'Anchoreten' und 'Hermiten' müfsten in 'Anachoreten' und 'Eremiten' verbessert werden. In Anm. 47 mufs der Satz bis 'sondern' gestrichen und statt dessen 'Es steht mit Bezug auf den Mönch' gesetzt werden.

2. Wie Thoreau besafs auch der Engländer Richard Jefferies (1848 bis 1887) eine ungewöhnliche Begabung das auszudrücken, was er draufsen

sah. Doch haben wir es bei dem vorliegenden Buche mit einer anderen Seite von Jefferies' Wesen zu tun, die nicht nur zu Vergleichen mit Thoreau, sondern auch mit anderen hervorragenden, modernen Denkern herausfordert. 'Die Geschichte meines Herzens' ist keine Autobiographie, sondern ein durch Krankheit, Not, unsympathische Arbeit und seelischen Druck jahrelang zurückgehaltener und nun mit elementarer Gewalt hervorbrechender, einziger grofser Schrei nach 'Seelenleben'. Auch ohne J. in die mystischen und teilweise phantastischen Höhen seiner Stimmungen und Gedanken zu folgen, kann man sich doch der ergreifenden Macht seines heifsen Flehens um die Möglichkeit der Seelenvertiefung nicht entziehen. Es ist ein aus den leidvollsten Kämpfen geborenes, durchaus originelles Buch. 'Wir können mehr erfahren' ist Zentrum und Ausgangspunkt von Jefferies' Gedanken. Alle Materie tritt hinter der Seele zurück. Sie allein ist wirklich; ihr Wirken natürlich und bietet unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten, wenn man sie nur von den Fesseln der Tradition befreien wollte. Dann würde sie noch höhere Gedankenkreise als Gott und Unsterblichkeit entdecken. Durch die vereinte Anstrengung vieler Generationen würde es vielleicht auch möglich, den 'Idealmenschen' zu erzielen, voll Seelenlebens und Schönheit und körperlicher Stärke, sowie den Tod unendlich viel weiter hinauszuschieben als jetzt. 'Wir sterben durch unsere Vorfahren und arbeiten täglich am Tode unserer Enkel.' Wir sind der Natur gleichgültig, sie tut nichts für uns, sie ist antimenschlich. Es gibt keine leitende und uns verantwortlich erscheinende Vorsehung, die ohne unser Zutun alles aufs beste einrichtet. Unser Geschick ist in unsere eigene Hand gelegt. Arbeit ist nicht der Hauptzweck unseres Daseins; Seelenkultur ist das einzig Erstrebenswerte auf Erden und gedeiht nur in Mufse. Aber durch Einfachheit und bessere Organisation kann die notwendige Arbeit unendlich verringert werden.

Dies sind einige Gedanken aus dem Buche. Es ist keine Dutzendware, und dem bekannten Verleger gebührt warmer Dank dafür, dafs er dasselbe in deutscher Bearbeitung und in so schöner Ausstattung herausgegeben hat. Voran geht ein Essay von Ellen Key 'Zur Einführung', den man aber erst mit dem rechten Genusse lesen wird, nachdem man die Lektüre von G. m. H. beendet hat.

Über die Übersetzung, welche Hedwig Jahn geliefert hat, kann ich nur Lobendes sagen. Sie ist korrekt, treu und sorgfältig. Der sprachliche Ausdruck zwar nicht so gewandt wie bei 1, dafür aber ungleich

freier von kleineren Versehen, in der Tat nahezu vollkommen in dieser Hinsicht. Nur folgendes ist zu bessern: S. 23, 5 lies 'körperlichen' statt 'bürgerlichen'; S. 57, 24 lies 'töricht' (fatnous) statt 'fatalistisch'; S. 80 l. Z. lies 'Zend' statt 'Hand'; S. 125 l. Z. lies 'eine Seele, die ... noch ruht' oder 'deren Kraft noch nicht zur Entwicklung gelangt ist' statt 'die bis jetzt noch in der Schwebe befindlich ist' (lying in abeyance); S. 131, 12 lies 'Armee' statt 'Armen'; S. 148, 24 lies 'assyrischen' statt 'ägyptischen'.

Bremen. **F. Wilkens.**

131) **Otto Behaghel, Bewufstes und Unbewufstes im dichterischen Schaffen.** Leipzig, G. Freytag, 1907. 48 S. 8. ℳ 1.20.

Eine Giefsener Rektoratsrede und eine brauchbare Materialsammlung, die den doppelten Vorteil hat, gut disponiert und reichhaltig zu sein, wie sich das von einem Manne wie Behaghel erwarten liefs. Der Nachteil solcher Zusammenstellungen besteht ja immer darin, dafs ihr Vorteil eben in der Breite liegt; und besonders bei einem Thema wie dem vorliegenden würde jeder einzelne Abschnitt, wenn man ihn intensiv behandeln wollte, so in die Tiefe führen, dafs er an sich schon Stoff zu mehr als einer Rektoratsrede böte. Man erfährt immerhin allerhand Interessantes, das man für eigene Studien gern behält, und wird an allerlei erinnert, das einem die Broschüre als Nachschlagebuch oder Quellennachweis wertvoll macht.

Hamburg. **Benno Diederich.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 27. Juli. Nr. 15, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

132) **Hedwig Jordan, Der Erzählungsstil in den Kampfszenen der Ilias.** (Züricher Inauguraldissertation.) Breslau, Kommissionsverlag von Max Woywod, 1904. 141 S. 8. ℳ 4.—.

Wer erfahren will, an wie vielen Mängeln die homerische Dichtung in der Erzählung der Kampfszenen leidet, der mag das Buch lesen. Ich habe es nicht fertig gebracht, weil ich noch so altmodisch bin, Homer mit Freude und Bewunderung zu lesen, und die schulmeisterlichen Bemerkungen der Verfasserin mich verdrossen. Im Anfange hatte ich Besseres erwartet, weil sie da einige zutreffende Bemerkungen macht, aber mehr und mehr verfällt sie in eine anmafsende Kritik: sie hätte gar vieles besser machen können als Homer. Da schlofs ich das Buch.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

133) **Alan England Brooke and Norman Mc Lean: The Old Testament in Greek according to the text of codex Vaticanus, supplemented from other uncial manuscripts,** with a critical apparatus containing the variants of the chief ancient authorities for the text of the Septuagint. Vol. I: The Octateuch. Part I: Genesis. Cambridge, University Press Warehouse [London, C. F. Clay, Manager], 1906. VIII u. 155 S. gr. 4. 7 sh. 6 d.

Wie grofse Verdienste sich in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts die Engländer um die Textkritik des griechischen neuen Testaments erworben haben, ist bekannt, ebenso auch, dafs unter diesen eine rühmliche Stellung der 1892 verstorbene gelehrte Theologe Hort einnimmt. Wenn dieser auch auf dem Gebiet der griechischen Übersetzung des alten Testaments durch die Septuaginta schriftstellerisch sich keinen Namen gemacht hat, so hat er doch auf das vorliegende Werk einen bedeutenden Einflufs ausgeübt, indem er die Ausdehnung, welche dasselbe nehmen, die Grundsätze, nach denen es bearbeitet werden sollte, aufstellte. Von seinen Anweisungen sind die Herausgeber nur wenig abgewichen, indem sie in einigen Fällen sich die Grenzlinien etwas weiter steckten. Schon im März 1883 erfolgte die buchhändlerische Anzeige, dafs die Verwalter der Cambridger Universitätspresse beschlossen hätten, eine Ausgabe der LXX und der Apokryphen mit einem ausführlichen kritischen Apparat zur besseren Feststellung des Textes erscheinen zu lassen. Das Buch sollte die Ausgabe des griechischen alten Testaments von Holmes und Parsons, welche, obgleich von 1798 bis 1827 erschienen, doch immer noch ein unentbehrliches Hilfsmittel war, weil es alle den Herausgebern bekannten und zugänglichen Handschriften benutzt hatte, ersetzen. Letzteres genügte den jetzigen Ansprüchen nicht mehr; denn das benutzte Material liefs doch eine gründliche Genauigkeit vielfach vermissen; dazu kam, dafs in dem Zeitraum von ungefähr 100 Jahren ein reiches Material aufgefunden war, welches die Benutzung verlangte.

Nach einem Zeitraum von 23 Jahren erscheint jetzt dieser erste Teil, die Genesis enthaltend, dem dann möglichst bald in drei weiteren Teilen 1) Exodus und Leviticus, 2) Numeri und Deuteronomium und schliefslich 3) als Schlufsteil des ersten Bandes die Bücher Josua, Richter und Ruth folgen sollen. Das Erscheinen des Werkes verzögerten mifsliche Umstände,

wie der, dafs der englische Gelehrte H. B. Swete, dem die Herausgabe übertragen war, davon zurücktrat, wenn er auch in der Folge das Unternehmen noch fortwährend wenigstens mit seinem Rate unterstützte, und dafs erst im Jahre 1895 in den beiden neuen Herausgebern sich Männer fanden, welche bereit waren, sich der Arbeit zu unterziehen. Besonders aber verzögerten das Erscheinen die Gröfse und die Schwierigkeiten des Unternehmens, dazu die Genauigkeit und Sorgfalt, mit der die Herausgeber die Aufgabe auszuführen suchten.

Immerhin lieferte Swete eine bedeutende Vorarbeit, indem er eine Handausgabe der LXX in drei Bänden 1887/94 (jetzt in dritter Auflage vorliegend) erscheinen liefs, welche den Text der vatikanischen Handschrift (B) aufs genaueste wiedergab und nur da, wo diese Handschrift versagte, den Cod. A, wie fast für die ganze Genesis (bis Kap. 46, 28), oder den Cod. ℵ zugrunde legte. Auch einigen kritischen Apparat fügte sie bei; doch war jede eigentliche Bearbeitung des Textes ausgeschlossen; diese Ausgabe war, wie Nestle sich ausdrückt, wesentlich bestimmt als Grundlage für die neue grofse kritische Ausgabe zu dienen, und dazu war sie durch ihre zuverlässige Wiedergabe des Textes von B durchaus geeignet.

So wurde der Swetesche Text in dem vorliegenden Werk fast ganz genau abgedruckt, die Lesart der Handschrift nur an den wenigen Stellen geändert, wo die Texteslesart sich in keiner Weise rechtfertigen liefs; auch wurde die Interpunktion revidiert. Ferner wurden einige der von Swete benutzten Unzialhandschriften auf seinen Rat von neuem durchgesehen, alle anderen vorhandenen Unzialhandschriften oder Fragmente derselben verglichen. Man braucht nur einen Blick zu tun auf die S. v angeführten, um zu erkennen, dafs ihre Zahl eine ganz beträchtliche ist. Wie sorgfältig die Herausgeber bei der Benutzung verfuhren, zeigt schon der Umstand, dafs z. B. beim Zitieren des Cod. Alexandrinus sechs verschiedene Zeichen gebraucht werden: A bezeichnet den eigentlichen Text, A^1 Korrekturen des Schreibers der Handschrift, A^a, A^b, A^c, A^d Korrekturen von vier aufeinander folgenden späteren Schreibern. Ferner wurden von den mehr als 120 bekannten Kursivschriften des Octateuch, die zugänglich waren, nach sorgfältiger Prüfung 30 ausgewählt, auf Veranlassung der Herausgegeber verglichen und dann von ihnen nachgeprüft. Zur Vervollständigung wurden auch Varianten, welche Holmes und Parsons in ihrer Ausgabe anführten, aber welche sich nicht in einer der von den Heraus-

gebern unseres Werkes ausgewählten Handschriften fanden, auf Grund der Auktorität ihrer Ausgabe und Angabe, beigefügt und als solche äufserlich kenntlich gemacht. Wenn Cornill in seiner „Einleitung in das Alte Testament“ bei Besprechung der Ausgabe von Holmes und Parsons erklärt hat, dieses Buch ermögliche uns wenigstens einen Gesamtüberblick über den Tatbestand einer wahrhaft heil- und trostlosen Verwirrung, so dafs wir uns zur Feststellung des ursprünglichen LXXtextes nach anderweitigen Hilfsmitteln umsehen müfsten, so werden wir, wenn wir nur die Handschriften in Betracht ziehen, selbst nach Vollendung dieses ganzen Werkes zu keinem anderen Resultat kommen. Mit Recht weist Cornill aber darauf hin, dafs sich uns noch zwei Quellen bieten, nämlich die Tochterübersetzungen der LXX und die Zitate bei den Kirchenvätern. In dem vorliegenden Werke sind sieben alte Übersetzungen, die aus dem LXXtext gemacht wurden, benutzt: eine armenische, bohairische, sahidische, äthiopische, altlateinische, palästinensisch-aramäische und die syrische Hexapla (von Lagarde herausgegeben). Alle wurden für diese Ausgabe sorgfältig verglichen. In welcher Art und Weise sie verwertet worden sind, ist in der Vorrede ausführlich mitgeteilt; doch würde es zu weit führen, wenn ich dies genauer darlegen wollte. Verwertet sind ferner Philo, Josephus und eine ganze Reihe griechischer und lateinischer patristischer Schriftsteller aus den ersten Jahrhunderten, die so weit als möglich nach den neuesten und besten Ausgaben zitiert worden sind. Diese Arbeit wird von den Herausgebern als die schwierigste und am wenigsten befriedigende bezeichnet. Zu den bekannten Schwierigkeiten, die, wie sie sagen, aus dem unzureichenden Zustand des Textes der meisten Ausgaben der Väter und aus der Gewohnheit vieler Schriftsteller nur ungenau aus dem Gedächtnis zu zitieren hervorgingen, gesellten sich noch andere, so z. B. die, welche aus der Rückwirkung des Neuen Testaments bei gewissen Stellen entstehe, die in dieser Form den Schriftstellern vertrauter seien als in dem Griechisch der LXX. Unter den zitierten Schriftstellern befinden sich auch Chrysostomus und Theodoret, weil aus ihnen sich reiches Material schöpfen läfst für die Erkenntnis der Rezension des Märtyrers Lucian aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts; einen Teil desselben hat Lagarde 1883 veröffentlicht; aber der Tod hat ihn ereilt, ehe er diese Arbeit vollenden konnte. Desselben Gelehrten Sammlung der Zitate aus Origenes und Chrysostomus war den Herausgebern aus seinem Nachlafs zu benutzen gestattet, der sich in der Universitätsbibliothek zu Göttingen findet. Zu dem kritischen

Apparat unter dem Text fügte man, wo es zur Erläuterung passend schien, ausgewählte Stellen aus der Hexapla hinzu. Als das Unternehmen noch in den ersten Anfängen war, kamen die Herausgeber zu dem Entschlufs, keinen Versuch zu machen, um einen wiederhergestellten oder den echten, ursprünglichen Text der LXX zu schaffen; es würde dies nur ein vorzeitiger und übereilter Versuch sein. Wie schon auf dem Orientalistenkongrefs zu Hamburg 1902 geäufsert wurde, sollte man, da bei dem gegenwärtigen Stande der Septuagintastudien eine Ausgabe der LXX im strengsten Sinne des Wortes noch nicht möglich sei, nur das Mögliche und absolut Nötige erstreben, d. h. eine unbedingt zuverlässige Sammlung des Textmaterials. Von diesem Gesichtspunkte geleitet haben, wie schon oben erwähnt, die Herausgeber sich darauf beschränkt, den Text der Handschrift B abdrucken zu lassen, ohne daran irgendwelche andere Änderungen und Verbesserungen vorzunehmen als bei Itacismen oder offenbaren Versehen. Vielleicht hätten sie an Korrekturen und Konjekturen etwas mehr leisten können; doch wollen wir ihnen schon für das Geleistete unseren Dank aussprechen. Cornill schreibt: „Wie dies ungeheure Material zu sichten und zu behandeln sei, um mit seiner Hilfe den ursprünglichen Text der LXX zu gewinnen, hat in wahrhaft grofsartiger Weise Lagarde gezeigt (die Verdienste desselben sind in gebührender Weise in der Vorrede zu unserer Ausgabe gewürdigt worden); aber auch dann sind wir mit unserer Arbeit nicht zu Ende, da wir ja nicht die LXX selbst, sondern den ihr vorliegenden hebräischen Text suchen.“ Ob wir überhaupt jemals dieses Ziel erreichen oder wie weit wir demselben nahe kommen, wer vermag dies heute zu sagen?

Bei dem grofsen Umfang des gelieferten Materials und bei den unzureichenden Mitteln, die mir zu Gebote stehen, fühle ich mich aufserstande auch nur eine teilweise Nachprüfung desselben vorzunehmen. Aber abgesehen von dem Eindruck der Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, den das vorliegende Werk auf uns macht, werden wir den Herausgebern Glauben schenken können, welche die Glaubwürdigkeit aller ihrer Angaben versichern und auch da, wo sie anderer Hilfe in Anspruch nahmen, doch die Verantwortlichkeit dafür ganz und voll auf sich nehmen, endlich einer Superrevision des Septuagintakomitees der Prefsverwaltung sich unterziehen mufsten. Am Schlufs ist eine gröfsere Zahl von Verbesserungen und Zusätzen hinzugefügt.

Hoffen wir, dafs das Erscheinen der folgenden Teile nicht lange Zeit auf sich warten läfst!

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

134) **Victor Mortet, Recherches critiques sur Vitruve et son œuvre.** Revue archéologique, 4ᵉ série, t. III, p. 382—393, Paris, E. Leroux, 1904; t. VIII, p. 268—283, Paris 1906.

Diese Abbandlungen bilden die Fortsetzung der in dieser Zeitschrift (1906, N. 15) besprocbenen Aufsätze des französiscben Gelebrten über Vitruv. In dem Abscbnitt, der die Überscbrift „Sources épigrapbiques" trägt, stellt der Verfasser anknüpfend an eine Bemerkung Maffeis (Verona illustrata) über die Seltenheit des Namens Vitrnv auf lateiniscben Inschriften und nnter Benutzung der Arbeit von Schulze „Zur Gesch. lat. Eigennamen" (Abh. d Ges. d. Wiss. z. Göttingen 1904) alle Stellen (C. J. L. X 1) zusammen, an denen die gens Vitruvia erwäbnt wird, sowie die verschiedenen Formen: Vitrubius, Vitrovius, Vetrovius, *Βετρούβιος*. Vielfach waren Freigelassene Träger dieses Namens. Besonders beachtenswert ist sein Vorkommen aufserbalb Italiens in Numidien nnd Mauretanien (C. J. L. VIII, 1, 2 — Inscr. Africae).

In dem Scblufsteil der Recbercbes critiques, der „Objet et limites du de Arcbitectura" überscbrieben ist, bespricht M. den Aufbau des Vitruvscben Werkes, den Umfang der Arcbitectura bei den Alten (§ 24), die Etymologie und Volksetymologie von architectus und arcbitectura im Anscblusse an O. Kellers lateinische Volksetymologie und Verwandtes (§ 25), die curatores operum (§ 26), widerlegt die Anscbaunng, dafs Vitruv das Amt eines „curator" ausgeübt (§ 27), stellt die verschiedenen Phasen des Banes eines öffentlicben Gebäudes zusammen (§ 29), bespricbt den Wert der geometria für die Baukunst (§ 30) und gibt zum Schlusse eine kurze Znsammenfassnng der Untersuchung (§ 31). Nicht unerwähnt soll bleiben, dafs die ganze Arbeit Mortets in einem eleganten, leicht verständlichen Französisch gescbrieben ist, das ihre Lektüre zu eiuem Genufs macbt.

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

---

135) **K. J. Hidén, Tacitus Germania und Agricola** übersetzt (suomentanut) von H. (Roomalaisten ja Kreikkalaisten Kirjailijain teoksia I. II) Helsingissä (Helsingfors), Weilin & Göös, 1904. 42 u. 51 S. je Hinta 1.25.

Im fernen Lande der tausend Seen treten neuerdings manche Erfolge einer stetigen, geräuscblosen uud deshalb wenig beachteten Kulturentwicklung deutlicber hervor, an der neben der scbwedischen Minderheit (in den

Hafenstädten) auch die lernbegierige finnische Bevölkerung wachsenden Anteil genommen hat. Dank der regen Teilnahme am öffentlichen Leben sind alle Schichten des Volkes zu einer höheren Stufe staatsbürgerlicher Reife und Selbständigkeit gelangt, ja gewisse politische und soziale Institutionen jener Hyperboreer könnten vielen bildungsstolzen Westeuropäern geradezu als Vorbild und Lehre dienen. Ich denke dabei an die dort erzielten Fortschritte in der Frauenbewegung und in dem gut organisierten und geleiteten Schulwesen, an die rasche Ausbreitung (seit 1883) der „Samskolor" (Schulen mit gemeinsamem Unterricht für Knaben und Mädchen) u. a. m.

Wenn Cornelius Tacitus heute zur Oberwelt zurückkehrte, würde er sich höchlich verwundern zu hören, dafs die Nachkommen jener im Schlufskapitel seiner Germania so wenig schmeichelhaft geschilderten Wilden (Fennis mira feritas, foeda paupertas sqq.) diese selbe Schrift nebst seinen anderen in mehr als einem Dutzend Lyzeen, sei es im Urtext, sei es in Übersetzung, zum Gegenstande der Lektüre machen. Zugleich würde er sich auch davon überzeugen können, dafs, wie die vorliegenden Buchproben zeigen, auf eine hübsche Ausstattung und grofsen deutlichen Druck der Klassikerausgaben seitens der „Fennien" mehr Wert gelegt wird als von mancher „casa editrice" Italiens.

Über die Treue und den wissenschaftlichen Wert der vorliegenden Übersetzung habe ich, aus begreiflichem Grunde, kein Urteil. — Statt dessen möchte ich, was vielleicht manchen Leser der N. Phil. Rundsch. interessieren wird, bei dieser Gelegenheit folgende kurze Statistik der höheren Schulen Finlands mitteilen, die mir Herr Prof. Gustafsson (Helsingfors) freundlich hat zukommen lassen.

Zur „Dimission" an die Kaiserl. Alexander-Universität in Helsingfors (2000 immatrikulierte Studenten, über 150 Lehrer) und an das Polytechnikum, sowie an andere Fachschulen, waren Anfang 1907 berechtigt:

			von diesen schwed.	finnisch
Für Knaben	Staatslyzeen mit Latein u. Griechisch (12—16 Stunden)	11	7	19
	" " Latein (12—20 Stunden in oberen Klassen)	5		
	" " ohne Latein	10		
Schulen der Städte; alle für Knaben und Mädchen („samskolor")	mit Latein	4	4	5
	ohne Latein	5		
		35	11	24

Übertrag	35	11	24
Private Schulen (meist von Gesellschaften gestiftet), entweder für Knaben oder für Mädchen	mit Latein 2, ohne Latein 7	4	5
Private Schulen, für Knaben und Mädchen („samskolor“)	mit Latein 6, ohne Latein 10	8	8
	60	23	37
		60	

Die Maturitätsprüfung bestanden im Frühling 1905: 251 Schweden und 491 Finnen. — Von der Gesamtbevölkerung des Landes, 3 Millionen, bilden die Schweden $^1/_8$, höchstens $^1/_7$.

Homburg v. d. H. **Ed. Wolff.**

136) **David M. Robinson, Ancient Sinope.** An historical account. With a Prosopographia Sinopensis and an Appendix of Inscriptions. Baltimore, The Johns Hopkins Press, 1906. S. 125—333. 8. $ 1.—.

Die vorliegende Schrift gibt in zwei Teilen eine Monographie des alten Sinope mit einer Prosopographie, zuerst erschienen in American Journal of Philology Vol. XXVII, N. 2, S. 126—153 und Vol. XXVII, Nr. 3, S. 245—279. Im dritten Teil der Schrift sind in dankenswerter Weise die griechischen und lateinischen Inschriften zusammengestellt, welche auf Sinope und Umgebung Bezug haben. (Ein Abdruck aus American Journal of Archaeology, Second Series. Vol. IX, 1905, N. 3, S. 294—333.) — Die Geschichte der Stadt führt uns der Verfasser in zehn Kapiteln vor. Kap. I bis V umfafst den ersten Teil und handelt von der Lage der Stadt, der Wichtigkeit der Lage, von dem Handel Sinopes, von der Gründung der Stadt, ihrem Mittelalter und ihrer Renaissance im Perikleischen Zeitalter. Kap. VI bis VIII (zweiter Teil) schildert die Schicksale der Stadt unter persischer Herrschaft, das Verhältnis der Stadt zu den pontischen Königen und schliefslich zu den Römern. Kap. IX und X gewähren uns einen Einblick in die innerpolitischen, sozialen, kulturellen und religiösen Zustände des Gemeinwesens.

Die Originale der im Schlufsteil aufgeführten Inschriften sind schön wiedergegeben; überall hat der Verfasser die Umschrift mit den notwendigen Ergänzungen danebengesetzt.

137) **William A. Merrill, Latin hymns selected and annotated.** Boston, Benj. H. Sanborn & Co., 1904. XIII u. 86 S. 8.

Das Vorgehen des bekannten Strafsburger Schulmannes Joh. Sturm, der in seine Anthologie (Poeticum volumen primum, . . ., sextum) Hymnen aufnahm, hat so sehr Anklang gefunden, dafs neben den Werken, welche eigentliche hymnologische Ziele verfolgten, eine Reihe von Publikationen erschien, die es sich zur Aufgabe machten, dieses Gebiet weiteren Kreisen, besonders der studierenden Jugend, näher zu bringen.

Für diesen Zweck ist auch das vorliegende Büchlein bestimmt, das zu einer Sammlung von „specimens of Latin literature“ gehört, die für die Bedürfnisse amerikanischer Schulen berechnet sind. Welch grofser Unterschied zwischen amerikanischem und deutschem Schulbetrieb bestehen mufs, geht schon aus der Einleitung hervor, in der Merrill folgende Anweisungen für die Benutzung seiner Anthologie gibt: 'literal translation and close philological treatment should not be encouraged' (p. III); 'to read them aloud in the Latin, to sing them to the ancient melody and to read the English metrical version with close comparison of the Latin.'

Mit Rücksicht auf die Benutzer, für die eine solche Sammlung bestimmt ist, erwächst für den Herausgeber die Aufgabe, besondere Sorgfalt auf die Auswahl der Stücke zu verwenden, die Texte in lesbarer, doch einheitlicher Gestaltung zu bieten und sprachliche wie inhaltliche Schwierigkeiten durch kurze Noten dem Verständnis zu erschliefsen.

Leider ist der Herausgeber dieser Sammlung kaum irgendwo über seine Vorgänger hinausgekommen, obwohl ihm doch ganz andere Hilfsmittel zur Verfügung standen, als dies vor fünfzig und mehr Jahren der Fall war. Aufserordentlich auffällig ist die Tatsache, dafs in 47 von 84 Fällen seine Wahl auf das gleiche Stück gefallen ist, das der von ihm nie zitierte verdienstliche Rambach in seiner „Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche I, 1817“ bietet; mit dem von ihm für die Erklärung ausgiebig benutzten Trench „Sacred Latin poetry chiefly lyrical (3. ed. 1886); hat er 19 Stücke gemein; bis zu welchem Grad er mit Neale, „Hymni ecclesiae 1851“; „Sequentiae 1852“ übereinstimmt, entgeht meiner Prüfung.

Die „Jagd nach metrischen Übersetzungen“ hat daneben die Auswahl so sehr beeinflufst, dafs die Autoren nicht immer mit ihren besten Liedern vertreten sind, und dafs auch Stücke Aufnahme gefunden haben,

die doch wohl nicht mehr zu den „hymus“ gerechnet werden dürfen, z. B. Hora uovissima.

Zu bedauern ist, dafs M. in den kurzen biographisch-literarischen Notizen die neuere Forschung zu wenig berücksichtigt hat; so scheint ihm die Kontroverse über die Hymnen des Hilarius seit Gamurrinis Fund unbekannt zu sein, wie er auch das Te deum unter die hymni Ambrosiani stellt und unberücksichtigt läfst, dafs Nicetas mit ziemlicher Sicherheit als Urheber einer Fassung dieses Liedes angesehen werden darf, das der Form nach den Psalmen verwandt ist, also gewissermafsen ein Vorbild der Sequenzen ist, und darum mit den vierzeiligen Strophen, die man unter dem Namen Ambrosiani zusammenfafst, nichts zu tun hat.

Bei Notker Balbulus ist die Zahl 114 mifsverständlich gesetzt; Julian (d. h. Mearns) bezeichnete damit in dem „Dictionary of hymnology“ die Summe der in einer bestimmten Anzahl von Handschriften vorkommenden Sequenzen; die Zahl der Sequenzen, die Notker verfafst hat, ist bedeutend geringer. Ähnlich verhält es sich mit der Zahl 106 bei Adam de Saint Victor; Gautier, bewogen durch die Studien des letzten Herausgebers (Misset) hat diese Zahl in den späteren Auflagen der Oeuvres poétiques d'Adam de Saint Victor auf weniger als die Hälfte herabgesetzt. Wenn Wipos Ostergesang: Victimae paschali laudes (p. 46) einem auctor incertus überlassen wird, so sollte bei Grates nunc omnes (p. 30) nicht blofs „is not certainly by Notker“ beigefügt werden; denn diese Sequenz ist in St. Gallen nie für Notker in Anspruch genommen worden. Ein Mifsgriff ist es auch, wenn p. 43 der Hymnus: „Aeterne rex altissime | redemptor ...“ einem unbekannten Autor gegeben wird; der hier abgedruckte Text stammt aus dem revidierten römischen Brevier; ebendaher ist auch „Te lucis ante terminum“ (p. 11) und der Gregor dem Grofsen zugeschriebene Text des „Nocte surgentes“ (p. 21) genommen. Ungenügend und in manchen Fällen verwirrend sind die Angaben über die verwendeten Versarten: so behauptet M. (p. 19), Venantius Fortunatus habe den trochäischen katalektischen Tetrameter in die Hymnologie eingeführt und bezeichnet (p. 14) ein in diesem Versmafs geschriebenes Gedicht des Prudentius als trochäische Dimeter, wobei die akatalektische und die katalektische Form abwechseln; diese sonderbare Unterscheidung wird auch später beibehalten, aber unterlassen, auf die weitere Entwicklung des Halbverses _ ◡ _ ◡ _ ◡ _ ◡ bei Adam de Saint Victor hinzuweisen. Merrill hat viele in dieser Versart gedichtete (je drei Zeilen bilden eine Strophe) Stücke aufgenommen; meist hat er die Verse

unregelmäſsig abgebrochen und so das Versmaſs unkenntlich gemacht; dreimal (p. 13. 72. 80) sind Halbzeilen (acht und sieben Silben) abgesetzt, nie aber Langzeilen.

Abélards Sonntagslied: O quanta quália | sunt illa sábbata bezeichnet M. (p. 38) als daktylische Tetrameter: will man diese nach dem Akzent gebauten Zeilen mit einem Metrum in Beziehung setzen, so wird man sie mit Dreves „Abaelardi hymnarius Paraclitensis 74“ als eine Ableitung vom Asklepiadeum ansehen.

Die Behauptung (p. 21), daſs die sapphische Strophe für die Hymnen ungeeignet sei, ist nur in dem Falle richtig, wenn man mit Merrill (p. 29) Hymnen wie Ut queant laxis | resonare fibris als nicht in der sapphischen Strophe gedichtet betrachtet. Auch sollte sich kein Herausgeber dem Zwange des Setzers so sehr unterordnen, daſs er Distichen (p. 29) und Vagantenzeilen (p. 33) unregelmäſsig, d. h. nicht nach der Cäsur abbrechen läſst. Wie sollen Merrills Studenten die Texte lesen und singen können, wenn die Verseinschnitte unrichtig bezeichnet sind. Dann vermisse ich auch eine Bemerkung darüber, daſs bei den (gereimten) Sequenzen die Strophen meist als zwei Halbstrophen nach gleicher Melodie von zwei Halbchören zu singen sind. Für die Kunst des Strophenbaues, worauf die mittelalterlichen Dichter so stolz waren, scheint demnach M. wenig Verständnis zu besitzen; z. B. gewinnt seine zehnzeiligen Strophe des Jean Mauburn (p. 78) an Übersichtlichkeit, wenn man die darin verwendete Vagantenzeile als Langzeile drucken läſst, wie folgt:

Heu! quid iaces stabulo, omnium creator,
vagiens cunabulo mundi reparator?
Si rex, ubi purpura
vel clientum murmura? ubi aula regis?
Hic omnis penuria,
paupertatis curia: forma novae legis.

Gerade dieses Bruchstück von drei Strophen beweist, wie die Herausgeber oft ihre Vorgänger ausschreiben: Trench, Daniel und Merrill bieten Rambachs Text; nur hat Merrill v. 15 Hic für His (Druckfehler?). Auch p. 46 wurde ohne Bedenken der interpolierte Anfang aus Trench herübergenommen, während doch schon Migne Patrol. Lat. 189, 1017 den richtigen Text bot:

Mortis portis fortis vim intulit,
Trucem ducem illius perculit.

Auf welche Weise die kunstvolle Form dieses Liedes zur Ansicht gebracht werden kann, zeigt jetzt die neue Ausgabe durch Dreves (Analecta hymnica 48, 236).

Noch unübersichtlicher werden die nicht gereimten Texte angeordnet: Die Sequenz Cantemus cuncti gibt M. nach Mone's Text, läſst aber die erklärende Strophenzählung Mone's beiseite. P. 63 muſste nicht Mone's Änderung, sondern der Text der Handschriften aufgenommen werden, also

I[a] Qui sunt isti, qui volant ut nubes per aera,
I[b] Portantes Christi per sanctum spiritum mysteria?

Das Te deum (p. 6) wird so abgeteilt, wie es sich wohl in keiner Quelle findet. Die Paralleltexte in Julians Dictionary und andere Arbeiten über dieses Lohlied (Cod. Turic. Stiftsbibliothek C 161 saec. X bezeichnet es als ymnum ad matut. diebus dominicis) hätten bessere Berücksichtigung verdient; auf dem von Wilh. Meyer (Nachrichten der k. Gesellsch. der Wiss. z. Göttingen 1903, S. 208—214) eingeschlagenen Wege wird es möglich sein, über die ältesten Handschriften hinaus zu der ursprünglicheren, einfacheren Form zu gelangen.

Im einzelnen hat M. oft bei der Auswahl der Lesarten fehlgegriffen; nicht selten kontaminiert er den Text ohne Not aus den lokal verschiedenen Überlieferungen oder schmuggelt Lesarten des korrigierten römischen Breviers in die alten Texte ein, wie p. 21: Caeleste pulset ostium für das ursprüngliche Caelorum pulset intimum. Aus dem alten Text (p. 2) Effulsit in discipulos und der römischen Korrektur Illapsus est apostolis wird Illapsus est discipulis; in ähnlicher Weise (p. 2) wird Sacro dierum numero durch circulo verfälscht, oder Dimitte nunc peccamina wird ersetzt durch Dimitte nostra crimina. M. beruhigte sich (p. 37) bei dem miſsverständlichen

Illic nec Sábbato succedit Sábbatum,

trotzdem Dreves längst den richtigen Wortlaut

Illic ex Sábbato succedet Sábbatum

ans Licht gezogen. Dem Bruchstück von

Ut queant laxis resonare fibris

wird die Doxologie angehängt, die das römische Brevier (v. J. 1641) bietet, wie wenn Paulus Diaconus es unterlassen hätte, einen passenden Schluſs beizufügen. Warum p. 32 die Doxologie des Marienliedes Ave maris stella, welche die älteren Handschriften bieten:

Sit laus deo patri,
Snmmnm Christo decus,
Spiritni sancto
Trinus honor unus!

der jüngeren Form weichen mufste, sieht man nicht recht ein. Ohne Not ist (p. 59) der Eingang der Sequenz (nach Josse Clichtove-Neale?) abgeändert, um eine dreiteilige Strophe herzustellen, während die Handschriften, wie üblich, als Eingang einen nicht wiederholten Versikel bieten:

I. Quam dilecta	tabernacula	domini virtntnm et atria!
II^a. Quam electi	architecti	tuta aedificia!
II^b. Quae non movent,	immo fovent	ventus, flumen, pluvia.

In dem Hymnus Aeterna Christi munera (p. 8) wird v. 10 die handschriftliche Lesart Poenisque spretis ohne Grund durch das aus Cassanders Ausgabe entlehnte Spretisqne poenis ersetzt; v. 30 durfte das metrisch unrichtige Flickwort ipsorum, das für den Apostelhymnus anshelfen mufste, nicht dem echten martyrum vorgezogen werden; v. 28 bieten die älteren Handschriften den besseren Text: Caelum repletnr gandio, Merrill nimmt gaudiis auf. P. 35 hätte M. besser getan, aus Julians Dictionary 1206[II] den älteren Text von Veni creator spiritus | Mentes tuorum visita statt der interpolierten Form drucken zn lassen; doch hat er v. 16 das richtige Virtute firmans perpeti, während er in den Originalversen (p. 5) perpetim schreibt.

In einer Sammlung, die ausschliefslich praktischen Zwecken dienen soll, dürfen Schwierigkeiten wie

p. 12, v. 3: Pellán|tnr é|minus sóm|nia,
„ „ 4: Ah aé|there Chrí|stus pró|micat,
p. 15 „ 17: Sic stulta Pharaonis mali

nicht nnbesprochen gelassen werden, da solche Dinge nicht ohne weiteres jedem verständlich sind. Umsonst sucht man eine Erklärnng zu Versanfängen wie

p. 13: Vigilate: iam sum proximus.
p. 10: Osculántur pédes dómini,

oder eine Bemerkung über den sog. Taktwechsel in

(p. 9): Cústodítnr snb mílite
(p. 11): Óculi sómnum cápiant
Déxtera túa prótegat
Fámulos, quí te díligunt,

oder einem Hinweis darauf, dafs Elision und Hiatus im gleichen Hymnus vorkommen, z. B.

p. 10, v. 11: Nec caro illi consentiens

„ „ 22: In gravi isto corpore (durch Umstellung zu beseitigen?)

„ „ 23: Qui es defensor animae.

Für diese Dinge hätte sich Raum genug ergeben, ohne das Büchlein übermäfsig anschwellen zu lassen, wenn alle überflüssigen, d. h. selbstverständlichen Erläuterungen weggeblieben wären, wie z. B. p. 11: saeculi = world; p. 13 und 80: mundum = pure; p. 73: cernui = bending; puellulae is classical; p. 78: baiulat not classic usw., ja es wäre vielleicht auch noch etwas Raum geblieben, um noch mehr wirkliche Schwierigkeiten des Textes zu erklären. Manchmal sind die Hinweise nicht ganz glücklich: statt der Bemerkung (p. 22) aula Horatian zu aulam ingredi caeli war auf p. 8 Caelestis aulae zu verweisen.

Lob verdienen das gute Papier und der klare, sorgfältige Druck; an Druckfehlern ist mir nur incyti statt inclyti (p. 65) aufgefallen, dagegen finden sich an zwölf Stellen Wörter, von denen man nicht weifs, ob man sie als eigene Lesarten des Herausgebers oder als Druckfehler auffassen soll, z. B. p. 67: quiescas: quiescis; p. 2: quo: qua; p. 50: ardentem: ardenter.

Zürich. **Jak. Werner.**

---

138) **Hugo Riemann, Handbuch der Musikgeschichte.** Erster Band: Altertum und Mittelalter. Erster Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1904. XVI u. 258 S. 8. ℳ 5.—.

Das seiner Vollendung entgegengehende umfassende Werk des ausgezeichneten Musikschriftstellers wird für die Geschichtschreibung der Tonkunst ohne Zweifel einen bedeutsamen Markstein bilden. Streng wissenschaftlich gehalten, dürfte es in seinem ersten Teile, der die Musik der alten Griechen behandelt, vor allem dem nachhaltigen Interesse der Altphilologen begegnen. Ist doch jenes weite Gebiet, von dem wir so vieles wissen und so blutwenig kennen, auf ihre Tätigkeit in erster Linie angewiesen. Man mufs es freudig begrüfsen, dafs sich zu einer Zeit, wo die mehr oder minder zuverlässigen und bedeutsamen Ergebnisse ausgedehnter Spezialforschung dringend nach einer zusammenfassenden Sichtung verlangen, in Riemann ein Darsteller gefunden hat, der eingehendste Sachkunde des Musikhistorikers mit der erforderlichen philo-

logischen Schulung und der Besonnenheit des seinen Stoff völlig beherrschenden Gelehrten hinreichend vereinigt, um den vielfachen, oft verhängnisvoll gewordenen Gefahren sachlicher Unkenntnis oder mangelhaft begründeter Vermutungen mit klarem Blick und sicherem Schritte aus dem Wege zu gehen.

Das durchaus in sich abgeschlossene Buch, dem eine ausführliche Angabe und Würdigung der Quellen vorangeschickt ist, zerfällt in zwei Hauptteile, deren erster die Entwicklung der Musikformen, sowie die Geschichte der Tonkünstler behandelt, während im zweiten die antike Theorie der Musik dargestellt wird. Der erste Teil gliedert sich wiederum nach einer einleitenden Besprechung der „historisch nicht fixierbaren Volkslieder“ naturgemäfs in die vier Kapitel „Epos und Nomos“, „Chortänze“, „Die Lyrik“, „Das Drama und die Virtuosen des Dithyrambos“. Der zweite umfafst die drei Kapitel „Skalenlehre“, „Tongeschlechter und Chroai“, „Die griechische Notenschrift und die erhaltenen Denkmäler“. In diesen sieben Abschnitten wird ein erschöpfendes Bild alles Wesentlichen entrollt, was wir heute über die altgriechische Musik wissen.

Wenn es sich im allgemeinen auch um klare Feststellung bekannter Tatsachen handelt, um eine zuverlässige Übersicht dessen, was als sicheres Ergebnis der bisherigen Forschung gelten darf, so übt der Verfasser doch stets selbständige, strenge Kritik. Mehrfach stellt er auch eigene, eingehende Untersuchungen an, deren polemische Ausführlichkeit zwar der Übersichtlichkeit nicht immer förderlich ist, die aber dem wissenschaftlichen Interesse des Buches sehr zugute kommen. Bedeutungsvoll ist, um einiges herauszuheben, der entschieden ablehnende Standpunkt, den Riemann in der Frage der Mehrstimmigkeit der altgriechischen Musik einnimmt, eine Entschiedenheit, die vermutlich stark dazu beitragen wird, den mehr oder minder weitgehenden und mehr oder minder geistreichen Phantasien, die von Drieberg bis Gevaert über diese Frage vorgebracht und noch keineswegs völlig abgetan sind, ein wünschenswertes Ende zu machen. Neu und interessant ist ferner die in § 3 gegebene und sowohl auf Grund der Überlieferung sehr wahrscheinlich gemachte, wie durch Vergleichung besonders mit japanischer Musik wirksam gestützte Deutung der dem Olympos zugeschriebenen archaischen Enharmonik als einer halbtonlosen fünfstufigen Tonleiter. Ebenso in § 9 die auf einer Abhandlung von Howard (Harvard Studies IV, 1893) beruhende Erklärung des Aulos als eines zur Gattung der Schalmei (Oboe, Fagott) gehörenden, also mit Doppelrohrblatt

versehenen Instrumentes, wenn auch der Name im allgemeineren Sinne zugleich Flötenarten bezeichnet haben mag. Überzeugend ist weiterhin in § 19 die eingehende Erläuterung der von Ptolemäus aufgestellten Begriffe Thesis und Dynamis, wonach jene als Benennung der Töne nach der (dorischen) Grundskala, diese als Bezeichnung nach ihrer Geltung in der jedesmaligen Transpositionsskala zu verstehen ist. Endlich sei noch als sehr beachtenswert angemerkt die neue Deutung der griechischen Notenschrift auf Grundlage der dorischen Stimmung, wodurch die Höhenlage aller in unsere Schrift übertragenen Notierungen eine andere wird. Jedenfalls wird die von bewundernswertem Fleifse zeugende Arbeit für die weitere Forschung nicht nur vielfache Anregung geben, sondern auch als neugewonnene, zuverlässige Grundlage gelten dürfen.

Bremen. **Gust. Kifsling.**

---

139) **Kamillo Huemer, Der Geist der altklassischen Studien und die Schriftstellerwahl bei der Schullektüre.** Wien und Leipzig, Fromme, 1907. 79 S. 8. Kr. 1. 60 = ℳ 1. 35.

Dafs die in dieser Zeitschrift bereits besprochene Schrift der drei Grazer Gelehrten über den Lektürekanon manche Gegenäufserungen hervorrufen würde, war wohl zu erwarten. In sehr temperamentvoller Weise greift der Salzburger Gymnasialprofessor Huemer in die Frage ein. Auch er geht von einer allgemeinen Erörterung, nach welchen Grundsätzen man bei der Wahl der klassischen Schulautoren vorgehen solle (S. 1—18) aus und behandelt sodann die griechische (S. 19—58) und die lateinische Lektüre (S. 59—75); das Schlufswort (S. 75—77) formuliert die Bedingungen, unter denen ein veränderter altklassischer Unterricht bessere Früchte zu zeitigen vermöchte. Mit Recht hebt Huemer wiederholt den ästhetischen Gesichtspunkt entschieden hervor, und man freut sich immer wieder der warmen Begeisterung, mit der er für die humanistischen Studien überhaupt und für die von ihm bevorzugten Autoren insbesondere eintritt. Dabei führt ihn nun freilich sein eigener Geschmack an vielen Punkten zu einer Entscheidung, die von der Schenkls und namentlich Kukulas stark abweicht. Das ist nicht weiter zu bedauern. Im Gegenteil, nachdem einmal die Frage in Flufs gebracht ist, ist es nur wünschenswert, dafs möglichst viel berufene Stimmen zu Worte kommen. Wird die Behörde dadurch schliefslich zu einer Änderung veranlafst, so wird sie hoffentlich aus den so ganz verschieden lautenden Urteilen das entnehmen, dafs

den einzelnen Lehrerkollegien und auch den einzelnen Lehrern möglichst weitgehende Freiheit in der Wahl der Lektüre zu lassen ist. Zu allen Ansichten des Verfassers hier Stellung zu nehmen, ist unmöglich; sie erwecken recht oft, z. B. in dem abweisenden Urteil über Xenophon (S. 20), Euripides (S. 46), Horaz, Satiren und Episteln (S. 73) Widerspruch, wirken aber überall schon durch die Lebhaftigkeit, mit der sie sich äufsern, anregend.

Sondershausen. **Funck.**

---

140) **G. Ammon, Lateinische Grammatik-Anthologie,** systematisch geordnete Merksätze und Stoffe für den Lateinunterricht in der vierten Gymnasialklasse (Untertertia). München, Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), 1907. V u. 134 S. 8. broch. *ℳ* 1.80.

Die „Grammatik-Anthologie" besteht in einer Sammlung von lateinischen Sätzen, die nach den Paragraphen der Grammatik von Landgraf geordnet sind und bei der Einübung der Moduslehre in Untertertia Verwendung finden sollen. Die Beispiele, die der Verfasser selbst entworfen oder aus Nepos und Cäsar geschöpft hat, sind für diesen Zweck im allgemeinen geeignet. Aber Ammon hat sich ein höheres Ziel gesteckt. „Cäsars klare Kriegsberichte und die etwas starren Lebensabrisse des Nepos" reichen nach seiner Ansicht bei weitem nicht aus, den Schüler „in den Geist des Altertums" einzuführen. Deshalb will er eine charakteristische Auslese aus den Schriftwerken auch anderer römischer Autoren geben. Cicero, Livius, Tacitus (Germania!), Quintilian, Ovid, Properz, Horaz, Martial u. a. sollen beisteuern, um uns „mit römischem Geist und römischem Sprachgut" vertraut zu machen.

Hierbei ist aber völlig übersehen, dafs einem Untertertianer so schwere Kost nicht zugemutet werden darf. Der Verfasser stellt an die Spitze seiner Einführung das Motto:

> Quid perennt stulto fortes haltere lacerti?
> exercet melius vinea fossa viros.

Aber Untertertianer sind keine viri mit fortes lacerti, sondern ihre schwachen Kräfte müssen erst durch einfache Übungen für Schwereres gestählt werden. Eher liefse sich das Buch in Oberklassen verwenden, um den Schülern hier grammatische Wiederholungen schmackhafter zu machen. Denn die Sätze haben meistens einen reichen, zum Nachdenken anregenden Inhalt.

Potsdam. **E. Krause.**

---

141) **Carl Schubert, Der Pflegesohn (nourri) im Französischen Heldenepos.** Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1906. 54 S. 8. ℳ 1.20.

Wie der Verfasser der vorliegenden Dissertation in der Schlufsbemerkung uns wissen läfst, wollte er untersuchen, ob „die Institution des Nourri in der Epoche der auf uns gekommenen Heldenepen noch eine zeitgenössische Einrichtung“ war, oder ob „sie von den Ependichtern nur als poetisches Motiv verwendet worden (ist), das seine Erhaltung der poetischen Tradition verdankt“. Gegen Flach, Larisse und Léo Gautier sucht er als „sehr wahrscheinlich“ hinzustellen, „dafs der Nourri in der damaligen Epik lediglich als episch-poetisches Motiv lebendig war“. Seine Ausführungen haben mich nicht überzeugt.

Der Verfasser scheint die vorhandenen Epen sorgfältig auf jede Erwähnung eines Nourri hin durchgelesen zu haben, allerdings nicht immer in den neuesten bzw. vollständigsten Ausgaben. So hätte er u. a. *Le Couronnement de Louis* nach der vollständigeren (freilich durchaus nicht einwandfreien) Ausgabe von E. Langlois (S. d. A. T., Paris 1888) prüfen müssen.

Im ersten Kapitel spricht er über die Adoption bei den Germanen und im französischen Heldenepos, ohne das Thema zu erschöpfen. Wollte er seine Ausführungen auf eine breitere, allgemeinere Grundlage stellen, dann hätte er von der Annahme an Sohnes Statt und von dem Begriff der Gefolgschaft bei den germanischen Völkern ausgeben und untersuchen müssen, ob ähnliche Rechtsverhältnisse zweier Kontrahenten bei den alten Franken sich nachweisen lassen, von wo aus sie ihren Weg in die Chansons de geste hätten finden können. Da der Verfasser in den ziemlich wahllos zusammengestellten Literaturangaben (S. 4 f. und S. 54 Nachtrag) auch Pauls Grundrifs d germ. Philologie[2] anführt, so verweise ich der Einfachheit halber auf Bd. III, S. 167.

Kap. II handelt von der „Bedeutung des Nourrir“ nur in den ersten Zeilen; der richtigere Inhalt wäre „die Bedeutung des Nourri“. Damit fällt es jedoch inhaltlich mit Kap. III zusammen, das von dem „Auftreten des Nourri“ erzählt. In den folgenden Abschnitten verbreitet sich der Verfasser über die Stellung und die Aufgaben des erziehenden Herrn seinem Pflegesohn gegenüber und umgekehrt, über den Neffen als Pflegesohn seines Oheims, über den Nourri als Verwandten des Herrn überhaupt,

und spricht zum Schlufs von anderen Pflegesöhnen. Freilich ist es nicht sicher, ob wir in allen den Fällen, wo Unfreie oder auch Hintersassen Nourris genannt werden, an das enge Verhältnis denken dürfen, wie es z. B. zwischen dem Oheim und seinem Neffen besteht. Das Druckfehlerverzeichnis berichtigt zwölf Versehen, ich habe mir noch S. 30, Z. 4 lies volontiers notiert; die Aliscansausgabe stammt übrigens nicht von E. Wienbecke allein, sondern auch noch von zwei anderen Schülern Suchiers W. Hartnacke und P. Rasch.

Bernburg. **R. Kiefsmann.**

142) **Ph. Plattner, Ausführliche Grammatik der französischen Sprache.** IV. Teil: Ergänzungen. Präpositionen und Adverbien mit Einschlufs der Negation, sowie Syntax des Adjektivs. Freiburg i. B., J. Bielefelds Verlag, 1907. 286 S. 8. ℳ 4.60.

Auch dieser letzte Ergänzungsteil rechtfertigt in vollem Mafse den Titel des ganzen Werkes. Mit aufserordentlicher Gewissenhaftigkeit wird nachzuweisen gesucht, welche Adjektive und unter welchen Bedingungen sie vor- oder nachgesetzt zu werden pflegen und inwieweit die von den Grammatiken aufgestellten Regeln nicht nur im Volksmunde, sondern von literarischen Autoritäten befolgt oder mifsachtet werden, so dafs der Eindruck verbleibt, die Arbeit der Grammatikschreiber sei eine vorzügliche, eine unentbehrliche Hilfe für den Unterricht, für die logische Schulung und hemme doch die Sprache in ihrem Entwicklungsgange durchaus nicht. Es ist wohl zu unterscheiden zwischen unbedingt bindenden Gesetzen und wohlgemeinten Ratschlägen. Von der feinsten Gedankenschattierung bis zur unumgänglichen Regel oder zum willkürlichen Gebrauche ist ein weiter Spielraum.

Dasselbe Gefühl drängt sich einem auf beim Durchlesen der reichen Sammlung von Präpositionen und präpositional gebrauchten Ausdrücken. Sollte nicht auch plein hierher gerechnet werden, wenn man sagt: Il avait des bonbons plein les poches? Die Verdeutschungen sind vortrefflich, nur dürften sie in reichlicherem Mafse beigegeben sein, denn den vielen aus dem Zusammenhang genommenen, verhältnismäfsig seltenen und der Volkssprache eigentümlichen Redewendungen sofort den richtigen Sinn abzugewinnen ist oft recht schwierig. Lehrreich ist die Aufzählung der unveränderlich oder adverbial gebrauchten Adjektive, lehrreich die Liste

der in der neueren Literatur beliebten Vergleichungen, welche übrigens weniger grammatische als lexikalische Bedeutung haben, lehrreich, was über Adverbien und Negationen gesagt wird. Für die Modifizierung der Negation ist eine Reihe von Beispielen gegeben, die sich wohl noch erweitern liefse, etwa durch ne ... guère que, ne ... encore que, ne ... plus guère que, pas plus que ... ne, ne ... pas trop, ne ... pas davantage, ne ... non plus jamais usw. Nicht unerwähnt bleiben darf, dafs die Franzosen seit dem 17. Jahrhundert rien moins que und rien de moins que unterschiedslos zu verwenden belieben, während die beiden geradezu das Entgegengesetzte besagen. Il ne supporte rien moins (alles eher) que ce bavardage. Elle ne souhaitait rien de moins (nichts Geringeres) qu'un équipage. Man vgl. darüber einen Artikel im „Temps" vom 19. August 1905.

Wenn der Sammeleifer des Verfassers alles Lobes würdig ist, so ist dagegen zu bedauern, dafs das weitläufig angelegte Werk die Ergebnisse der historischen Sprachforschung nicht genügend berücksichtigt.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

143) **G. Ravenscroft Dennis, Gulliver's Travels, By Jonathan Swift.** London, George Bell and Sons, 1905. (The York Library.) XXXII u. 308 S. 8. geb. 2 Sh.

Rav. Dennis hat mit vorliegendem Buche die erste vollständige und, was den Text anbetrifft, kritische Ausgabe von Gulliver's Travels gegeben. Er behandelt in seiner Einleitung die näheren Umstände der anonymen Veröffentlichung von Swifts Satire und zitiert u. a. Briefe von Swift und Pope. — Rav. Dennis Nachforschungen haben, wie er in einer Anmerkung sagt, auch ihn auf keine zeitgenössische Kritik der Reisen in „periodical literature" stofsen lassen. Auf die anonyme französische Übersetzung, die Anfang 1727 im Haag erschien (ein Exemplar davon befindet sich in der Bremer Stadtbibliothek!), geht der Herausgeber ebensowenig ein, wie auf die sehr willkürliche des Abbé des Fontaines. Ich weifs nicht, ob schon festgestellt ist, ob und welcher Zusammenhang zwischen den beiden französischen Übersetzungen besteht.

Ob Dennis David Ashers kurzen Artikel in der Anglia VII, Anz. 93 (Leipzig, April 1884) kennt, geht aus der Einleitung nicht hervor. Asher behauptet dort, ein Stück des Jacopo Martelli: Das Niesen des Herkules, das (wie Goldoni erzählt) zwischen 1723—1728 im Puppentheater in der

Familie des Grafen Lantieri aufgeführt wurde, sei für Swift ein unmittelbares Vorbild gewesen.

Dennis hat mit grofser Gewissenhaftigkeit den früher von der Presse verstümmelten Text der Reisen (vgl. Swifts Briefe an seine Freunde) wieder hergestellt, wobei er der Faulkner's Edition (Dublin 1735) mit Recht grofses Mifstrauen entgegengebracht hat. Auf die Bibliographie der ersten Ausgabe von G. T. geht der Herausgeber nicht ein, da diese von Temple Scott im zwölften Bande der grofsen Swiftausgabe behandelt wird.

Dem vortrefflichen Buche der York Edition sind aufser einem Stiche von Captain Lemuel Gulliver und den alten Titelseiten des ersten und dritten Teiles noch vier Karten (Faksimilia der Originalausgabe) beigeben worden.

Bremen. **Walther Otto.**

---

144) **Bruno Herlet, Alfred Tennyson. Poetical Works.** Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1906. XV u. 135 S. 8. geb. ℳ 1.20; Wörterbuch dazu: ℳ —.60.

Von Tennysons Gedichten, deren wohlklingende Form von einem jeden Freunde der englischen Sprache gepriesen wird, über deren inhaltlichen Wert die Meinungen oft sehr geteilt sind, eine Auswahl für die Schule zu treffen, ist nicht leicht. Herlet hat sich für seine vorliegende Ausgabe natürlich insbesondere von didaktischen Gründen leiten lassen müssen. Mit Geschick hat er es verstanden, zu Tennysons bekanntesten Gedichten, wie „The Charge of the Light Brigade“ und „Enoch Arden“, die sich mit Recht einen gesicherten Platz in fast jeder Auswahlsammlung errungen haben, andere Gedichte hinzuzufügen, durch deren Aufnahme er einen guten Geschmack verrät. Selbstverständlich durfte Herlet die „Idylls of the King“ nicht übergehen. Wir finden sie vertreten durch „Gareth and Lyneth“ und „The Passing of Arthur“. Eröffnet wird die Sammlung durch „Mariana“, eines der besten Gedichte aus Tennysons frühester Schaffenszeit. Diesem folgen die kürzeren Gedichte „The Miller's Daughter, The May Queen, New Year's Eve“ und „Dora“. Auch mit der meisterhaften Elegie „In Memoriam A. H. H.“ werden wir durch einige Proben bekannt gemacht. Die Lektüre von „The Lotos-Eaters“ und „Tiresias“ wird dem Schüler zeigen, wie Tennyson auch aus der griechischen Sage zu schöpfen

verstand. Pietätvoll erfüllt der Herausgeber einen Wunsch des Dichters, indem er seine Sammlung schliefst mit dem Gedichte „Crossing the Bar“.

Den Gedichten geht eine Einleitung voraus, die über des Dichters Leben, Werke, besonders die Königsidyllen, unterrichtet. Am Schlusse des Bandes befinden sich die zahlreichen Anmerkungen, die ebenso wie die Einleitung in deutscher Sprache abgefafst sind und sprachliche und inhaltliche Schwierigkeiten erklären. Durch geschichtliche Einleitungen, Zwischenerzählungen u. dgl. sucht der Herausgeber das Verständnis der Gedichte zu fördern.

Der Wortschatz in dem besonders erschienenen Wörterverzeichnisse ist ausreichend. Einige Kleinigkeiten bedürfen der Verbesserung. So fehlt bei der Erklärung der Aussprachebezeichnung das bei den betr. Wörtern (z. B. absence, absent) sich findende *ß*, das stimmloses *s* kenntlich machen soll. Mitunter ist derselbe Laut verschieden bezeichnet, vgl. store (å) und story (ō). In unsolder ist das *l* fett zu drucken, weil es stumm ist.

Herlets Ausgabe kann für die Oberstufe höherer Lehranstalten empfohlen werden.

Marburg. **Edw. Hauck.**

---

145) **Thomas Fowler, Locke.** London, Macmillan and Co, VIII u. 200 S. 8. geh. 3 sh. 6 d.

Dieses Buch, ein Band der Serie: English Men of Letters, edited by John Morley, vereinigt Kürze mit reichem Inhalt. In sieben Kapiteln wird eingehend das Leben Lockes dargestellt und der Charakter des durchaus edeln Philosophen geschildert. Das achte Kapitel enthält eine vorzügliche Besprechung des Essay on the Human Understanding. An sie ist auch eine Kritik der Lockeschen Philosophie angeschlossen, in der ihre Weiterbildung oder Entwicklung über Hume, Kent bis J. S Mill verfolgt, und in der nicht nur die hohe Bedeutung, sondern auch die Schwäche des neuen Systems beleuchtet wird. Kap. IX, X und XI behandeln Lockes Schriften über Religion und Moral, über Erziehung, über Regierung, über Handel und Finanzen mit manchen lichtvollen Bemerkungen. Sie bieten alle drei des Fesselnden sehr viel. Das letzte, das zwölfte Kapitel, Lockes Influence on Thought, ist eine höchst gediegene Darlegung des gewaltigen Einflusses, den Locke durch seine neue Art zu philosophieren auf die nachfolgenden Geschlechter ausgeübt hat.

Der vortreffliche Inhalt, nicht weniger aber auch die sprachliche Form, bei der die schlichte aber immer treffende Ausdrucksweise angenehm berührt, machen Fowlers Buch zu einer genufsreichen Lektüre.

Hildburghausen. **K. Pasch.**

146) **Max Priefs, Die Bedeutungen des abstrakten substantivierten Adjektivs** und des entsprechenden abstrakten Substantivs bei Shakespeare. (= Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von L. Morsbach, XXVIII.) Halle a. S., Max Niemeyer, 1906. X u. 57 S. 8. ℳ 1.60.

Bei der vorliegenden, mehr sprachphilosophischen als rein sprachlichen, unter Rücksicht anf verschiedene logische Kategorien angefertigten Arbeit, auf die der erblindete Verfasser grofse Sorgfalt und vielen Fleifs verwendet hat, genügt es, das Ergebnis mit dessen eigenen Worten (S. 57) anzugeben: Es zeigt sich, dafs zwischen abstraktem Substantiv und entsprechendem substantivierten Adjektiv gar keine Bedeutungsunterschiede bestehen, auch da nicht, wo wir nach unserem modernen Sprachgefühl — und gerade wegen unseres modernen Sprachgefühls — für das letztere ersteres erwarten.

K. **-tz-.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 10. August. Nr. 16, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

147) **Eduard Kammer, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias.** Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit einem Lichtdruckbilde. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1906. 379 S. 8. brosch. ℳ 4. —.

Zu den Büchern, die im Kampfe für das humanistische Bildungsideal eine gute Waffe bedeuten, gehört Kammers ästhetischer Kommentar zur Ilias. Entgegen der streng philologisch grammatischen Auslegung, die noch vor einem Menschenalter der Jugend oft den Geschmack und die Freude an Homer verdarb, will der Verfasser, dem niemand die gründliche Kenntnis und das feinsinnige Verständnis des Dichters absprechen darf, helfen, den grofsen Schatz ewig schöner Poesie zu heben und damit den Homerunterricht auch solcher Lehrer zu beleben, deren Anlage und Neigung sie vielleicht achtlos an manchen mehr verborgenen Reizen der Dichtung vorübergehen läfst. In den Anregungen, die der Verfasser dem Leser gibt, liegt ohne Zweifel der Wert des Buches, dem wir nur etwa Müllers verdienstvollen Kommentar zu Sophokles an die Seite stellen möchten.

In der Anlage des Buches, das wir früher eingehend gewürdigt haben, ist nichts geändert worden, nur das Kapitel über den homerischen religiösen Glauben ist noch mehr vertieft worden. Wenn wir dem Verfasser auch nicht durchaus in seiner Ausscheidung vieler Teile des Epos als Einlagen und Umdichtungen der „Urilias" zu folgen vermögen, so glauben wir doch allen Kollegen, die zum ersten Male mit diesem erfreulichen Unterricht betraut werden, raten zu sollen, für die Auswahl des den Schülern zu bietenden Lesestoffes sich von Kammer leiten zu lassen. Sie werden bei aller Selbständigkeit der Auffassung doch viel von einem solchen Führer lernen können.

Bremen. **L. Koch.**

148) **Ettore Stampini, Le Bucoliche di Virgilio.** Con introduzione e commento. Parte prima. Ecl. I–V. III Edizione. Torino, E. Löscher, 1905. XXIV u. 109 S. 8. Lire 1.50.

Der Einleitung zufolge sind die zehn Eklogen sämtlich in dem bukolischen Triennium 41—39 v. Chr. verfafst und zwar in der Reihenfolge, wie sie in der Sammlung stehen, mit Ausnahme der ersten, welche nach der dritten anzusetzen ist. Die vierte gehört dem Jahre an, in welchem Pollio Konsul war und der Vertrag von Brundisium zustande kam. Auch die achte ist Asinius Pollio gewidmet, der im Jahre 39 siegreich gegen die Parthiner kämpfte. Die neunte gehört in das Ende dieses Jahres, in welchem der Dichter sein Gut wirklich verlor, während in der ersten nur von der Gefahr es gleich den andern zu verlieren die Rede ist. — Ebenso besonnen urteilt der Verfasser inbezug auf die strophische Gliederung der Eklogen; er weist mit Entschiedenheit die Versuche derer zurück, *che, quasi gareggiando a chi meglio riuscisse a tagliuzzare in istrofe più o meno lunghe le povere Ecloghe . . . non erano venuti a risultati accettabili,* und läfst mit Haag strophische Komposition nur zu, wo sie sich von selbst ergibt, also in der dritten, siebenten und achten. Bei dem imitativ-kontaminativen Verfahren, welches Virgil seinem griechischen Vorbilde gegenüber beobachte, könne von Originalität im modernen Sinne keine Rede sein; immerhin sei es kein geringes Verdienst, dem fremden Gute den römischen Stempel so deutlich aufgedrückt zu haben. Nachdem so einige Hauptfragen knapp und klar erledigt sind, alles andere Kritische aber in den Anhang S. 93—109 verwiesen und endlich jeder Ekloge eine ausführliche Inhaltsangabe vorausgeschickt ist, dürfte

man hoffen, sich ungestört an den wohlklingenden Versen der Arkadier erfreuen zu können. Aber ach, was ist aus dem fröhlichen Völkchen geworden! Der Herausgeber hat ihm die Hirtentasche bis obenhin voller Gelehrsamkeit gepfropft: auf je einen Virgilvers kommen durchschnittlich acht Zeilen Kommentar. Hier wäre entschieden die Hälfte mehr als das Ganze; *il lungo studio e il grande amore*, welche St. auf die Ausgabe gewandt hat, würden auch in der verkürzten Gestalt und wohl nur um so besser hervortreten. Der Druck ist sehr sorgfältig, aber in den Inhaltsangaben und dem Anhange so klein, wie ihn unsere Schulausgaben nicht mehr zu bieten wagen.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

149) **Albert Mayr, Aus den phönikischen Nekropolen von Malta.** Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der philos.-philol. und der histor. Klasse der Kgl. Bayer. Akad. der Wiss. 1905, Heft III. München, in Komm. des G. Franzschen Verlags (J. Roth). S. 467—509. Mit 4 Tafeln und 7 Textfiguren.

Teils aus eigener Anschauung, teils aus Büchern maltesischer Lokalforschung, die aufserhalb Maltas kaum bekannt geworden sind, gibt der Verfasser, der schon 1901 in den Abhandlungen der Kgl. Bayerischen Akademie ein gröfseres Werk über die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta veröffentlicht hat, Nachricht über Funde in spezifisch punischen Gräbern besonders in Città Vecchia, der alten Hauptstadt der Insel. Zuerst werden eine Reihe von Gräbern beschrieben, sodann die Fundgegenstände in maltesischen Lokalsammlungen, die zumeist aus Gräbern stammen. Hier begegnen merkwürdige, altertümliche Grabbüsten und Grabstelen, dann Tonsarkophage, die an ägyptische Mumienkästen erinnern und aus jüngerer Zeit Aschen- oder Knochenbehälter, merkwürdige Tonmasken. Auch die Ausbeute an gewöhnlichen Tongefäfsen sowohl altrömischer oder punischer Fabrikation als auch griechischen (unteritalischen) Imports, sowie an Amuletten und Schmuckgegenständen ist nicht unbedeutend. In einem letzten Kapitel behandelt der Verfasser sodann die aus der Beobachtung der Funde sich ergebenden Bestattungsgebräuche, in denen sich deutlich die Periode der Bestattung in Totenkammern von der späteren durch Leichenverbrennung unterscheiden läfst.

C. **-r.**

---

150) **Konrad Lehmann, Die Angriffe der drei Barkiden auf Italien.** Drei quellenkritisch-kriegsgeschichtliche Untersuchungen. Mit 4 Übersichtskarten, 5 Plänen und 6 Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. X u. 309 S. gr. 8. ℳ 10.

1. Hannibals Alpenübergang. Nach einer kurzen Orientierung über den Stand der Frage und einer Zusammenstellung der antiken Quellen wird zunächst die Stelle des Rhoneüberganges fixiert. Ich gebe in meiner Liviusausgabe Roquemaure als Übergangspunkt an. L. macht wahrscheinlich, dafs der Übergang weiter nördlich stattfand, bei St. Etienne des Sorts.

Hannibal gelangt dann zur Insula. Polybius (3, 49, 6) und Livius schildern sie übereinstimmend als ein Dreieck zwischen Rhone und Isère, dessen Spitze von ihrem Zusammenflufs eingeschlossen sei. Livius fügt hinzu: *incolunt prope Allobroges,* in der Nähe des Zusammenflusses wohnen die Allobrogen (in den Städten Tegna, Vienna, Cularo, Lemincum, Genava). Trotz dieser klaren Angaben beider Autoren verlegte Maissiat die Insula zwischen Rhone und Saone, Montanari zwischen Verdon und Durance, und L. versteht nun darunter „das Tiefland an der Rhone zwischen Drôme- und Isèremündung“.

Nach Livius zog Hannibal vom Rhoneübergang zur Insel, um ein Zusammentreffen mit Scipio zu vermeiden. Lehmann meint dagegen (S. 64): „Ohne allen Zweifel hätte Hannibal es vorgezogen, mit seiner Überlegenheit das römische Heer, sobald es sich ihm entgegenzustellen wagte, anzugreifen.“ Warum floh er denn vor Scipio? Ein Sieg konnte ihm hier keine Bundesgenossen gewinnen, eine grofse Zahl Verwundeter aber den Weitermarsch so verzögern, dafs der Winter den Alpenübergang erschwerte.

Nach der Ruhe bei der Insel konnte nun Hannibal sich den Alpen zuwenden. Polybius (3, 47) und Livius meinten, die Alpenkette erstrecke sich vom Nordende des Adriatischen Meeres in gerader Richtung gegen Südwest zum Mittelmeer, und die Rhone laufe damit parallel. Nach ihrer Vorstellung ging der kürzeste Weg von der Rhone zu den Alpen nach Südost. Weil aber Berge hinderlich waren, wandte sich Hannibal von dieser geraden Richtung nach Osten, nach links ab: *cum iam Alpes peteret, non recta regione iter instituit, sed ad laevam in Tricastinos flexit.* Die Worte *iter instituit* „er nahm seinen Weg“ versteht Lehmann falsch:

„er setzte seinen Marsch nicht in gerader Richtung fort“, und behauptet, in Livius' Worten liege ein Widerspruch; es müsse hier heifsen: *ad dextram;* die Worte seien in Livius' Quelle hinter dem Rhoneübergang gestanden.

Nach Livius überschritt Hannibal die Druentia. Sie wird als ein durch keine Uferbauten eingedämmter Gebirgsflufs geschildert, der beständig sein Bett ändere und durch Geröllhaufen teile, daher nicht mit Schiffen überfahren werden könne, während die Punier auf Flöfsen und kleinen Schiffen über die Rhone gefahren waren. Dies alles hält L. nicht ab, diesen Bericht für eine Dublette des Rhoneüberganges zu erklären.

Lehmann setzt dann auseinander, „dafs das karthagische Heer beim Bec de l'Echaillon das Alpengebiet betreten hat, dann das Isèretal hinaufgezogen und über den Kleinen St. Bernhard nach dem Tal von Aosta hinabgestiegen ist, um der Dora Baltea weiter folgend bei Ivrea den Rand der Po-Ebene zu erreichen“. „Ein feindliches Heer war nicht zur Stelle. So konnte denn Hannibal hier seinen Truppen die wohlverdiente und dringend erforderliche Ruhe gönnen.“ Ivrea war von den Insubrern am Tessin durch das Gebiet der Libui und Libicii getrennt. Hannibal ging nicht direkt zu den Insubrern, sondern er zog zuerst 50 km gegen Südwesten und bezwang die Tauriner; dann brach er erst zu den Insubrern auf.

Nach Polybius, Livius und Strabo erreichte Hannibal den Boden Italiens bei den Taurinern. Polybius sagt 3, 56, 3: „Nachdem Hannibal die Alpen in 15 Tagen überstiegen hatte, zog er dreist in die Ebenen am Po hinaus und zu dem Volke der Insubrer.“ Diesen Satz versteht Lehmann so: Nach Übersteigung der Alpen ruhte Hannibal bei Ivrea aus, unterwarf dann die Tauriner und zog nun durch die Ebenen am Po zu den Insubrern. Polybius dagegen erzählt 3, 60, 2 u. 8: „Unmittelbar am Fufs der Alpen liefs er die Truppen sich lagern und sich zunächst erholen.... Als sich dann das Heer erholt hatte, lud er die am Fufs des Gebirges wohnenden Tauriner zur Freundschaft ein, und da sie nicht auf ihn hörten, umlagerte er (*περιστρατοπεδεύσας*) ihre bedeutendste Stadt und eroberte sie in drei Tagen.“ Von einem 50 km langen Marsch zu den Taurinern weifs Polybius gar nichts; Hannibal ist schon bei ihnen und schliefst ihre Stadt einfach ein. Nachher beschliefst er dann erst *προάγειν εἰς τοὔμπροσθεν*, in die Po-Ebene vorzurücken. Livius hat an vielen Stellen falsche Angaben des Coelius berichtigt. Auch 21, 38, 7 tadelt er ihn, weil er den Hannibal über das Cremonis iugum zu den

Taurinern kommen liefs. Welchen Pafs der konfuse Coelius meinte, ist ganz unsicher. Livius aber dachte sich unter Cremonis iugum einen Pafs, welcher die Punier zunächst zu den Salassern und Libui geführt hätte, wahrscheinlich den Kleinen St. Bernhard, so dafs die Annahmen Lehmanns in den antiken Quellen doch diesen schwachen Anhaltspunkt haben.

Der Abstieg fand vom 11. bis zum 15. Tage statt; es gingen aber hiervon zwei Tage mit Wegebau verloren. Vom Kleinen St. Bernhard bis Ivrea sind es mindestens 120 km. Das durch den Marsch von Spanien her entkräftete Heer hätte diesen Weg in drei Tagen nicht zurückgelegt.

S. 87—142 untersucht L die Berichte über den Verlauf des Alpenmarsches im einzelnen. Überzeugend ist die Art, wie die Tage des Alpenüberganges gezählt werden. Durchaus einverstanden bin ich mit der Erörterung (S. 102 f.), auf welche Weise Livius arbeitete und seine Quellen benutzte. Dagegen glaube ich nicht, dafs Hannibal mit höchstens 28000 Mann zu Fufs und 8000 Reitern von Spanien aufgebrochen sei.

S. 143—189 bieten eine zusammenfassende Darstellung, die an Klarheit viel zu wünschen übrig läfst. Z. B. S. 146 liest man: „Im Spätherbst 219 nahm Hannibal Sagunt ein ... Und nachdem eine römische Gesandtschaft die Kriegserklärung in Karthago abgegeben hatte, rüstete er sich für den Sommer 218 zu seinem Zuge nach Italien", wohin er Anfang Mai aufgebrochen sei. Nach S. 148 erfolgte aber die Kriegserklärung erst im Frühjahr 218. Letzteres ist richtig. Am jul. 19. März 218 traten Scipio und Sempronius das Konsulat an und begannen die Rüstungen. Darauf beschlofs das Volk den Krieg; Gesandte (darunter M. Livius, Konsul bis 18. März 218) gingen nach Karthago und erklärten ihn. Nun hatte Hannibal längere Zeit mit der Sicherstellung Afrikas und Spaniens zu tun; er konnte kaum vor Mitte Juni aufbrechen. — Während S. 46 angenommen wurde, Hannibal hätte Scipios Heer gern angegriffen, beeilt er sich jetzt S. 156, „um sich durch den Feind auch nicht einen Tag lang aufhalten zu lassen". — Ein wichtiger Punkt wird verschwiegen. Erst nach dem Übergang über die Rhone kamen die boischen Führer bei Hannibal an, offenbar aus dem Tale der Druentia, und klärten ihn auf über den Alpenübergang (Pol. 3, 44, 7). Bei einem Marsch nach Süden von St. Etienne des Sorts nach dem Tal der Druentia, wäre Hannibal mit Scipio zusammengestofsen. „Vielleicht wäre dann der verhängnisvolle karthagische Angriff auf Rom ganz anders, und zwar vermutlich weniger verlustreich für Italien verlaufen" (S. 159). So mufste nun Hannibal,

um zur Druentia zu kommen, den Umweg an der Insel vorbei machen, und die Erzählung des Livius erweist sich als einwandsfrei. — S. 168 liest man: „Zehn Tage waren seit Vollendung des Rhoneüberganges verflossen, und 800 Stadien hatte das karthagische Heer in dieser Zeit von Mornas über Valence bis Rovon zurückgelegt; von diesem Punkte aus rechnet Polybius den eigentlichen Alpenmarsch.“ Polybius sagt 3, 39, 9, vom Rhoneübergang bis zum Beginn des Alpenmarsches seien es 1400 Stadien. Davon fallen 600 auf den Weg bis zur Mündung der Isère, vier Tagemärsche. Wegen des Thronstreites auf der Insel verzögert sich der Marsch, und Polybius begeht einen schweren Irrtum, indem er Hannibal an der Rhone weiter ziehen läfst, was Lehmann nicht erwähnt (3, 50, 1): *Ἀννίβας δ' ἐν ἡμέραις δέκα πορευθεὶς παρὰ τὸν ποταμὸν εἰς ὀκτακοσίους σταδίους ἤρξατο τῆς πρὸς τὰς Ἄλπεις ἀναβολῆς.* Nicht beim Bec de l'Echaillon begann der Aufstieg, sondern 600 Stadien weiter oben.

Der Zug Hannibals aus Spanien nach Italien ist ein durch seine Kühnheit und Grofsartigkeit bewunderungswürdiges Unternehmen; über welchen Alpenpafs er ging, ist eine Frage von untergeordneter Bedeutung, die sich mit den vorhandenen Quellen nicht entscheiden läfst. Aber das ergibt sich aus einem genauen Studium der Quellen, dafs die Punier durch das Tal der Dora Riparia nach dem Po kamen, nicht durch das Tal der Dora Baltea.

2. Hasdrubals Angriff auf Italien. Hierüber gibt es eine Studie von Raimund Oehler (vgl. Philol. Rundschau 1897, S. 377). Mit den Quellen (bes. Liv. XXVII) steht es leidlich gut. Lehmann hat sich ihr Studium nicht schwer gemacht und die Gelegenheit zu Vermutungen ausgenutzt.

Im Herbst 208 zog Hasdrubal über die westlichen Pyrenäen nach Gallien; dafs Livius (27, 19, 1) diesen Übergang 209 erzählt, wird nicht erwähnt. Er soll nach L. am Nordrand der Pyrenäen überwintert haben. Die Arverner, zu denen er kam, wohnten nach L. in Südgallien am Wege Hannibals. Er ging etwa bei Avignon über die Rhone, folgte der Durance und stieg über den Mont Genèvre ins Tal der Dora Riparia hinab. Ovid Fast. 6, 768 setzt die Schlacht am Trasimen entweder auf den 21. oder (nach der Lesung *quartus*) auf den 23. Juni an. Dann fährt er fort: Postera lux melior; superat Masinissa Syphacem (22. Juni 203) et cecidit telis Hasdrubal **ipse suis**. Danach setzt Lehmann den 24. Juni als Tag der Schlacht am Metaurus an, da man bei dem Namen Hasdrubal zu

allererst an Hannibals Bruder denken müsse. Ein Römer dachte wohl zunächst an den letzten Verteidiger Karthagos, über den Scipio 146 triumphierte, und Hannibals Bruder fiel *pugnans*, nicht durch Selbstmord, wie *ipse suis* klar sagt. Auch die Geschichte des Vaters der Sophoniba wird S. 196 vorgeführt, aber nicht erwähnt, dafs Hasdrubal Gift nahm (App. Lib. 38). Nach S. 198 traten die Konsuln 207 nach altem Brauch am 1. März ihr Amt an. In Wirklichkeit geschah dies seit 222 Idibus Martiis.

Lehmann erörtert die Kriegsereignisse in Italien im Jahre 207 sehr ausführlich; seine eigenen Vermutungen sind jedoch in den Hauptpunkten nicht annehmbar. Sechs Reiter sollten Hannibal Nachricht von Hasdrubal bringen; zu ihrer Beglaubigung hatten sie ein Schreiben bei sich, das in die Hände der Römer geriet und über dessen Inhalt wir nicht mehr wissen als die Worte bei Livius (27, 43, 8): *cum in Umbria se occursurum Hasdrubal fratri scribat.* Im damaligen Umbrien und zwar zwischen der Kolonie Sena und dem Flusse Metaurus traten ihm denn auch die Konsuln entgegen und schlugen ihn (Frontin 1, 1, 9; Val. Max. 3, 7, 4; 7, 4, 4). Oehler verlegt Hasdrubals Niederlage wohl richtig auf den Hügel von S. Angelo am südlichen Ufer des Metaurus, 7 km von der Mündung. Der Konsul Nero riet dem Senat, ein Heer bei Narnia (Nequinum) aufzustellen; er meinte, wenn die Römer wider Erwarten geschlagen würden und Hannibal sich mit Hasdrubal verbinden könnte, müfste man ihnen den Übergang über den Nar und den Vormarsch gegen Rom verwehren. Mommsen R. G. I[8], 649 hat sich die falsche Meinung gebildet, dafs die Vereinigung der punischen Heere bei Narnia geschehen sollte, die Oehler mit Recht ablehnte. Lehmann behauptet auf eigene Faust (S. 205. 210. 270), Hasdrubal habe die Reiter an Hannibal geschickt „mit einer schriftlichen Meldung über die Stärke seiner Streitmacht, sowie über die Zeit und Richtung seines Marsches, und zwar erfahren wir ausdrücklich, dafs er im südlichen Umbrien, also westlich vom Apennin, auf der Linie der Via Flaminia zu Hannibal zu stofsen gedachte“. Nach L. standen die feindlichen Heere 4 km vom Metaurus an der Via Flaminia einander gegenüber, wo die Küstenstrafse abzweigte; dann erreichte Hasdrubal in einer Nacht auf Seitenwegen die Via Flaminia und zog auf ihr vorwärts; bei Tagesanbruch (S. 277) eilten die Römer ihm nach, holten ihn in einer Entfernung von annähernd 30 km ein und schlugen ihn, in der Nähe des Pons Metauri bei Calmazzo; die Schlacht endete um

Mittag (S. 196. 232). — Nach Polybius (11, 3, 1) hatte Hasdrubal sein Lager nicht abgebrochen; es war in der Nähe des Schlachtfeldes, nicht 30 km entfernt; die Römer konnten es sofort plündern; viele Kelten lagen darin betrunken auf ihren Strohlagern: Ῥωμαῖοι δὲ τῇ μάχῃ κατορθώσαντες παραντίκα μὲν τὸν χάρακα διήρπαζον τῶν ὑπεναντίων καὶ πολλοὺς τῶν Κελτῶν ἐν ταῖς στιβάσι κοιμωμένους διὰ τὴν μέθην κατέκοπτον· συνῆγον δὲ καὶ τὴν λοιπὴν λείαν. Dafs Hasdrubal, von den Römern eingeholt, dies Lager aufgeschlagen, die Gallier jetzt sich betrunken und auf das Lagerstroh gelegt hätten, ist einfach unglaublich.

Während der Abwesenheit Neros vom südlichen Kriegsschauplatz soll Hannibal, die Pläne Hasdrubals ahnend, nach Norden vorgerückt sein (S. 282): „Inzwischen war das karthagische Südheer, obwohl es die Meldung des Hasdrubal nicht erhalten hatte, doch höchstwahrscheinlich allmählich von Canusium aus an der adriatischen Küste weiter vorgerückt. So war es bis etwa zur Aternusmündung gekommen, dem letzten Punkte, von dem aus es je nach Bedarf entweder die Küstenstrafse weiter verfolgen oder nach der Westseite des Apennins gelangen konnte." Hannibal würde hier von Neros Zug vernommen haben und ihm eiligst gefolgt sein.

In bezug auf die Schlacht am Metaurus kommt Lehmann zu dem sonderbaren Ergebnis, „dafs Polybius' Darstellung der Schlacht zwar knapper und nüchterner, dafür aber auch klarer ist, dafs hingegen auch bei Livius der Verlauf der Schlacht im wesentlichen mit Polybius übereinstimmend wiedergegeben ist" (S. 234). Bei Livius besteht jede der beiden Schlachtordnungen aus zwei Flügeln und einem Zentrum; im punischen Zentrum stehen die Ligurier und kämpfen tapfer. Bei Polybius sind die beiden Zentren verschwunden; die punische Armee besteht nur aus Iberern und Galatern; der Verlauf des Kampfes ist nicht klar, wie bei Livius. Daher ist auch die Annahme Lehmanns, dafs Hasdrubal „auf keinen Fall mehr als 15 000 Mann hatte" (S. 233), nicht überzeugend. Polybius folgte wohl einer Quelle, nach der die Ligurier nicht an der Schlacht teilnahmen und am folgenden Tage mit Galliern abzogen (vgl. S. 232).

3. Die letzten Unternehmungen der Karthager im Po-Lande. Hannibals jüngerer Bruder Mago, aus Spanien vertrieben, überwintert auf der kleineren balearischen Insel, nimmt 205 durch einen plötzlichen Angriff von der See her Genua ein und zerstört es (Liv. 28, 46, 7). Darauf verbindet er sich mit den Ingaunen und kämpft gegen die Epan-

terier. Er erhält von Karthago Verstärkung und Geld zu Werbezwecken. 203 wird er im Lande der Insubrer geschlagen und schwer verwundet. Er zieht sich nach Ligurien zurück, wird von der Regierung heimgerufen, stirbt aber auf der Überfahrt. — Diese Unternehmungen Magos werden von L. trefflich und überzeugend erörtert.

Nach Livius (31, 10, 2) war ein Karthager Hamilkar vom Heere Hasdrubals in Oberitalien geblieben. Er wiegelte im Jahre 200 die Gallier und Ligurier auf, plünderte Placentia und belagerte Cremona, wurde aber dort vom Prätor L. Furius geschlagen und fiel im Kampfe. L. setzt diese Ereignisse gut auseinander, hat jedoch andere Angaben, die wir über Hamilkar haben (Dio Cass. frg. 58, 5. Zonar. 9, 15—16), übersehen. Hamilkar war mit Mago gekommen; er fiel bei Cremona nicht; 199 besiegte er den Prätor Cn. Bäbius und nahm Placentia ein. Darum hat 198 der Konsul Sex. Älius Mühe, die Kolonien Cremona und Placentia wiederherzustellen (Liv. 32, 26, 3). 197 kämpft Hamilkar gegen den Konsul C. Cornelius Cethegus und wird gefangengenommen (Liv. 32, 30, 12). 196 „wurden die gallischen Stämme am Po endgültig unter das römische Joch gebeugt", und die Konsuln triumphierten über sie.

Das Werk ist schön gedruckt und mit prächtigen Karten versehen.

Burgdorf bei Bern. **Franz Luterbacher.**

---

151) **Karl Krumbacher, Ein serbisch-byzantinischer Verlobungsring.** (Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der philos.-philol. und der histor. Klasse der Kgl. Bayer. Akad. der Wiss.). Heft III. Mit einer Tafel. München, Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften. In Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth), 1906. S. 421—452. gr. 8. ℳ —. 60.

Ein interessantes Stück der bildenden Kleinkunst, dieser serbisch-byzantinische Verlobungsring, und ein interessantes Stück der philologischen Kleinkunst, die kurze Abhandlung Krumbachers.

Einigen anziehenden Einleitungsworten, die ein erfreuliches Bild des von K. geleiteten Seminars bieten, folgt eine genaue Beschreibung des Rings. Leider ist sein Fundort nicht bekannt; er gelangte durch einen „exotischen Händler" — leider verlautet auch über diese mysteriöse Persönlichkeit nichts näheres — an Hofantiquar Reiling in Mainz und ist jetzt im Besitz eines Münchener Kunstfreundes.

Der goldene Ring trägt auf runder Platte die siebenzeilige Niello-Inschrift:

μνῆστρον Στεφάνου Δουκικῆς ῥίζης κλάδου
Κομνηνοφυῆς ταῖν χεροῖν, Ἄννα, δέχου.

An die Besprechung der Schriftzeichen schliefst sich eine genaue Erklärung des Textes mit Belegen, namentlich aus Bullen. Wenn die Ringinschrift in ihren zwei Versen vier Verstöfse gegen die übliche Orthographie aufweist, so beruhen diese auf dem Itazismus. „Nicht die Orthographie“, sagt K., „sondern eine gewisse Anorthographie bildet die Regel im gröfsten Teil der spätgriechischen und byzantinischen Epigraphik; die absolute Herrschaft der Schulorthographie, wie sie sich seit der Zeit des Humanismus festgesetzt hat und wie sie uns in Fleisch und Blut übergegangen ist, hat in der byzantinischen Zeit nicht bestanden.“

Metrisch besteht die Ringinschrift aus zwei Zwölfsilbern, dem nach dem Fünfzehnsilber, dem „politischen Vers“, bei den Byzantinern gebräuchlichsten Versmafs.

Die Abhandlung gibt sodann im § 6 eine von K. selbst als schwerlich vollständig bezeichnete Angabe anderer byzantinischer Ringe, denen gegenüber unser Ring ein Unikum bildet, nicht nur wegen der metrischen Inschrift, sondern auch weil er durch das Anfangswort μνῆστρον einzig unter allen anderen byzantinischen Ringen als Verlobungsring bezeichnet ist und weil er die Personen mit völliger Klarheit nennt, so dafs dadurch auch die Zeit des Ringes völlig sicher gestellt ist: das Brautpaar ist, wie K. auf Grund einer ihm von dem besten Kenner der serbisch-bulgarischen Geschichte, Professor C. Jireček in Wien, zugekommenen Mitteilung nachweist, König Stephan Radoslav, genannt Dukas, von Serbien (1228—1234) und Anna Komnena, Tochter des Kaisers Theodoros Angelos Komnenos Dukas von Thessalonika (1216—1230).

Karlsruhe i. B. **Oster.**

152) **Fritz Friedrich, Gobineau, Auswahl aus seinen Schriften.** (Bücher der Weisheit und Schönheit, herausgegeben von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthufs.) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer [o. J.]. 196 S. 8. geb. ℳ 2. 50.

Das von Prof. Schemann wiedererweckte Interesse für das Leben und Schaffen des Grafen zieht immer weitere Kreise und bereichert unsere Literatur mit begrüfsenswerter Freigebigkeit. Nachdem Fritz Friedrich

durch seine „Studien über Gobineau" die gelehrte Gesellschaft mit einer von keinerlei Voreingenommenheit beirrten Kritik der Bedeutung seiner Werke für die Wissenschaft beschenkt hat, bringen die „Bücher der Weisheit und Schönheit" vortrefflich verdeutschte Auszüge aus der reichen Hinterlassenschaft, welche dazu angetan sind, eine noch gröfsere Leserwelt anzuziehen und zu fesseln. Eine Anzahl Kapitel aus dem Rassenwerk geben einen ungefähren Begriff von der hohen Aufgabe, die sich der Volkspsychologe gestellt hat. Dasjenige, welches „das Rom des Völkerchaos und die Germanen" überschrieben ist, mag den dem Autor gewordenen Beinamen „der französische Germane" rechtfertigen. Die den „Religionen und Philosophien Mittelasiens" entnommene Geschichte des verhältnismäfsig noch jungen persischen Theaters überrascht durch die Ähnlichkeit mit dem Entstehen des altgriechischen und gibt ein buntes Bild vom gesellschaftlichen Leben und Treiben in Persien. Aus den „Asiatischen Novellen" zeigt die Geschichte Gamber-Alis, mit welchem Verständnis Gobineau die Volksseele zu ergründen und mit welch köstlicher Ironie er ihre Verirrungen als scheinbar berechtigt wiederzugeben weifs. In den Auszügen aus der „Renaissance" gehen lebensvoll und lebensgetreu Alexander VI., Lucrezia und Cesare Borgia, Machiavelli, Julius II., Leo X., Karl V., Raffael und Michelangelo redend und handelnd an uns vorüber, so dafs die Phantasie des Lesers, mitten in die Handlung versetzt, mitzuerleben vermeint, was vor Jahrhunderten geschehen.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

153) **Marguerite Rösler, Précis de la Littérature Française.** A l'usage des lycées de jeunes filles et des écoles réales. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1906. 104 S. 8. ℳ 1.30.

Es ist immer ein gewagtes Unternehmen, wissenschaftliche Abhandlungen in einer fremden Sprache zu schreiben, zumal wenn damit etwas geboten werden soll, das sich Werken geborener Franzosen z. B. als gleichwertig an die Seite stellen kann. Diesen Anspruch erhebt aber nun sicher die vorliegende Schrift; für unsere Schüler und Schülerinnen sollte aber das Beste gerade gut genug sein, und es bleibt erlaubt zu fragen, ob die Schrift in ihrer gegenwärtigen Form ganz geeignet ist, eine vorbildliche Unterrichtssprache zu gewährleisten. Es soll gerne zugegeben werden, dafs Damen im allgemeinen besser und leichter sich den französischen Stil aneignen, aber es dünkt uns eine psychologische Unmöglichkeit, eine

durchans stilgerechte, französisch gedachte Abhandlung zu schreiben, wenn man nicht sich im Inneren durchaus französisiert hat; auch die Verfasserin ist vor Germanismen nicht ganz sicher gewesen. Einige mögen hier ihren Platz finden, weil wir meinen, dafs bei einer gelegentlichen neuen Auflage hier die Feile am Platze wäre: S. 4, Z. 1 faire la connaissance avec.... S. 8, 3 le XIVe et le XVe font nn trou entre les richesses du moyen âge et les splendeurs de la Renaissance ... S. 8, 20 ... guerroya les Bourgnignons ...? ... S. 38, 39 ... quelques états du ciel ... S. 50, 28... Voyage en Orient qu'il a plus on moins poétiquement raconté ... S. 61, 7 le caricaturel Tartariu ... — Pour français, ce n'est pas français — solche Sprach- und Stilwidrigkeiten stören den im übrigen gewandten Stil, und man fragt sich, ob es nötig war, Franzosen die Genngtnung zu verschaffen, über solche nicht ganz geglückten Versuche in ihrer Sprache ihre Bemerkungen zu machen.

Soviel über die Form, vom Inhalt läfst sich nur sagen, dafs es eigentlich gar nicht möglich ist, auf 63 Seiten das Wesentliche kürzer und schärfer zusammenzufassen; die ziemlich umfangreichen Quellen sind mit grofsem Verständnis benutzt. — Warum nur französische Literaturgeschichten herangezogen sind, ist nicht ganz einzusehen. — Da nur aus gröfseren Literaturgeschichten die wichtigsten Ergebnisse zusammengestellt sind, so läfst sich nur das eine sagen, dafs diese Znsammenstellung bei ihrer Knappheit frei von Irrtümern nnd sehr leicht verständlich ist. Eine strenge Unparteilichkeit berührt angenehm, es ist mit Sorgfalt vermieden, Gesinnung nnd Geschmack zu predigen. Übrigens ist das Buch nicht mit sog. Repetitionstabellen zu verwechseln; es enthält neben der Lebenszeit des Dichters nnr Angahen über seine Richtung und Hauptwerke. Um vollständig zu sein, müfsten auch die neuesten Richtungen der französischen Literatur enthalten sein; wir vermissen aher nehen Fr. Coppée die Symholisten oder wie man sie nennen mag, P. Verlaine nnd M. Maeterlinck.

Ein Anhang enthält das abgekürzte Rolandslied in Clédat's Übersetzung, Aucassin und Nicolete, übersetzt von G. Michaut, la Farce du Maître Pathelin, ein Rondeau von Charles d'Orléans, die Ballade des Femmes des Paris de François de Villon, Ronsard's Institution ponr l'adolescence du roi très chrétien Charles IX de ce nom, und das 24. Kapitel aus Gargantua und Pantagruel. Die Auswahl geht von dem richtigen Gedanken ans, dafs es immer schwer hält, von den Schätzen altfranzösischer Literatur auch nur etwas in der Schule zu bieten und dafs so die Schüler wenig-

stens einen kleinen Begriff auch von der vorklassischen Literatur bekommen sollen.

Alles in allem: Inhaltlich ist das Buch für seinen Zweck wohl geeignet, bedürfte aber noch hie und da einer kleinen Abänderung in der Form.

Sondershausen. **C. Müller.**

154) **Hugo Reichmann, Die Eigennamen im Orrmulum.** (= Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von L. Morsbach. XXV.) Halle a. S, Max Niemeyer, 1906. 118 S. 8. ℳ 3.—.

Wie das ehrwürdige Orrmulum trotz seines geringen künstlerischen Wertes in sprachgeschichtlicher, orthographischer und metrischer Beziehung eine ganz hervorragende Stellung in der mittelenglischen Literatur- und Sprachgeschichte einnimmt, so ist es auch in Hinsicht auf die Formen der zahlreichen in ihm vorkommenden Namen recht beachtenswert. Der Verfasser der vorliegenden, sehr gewissenhaft und fleifsig gearbeiteten Untersuchung hat wohl alles, was möglich war, aus seinem Thema herausgelockt. Er behandelt die Namen mit Recht nach ihrem Ursprunge. Echt englische Namen oder solche, die zwar aus der Fremde entlehnt sind, aber eine echt englische Lautentwicklung durchgemacht haben, sind nur ganz wenige zu finden. Am zahlreichsten sind französische Namen, die teils unmittelbar aus dem Französischen entnommen sind, teils englischen oder biblisch-lateinischen Ursprung haben, aber französischen Einflufs zeigen; nordische und lateinisch-gelehrte Namensformen sind wieder seltener. Bei vielen Namen, den neutralen Gruppen Reichmanns, läfst sich eine bestimmte Sprachzugehörigkeit nicht feststellen, da sie zwei oder drei Sprachen (englisch, französisch, lateinisch) angehören können. Besonders bemerkenswert sind die hybriden Namen, die ein Gemisch aus altenglisch und altfranzösisch oder -nordisch oder aus altnordisch und -französisch darstellen. Freilich ist die Auffälligkeit solcher Zwitterbildungen nicht ganz so grofs, wie der Verfasser anzunehmen scheint; fürs Englische ist nur an Wörter wie *beautiful* zu erinnern, im Deutschen sind alle Wörter derartig, die an den deutschen Stamm die Endung *-ei, -ieren, -ist* hängen, und die weiblichen Vornamen auf *-ine.* Die von ihm angegebene Erklärung der Erscheinung ist aber durchaus richtig. — Im zweiten Teile der Arbeit wird eingehend die Schreibung der Eigennamen durch Orrm, ihre Betonung und ihre Verwendung im Verse besprochen.

Vorausgesetzt, dafs R mit seinen Darlegungen über den französischen Ursprung der meisten Namen überall recht hat und nicht doch manche der in Frage kommenden Namen unmittelbar der biblisch-lateinischen Überlieferung entnommen sind, ist als Hauptergebnis der Arbeit festzustellen, dafs sich aus der Form der Eigennamen ein sehr stark wirksames Hervortreten des französischen Elementes auf die englische Sprache — zunächst in kirchlichen Ausdrücken — zu einer Zeit bemerkbar macht, in der die Sprache der Laien sich noch im grofsen und ganzen rein germanisch erhalten hatte.

K. -tz-.

---

155) Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 3951. — **John Ruskin, The Seven Lamps of Architecture.** In one volume. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1907. 334 S. 8. ℳ 1.60.

Es mufs doch erfreulicherweise eine starke Nachfrage nach guter, gehaltvoller Lektüre vorhanden sein, wenn ein Verleger einen so dicken Band, geziert mit 14 Tafeln, dem Publikum für ℳ 1.60 bietet und dabei noch ein Geschäft zu machen hofft. B. Tauchnitz mufste aufserdem das Copyright von George Allen erwerben, denn er gibt den revidierten Text vom Jahre 1880, der noch nicht frei ist, während die billigen englischen Ausgaben, die in den letzten Jahren erschienen sind, den nicht revidierten Text der ersten Ausgabe enthalten, welcher frei geworden ist. In jenem Vorzuge aber beruht der Wert der vorliegenden Tauchnitz-Ausgabe gegenüber fast allen englischen popular editions.

Bremen. **F. Wilkens.**

---

156) **A. Harnisch: C. Massey, In the Struggle of Life.** Für den Schulgebrauch bearbeitet. Mit einem Anhang: Englisches Leben, Bemerkungen über Land und Leute, und einem Plan von London. 8. (berichtigte) Auflage. Leipzig, O. R. Reisland, 1907. VIII u. 136 S. 8. geb. ℳ 1.50.
Wörterbuch ℳ —.30.

Massey's „In the Struggle of Life" ist ein so allgemein bekanntes Buch, dafs eine Besprechung des Inhaltes hier zwecklos sein würde. Die erste von A. Harnisch besorgte Ausgabe erschien 1892, die im Jahre 1901 veröffentlichte brachte eine durchgehende Berichtigung des Anhanges,

welche den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung trug und zu der namentlich Kloeppers Reallexikon und Krons „Little Londoner" benutzt wurden. Etwas ausführlicher wurde dabei das englische Schulwesen, die Frauenbewegung, das Parlament und die Flotte behandelt. Aufserdem wurde ein sehr übersichtlicher Plan von London hinzugefügt, der nur die hauptsächlichsten Strafsen und Plätze, sowie Abbildungen der wichtigsten Gebäude enthält. Die vorliegende achte Auflage bringt nun abermals zahlreiche Berichtigungen auf Grund der neuen Auflagen von Ward, Lock & Co.'s „Guide to London" und Meyers Konversationslexikon, besonders hinsichtlich der zahlenmäfsigen Angaben und der Bemerkungen über die Verkehrsverhältnisse Londons Die angestellten Stichproben haben uns überzeugt, dafs das Buch tatsächlich wieder up to date ist. Auf S. 111 könnte wohl neben *Duke* usw. auch die Femininform angegeben werden, mit besonderem Hinweis darauf, das *Countess* zum *Earl* sowohl als zum *Count* gehört. Was auf S. 116 über die Zurückhaltung der Engländer gegenüber Fremden gesagt wird, gilt namentlich für London. In kleineren Sommerfrischen und Badeorten haben wir die Leute, weil sie mehr Zeit haben, im allgemeinen recht umgänglich gefunden. Man kann daher Ausländern, die viel Gelegenheit zum Sprechen zu haben wünschen, als erstes Besuchsziel nicht gerade London empfehlen, wenn sie nicht schon von vornherein gute persönliche Anknüpfungen dort haben. — Mit Bezug auf S. 135 sei hier noch auf die Wochenschrift „Country Life" (registered at the General Post Office as a newspaper, price 6 d) hingewiesen, welche über das elegante englische Landleben in vorzüglicher Weise orientiert und in jeder Nummer künstlerisch ausgeführte Lichtdruckbilder vornehmer Landsitze und Parkanlagen, sowie in der Reklameabteilung zahlreiche Abbildungen von kleineren Landhäusern bringt.

Die Ausstattung der neuen Auflage des Masseyschen Buches ist recht gut, nur könnten bei den Anmerkungen in der nächsten Auflage die Zeilen etwas mehr spatiiert werden. —†.

---

157) **Josefine Weifsel, James Thomson der Jüngere.** Sein Leben und seine Werke. (= Wiener Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von J. Schipper, XXIV.) Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1906. VIII u. 159 S. 8. ℳ 4. —.

James Thomson (1834—1882) ist ein Dichter, der in England nicht sehr, bei uns in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt ist. Er ist eine

sehr eigenartige, aber im Leben und Wirken unglückliche und zu keiner völligen Abklärung gelangte Persönlichkeit. Er war zuerst lange Jahre Militärschullehrer in verschiedenen Garnisonen Englands, Irlands und Schottlands, mufste den Heeresdienst infolge eines Vergehens aufgeben und lebte von da an, nachdem mehrere Versuche, kaufmännisch und als Zeitungsberichterstatter tätig zu sein, fehlgeschlagen waren, als Privatmann in London, nicht gerade in trostloser Einsamkeit, aber ohne Familie und dem Trunke ergeben, dem er schliefslich zum Opfer fiel. Seine dichterischen Leistungen locken mehr zu eindringendem Studium als zu reinem, mühelosen Genufs. Er ist ein echter Lyriker und neigt zur pessimistischen Weltanschauung, wenn auch nicht so stark und so ausschliefslich, wie seine Landsleute es gemeinhin behaupten; er steht gründlich unter dem Einflufs des Spötters Heinrich Heine und des schwermütigen Leopardi, vor allem aber unter dem Shelleys. Seine Gedanken sind meist tief und grofs, die Darstellung ist nicht immer klar, die Sprache ist gut, auch in seinen Prosaaufsätzen, die recht schätzenswert sind, und er liebt Gegensätze und Widersprüche — wie Heine. — Dafs er in England überhaupt bekannt ist, verdankt er ausschliefslich seinem Verleger und Freunde B. Dobell; eine Biographie von ihm hat 1889 H. S. Salt geschrieben, die die wichtigste Quelle für unser Wissen über ihn ist (2. Aufl. 1898).

Josefine Weifsel hat sich die Aufgabe gestellt, den Dichter bei uns bekannt zu machen, für ihn zu werben und zum Studium seiner Werke aufzufordern, und sie hat sie nicht ohne Glück gelöst, wennschon sie manchmal, von der eigenen Begeisterung für ihn hingerissen, augenscheinlich etwas übertreibt. Sie beschreibt zuerst seinen Lebensgang, in dem eine tragisch endende Jugendliebe zu einem fünfzehnjährigen Mädchen eine gewisse Ähnlichkeit mit unserem Hardenberg-Novalis herstellt. Dann bespricht sie in chronologischer Reihenfolge seine Gedichte, Prosaschriften und Übersetzungen, hauptsächlich aus Heine und Leopardi. Ein dritter Abschnitt behandelt den Einflufs dichterischer Vorbilder auf ihn und seine Stellung zu seinen Zeitgenossen, unter denen er bei Lebzeiten bis auf wenige Freunde ganz vereinsamt dasteht. In einigen Schlufsseiten legt die Verfasserin eine kurze Betrachtung seiner Sprache, ein zusammenfassendes Charakterbild von ihm und einige Bemerkungen über seine Stellung in der Literatur vor. Auch ein bibliographisches Verzeichnis wird geboten, bei dem aber der kurze Aufsatz in Chambers's *Cyclopaedia of English Literature* nicht hätte fehlen sollen.

Trotz mancher kleiner Ungeschicklichkeiten im Ausdruck und in der Darstellung und einiger Wiederholungen begrüfsen wir dankbar dieses Buch, das uns tatsächlich zum erstenmal auf den Dichter hinweist. Auf eine eingehende kritische Würdigung der gebotenen Ausführungen aber müssen wir verzichten, weil eben alles Material fehlt. Dieses müfste man sich eigens verschaffen und dann die gesamte Arbeit der Verfasserin nachprüfend noch einmal tun. Das aber ist im Rahmen einer Anzeige nicht möglich, und darum mögen diese gegebenen Bemerkungen genügen, die ihren Zweck erfüllen, wenn sie unseren Leserkreis mit dem Dichter bekannt machen und vielleicht den einen oder anderen zu näherer Beschäftigung mit ihm anregen.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

158) **Wilhelm Heims, Wie erlernt man fremde Sprachen?** 3. Aufl. Leipzig, Wilhelm Heims, 1907. 80 S. 8.

Die Schrift ist nach dem Vorwort zuerst im Jahre 1885 veröffentlicht worden und erscheint nun in dritter Auflage. Der Verfasser gibt die verschiedensten Winke für die Erlernung fremder Sprachen und bemüht sich, überall sachlich und klar seine Ansichten dem Leser auseinanderzusetzen. Er berücksichtigt besonders die Bedürfnisse des praktischen Lebens und gibt namentlich dem, der ohne Lehrer eine fremde Sprache lernen will, wertvolle und beherzigenswerte Ratschläge. Das Buch ist auf alle Fälle interessant und auch für den Schulmann von Wichtigkeit. Anhänger der „Übersetzungsmethode“ ist der Verfasser nicht.

Nauen. **Fries.**

---

159) **Wilhelm Rein, Pädagogik in systematischer Darstellung.** Zweiter Band: Die Lehre von der Bildungsarbeit. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1906. XII u. 667 S. gr. 8. ℳ 10.—.

Der zweite (und letzte) Band des Reinschen Systems der Pädagogik zeichnet sich gleich dem ersten, in Nr. 2 der Neuen Philologischen Rundschau vom 23. Januar 1904 angezeigten durch eine bis auf eine mir wenigstens besonders aufgefallene Ausnahme aufserordentlich gründliche Behandlung seines Gegenstandes aus; an die in jenem besprochene praktische Pädagogik reiht sich hier die theoretische, die Lehre von der Bil-

dungsarbeit, und gliedert sich in die beiden Abschnitte der Teleologie und der Methodologie.

Die Ideale, denen der Verfasser bei der Darstellung des Erziehungszieles folgt, sind gewifs im allgemeinen die richtigen, aber ich vermisse in der von S. 33—117 im Anschlusse an Herbart gegebenen Darlegung trotz mancher schönen Einzelheiten ein zwingendes organisatorisches Prinzip und die Zusammenfassung zu einer festen Formel und halte es meinerseits mit dem kurzen, knappen und treffenden Satze Fr. Paulsens (in der „Ethik“, 3. Aufl. 1904, II, 239), die Aufgabe der Erziehung bestehe „in der Übertragung des ganzen Kulturbesitzes der elterlichen Generation auf die nachwachsende“. Nun ist es allerdings etwas gefährlich, Rein gegenüber die Richtigkeit einer sich auf Herbart stützenden Darlegung anzuzweifeln; denn in der Vorrede unseres Bandes sagt er auf S. VIII: „Manche werden sich an dem Buch ärgern, weil es mit einer gewissen Hartnäckigkeit Männer zu Wort kommen läfst, die nach ihrer Meinung längst veraltet sind. Aber wie Goethe und Schiller sich dies Urteil von mehr naseweisen, als wahrhaft weisen Leuten gefallen lassen müssen, so werden Comenius, Pestalozzi, Herbart wohl auch darüber hinwegkommen“ und auf S. 543 weist er eine Äufserung eines so urteilsvollen und bewährten Mannes wie Wilhelm Schrader über eine mifsbräuchliche Anwendung der „Formalstufen“ und über eine nach seiner Meinung verkehrte Auffassung des Wesens der Seele mit den herben Worten zurück: „Soviel Worte, soviel Irrtümer“ Diese beiden gereizten Auslassungen sind um so auffälliger, als sonst Rein überall sehr ruhig und mafsvoll urteilt und sich dadurch, so sehr er in vielen Dingen die Anschauungen der radikalen Schulreformer teilt, doch sehr vorteilhaft von deren turbulenter Art unterscheidet. Übrigens kann er doch seinerseits kaum annehmen, dafs es Sachverständige auf dem Gebiete des Schulwesens geben könne, welche die Verdienste der drei von ihm genannten Männer nicht zu würdigen wüfsten; darum brauchen sie doch aber nicht mit ihnen durch dick und dünn zu gehen. Zwei andere Punkte dieses ersten Teiles, an denen ich Anstofs nehme, sind der widerspruchsvolle Charakter von Reins Auslassungen über das Wesen der Seele auf S. 136, 137, 139, 141 und 149 und der Gegensatz zwischen einzelnen dieser Behauptungen und seinem Eifern gegen die „sogenannte formale Bildung“, auf das ich schon bei der Besprechung des ersten Bandes (a. a. O., S. 44 f.) aufmerksam gemacht habe und das auch hier wieder vorkommt (auf S. 287, 637).

In seiner Methodologie beschäftigt sich Rein zunächst auf S. 153 bis 554 mit der Lehre vom Unterricht und giht eine ausführliche Didaktik einzelner Lehrfächer; nur hei derjenigen der fremden Sprachen, und das ist die vorbin erwähnte eine Ausnahme von der sonst beobachteten Gründlichkeit, fafst er sich sehr kurz und erledigt sie auf kaum zehn Seiten (405—414). Diese Knappheit der Behandlung wie auch ihre Art und die speziellen Vorschläge, welche Rein macht, kann ich nicht umhin, in einen Zusammenhang mit seiner Abneigung gegen eine formale Bildung zu hringen; denn der Sprachunterricht erfordert nun einmal, wenn er gründlich und wirklich hildend sein soll, eine jahrelange Beschäftigung mit der Form des Sprachmaterials und die Ausnutzung des Inhaltes und des gesamten historischen, literarischen und ästhetischen Wertes der Sprachdokumente, die allerdings der letzte und höchste Zweck des Sprachunterrichts ist, kann doch nur dann mit einigem Erfolge in Angriff genommen werden, wenn jene auch an sich wertvolle und hildende Beschäftigung mit der Sprachform vorangegangen ist. Gewifs ist vieles von dem, was Rein an dem Betriehe des Sprachunterrichts, wie er lange Zeit gehandhaht worden ist und leider hie und da noch immer gehandhaht wird, auszusetzen findet, als eine schwere Schädigung der Jugend anzuerkennen, aber um der falschen Ausführung willen hraucht man nicht das ganze Prinzip zu verwerfen und soll überhaupt bei dieser schwierigsten aller Fragen nie vergessen, dafs es leichter ist zu tadeln, als etwas besser zu machen, und dafs ein gegnerisches Prinzip durch ungeschickte Verwirklichung möglicherweise noch viel verderhlicher werden kann. Für meine Auffassung enthalten inshesondere die Ausführungen auf S. 408—412, die sich speziell mit dem altsprachlichen Unterricht befassen, eine Mischung von Wahrem und Falschem, aber ich kann hier nicht näher auf Einzelheiten eingehen und hehe nur einen Punkt heraus, die Bevorzugung des Griechischen. Nach der historisch-genetischen Methode, die Rein hei der Anordnung des Lehrplanes befolgt wissen will, soll der Unterricht im Griechischen dem im Lateinischen vorangehen und bei ihm selber der Anfang mit Homer gemacht werden. Die Anwendung jener Methode, die ich bei den historischen Fächern für sehr angebracht halte, hat nach Herbarts Auffassung (S. 223) keinen Sinn hei den naturwissenschaftlichen und Rein selher tritt bei ihnen nicht unbedingt für sie ein (S. 240 ff.), für die Sprachen sollte er sie aher auch nicht fordern; unsere griechische Schullektüre richtet sich zwar im wesentlichen nach dem Werdegange,

indem sie zuerst historische und epische und dann erst rhetorische und dramatische, philosophische und lyrische Schriften heranzieht, aber nicht um jenes Prinzipes willen, sondern weil die Werke der ersteren Art leichter zu verstehen sind, als die der beiden letzteren, und was hat der Schüler davon, dafs er zuerst griechische Formen und dann erst lateinische lernt oder was wiegt vielmehr, richtiger gefragt, den Schaden auf, dafs er nicht erst durch die Erlernung der dafür besonders geeigneten lateinischen Sprache grammatisch geschult wird und das feste Fundament für alle Sprachkenntnis gewinnt? Und dann beim Griechischen selber der Anfang mit Homer und seinem Dialekt oder vielmehr seinen Dialekten! Wozu um eines Prinzipes willen, das hier, wenn ich so sagen darf, zu einer Marotte wird, zuerst die Einführung in eine durch ihre Fülle und Mannigfaltigkeit verwirrende Formenwelt und später erst die in die strengere und systematischere attische, während sich bei dem umgekehrten Gange die Kenntnis der epischen Formen viel leichter an das feste Rückgrat der in allen anderen Sprachwerken angewandten attischen Sprache anlehnt?

So liefse sich noch über manchen anderen Vorschlag und seine Konsequenzen streiten (ich nenne nur die Ablehnung des Zertierens oder der Bestimmung der Plätze nach den Leistungen auf S. 153, die Verwerfung einer zusammenhängenden Literaturgeschichte auf S. 392, die weite Ausdehnung des Gesangs- und des Zeichen- und Modellierunterrichts auf S. 336 ff. und 340 ff. und die Empfehlung des Unterrichts im Freien auf S. 437 ff. und des Handarbeitsunterrichts auf S. 443 ff.), aber ohne Einschränkung müssen die im grofsen und ganzen vorhandene Planmäfsigkeit und der innere Zusammenhang der Darlegungen und die Wärme, mit welcher der Verfasser seine Ideen verficht, anerkannt werden. Das gilt natürlich auch von dem Inhalt des zweiten und letzten Abschnittes der Methodologie, der Lehre von der Führung (Hodegetik); dafs man dabei auch wieder über manche Frage abweichende Ansichten haben kann, ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen. Ich habe mich z. B. niemals für die Aufstellung von „Paragraphen der Schul- und Hauspolizei“ (S. 568) begeistern können, sehe in vernünftig gehandhabten Extemporalien und in Abschlufsprüfungen, die auf das Notwendigste beschränkt sind, eher einen Nutzen als eine Gefahr (zu S. 590), argwöhne, dafs das „Individualitätenbuch“ (S. 602 f.) zu allerlei bedenklichen Ausschreitungen führen könne, bin ein Gegner der Schulandachten (S. 608 und 629) und verweise in dieser Hinsicht auf meinen Aufsatz über „die

Pflege der Religiosität in der höheren Schule" in der Wissenschaftlichen Beilage der Nationalzeitung vom 23. März 1906, stehe den Schulwanderungen und Schulreisen (S. 611 ff.) mit einem gewissen Mifstrauen gegenüber, weil deren richtige Leitung oft mifsglückt und bis jetzt wenigstens speziell unter den Lehrern, die sonst am besten für den Unterricht in den oberen Klassen taugen, recht viele sehr wenig dieser besonderen Aufgabe gewachsen sind, halte mit Rein (S. 627) jeden Zwang zum Spiele für verwerflich und verstehe deshalb sein Eintreten für eine förmliche Organisierung der Spiele nicht ganz und befürchte endlich von der neuerdings vorgeschlagenen Freiheit in der Auswahl der Studien auf höheren Stufen des Unterrichts (S. 635) eine Zerplitterung der Kräfte auf Kosten einer gründlichen Durchbildung, während ich dagegen eine allgemeine Erweiterung der schulmäfsigen Unterrichsweise in der Oberprima und eine gewisse Annäherung an den freieren Unterrichtsbetrieb der Universität, zumal bei einem zehnjährigen Kursus des Gymnasiums, als sehr segensreich betrachte und diesen Segen als Lehrer am früheren bremischen Gymnasium durch längere Jahre hindurch selbst kennen gelernt habe.

Von Äuferlichkeiten erwähne ich, dafs sich auf S. 147, Z. 13 bis 6 v. u. ein Zitat findet, dessen Autor nicht angegeben wird, dafs auf S. 251, Z. 1 v. u. das mir wenigstens fremde und als unschön erscheinende Wort „aufserschulisch" gebraucht wird und dafs auf S. 604, Z. 1 v. u. die Anmerkungszahl 46 falsch, dagegen auf S. 614, Z. 9 v. u. richtig gesetzt worden ist. Auferdem wiederhole ich für eine zweite Auflage den schon bei der Besprechung des ersten Bandes für den zweiten geäufserten Wunsch, dafs den beiden Bänden ein Namen- und Sachregister beigegeben und zu den Anmerkungen, die sehr schätzbar sind und namentlich reiche Literaturnachweise bieten, aufser ihrer laufenden Nummer ein Verweis auf die Seite, zu der jede gehört (also z. B. 1) [S. 11] oder 32) [S. 414]), hinzugefügt werde

Das ganze umfangreiche Werk Wilhelm Reins wird, wie ich ebenfalls schon früher (a. a. O. S. 46 u. 47) gesagt habe, eine nicht zu umgehende Grundlage jeder ferneren Behandlung aller Schulfragen und eine Rüstkammer für jede weitere Diskussion bilden, und dieses um so mehr, als es auf einem durchaus modernen Standpunkte steht und, gleichviel, ob in jedem einzelnen Falle mit vollem Rechte, die Fahne des Fortschritts auf dem Gebiete des Schulwesens hochhält. Dafs ein solcher zu aller Zeit nötig ist, braucht nicht ausdrücklich gesagt zu werden und in unserer in

so vielen Stücken ganz mächtig fortgeschrittenen und an wertvollen Neubildungen reichen Zeit ist vielleicht das Schulwesen etwas hinter manchen anderen Gebieten zurückgeblieben. Das liegt in der Natur der Sache; seine Einrichtungen können sich immer erst allmählich dem Geiste der Zeit anpassen und zudem ist gerade bei der Schule, wo jedes Experimentieren auf Kosten unserer Jugend geschieht, eine langsame und vorsichtige Entwicklung ratsam, aber vieles, wozu wir Alten noch den Kopf schütteln und wozu wir uns noch nicht recht bequemen können und wollen, wird sicherlich durchdringen. Wenn wir so auch darauf gefafst sind, dafs die Zukunft, neuen Impulsen folgend, über manches uns Liebe und Heilige hinwegschreiten werde, so dürfen wir anderseits wohl einem rücksichtslosen Radikalismus gegenüber mahnend und warnend an ein schönes und weises, auch für unser Gebiet zutreffendes Wort Leopold Rankes erinnern, das er auf S. 4 des vierten Bandes seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ (3. Ausgabe 1852) ausspricht: „Darauf wird es in dem Wechsel der Zeiten immer ankommen, dafs die einmal gewonnene Grundlage der Kultur unverletzt bleibe, dafs dio wesentlichen Resultate, zu denen es die vergangenen Geschlechter gebracht, von einem Jahrhundert dem anderen überliefert werden.“

Bremen. **Edm. Fritze.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 24. August. Nr. 17, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

160) **F. X. Funk, Die apostolischen Väter.** Zweite, verbesserte Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohrsche Buchhandlung (Paul Siebeck), 1906. XXXVI u. 252 S. 8. ℳ 1.50.

In den letzten Jahrzehnten hat das Interesse für die kirchen- und dogmengeschichtlichen Quellenschriften der ersten Jahrhunderte und ihr Studium in weiteren Kreisen einen erfreulichen Aufschwung genommen. So liegt die kleinere Ausgabe der Schriften der apostolischen Väter von Gebhardt, Harnack und Zahn, welche zum ersten Male im Jahre 1877 erschien, jetzt bereits in fünfter Auflage vor uns. Im Jahre 1901 hat der berühmte katholische Theologe Funk in der unter Leitung von Professor Gustav Krüger herausgegebenen Sammlung solcher Quellenschriften eine Ausgabe der Werke der apostolischen Väter erscheinen lassen. Schon nach wenigen Jahren war diese Schrift vergriffen und eine neue Auflage nötig. Der Herausgeber hat sich einer genauen Durchsicht des Buches unterzogen und es noch kurz vor seinem Ende Februar d. J. erfolgten Tode vielfach verbessert in die Öffentlichkeit gelangen lassen.

Es bietet die vorliegende zweite Ausgabe die Einleitung in teilweise erheblicher Umarbeitung. Sie beginnt mit allgemeinen Bemerkungen über die apostolischen Väter und einer Einführung in die „Lehre der zwölf Apostel“ ganz wie in der vorigen Auflage. In dieser war der Verfasser dafür eingetreten, dafs der erste Teil, die Beschreibung der zwei Wege (abgesehen von dem Abschnitt 1, 3 bis 2, 1, der bei mehreren Zeugen fehlt), christlichen Ursprungs sei; auch finde er keinen hinreichenden Grund, um die Abfassung des ersten Teils einem anderen Christen zuzuschreiben als die des zweiten. Der Glaube an die unbedingte Richtigkeit dieser Ansicht ist bei ihm jetzt ins Schwanken geraten, wozu zweifellos die neueren Untersuchungen, besonders die von Drews, viel beitrugen. Nach diesem ist die Beschreibung der zwei Wege von einem Juden verfafst und für Proselyten bestimmt, dann von einem Christen bearbeitet worden. So kam man zum Schlusse, dafs es eine Urdidache gab, dafs diese in den Parallelschriften benutzt sei, selbst mehrfache Bearbeiter gefunden und durch einen derselben mit Hinzufügung von Kap. 1, 3 bis 2, 1 und Kap. 7 bis 15 und wohl auch mit einigen sonstigen Veränderungen ihre jetzige Gestalt und ihren jetzigen Umfang erhalten habe. Diese Erklärung, sagt der Herausgeber, stützt sich auf erhebliche Gründe; aber sie ist sehr kompliziert, ihre Unterlage, die jüdische Urschrift, nicht sicher. Auf der anderen Seite, fährt er fort, kann die einfachere Lösung des Problems nicht als unmöglich gelten, die Annahme, dafs unsere Didache durch einen Christen abgefafst wurde und die Parallelen von ihr abhängen. In der ersten Auflage suchte er zu zeigen, dafs der Abschnitt Kap. 1, 3 bis 2, 1 schwerlich unbedingt für die Zutat eines Dritten zu erklären sei, in der zweiten, er sei wohl durch einen Späteren eingesetzt worden; indes „dürfte die umgekehrte Erklärung nicht unbedingt ausgeschlossen sein“. Was die Disposition der Schrift betrifft, so war der Herausgeber früher entschieden für die Zweiteilung eingetreten; jetzt überläfst er es dem Ermessen jedes einzelnen, ob er eine Zwei- oder Dreiteilung vorzieht. Vielleicht haben ihn die von Drews (in den „Neutestamentl. Apokryphen“, herausgegeben von Hennecke, S. 183) angeführten Gründe veranlafst, nicht unbedingt an seiner früheren Ansicht festzuhalten; dieser sagt: „Dafs die Dreiteilung die vom Verfasser gewollte ist, geht einmal daraus hervor, dafs mit Kap. 7 eine deutlich erkennbare Quelle verlassen wird, sodann daraus, dafs der Verfasser offenbar Kap. 7, 1 u. 11, 1 mit einem Rückverweis auf das bisher Gesagte neu einsetzt, um einer neuen Gedanken-

gruppe sich zuzuwenden.“ Völlig unverändert sind von den einleitenden Bemerkungen zu den nunmehr folgenden Schriften nur die zum Klemensbrief und den Fragmenten des Papias und Quadratus geblieben. Bei den übrigen hat die Einleitung mehr oder weniger grofse Zusätze und Veränderungen erfahren, welche wesentlich durch die neuerschienene einschlägige Literatur bedingt waren. Bei der Besprechung des zweiten Klemensbriefs ist der Zusatz gemacht, dafs Harnack neuerdings denselben zwischen den Jahren 165 und 174 entstanden sein lasse, weil er im Anfang der Schrift eine Bezugnahme auf Justin erblicken zu dürfen glaube. Bei der des Diognetbriefs ist neu hinzugefügt, dafs einige die beiden letzten Kapitel dem Hippolyt zuschrieben, beziehungsweise sie als Fortsetzung und Schlufs der Philosophumenen betrachteten. In der ersten Auflage war (nach Waddington) als Tag des Martyriums Polykarps der 23. Februar 155 angegeben und bemerkt, dafs diese Berechnung fast allgemeine Zustimmung gefunden habe; nur hätten einige gemeint, für das Martyrium das Jahr 156 offen halten zu sollen. Seinen Widerspruch hiergegen läfst der Herausgeber in der neuen Auflage fallen und streicht, was er über die Ansichten von W. Schmid und Turner geäufsert hat. Er schreibt jetzt, zuletzt habe E. Schwartz (1905) das Jahr 156 als Todesjahr offenhalten oder annehmen zu sollen geglaubt; nach dessen Untersuchung sei der Todestag nicht, wie man bisher angenommen habe, der 23., sondern der 22. Februar, der julianische Schalttag des asiatischen Kalenders, die β̄ Σεβαστῇ Ξανδικοῦ, an deren Stelle bei der Schwierigkeit, sie festzuhalten, die β̄ Ξανδικοῦ, die im Gemeinjahr dem 23. Februar entspreche, getreten sei. Als wahrscheinlichste Entstehungszeit des Barnabasbriefes sieht er jetzt die Zeit Nervas (J. 96—98) an und sucht diese Ansicht zu begründen. Durch die Papyrusfunde der letzten Zeit wurden einige kleinere Bruchstücke, darunter zwei zu dem nur lateinisch und äthiopisch erhaltenen Schlufs des Hirten des Hermas gehörige ans Tageslicht gebracht (Sim. 9, 30, 3, 4; 10, 3, 3—5); diese beiden griechischen Fragmente wurden in der zweiten Auflage dem lateinischen Texte hinzugefügt. Ebenso wurden einige koptisch-sahidische Fragmente und ein solches in manichäischer Version und einige Worte aus dem vorausgehenden Teil des Gleichnisses gefunden, und, wie der Herausgeber sagt, eines von jenen ist von Wichtigkeit, da es den schon durch die zweite lateinische Übersetzung bekannten Satz in Sim. 5, 1, 3 als echt erweist und demgemäfs jetzt seine Aufnahme in den Text begründet. Warum

Sim. 9, 9, 2 ἐὰν αὐτοὺς θελήσω, wie in den beiden Harnackschen Ausgaben, der grofsen Funkschen und der ersten Auflage der kleinen Funkschen steht, jetzt in ἐὰν θελήσω αὐτοὺς umgestellt worden ist, vermag ich nicht zu sagen. Eine Verbesserung hat ferner der Text des Martyriums Polykarps erfahren, nachdem derselbe von E. Schwartz in seiner Schrift „De Pionio et Policarpo" 1905 einer scharfsinnigen Kritik unterzogen worden war; doch konnte er sich nicht überreden lassen, mehr als nur einige seiner Emendationen in den Text aufzunehmen. So schreibt er jetzt 2, 4 ὁμοίως δὲ καὶ οἱ εἰς τὰ θηρία κατακριθέντες, bisher κριθέντες mit Auslassung von οἱ (Harnack κριθέντες und auch οἱ), an derselben Stelle ἄλλαις ποικίλων βασάνων ἰδέαις κολαζόμενοι, ebenso wie Harnack (bisher κολαφιζόμενοι); Kap. 6, 2 ist der Punkt nach ὑπῆρχον getilgt und das Folgende von dem vorhergehenden ἐπεὶ abhängig gemacht, am Schlufs von Kap. 16 vor ἐτελειώθη das Wort καὶ eingesetzt. Die Lesart im Epilog 5 ἐκ τῶν Γαΐου ἀντιγράφου (für ἀντιγράφων, wie alle Ausgaben schreiben) scheint mir kaum richtig zu sein. Auch im Briefe des Ignatius an die Römer 8, 1 lautet der Text wohl nur durch ein Versehen: τοῦτο δὲ ἔσται, ἐὰν ὑμεῖς θηλήσατε. θελήσητε, ἵνα καὶ ὑμεῖς θεληθῆτε, während in allen anderen Ausgaben und der vorigen Auflage an erster Stelle θελήσητε, an zweiter θελήσατε steht. Das zweite Fragment des Papias und das des Quadratus, welche aus der von Heinichen herausgebenen Kirchengeschichte des Eusebius bisher abgedruckt waren, haben verschiedene Textänderungen, veranlafst durch Zugrundelegung der neuen Ausgabe des Eusebius von E. Schwartz, erfahren. Der Text der Διδαχή ist unverändert abgedruckt und zwar so, dafs die Handschrift von Jerusalem zugrunde gelegt ist. Da den Paralleltexten sich mit einiger Sicherheit nur ein paar Worte entnehmen lassen, so sind nur an wenigen (sechs) Stellen Zusätze aus diesen gemacht, welche durch Stellung in Klammern (〈〉) gekennzeichnet sind; bisher waren fünf von diesen unbezeichnet geblieben. Blafs (Gramm. des Neutestamentl. Griechisch, 1. Aufl. 62, 3, adn. 1) ist der Ansicht, dafs die überlieferte Lesart 2. Klem. 17, 7 ἔσονται δόξαν δόντες in διδόντες verändert werden müsse; Funk schreibt so in allen seinen Ausgaben, während Harnack die überlieferte Lesart beibehalten hat. Herm. Sim. 8, 2, 7 schlägt Blafs § 17 vor παραχέαι für παραχέειν zu schreiben; doch ist ihm, soviel ich sehe, niemand gefolgt. Am Schlusse des Klemensbriefes lesen wir im Segenswunsche: ὁ θεὸς δῴη bei allen Herausgebern, Barn. 21, 5 hingegen in

den Funkschen Ausgaben ὁ θεὸς δώῃ ὑμῖν, was wohl in δῴη zu ändern ist, vgl. hierzu Blafs § 23, 4, Winer-Schmiedel, Gr. d. Ntl. Spr. 14, 10, Reinhold, De graecitate patrum apost., S. 90 f. Harnack hatte vorgeschlagen Herm. Sim. 9, 12, 4 λάβῃ für das handschriftliche λάβοι zu lesen; in keiner Ausgabe aber ist diese Lesart aufgenommen; dafs diese Emendation nicht nötig ist, kann man durch Reinhold 112 f. erkennen.

Wie bisher wurden auch in der neuen Auflage nicht nur die eigentlichen Zitate aus der Bibel, sondern auch die bemerkenswerten Parallelen, und soweit eine wörtliche Berührung mit der Schrift vorhanden ist, die bezüglichen Stellen in Kursivdruck gegeben. Die unter dem Text angeführten Schriftsteller sind bedeutend vermehrt. Am Schlufs des Ganzen sind auch diesmal für jede einzelne Schrift die Zitate nach der Ordnung der biblischen Bücher angeführt — natürlich ergänzt. Wie bisher sind die Stellen, die im Text durch Verwendung von Kursivschrift hervorgehoben sind, in diesem Verzeichnis mit einem Stern bezeichnet. Neu hinzugekommen ist, dafs die Stellen, in denen eine sichere Bezugnahme auf das Neue Testament gefunden wird, in diesem mit zwei Sternen versehen sind.

Der Druck ist weit korrekter als der der kleinen Harnackschen Ausgabe (5. Aufl.). In dieser habe ich bei rascher Durchsicht folgende Fehler im Druck gefunden, die ich des allgemeinen Nutzens wegen hier mitteile: der Spiritus fehlt S. 1, 12 und 64, 1 in ὑμῶν, 90, 3 v. u. in Ἰησοῦν, 94, 1 v. u. in ἐπί, 99, 1, Z 2 v. u. in Ἐφεσίων, S. 218, 1 in οὐ, der Akzent in ἔλεός σου (S. 11, 6) τόν (S. 125, Z. 10 v. u.), πολλά (S. 132, Z. 12 v. u.) und πράγματα (S. 94, 8), Spiritus und Akzent S. 220, 18 in οὐν; S. 1, 14 steht τής (für τῆς), 15, 7 v. u. τήν (für τὴν), S. 85, 6 μέρχι für μέχρι, 99, 1 Χρισταῦ (für Χριστοῦ), S. 221, Z. 17 ἄξιος (für ἄξιος), S. 217, 10 ψυχσυν σου (für ψυχήν σου); S. 150, 2 fehlt nach κύριε das Komma. In der vorliegenden (zweiten) Funkschen Ausgabe ist mir aufgefallen: S. 40, 6 πλούσοις (für πλούσιος), S. 50, 26 αἰώνας (für αἰῶνας), S. 110, 21 ἔργαψεν (für ἔγραψεν), S. 124, 8 συγγαμάτων (für συγγραμμάτων), 204, 27 ὁ δέ ἄγγελος (für δὲ), S. 208, 22 δόξης τινος, S. 217, 20 λοποὶ (für λοιποὶ); 233, 27, wo τὴν stehen sollte, sind die beiden ersten Buchstaben ausgefallen.

So möge dieses opus postumum uns ein teures und wertvolles Denkmal sein des für die Wissenschaft zu früh verstorbenen hochverdienten Herausgebers.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

161) **Gerardus Rauschen, Florilegium patristicum** digessit vertit, adnotavit G. R. Fasc. IV: *Tertulliani liber de praescriptione haereticorum.* Accedunt S. Irenaei adv. haer. III 3—4. Bonn, P. Hanstein, 1906. 69 S. 8. ℳ 1.—. Fasc. VI: *Tertulliani apologetici* recensio nova. Ebend. 1906. 142 S. 8. ℳ 1.80

Die vorliegende Sammlung dient wohl in erster Linie Universitätszwecken und ist insofern sehr dankenswert, als hierdurch Schriftsteller auch gröſseren Kreisen zugänglich werden, die man sonst zum Teil weniger leicht in guten Ausgaben erhält. Freilich gibt es ähnliche Unternehmungen schon, wie z. B. die Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften von Krüger, in der E. Preuschen einige Schriften Tertullians (Paenit. Pudic., Freiburg 1891; Praescr. 1892) herausgegeben hat, die Innsbrucker Sammlung ausgewählter Kirchenväter (Ss. patrum op. sel., darin T. apol. 1872; Praescr. 1880 von Hurter) und die italienische Bibliotheca ss. patrum (darin das apol. von Vizzini, Rom 1901). Ferner hat Bindley eine Auswahl von Schriften Tertullians, darunter auch Praescr. und Apol. mit trefflichen englischen Erläuterungen (Oxford 1889. 1893) herausgegeben. Gerade für T. sind solche Einzelausgaben sehr erwünscht, weil seine Gesamtwerke kein allgemeines Interesse haben, schwer zugänglich und teuer sind. Oehlers Ausgaben sind nur noch antiquarisch zu haben und hinsichtlich des Textes recht unzuverlässig. Die neue Wiener Ausgabe ist für die meisten Leute, sofern sie nicht ein besonderes Interesse an einem Autor haben, zu teuer. Der vollständige Tertullian wird z. B. wenigstens 70 Mark kosten. Auſserdem läſst der zweite Band dieser Sammlung (der dritte von E. Kroymann ist 1906 erschienen), dessen Herausgabe nach Reifferscheids Tode G. Wissowa übernommen hat und der auch Apol. und Praescr. enthalten soll, seit 1890 auf sich warten und wird vermutlich sobald noch nicht erscheinen.

Die Auswahl, die R. mit dem Apol. als dem bekanntesten und einfluſsreichsten Werke Tertullians und der Schrift Praescr., die sich unter den dogmatischen Schriften durch Klarheit und Verständigkeit auszeichnet und wegen des Hinweises auf die apostolische Tradition als die Grundlage des Katholizismus für die Theologie auch heute noch Bedeutung hat, ist zu loben, wenngleich ich dem Herausgeber doch nicht beistimmen möchte, wenn er S. 5 sagt: 'librum de pr. h. inter omnia Tertulliani opuscula longe praestantissimum esse omnes consentiunt.' An

allgemeiner Bedentung dürfte doch wohl die Schrift De anima höher stehen.

Für die Herstellung des Textes hat sich R. die Sache nicht so leicht gemacht wie seine oben genannten Vorgänger und Konkurrenten, die, von einigen eigenen Verbesserungsversuchen abgesehen, entweder dem Texte des Rigaltius (1634) oder Oehlers (1853/54) gefolgt waren. Für De praescr. hat er selbst die beiden wichtigsten Handschriften, den Agobardinus (IX s.) und Seletstadiensis (XI s), auch Paterniacensis genannt, die die ältere Traditionsschicht repräsentieren, verglichen. Es ist ein Verdienst R.s, dafs wir nun die Lesarten dieser beiden Handschriften übersichtlich und vollständig nebeneinander haben. I. a. werden freilich die früheren Angaben bestätigt, und demgemäfs weicht der hier gebotene Text von dem früheren nicht erheblich ab. Die Entscheidung für diese oder jene Lesung ist bei De praescr. noch verhältnismäfsig leicht, weil sie in dem berühmten Agobardinus erhalten ist. Für die Wiener Ausgabe hatte Reifferscheid diese Handschrift bereits verglichen, und seine Kollationen, die im Besitze von G. Wissowa sind, hatte Bindley benutzt. Neues erfahren wir also von R. eigentlich nicht. Den c. Seledst, welcher der ed. pr. des Beatus Rhenanus (1521) zugrunde liegt, scheint für Praescr. seit fast vier Jahrhunderten R. zuerst wieder eingesehen zu haben. Eigene Vermutungen hat R. hier, soweit ich sehe, nicht in den Text gesetzt; die eine, die er c. 22, A. 2 ausspricht (susum insum für susum rursus), wird wohl nirgends Anklang finden. Die erklärenden Anmerkungen könnten in dieser Schrift bei der Schwierigkeit des Autors und seiner ungewöhnlichen Ausdrucksweise etwas ausführlicher sein. Manche gute Bemerkung von Bindley (den ich nicht zitiert finde) hätte sich R. zunutze machen können. Dankenswert ist, dafs R. über jedes Kapitel eine kurze Inhaltsangabe gesetzt und die Kapitel selbst in Paragraphen eingeteilt hat. Leider ist das letztere in der Wiener Ausgabe nicht geschehen, was für den Benutzer bei der Länge mancher Kapitel höchst unangenehm ist. Weniger gefällt mir die Art der Bezeichnungen, die im kritischen Apparat und in den Anmerkungen verwendet werden. Besonders störend ist, dafs zwei Arten von kaum zu unterscheidenden Zahlen, die der Paragraphen und Anmerkungen, nebeneinander hergehen. Man hätte es doch hier auch so machen sollen, wie es in philologischen Ausgaben Brauch ist, dafs man Linienzahlen am Rande, nicht aber die Anmerkungen fortlaufend bezeichnet. Auch von der verwirrenden Oehlerschen Art der Abkürzungen hätte der

Herausgeber absehen sollen. Tatsächlich kann man sich, wenn man rasch etwas nachsehen will, nur schwer orientieren. — Eine selbständigere Textesrezension bietet R. mit seiner Ausgabe des Apol., die er seinem Lehrer Bücheler zum 70. Geburtstage gewidmet hat. Diese Schrift hat eine von allen anderen Schriften Tertullians abweichende, eigenartige Tradition. Harnack zählt allein 28 Handschriften auf, die das Apol. ganz allein enthalten. Über den Wert mancher dieser Handschriften wissen wir noch wenig. R. hat die drei für am wichtigsten geltenden Handschriften verglichen und ist zu dem Ergebnis gekommen, dafs der c. Fuldensis (der selbst verloren ist, dessen Lesungen aber erhalten sind) die beste Überlieferung darstellt. Nachdem schon früher besonders Rigaltius (1634) und Haverkamp (1718) auf die Wichtigkeit dieser Handschrift hingewiesen hatten, haben sich in neuerer Zeit die Stimmen gemehrt, die den Fuld. als treuesten Zeugen des Textes hinstellen. So sagt Harnack, Chronol. der altchr. Lit. II 266, Anm. 2: „Der F. ist eiu zwar roher, von keinem Philologen, der den Text verständlich machen wollte, bearbeiteter Edelstein.“ R. drückt sich mit Recht vorsichtiger S. 7 etwa so aus: Der F. stelle eine selbständige Überlieferung dar, die vielfach das Richtige biete, vielfach aber willkürliche Änderungen zur Erleichterung des Verständnisses enthalte. Mir ist so viel klar geworden: wenn der Schreiber der Handschrift kein Latein verstand, wie es nach den vielen sinnlosen Verschreibungen den Anschein hat, so mufs der Archetypus, der dem F. zugrunde lag, schon von einem Philologen viele willkürliche Änderungen erfahren haben. Ein Blick in den kritischen Apparat lehrt das, und fast jede Seite enthält solche „Verbesserungen“. Bei diesem Zustande der Handschrift ist es — das fühlt R. selbst — ein gewagtes Stück, eine recensio darauf aufzubauen. Man ist hier auf ein eklektisches Verfahren angewiesen, das oft eine wenig sichere Gewähr für das Richtige bietet. Der Eindruck, den ich deshalb von dem Texte habe, ist der, dafs wir hier auf einem sehr unsicheren Boden stehen. Im wesentlichen kommen wir auf den Text von Rigaltius und Haverkamp zurück. Besonders dem letzteren, dessen Ausgabe immer noch ganz unentbehrlich ist, hat sich R. meistens angeschlossen. Nur folgt H. konsequenter dem Fuld, auch da, wo er längere Zusätze bietet, die anderswo fehlen. Meines Erachtens hätte R. auch das grofse Fragment in Kap. 19, das der F. allein hat, und das doch wohl von Tertullian sein mufs, in den Text setzen sollen, ebenso z. B. die Zusätze in 37, 4 und 48, 2. Dafs wir mit unserer Kritik jetzt

im wesentlichen nicht weiter sind als Haverkamp vor bald zwei Jahrhunderten schon war, ist eigentlich ein betrübendes Resultat, aber vielleicht werden wir bei der Beschaffenheit der Tertullianüberlieferung auf diesem Wege überhaupt nicht viel weiter kommen. Jedenfalls mufs anerkannt werden, dafs eine ganze Reihe richtiger Lesungen, die Rigaltius und Haverkamp schon angenommen hatten, auf Grund des Fuld. jetzt wieder eingesetzt worden sind, nachdem Oehler gerade im Apol. meistens irrigerweise anderen Handschriften gefolgt war. Daneben kann ich nicht verschweigen, dafs an manchen Stellen die gewählte Lesart mir als keine Verbesserung erscheint: so z. B. 6, 2 laudatis ... antiquos, was wie eine Erklärung von antiquitatem aussieht. 9, 2 ist patris nostri unwahrscheinlich statt patriae nostrae. 10, 10 scheint hunc Erklärung des ursprünglichen adhuc, ebenso 10, 10 humatos für mortuos. 11, 6 ist condendo homini weniger passend als continendo, weil vom Lebensunterhalt die Rede ist. 14, 8 scheint mir sowohl cum paenitet wie auch efflixerint (?) statt afflixerint verfehlt. 16, 2 mufs es zweifellos fontis heifsen, wie auch Reiff. uat. 1, 11 geschrieben hat. 21, 4 ist mir tanta felicitas ohne das folgende ut nicht annehmbar. 21, 11 halte ich inscribere mit Acc. = appellare für unmöglich. 22, 7 ist mir das zur Verdeutlichung des blofsen Coni. dienende ut verdächtig. 22, 9 ist exceperunt, wie es scheint, eine Verdeutlichung für excerpunt, das sich auch durch das unmittelbar folgende carpunt empfiehlt. 22, 10 halte ich fuerant (statt fuerat) für falsch, weil es nur auf Pythius bezogen werden kann. 23, 14 ist renuant dem Sinne nach richtig, aber wohl nur Erklärung des renuntient (das bei Tertullian auch noch andere Bedeutungen hat); es wird aus dem folgenden Satze entlehnt sein. 25, 17 ist fides statt fidei nicht wahrscheinlich. 32, 4 ex ipso mutet an wie ein erklärender Zusatz, ebenso 37, 4 orbem iam wie eine Verdeutlichung von vestra omnia. 38, 2 ist mir qua — inquietarent statt quae res ... unverständlich; auch homines wird man ebenda nicht gut weglassen können. 38, 5 halte ich novissime statt novisse für ganz verfehlt. 39, 12 sapientiorum (wegen maiorum?!) suorum statt sapientissimorum für recht unwahrscheinlich, 41, 3 incessens statt increpens für nicht beweisbar. 48, 1 wird der dunkle Satz statim illic vesica quaeritur durch R.s Anmerkung keineswegs erläutert. — Alle angeführten Lesarten sind aus dem Fuld. entlehnt, wie noch viele andere, die ich auch zum Teil für zweifelhaft halte. An anderen Stellen wieder hätte R. meines Erachtens folgerichtig sich (mit Haverkamp) dem Fuld. anschliefsen können,

so 4, 13 si statt quae. 20, 3 providentiae. 22, 2 in usum. 39, 2 ministeriis. Die eigenen Verbesserungsversuche, die R. in den Text aufgenommen hat, sind zum Teil annehmbar, wenn auch nicht zwingend, wie 9, 17 dispergi. 21, 5 ad declinandam disciplinam. 24, 2 ista. 36, 2 imperatori (ähnlich schon Ursinus), zum Teil nicht annehmbar wie 8, 8 quot statt quid (drei parallele Fragen mit quid). 23, 13 huic statt hoc, weil ein Objekt vermifst wird. 25, 3 praerogativa (statt pro gratia). 29, 5 eis debellatis, wo man mit dem Fuld. entweder eis weglassen kann, so dafs der Relativsatz das eis vertritt, oder aber eos schreiben mufs. 30, 6 cur quidem, was mir untertullianisch klingt. 37, 8 habendos (wohl als Part. Fut. Pass. aufgefafst). 47, 12 subterranei.

Sonst sind mir an kleineren Versehen noch aufgefallen: 7, 6 divinitus ist schon von Oehler aus dem Fuld. verbessert. 8, 9 mufs es heifsen proclament (wegen malint) oder mit Fuld. malunt. 9, 10 sacratos ist von Rigaltius, nicht von Oehler, der sacratus hat. 39, 6c) mufs es heifsen ingratiis cet. 40, 8 caedes statt cades. S. 55, Anm. 2 Wunsch, nicht Wünsche. Endlich ist zu tadeln, dafs immer noch nicht zwischen condicio (= status) und conditio (= creatura) unterschieden wird.

München. **H. Hoppe.**

162—165) **Max C. G. Schmidt, Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht.** 60 S. 8. Leipzig, Dürr. ℳ 1. —.

— **Kulturhistorische Beiträge zur Kenntnis des griechischen und römischen Altertums.** Heft 1. Leipzig, ebenda, 1906. 134 S. 8. ℳ 2. 40.

— **Kritik der Kritiken.** Ein Wort zur Abwehr und Verteidigung der realistischen Chrestomathie. Ebenda, 1906. 37 S. 8. ℳ —. 80.

— **Realistische Chrestomathie** aus der Literatur des klassischen Altertums. Mit 46 Fig. I. 128 S. 8.

Verfasser will Humanismus und Realismus versöhnen. Die historische und technische Methode des Unterrichts sollen, da gleiche Ideale verfolgend, ebenbürtig und gleichberechtigt sein. Die eine betont mehr das „warum“, die andere das „wozu“. Verfasser hat seit Jahren den Versuch gemacht und durch Herausgabe seiner Chrestomathie auch andere dazu veranlafst, neben Herodot und Plato Abschnitte aus Euklid, Diophant, Archimedes und Ptolemäos zu lesen. Die Kultur des Griechentums, die in 1½ Jahrhun-

derten (von Thespis bis Sophokles) die Entwicklung des Dramas vollendet, wozu England und Deutschland $4\frac{1}{2}$ Jahrhunderte gebrauchten, steht dem Verfasser am höchsten. Bezüglich des Wohlklanges, der Kraft und des Rhythmus ihres Ausdruckes gleicht die Sprache einer photographischen Platte, da sie die feinsten, leisesten Schattierungen des Gedankens wiedergibt. Man denke an die wunderbare Verwendung der einsilbigen Partikeln, an den Reichtum an Sentenzen.

Die realistischen Stoffe sollen mehr gelegentlich, als planmäfsig getrieben werden, damit alle Kräfte des Schülers geübt, seine geistigen Muskeln gelenkig werden. Die Sternkunde des Ptolemäos, die Sonnenuhr des Vitruv, die Schiffskonstruktion des Athenäos, die Meeresströmungen des Polybius, der Vesuvausbruch des Plinius, die Meridianbestimmung des Eratosthenes sind Beispiele, die dem Schüler zeigen, wie die Griechen Theorie und System, die Römer Erlebnis und praktische Ausnutzung ausgebildet haben. Der Stoizismus, der in der Geschichte der griechischen Weltanschauung eine so grofse Rolle spielt und auch mit Erfolg ins Abendland übertragen ist, kommt hervorragend den jugendlichen Trieben und Neigungen entgegen. In den hierfür ausgewählten Abschnitten kommen anschauliche, bilderreiche Vergleiche vor, und der Hang zu Kraftproben, die rigorose, schweigende Duldung von Leiden, die Beispiele der Selbstbezwingung machen auf die Jugend Eindruck. Die Lektüre des dritten Heftes beweist uns freilich, dafs Verfasser viel Widerspruch von seiten seiner engeren Fachkollegen erfährt, obgleich man dem Schlufswort eigentlich allgemein zustimmen kann: Der Humanismus ist uns heilig und bleibe bestehen, solange es ein deutsches Volk und ein griechisches Wissen gibt; aber das Öl, mit dem er jugendliche Häupter salbt, mufs in Zukunft mit einem guten realistischen Tropfen vermengt werden.

Die kulturhistorischen Beiträge sind Bruchstücke für eine Kulturgeschichte der Griechen und Römer. Besonders die Terminologie der mathematischen Ausdrücke, ihr Ursprung und ihre Wandlungen werden in diesem ersten Heft erörtert. Dafs auch die Altmeister Thales, Pythagoras und Euklid monographisch behandelt werden, ist nur zu billigen. Die interessanten etymologischen Bemerkungen werden den Mathematikern besonders Freude machen. Verfasser stimmt mit Mach darin überein, dafs die Grundbegriffe aus der praktischen Arbeit, aus Handwerk und Technik stammen. Die Raumbegriffe sind im allgemeinen griechischen

Ursprungs, die Zahlenbegriffe römischen. Das ist durchaus verständlich: jedes mathematische Problem wird von den Griechen anschaulich räumlich erfafst und zu lösen versucht, während der wirtschaftlich praktische Römer am Rechenbrett arbeitet. Im übrigen hat sich als einziges echtlateinisches Wort die „summa“ erhalten. Über die Verwendung des Gnomon („erkennen“) bringt Verfasser interessante Beispiele, die sich schon bei Thales finden. Was die Ägypter den Griechen an astronomischen und geodätischen Problemen geboten haben, ist bekannt; weniger der Einflufs der ägyptischen Harfe auf das „Monochord“ und die „Hypotenuse“ bei Pythagoras. Ob die „Peripherie“ mehr auf die Zirkelbewegung oder den Planetenumschwung geht, ist nicht festzustellen, wie Verfasser meint.

Bremen. **W. Grosse.**

166) **Anton Marx, Hilfsbüchlein für die Aussprache der lateinischen Vokale in positionslangen Silben.** Mit einem Vorwort von Franz Bücheler. Wissenschaftliche Begründung der Quantitätsbezeichnungen in den lateinischen Schulbüchern von Hermann Perthes. 3. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1901. XVI u. 93 S. gr. 8. ℳ 3.—

Seit dem Erscheinen der dritten Auflage des bekannten Marxschen Hilfsbüchleins sind mehrere Jahre ins Land gegangen, und ich darf wohl annehmen, dafs die Leser dieser Blätter die Vorzüge und Mängel der Schrift bereits kennen. Ich beschränke mich daher in der nachfolgenden Besprechung, die ohne mein Verschulden so spät erfolgt, ganz darauf, einige Gesichtspunkte für eine neue Auflage geltend zu machen.

Die Schrift ist bekanntlich aus dem Bedürfnis entstanden, für die Aussprache in der Schule einen sicheren Ratgeber zu besitzen, und man wird nicht verkennen können, dafs gerade unter der Einwirkung von Marx die korrekte Aussprache der Vokale in positionslangen Silben allgemeinere Beachtung gefunden hat. Wenn wir so dem Verfasser für seine Leistung dankbar sein müssen, so darf doch nicht verschwiegen werden, dafs dem Buche noch mancherlei Mängel anhaften.

Zuerst möchte ich mich gegen ein von Bücheler in dem Vorworte aufgestelltes Prinzip wenden. S. IV heifst es: „Es schien zunächst wichtiger, dafs die richtige Quantität vermerkt und Lernbegierigen hierüber glaubhafte Auskunft gegeben, als dafs um der Kenner und Kri-

tiker willen die Belege und Beweise gehäuft oder vervollständigt würden." Mit dieser Stelle mufs man noch vergleichen, was Bücheler S. VII sagt: „Die Schule braucht eine Form, die sie lehrt und übt, welche den Anfänger und wer über die Materie ohne Urteil ist, mit dogmatischer Strenge bindet."

Darum also, weil das Buch vor allem den praktischen Bedürfnissen der Schule dienen soll, meint Bücheler, könne die wissenschaftliche Begründung in den Hintergrund treten. Ich mufs gestehen, dafs mir dieser Standpunkt unhaltbar erscheint. Wissen wir denn so genau Bescheid dafs wir der Beweise für die Quantität entraten könnten? Liegt es nicht vielmehr so, dafs unser Wissen in dieser Beziehung sehr verschiedenartig ist? Erst wenn alle erreichbaren Beweisstücke herangezogen sind, läfst sich überblicken, welche Sicherheit im einzelnen Falle besteht. Dürfen wir aber etwas sicher zu wissen vorgeben, was wir nur vermuten? Und was sollen wir mit einem Dogma, das vielleicht unrichtig ist? Denn es gibt, abgesehen von einzelnen Wörtern, ganze Reihen, bei denen sich Marx bei der Quantität falsch entschieden hat. So hat es keine Berechtigung, vor *st* Länge anzusetzen, wenn *r* vor *st* geschwunden war, wie in *testis, tostum, fastus* (Stolz), *fastigium* u. a., das Romanische bezeugt wenigstens hier überall Kürze. Unrichtig ist der Ansatz der Länge in den Präpositionen von Kompositis wie *ascendō, distinguō,* unrichtig ist die Länge vor jedem *gm,* sehr zweifelhaft vor *gn.* Die Worte Büchelers werden mir nur dann verständlich, wenn er mit ihnen im Jahre 1883 die Unvollkommenheiten des Buches in Schutz nehmen und denen das Wasser abgraben wollte, die sich aus Bequemlichkeit gerne auf einen ablehnenden Standpunkt stellen.

Heute ist beides nicht mehr ganz zeitgemäfs. Büchelers Vorwort wird darum zum wenigsten als „Vorwort zur ersten Auflage" zu bezeichnen sein. Es ist inzwischen ja wohl die Zeit gekommen, die Beweise möglichst vollständig zu geben. Und da wird es bei der vierten Auflage allerdings noch zu ändern und nachzutragen geben. Aber darum möchte ich dem Verfasser nicht so starke Vorwürfe machen, wie sie ihm einer unserer ersten Latinisten gemacht hat. Die Anforderungen, die an den Verfasser eines solchen Büchleins gestellt werden müssen, sind so hoch, dafs ihnen einer allein überhaupt kaum entsprechen kann. Es sind drei verschiedene Wissenschaften, denen die Beweise für die Quantität entnommen werden: die klassische Philologie, die romanische Sprachwissenschaft und die indo-

germanische Sprachwissenschaft. Wen gibt es, der in allen drei Sätteln gleich gerecht wäre! Und schon innerhalb der klassischen Philologie bedarf es eines besonders umfangreichen Wissens, um die ihr entnommenen Beweise selbständig prüfen und alle Belege heranziehen zu können. Denn welche Lücken auch hier das Marxsche Buch aufweist, zeigen die beiden jüngsten Aufsätze von Heraeus im Archiv für lat. Lexikographie (XIV) nur zu deutlich.

Die Heranziehung der Etymologie ist gegen die früheren Jahre heute allerdings ganz gewaltig erleichtert worden. In Waldes Wörterbuch liegt uns jetzt eine sehr zuverlässige und vollständige Beurteilung der lateinischen Etymologien vor. Dazu gesellen sich noch die Etymologien Thurneysens im Thesaurus.

Inwieweit die Beweisstücke aus der romanischen Sprachwissenschaft etwa anfechtbar sind, entzieht sich meiner Beurteilung. Ich möchte mir nur im Anschlufs an die Ausführungen über *mōnt-, mūnt-* [1]) S. XIV die Anfrage erlauben, ob es in solchem Falle nicht möglich ist, von den Dialekten aus, die *ē*, *ĭ* bzw. *ō*, *ŭ* nicht zusammengeworfen haben, wie dem Logudoresischen und Campidanesichen auf Sardinien, sowie dem Albanesischen und Rumänischen, eine Entscheidung zu fällen.

Ferner vermisse ich in der Einleitung eine präzise prinzipielle Auseinandersetzung darüber, bis zu welchem Grade der Sicherheit wir die Quantität für das klassische Latein im Ausgang der Republik angeben können. Wenn z. B. bei *certus* S. 22 steht: „byz. *κέρτον* und *ἴγκερτον*, auch n. d. Romanischen *e*“, so ist mit diesen Argumenten eine Kürze des *e* für die genannte Sprachperiode mit nichten erwiesen. Byzant. *κέρτον* und *ἴγκερτον* beweisen die Kürze nur für eine spätere Zeit, und dabei ist noch fraglich, ob auch gleich für das Hochlatein; aus den romanischen Sprachen aber läfst sich — soweit eine Rekonstruktion überhaupt möglich ist, vgl. K. Z. 41, 1 f. — nur die vulgärlateinische Aussprache erkennen. Nun bringt uns im vorliegenden Beispiel die Etymologie allerdings weiter. Wir haben Grund zu der Annahme, dafs *certus* aus **crĭtos* (was der Verfasser S. XIII andeutet, aber im Wörterverzeichnis unerwähnt läfst) entstanden ist, und damit ist Kürze des *e* auch für Ciceros Aussprache noch wahrscheinlicher gemacht. Fast zur Gewifsheit wird *ĕ* erst durch die Tatsache, dafs uns die Entwicklung von *ĕr* in geschlossener Silbe zu *ĕr*

1) *promunturium* ist übrigens die bessere Überlieferung.

aus dem klassischen Latein nicht bekannt ist, und durch die Verwandtschaft mit *cerno*, für das ein Ciceronianisches *ĕ* feststeht. Denn für letzteres sind nicht sowohl die von Marx ins Feld geführten Gründe von Belang als vielmehr die Entwicklung von *cernō* aus **crīnō* in Verbindung mit der Überlieferung, dafs in späterer Zeit in diesem Worte noch ein *ĕ* gesprochen wurde, vgl. Charisius, 246, 7 (Keil) und Priscian II, 461, 1 (Keil).

Ganz anders steht es dagegen z. B. mit *herba*. Hier führt das Romanische zwar auf vulgärlat. *ĕ*. Dagegen steht die von Marx als Beweis herangezogene Etymologie *forbea*, *φορβή* auf sehr schwachen Füfsen. Ausgeschlossen wäre es also nicht, dafs Cicero **hērba* sprach und dafs *ē* im Vulgärlateinischen wie so manche andere Länge gekürzt wurde. Das Wort gehört demnach zu denen, über deren Quantität wir nicht genau Bescheid wissen.

Ich schlage daher dem Herrn Verfasser vor, er möge es im Wörterverzeichnis schon, etwa durch kursive Lettern, andeuten, wenn wir seiner Meinung nach nicht imstande sind, die klassische Quantität festzustellen. So wird in einfachster Weise der Möglichkeit gesteuert werden, dafs durch das Hilfsbüchlein Vermutungen zu Tatsachen umgestempelt werden.

Zum Schlufs möchte ich noch eine Kleinigkeit erwähnen. S. XII wird die Schreibung *singnifer* als Beweis für Länge des ersten *i* angesprochen; in Wirklichkeit beweist die Schreibung aber nur, dafs zwischen dem gutturalen Nasal (*ng*) und dem dentalen (*n*) die Silbengrenze lag.

Bergedorf. **E. Hermann.**

---

167) **Hermann Suchier, Aucassin et Nicolette.** Texte critique, accompagné de paradigmes et d'un lexique. Traduction française par Albert Counson. Paderborn, F. Schoeningh, 1906. X und 135 S. 8.

Die Ausgabe eines altfranzösischen Textes, die seit 1878 sechs Auflagen erlebt, bedarf keiner besonderen Empfehlung. Suchiers mustergültige Bearbeitung der reizenden Novelle liegt seit der fünften Auflage in der von dem Lektor an der Universität Halle, Albert Counson, besorgten französischen Übertragung vor und wird in Deutschland deshalb keinen Freund verlieren, im Auslande dagegen viele neue Freunde gewinnen. Im Interesse der zahlreichen Besitzer der früheren Auflagen möchte ich auf einige der wichtigeren Änderungen hinweisen. Nach allgemeinen Bemerkungen

über den Charakter dieses im Wechsel von Poesie und Prosa einzig dastehenden Werkchens gibt Suchier die Resultate seiner Forschungen. Die Viersilbler, die jeweils am Schlufs der Siebensilbler = Laissen stehen, assonieren untereinander. Die Handschrift ist in Artois in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts geschrieben worden, die Sprache selbst weist mehr nach dem Norden, dem Hennegau. Gegen Anfang des 13. Jahrhunderts könnte die anmutige Novelle von der treuen Liebe zweier Menschenkinder verfafst sein. Suchier stellt eine Biographie über Aucassin und Nicolette in Aussicht. Von ihrem Umfang erhält man einen kleinen Vorgeschmack, wenn man die folgende Liste der Ausgaben, Übersetzungen und Nachahmungen liest. Zehn zum Teil wiederholt aufgelegte Ausgaben, 21 Übersetzungen, 19 Nachahmungen in irgendwelcher Form legen Zeugnis ab von der beispiellosen Beliebtheit dieser Dichtung. Die wichtigsten Änderungen im Text beziehen sich auf die schiefsenden Viersilbler. S. 48 der Anmerkungen begründet Suchier die neuen Lesarten, die allen Viersilblern eine weibliche Assonanz auf i geben, die 15 von den 21 Laissen bereits in der Handschrift hatten. So liest er jetzt

1, 15 *tant par est rices*
3, 18 *que trop est fine*
5, 25 *se jel puis mie* (wo *mie* des vorhergehenden Verses durch *prise* ersetzt ist)
9, 19 *a l'estormie*
15, 18 *s'or ne t'abries*
27, 19 *delés le rive.*

Die Lesart *Viel Antif,* die Alfred Schulze für I, 2 vorgeschlagen hatte, hat Suchier noch nicht aufgenommen, wenn er ihr auch, nach dem Exkurs S. 47 und der Bemerkung S. VI zu schliefsen, nicht ablehnend gegenübersteht. Ja er gibt einer neuen Vermutung Ausdruck: *Viel Antif,* der Name von Rolands Pferd, ist vielleicht auf einen Spielmann, der sich als Rezitator der *Chanson de Roland* einen Namen gemacht hatte, übertragen worden, und in ihm hätten wir den Verfasser unserer *Chantifable* zu begrüfsen.

Im übrigen sind in den strittigen Stellen die Vorschläge Gaston Paris' mehr noch als früher berücksichtigt worden. So liest Suchier 6, 22 ... *car tos les jors du siecle en seroit vos cors honis, et aprés en seroit vo arme en infer;*

14, 20 ist das fragliche *cateron* (Kätzchen? Brustwarze) nach Andresen

zu *teleron* gewandelt, 21, 8 ist *au corset* der ersten Anflage wiederhergestellt. 25, 6 ff. ist ein Stück der Handschrift abgerissen, Suchier liest jetzt:

por la lu [*mier*]*e de s*[*oir,*
que par li plus bele soit.
Douće suer, com me plairoit
se monter pooie droit,]

38, 9 (*ans* für *jors* nach W. Förster: ... *fille de roi. La fu bien trois ans u quatre, tant c'on le vaut mariër un jour a un roi rice paiien, mais ele n'avoit cure de mariër. Ele se porpensa* ... Mit S. 47 beginnen die Anmerkungen, die auf 17 Seiten (8 in der 3. Aufl.) angewachsen sind, und zu einzelnen Stellen, die früher noch nicht berührt waren, wertvolle Erläuterungen bieten. So z. B. zu 6, 26 (die bekannte Schilderung des Paradieses), 21, 8 im Anschlufs an *au corset.*

Die Drucklegung ist mustergültig. Die verderbte Stelle 34, 1 läfst Suchier auf G. Paris Romania XXIX, 290—291 verweisen, wo S. 62, Z. 4 nach *fils* einige Punkte zu setzen wären, da der folgende Satz von G. Paris sich nicht unmittelbar anschliefst. Zu 38, 13 bringt Suchier verschiedene Anklänge an das Motiv: Eine Frau als Spielmann verkleidet sucht ihren Geliebten ihre eigene Geschichte singend. Das „Verkleidungsmotiv" ist in der Volksdichtung ja überhaupt beliebt. Freilich bietet die Verkleidung einer Frau in *Robin Hood and Maid Marian* (Child V) und in *The Famous Flower of Serving Man* (Child VI; Percy ed. Schröer II, 613 ff.) durchaus keinen verwandten Zug, in *The Bailiffs Daughter of Islington* (Child VI; Percy l. c. II, 646 ff.) zieht das Mädchen als Bettlerin verkleidet nach London, um den Geliebten zu finden.

Dafs der Verfasser von Aucassin et Nicolette ein Spielmann gewesen ist, wird mir mit jedem neuen Durchlesen klarer. Diesen und jenen Zug entnahm er dem formelhaften Bestande der Volksdichtung, kennt er doch u. a. das typische Hinterpförtchen, durch das man entweicht: 12, 30 *Ele vint au postić.* Counson übersetzt im Glossar *postić* mit *petite porte de derrière,* Michaut (vgl. meine Anzeige in dieser Zeitschrift 1902, S. 475) archaisierend *Elle vint à la poterne* ... (heute = Ausfallstor) und erinnert, um nur ein Beispiel anzuführen, an die «*fausse posterne*» der *Récits d'un ménestrel de Rheims.* — In den Kapiteln Mundart, Paradigma, Glossar ist nur sehr wenig geändert worden, ein Beweis, wie sorgsam der Verfasser seine Aufstellungen gemacht hat.

Bernburg. **Rudolf Kiefsmann.**

168) **Jakob Ulrich, Proben der französischen Novellistik des sechzehnten Jahrhunderts.** I. Texte. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1906. 263 S. 8.

Eine verdienstvolle und nützliche kleine Sammlung, die in verständiger Auswahl Proben aus einer Literaturgattung zusammenstellt, die für den französischen Volksgeist im allgemeinen und für die Zeit insbesondere äufserst charakteristisch ist. Die Bezeichnung „Novellistik" ist vielleicht für den Unkundigen irreführend. Es handelt sich vorwiegend um Erzeugnis jener *littérature drôlatique*, deren unerreichter Meister Rabelais ist. Dies sagt genugsam, dafs diese Blütenlese — ich weifs nicht, warum der Herausgeber in dem kurzen Vorwort den Namen „Anthologie" ablehnt und die Bezeichnung „charakteristische Proben" in Gegensatz dazu stellt — keine Lektüre für Töchterschulen ist. Das Wohlgefallen an derben und derbsten Späfsen ist nun einmal ein Charakteristikum des *esprit gaulois* und des *genre facétieux*, und offen gestanden wirkt diese Betätigung des *„naturalia non sunt turpia"* geradezu erfrischend gegenüber der schwülen Atmosphäre mancher perverser Erzeugnisse neuesten Datums. Im einzelnen zeigen die gebrachten Stücke grofse Verschiedenheit: als Extreme könnte man wohl die harmlos derben Schwänke des ehrsamen Sattlers Nicolas de Troyes (le grand Parangon de Nouvelles, geschrieben 1536) und die fein pointierten, stark gewürzten Wortspielereien des gelehrten Humanisten Henri Estienne (Apologie pour Hérodote, 1566) bezeichnen. Vertreten sind aufser Rabelais und den beiden Genannten noch Bonaventure des Periers, l'Heptaméron, les Comptes du Monde adventureux, Noël du Fail, Cholières, die serées de Guillaume Bouchet, Estienne Tahourot, und das berüchtigte Moyen de parvenir von Béroalde de Verville. Die Orthographie der Zeit ist im grofsen und ganzen gewahrt. Eine kritische Textbehandlung lag offenbar nicht in der Absicht des Herausgebers; er übernahm die Texte, die er in den von ihm angegebenen Ausgaben (zum Teil der Bibl. Elzévirienne) fand. Leider hat der Tod den Herausgeber verhindert, dem Textbande einen Kommentarband folgen zu lassen, dem es nicht an interessanten Problemen gefehlt hätte. In Ermangelung eines Kommentars sei der Wifsbegierige u. a. hingewiesen auf Lenient, La satire en F. au XVIe siècle; Morf, Gesch. der neueren franz. Lit. I, sowie auf die betr. Abschnitte des grofsen Werkes von Petit de Juleville.

Bremen. **U. Cosack.**

---

169) **Bruno Siburg, Schicksal und Willensfreiheit bei Shakespeare.** Dargelegt am „Macbeth". (= Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von L. Morsbach XXVII.) Halle a. S., Max Niemeyer, 1906. XV u. 68 S. 8. ℳ 3.60.

Was Robert Petsch in seinem Buche „Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen" (München 1905) für unsern deutschen Dichter unternommen hat, will Siburg für Shakespeare am „Macbeth" leisten, freilich ohne Petschs Buch zu kennen. Um über den Begriff der Freiheit ins klare zu kommen, gibt der Verfasser zuerst eine geschichtliche Übersicht „Über die Freiheit im philosophischen, im psychologischen und im normativen Sinne" und dann eine, wenn auch nicht ganz einwandfreie [1]), so doch recht wertvolle „Kritische Darstellung einer Geschichte der Meinungen über Schicksal und Willensfreiheit bei Shakespeare von Lessing bis zur Gegenwart". Der zweite, systematische Teil des Buches ist eine tüchtige Interpretationsleistung und führt den Nachweis, dafs Macbeth in dem Sinne frei handelt, dafs die Keime und Ursprünge zu seinen Verbrechen in seiner eigenen Seele liegen, dafs er aus eigener Entscheidung und Selbstbestimmung jedes von ihnen vollbringt, und dafs er nicht — wie man oft lesen kann — ein mehr oder weniger willenloses Werkzeug überirdischer Mächte, des Schicksals, der Hexen oder auch seiner Frau ist. Wir können hier den Ausführungen des Verfassers nicht näher nachgehen, weil sich das in Kürze nicht tun läfst. Aber wir möchten ausdrücklich darauf hinweisen, dafs die Lektüre dieses Buches allen Fachgenossen, die den „Macbeth", sei es deutsch, sei es englisch, in der Schule zu behandeln haben, sehr warm zu empfehlen ist. Es lassen sich viele und wertvolle Anregungen für die Besprechung im Unterricht daraus schöpfen, die namentlich den Kollegen, die die immer umfangreicher werdende Shakespeareliteratur nicht genauer verfolgen können, viel andere Arbeit ersparen und so manchen praktischen Fingerzeig geben werden.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

1) Wie R. Petsch im Shakespeare-Jahrbuch 43, S. 270 ff. gezeigt hat; diese Besprechung ist überhaupt eine sehr gute Ergänzung zu Siburgs Darlegungen.

170) **J. Bube, English Poetry** for German Schools. In Three Parts. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Buchhandlung, 1907. Part I: IV u. 48 S. 8. Part II: VI u. 82 S. 8.

Das dritte Bändchen der sorgfältig gedruckten und gut ausgestatteten Gedichtsammlung, die als Gegenstück zu dem im gleichen Verlage erschienenen Buche „Recueil de Poésies Français“ von M. Scheibe gedacht ist, steht noch aus. Nach dem Grundsatze „vom Leichteren zum Schwereren“ bringt der erste Teil in dankenswerter Weise neben älteren bekannten Gedichten viel Neues und Anregendes. Darauf sollte bei Zusammenstellung derartiger Sammlungen mehr Gewicht gelegt werden als bisher, wo das Alte oft zu pietätvoll beibehalten wird, während neuere Dichter nur selten zu Worte kommen. Moderne englische Sammlungen, ich erinnere nur an Pertwee's Treasury of Verse und ähnliche, bieten Stoff genug aus neuerer und neuester Zeit. Nötig ist allerdings eine sorgsame Auswahl, die das Wertvolle von dem Unbedeutenden zu scheiden weifs, was der Herausgeberin gelungen ist. Wir finden neben Dichtern wie Browning, Coleridge, Kingsley, Longfellow, Scott, Shakespeare, Tennyson, Wordsworth auch Namen, die wir ungern in anderen Büchern vermissen: Ralph Waldo Emerson, Eugene Field, Jean Ingelow, Rudyard Kipling, William Miller, Christina G. Rossetti, Frederick E. Weatherly usw. Mit Recht bringt die Herausgeberin auch einige der bekannten und beliebten Nursery Rhymes, die keineswegs nur kindisches, sinnloses Zeug enthalten und blofs für babies passen, wie oft behauptet wird. Zu einigen Gedichten sind deutsche Melodien angegeben. Bei Übertragungen aus dem Deutschen, deren Berechtigung in einer englischen Gedichtsammlung auf Widerspruch stofsen kann, mag das unbeanstandet bleiben; englische Lieder nach angepafsten deutschen Melodien zu singen, halte ich nicht für richtig und geschmackvoll, der Ausländer hat dafür meist nur ein mitleidiges Lächeln, und das mit Recht; das Lied als Kunstwerk verliert dabei ohne Zweifel. Damit soll keineswegs gesagt sein, dafs das Singen für eine gute Aussprache nicht recht förderlich wäre. Bei Nr. 26 Christmas Wreaths hätte in der Anmerkung vielleicht auch auf Sinn und Bedeutung der letzten Zeile „a king in conceit“ hingewiesen werden können. Dafs von Nr. 49 God save the King die zweite Strophe O Lord, our God, arise usw. jetzt selten gesungen würde, entspricht nicht der Wirklichkeit, von Strophe 4 ist es richtig; meist wird überhaupt nur die erste Strophe gesungen. Bei besonders festlichen Gelegenheiten hört man alle drei. Die zweite Strophe wird,

wenigstens habe ich es oft so gehört, in anderer Tonart gesungen, so daſs eins und drei miteinander korrespondieren und dem Liede bei nur zwei Strophen der musikalische Abschluſs fehlen würde. — Part II ist chronologisch geordnet. Auf neun alte englische Lieder und Balladen folgt eine Auswahl von Dichtern, die mit Shakespeare beginnt und bis auf unsere Zeit reicht. Dem 17. und 18. Jahrhundert ist begreiflicherweise nur geringer Umfang eingeräumt, dagegen die Zahl der modernen Dichter, wie im ersten Teile, beträchtlich. Fünf Seiten „Notes on Authors" enthalten kurze biographische und literarische Bemerkungen. Bei Rudyard Kipling S. 82 wäre zu berichtigen, daſs er nicht erst durch die Jungle Books berühmt wurde, sondern durch „bis (Druckfehler!) stories of Indian Life": Plain Tales from the Hills (1887) usw. Soldiers Three (1888) erschien vor den Jungle Books (1894/95).

Ob es nicht praktischer gewesen wäre, die Sammlung in zwei statt in drei Teile zu teilen, oder die beiden ersten Bändchen zu einem zusammenzufassen, lasse ich dahingestellt sein. Der Umfang von 48 plus 82 Seiten würde kaum ein Hindernis, der geringere Preis bei Einführung in Schulen nicht unwesentlich sein. Beim Druck sollte man die Majuskel in Überschriften usw. ebenso verwenden, wie in englischen Büchern; doch das sind Äuſserlichkeiten, die den inneren Wert der beiden Bändchen nicht beeinträchtigen.

Elberfeld. **H. Grosch.**

171) **Johann Ellinger** und **Percival Butler, Lehrbuch der Englischen Sprache**. Ausgabe A. (Für Realschulen, Gymnasien und verwandte höhere Lehranstalten.) III. Teil. Wien, F. Tempsky, 1907. 110 S. 8. geb. ℳ 1. 60.

Auf die in dieser Zeitschrift ebenfalls besprochenen beiden ersten Teile (Elementarbuch und An English Reader) folgt nunmehr der dritte und letzte Teil des Ellinger-Butlerschen Lehrbuches, A Short English Syntax and Exercises. Die Syntax bringt alles Wesentliche in angemessener Kürze mit lehrreichen Beispielen in genügender Anzahl; die am Fuſse jeder Seite gegebene englische Übersetzung der oben deutsch gefaſsten Regeln wird allgemein zu Dank verpflichten. Die Syntax umfaſst 46 Seiten mit 120 Paragraphen; die folgenden 28 Seiten bringen sehr hübsche englische und deutsche zusammenhängende Übungsstücke, die wohl geeignet sind, die Kenntnis der syntaktischen Regeln des ersten

Teils zu befestigen. Das sich anschliefsende englisch-deutsche und deutsch-englische Wörterverzeichnis ist sehr sorgfältig gearbeitet und wird den Schüler nie im Stich lassen; der englisch-deutsche Teil gibt zu allen Wörtern die phonetische Umschrift, der deutsch-englische nur zu denjenigen, die im ersten Teil nicht vorkommen. Ein kurzes Sachregister schliefst das Buch ab. Ich bin in der angenehmen Lage, auch diesen dritten Teil des Ellinger-Butlerschen Schulbuches, der für das zweite und dritte Unterrichtsjahr berechnet ist, rückhaltlos empfehlen zu können.

Nauen. **Fries.**

172) **Johann Ellinger** und **Percival Butler, Lehrbuch der Englischen Sprache.** Ausgabe B. 1. Teil (Elementarbuch). Mit 10 Abbildungen und einer Münztafel. Wien, Tempsky, 1907. 170 S. 8. geb. *M* 2. –.

Das Buch entspricht der im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift besprochenen Ausgabe A und trägt nur den besonderen Verhältnissen der Mädchenschulen, für die es bestimmt ist, Rechnung. Im übrigen decken sich die beiden Ausgaben fast durchaus, so dafs ein weiteres Eingehen auf die Ausgabe B überflüssig erscheint.

Nauen. **Fries.**

173) **Wilhelm Falkenberg, Ziele und Wege für den Neusprachlichen Unterricht.** Methoden und Lehrpläne für den neusprachlichen Unterricht an höheren Lehranstalten und Fachschulen. Der Privat- und Selbstunterricht und der Aufenthalt im Auslande. Cöthen, Otto Schulze, 1907. 108 S. 8. *M* 1.25.

Der Verfasser nimmt mit dem Titel und in der Einleitung den Mund etwas zu voll. Unter „Zielen und Wegen" stellt man sich doch noch etwas mehr vor, als er bietet, und die „höheren Lehranstalten" hätten aus dem Titel ganz fortgelassen werden können: alles was Verfasser über den Betrieb der neuen Sprachen an ihnen gibt, ist eine Zusammenstellung der wöchentlichen Stundenzahl des Französischen an den verschiedenen Anstalten in Preufsen, Bayern und Sachsen (S. 45—50). In der Einleitung sagt er: „Wenn ich der Tausende gedenke, die so ständig in der Irre wandeln, ohne je das gesteckte Ziel zu erreichen (nämlich den für ihre Zwecke geeigneten Weg zur Fortbildung in den neuen Sprachen zu finden — d. Rez.), möchte ich ausrufen: Mich jammert des Volks!" (!).

Er will also „eine Lücke ausfüllen“, nämlich die Eltern, die oft verwundert über den jetzigen Betrieb der neuen Sprachen den Kopf schütteln, über diesen aufzuklären, dann seinen „jüngeren Kollegen und Kolleginnen mit seminarischer Bildung“ — und früheren Schülern der mittleren Klassen höherer Lehranstalten — ein brauchbares Hilfsmittel bieten“, sich über Mittel zur Fortbildung in den neuen Sprachen zu orientieren, „doch die wichtigsten Dienste wird das Werkchen denjenigen der jüngeren Lehrer bieten, die auf die Prüfung der Lehrer an Mittelschulen und derjenigen (sic!) für Rektoren sich vorbereiten“. Man sieht: ein umfangreiches Programm; aber Zweck 1 ist nicht erreicht, wie schon oben gesagt, Zweck 3, fürchte ich, auch nicht, denn so bescheiden sind wohl die Anforderungen, die in den genannten Prüfungen gestellt werden, nicht, dafs das hier gebotene ausreichte. Diesem Zwecke verdankt gewifs Kapitel I seine Aufnahme: Kurzer Abrifs der Geschichte der französischen und englischen Sprache, das sonst ganz aus dem Rahmen des Buches herausfällt, im übrigen aber völlig unzulänglich ist (vier Seiten), obwohl eine Menge Namen genannt werden. Bleibt Zweck 2, und nach diesem hätte das Buch bescheiden betitelt werden müssen, etwa: Winke über die Wege zur Fortbildung in den neuen Sprachen.

Im übrigen enthält das Buch manche zutreffende, wenn auch nicht neue Bemerkung, leider sind aber auch Irrtümer, Schiefheiten und Mängel im Ausdruck untergelaufen.

Breslau. **Curt Reichel.**



Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 7. September. Nr. 18, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

174) **Engelbertus Drerup, Isocratis opera omnia** recensuit scholiis testimoniis apparatu critico instruxit (E. D.) Vol. prius. Lipsiae, sumptibus Dieterichii (Theodori Weicher), 1906. CXCIX u. 196 S. 8. 2 Tafeln. ℳ 14. —.

Isokrates hat mit anderen Autoren das Schicksal geteilt, daſs seine Werke nach Inhalt und Form einer systematischen Durcharbeitung unterzogen wurden, lange bevor noch eine wirklich kritische Ausgabe, die unerläſsliche Voraussetzung für alle Detailforschung, existierte. Mit Spannung erwartete man geraume Zeit eine Edition von Buermann, der im Besitze eines reichen Materials zu dieser Aufgabe wie kein anderer gerüstet war, doch verzweifelte dieser daran, und so war man auf die Bearbeitung von Blaſs angewiesen, die lediglich eine Revision der veralteten Benselerschen Arbeit darstellt und, woraus sich übrigens Blaſs selber nie ein Hehl gemacht hat, keineswegs den an eine wissenschaftliche Ausgabe zu stellenden Forderungen entsprach. Denn auch er arbeitete — ohne seine Schuld — mit ungenügenden Hilfsmitteln und kommt deshalb, obschon er die prinzipielle Notwendigkeit, die Hand-

schriften aller Rezensionen heranzuziehen, betont, in der Praxis nur wenig über Bekker hinaus, der allein den codex optimus zu Rate zog und die Lesungen der deteriores, die in mancher Beziehung sinnfällig eine abweichende und selbständige Überlieferung repräsentieren, durchweg perhorreszierte. Zu den bedeutsamsten Fortschritten aber, die unsere Wissenschaft in den letzten Dezennien aufzuweisen hat, gehört die Erkenntnis, dafs das Haltmachen vor einem Hauptkodex ein fast ebenso verkehrtes Extrem bedeutet wie das planlose Zusammenlesen regellos zerstreuter Werkstücke des Handschrifteninventars. Namentlich haben die von Tag zu Tag zunehmende Kenntnis der Papyri sowie die intensive Durchforschung der indirekten Überlieferung, die ehedem völlig fuori le mura blieb, in zwingender Beweisführung zu dem Ergebnis geführt, dafs das Einhandschriftensystem aufgegeben und der Klasse der deteriores als subsidiärer, ja nicht selten koordinierter Textesquelle überall da unbedenklich Gefolgschaft geleistet werden mufs, wo ihre Lesung die Gewähr der gröfseren Ursprünglichkeit besitzt. So ist denn die moderne Kritik mehr und mehr in die Bahnen des Elektizismus gedrängt, ein Verfahren, das methodisch und behutsam ausgeübt, wie für Plato neuerdings allgemein anerkannt, so auch für Isokrates sich jedenfalls als das angemessene bewähren dürfte. Die geringeren Handschriften waren bisher überhaupt nicht oder in durchaus unzulänglichem Mafse ausgenutzt, diese Lücke ist nunmehr durch das zur Besprechung stehende Werk endgültig geschlossen und somit allen weiteren Untersuchungen ein sicheres Fundament unterbreitet worden. Um mein Urteil gleich hier auszusprechen, so verdient die vorliegende Ausgabe des Isokrates den Ehrentitel einer ersten kritischen mit vollem Recht. Schon durch verschiedene ergebnisreiche Abhandlungen auf diesem Gebiet hatte Drerup die erforderliche Qualifikation dargetan für die schwierige Aufgabe der Herstellung eines zuverlässigen, urkundlichen Textes auf breitester Grundlage. Doppelt schwierig, insofern er gezwungen war, unter grofsem Aufwand von Mühe und Zeit unter dem Schutt gewaltiger Trümmerhaufen von nah und fern selber die Bausteine hervorzusuchen, sollte anders das zu errichtende Gebäude nicht beim ersten Windstofs in sich zusammenstürzen. Auf einer zur Erforschung hauptsächlich der Textesgeschichte des Demosthenes und seiner Scholien mit Unterstützung der bayerischen Akademie der Wissenschaften unternommenen neunmonatlichen Studienreise verglich er, teils vollständig, teils soweit, dafs ihre Bedeutung und Zugehörigkeit zu den einzelnen Hauptgruppen unzweifelhaft festgestellt war, für unseren

Redner allein über hundert Handschriften (vgl. Sitzungsber. 1902, S. 313 bis 317, Rundsch. 1903, S. 53) — fürwahr ein riesiges Quantum resignierten Schaffens und unermüdlicher Ausdauer, eine staunenswerte Leistung echt deutschen Gelehrtenfleifses!

Im ersten Kapitel der schon allein ein Buch für sich ausmachenden Prolegomena gibt Drerup zunächst eine genaue Beschreibung aller bisher bekannt gewordenen Papyri, die entweder einzelne Reden oder Teile derselben enthalten, zehn an der Zahl, wozu noch ein unbedeutender Fetzen hinzutritt. Zu kurzem Verweilen veranlafst mich der an erster Stelle genannte Massiliensis, der von Alfred Schöne zwar nicht ans Licht gezogen, aber doch zuerst recht eigentlich entdeckt und zugleich in mustergültiger und abschliefsender Weise der gelehrten Welt zugänglich gemacht worden ist in den Mélanges Graux, Paris 1884, S. 481, vgl. den Bericht von Blafs, Fleckeis. Jahrbb. Bd. 129, S. 417. Die chronologische Fixierung hat nicht unerhebliche Schwierigkeiten verursacht. Zur Zeit der Publizierung war ein Papyrus noch eine rara avis, und der Wüstensand des Pharaonenlandes verschlofs noch oblivione livida alle die kostbaren Schätze, die er jetzt mit fast verschwenderischer Freigebigkeit alle Tage spendet. Aus diesem Grunde hatte jeder Fund damals die Präsumtion hohen Alters, deshalb wies ihn Schöne der Ptolemäerzeit zu, doch liefs er immerhin einen gröfseren Spielraum, indem er als terminus ante quem das erste Jahrhundert n. Chr. statuierte (S. 487). Wie mich nun Herr Geheimrat Schöne ermächtigt an dieser Stelle mitzuteilen [1]), ist er jetzt eher geneigt, die Entstehungszeit in das 3. oder 4. Jahrhundert herabzurücken. Dafs auch heute noch der Kreis dessen, was wirklich sicher ist, ungemein eng ist, beweist der Umstand, dafs Crönert, Mem. Graec. Herc., S. 59, unter Zugrundelegung der von Schöne mitgeteilten Indizien an das 2., Drerup gar an das 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. denkt: eine sichere Entscheidung läfst sich eben mit unseren Mitteln vorerst nicht herbeiführen. — Als recht lohnend stellte sich die Neukollationierung des arg zerstörten Pap. Londinensis 132 s. I p. Chr. heraus, der die Friedensrede von § 13 bis zum Schlufs enthält und weit reicheren Gewinn abwirft, als es Kenyons Mitteilungen daraus erkennen lassen. Vor allem wird die Annahme des englischen Gelehrten hinfällig, als wären hier zwei Schreiber am Werke

1) Meinem hochverehrten Lehrer und Förderer für sein gewohntes, liebenswürdiges Entgegenkommen auch hier zu danken, ist mir eine angenehme Pflicht.

gewesen; man wird Drerup, der namentlich im Demosthenes die Scheidung der vielen Korrektoren- und Scholienhände mit Geschick und Erfolg durchgeführt hat, gewifs darin folgen können, wenn er die scheinbare Divergenz der beiden Hände daraus erklärt, dafs derselbe Schreiber, der anfangs im Kopieren sehr sorgsam verfuhr, um so nachlässiger wurde, je näher er dem Ende kam Sodann folgt nach dem Ort ihrer Aufbewahrung geordnet, die Aufzählung von 121 Handschriften, von denen Drerup die überwiegende Mehrzahl selbst eingesehen, die übrigen durch geübte Philologen hat vergleichen lassen; nur von ganz vereinzelten Codd., wie von dem in Lissabon, in Palermo und im Kloster Athos befindlichen hat er trotz aller Bemühungen keine geeignete Kenntnis erlangen können. Eine besonders innige Vertrautheit hat sich der Herausgeber mit der Haupthandschrift, dem Urbinas Γ 111 s. IX/X erworben — von ihm wie von Λ ist die photographische Reproduktion je einer Seite zur Probe beigegeben —, und es fehlt daher nicht an gewissen Nuancen und Ergänzungen der bisherigen, sich auf Buermann stützenden Auffassung. Bemerkenswert ist, dafs von den fünf durch die verschiedene Farbe der Tinte sich kennzeichnenden Korrektoren im s. X zwei Schreiber zu gleicher Zeit eine Diorthose versucht haben (Γ 2), der zweite unter Benutzung der mit einer Variantenanslese versehenen Vorlage von Γ, aus der er zahlreiche falsche Lesungen kritiklos entlehnt hat, ganz abgesehen davon, dafs er oft willkürlich den Text seines Exemplars ändert. Eine ebenso eingehende Würdigung hat Drerup dem Hauptvertreter der zweiten Gruppe, dem Vaticanus 65 Λ gewidmet, und da von ihm eine vollständige Vergleichung noch nicht vorlag, diese mit gröfster Akribie angefertigt. Aber auch im übrigen liefs er sich, um eine erweiterte Grundlage zu bieten, die Mühe nicht verdriefsen, auch bis jetzt unbekannte Handschriften aus der Verborgenheit der Bibliotheken herauszugraben, und es glückte ihm, darunter auch eine Anzahl ausfindig zu machen, die als eine wertvolle Bereicherung des Apparats bezeichnet werden müssen.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der Klassifizierung und der Feststellung des Verwandtschaftsverhältnisses der einzelnen Kodizes untereinander. In zwei Hauptsträngen nimmt die Überlieferung des Corpus der isokratischen Reden ihren Weg, schon äufserlich kenntlich dadurch, dafs auf dem einen die ἀντίδοσις intakt und die 18. und 21. Rede überhaupt nicht, auf dem andern umgekehrt jene verstümmelt, diese ohne Defekt auf uns gekommen sind. Der Hauptvertreter der ersten Klasse ist Γ, der

sich von einer fremden Rezension freigehalten hat und deshalb von unschätzbarem Werte ist. Aus ihm ist neben einigen unvollständigen Manuskripten der Vaticanus 936 Δ geflossen, doch so, dafs sich noch Spuren einer Kontamination mit der Θ-Gruppe nachweisen lassen. Δ affiliiert ist der von den Kritikern über Gebühr hoch veranschlagte Ambrosianus *E*. Die zweite Klasse umfafst die Masse der Vulgatahandschriften. Durch peinliche Exaktheit in der Erhebung aller in dieser Beziehung hervortretenden Merkmale ist es Drerup gelungen, mehrere selbständigeIenteszeugen innerhalb dieser Familie aufzudecken, dabei zeigt er aber überall auch den sicheren Weitblick, um die zwischen den einzelnen Handschriften vorhandenen Verbindungslinien und die Mittelglieder klar zu erkennen und anderseits auch wieder die Grenzen innezuhalten. Eine eigene Bedeutung beansprucht Laurent. 87, 14 Θ deshalb, weil sich von den sicher vorhanden gewesenen Spröfslingen kein einziger erhalten hat. Ihm gegenüber steht Vatic. 65 Λ; auf ihn bzw. seinen Archetypus, der eine sehr weite Verbreitung gefunden haben mufs, gehen fast alle uns bekannten Handschriften sowie die ersten Drucke zurück. Neu ist der Nachweis, dafs auch der in Oxford befindliche Canon. 87 s. XIII/XIV aus Λ entsprossen ist, und zwar zu einer Zeit, wo dieses schon in seinem Besitzstande Einhufse erlitten hatte. Dasselbe Original wie Λ liegt Paris. 2932 *Π* und dem sehr liederlich geschriebenen Laurent. 58 5 *N* zugrunde, die aber ihrerseits unter sich keinerlei Verwandtschaft zeigen, obschon beide oft mit *Γ* Θ zusammentreffen. Es folgen sodann die codices graviter contaminati, darunter namentlich die Parisini, die erweislich nicht aus der Quelle von Λ, sondern unmittelbar aus diesem selbst stammen, aber durch Synopse aus *Π N* durchkorrigiert sind, aus denen sie auch die argumenta mit übernommen haben. In zahlreichen Separathandschriften ist die oft und gern gelesene Paränese an Demonikos auf uns gekommen. Von der Erwägung ausgehend, dafs bei dieser Sonderüberlieferung kleinerer Partien die Wahrscheinlichkeit besteht, dafs sie auf verloren gegangenen, bis in sehr alte Zeit zurückreichenden Miszellanhandschriften basieren, unterzog sie Drerup einer genauen Untersuchung, und es stellte sich heraus, dafs in den Zwillingsmanuskripten Laur. 55, 7 Σ — sein direkter Abkomme ist Burn. 75 — und Paris. 2010 *Y* unter der Spreu einige wertvolle, wie es scheint mit der verschollenen Θ-Tradition identische Varianten verborgen waren, während in anderen Zweighandschriften der Text durch Konjektur weitergebildet war. Zum Schlufs wird die von Drerup bereits

früher herangezogene Vulgataüberlieferung der Briefe, vertreten durch Vatic. 64 Φ nebst acht Apographa, kurz dargelegt.

Das nächste Kapitel erläutert in gröfster Ausführlichkeit den hervorragenden Wert des Urbinas, der bekanntlich den allerbesten der überhaupt erhaltenen Handschriften zuzuzählen ist und zudem eine historische Bedeutung besitzt, da er der Ausgangspunkt für die grundlegenden Hist-forschungen Benselers war. Seine Vortrefflichkeit läfst von vornherein erwarten, dafs er scriptoris manum in rebus vel minutissimis religiose bewahrt hat. Dafs die Autorität einer Handschrift in Fragen der Orthographie nicht eben schwer wiegt, braucht nicht erst bewiesen zu werden, und es ist daher keine Änderung, wenn z. B. auf Grund der Inschriften die kurze Augmentierung von *βούλεσθαι*, *δύνασθαι*, *μέλλειν* einheitlich durchgeführt wird. Doch ist auch hier eine gewisse Reserve geboten, denn es wäre falsch, den Isokrates künstlich der Volkssprache annähern zu wollen. Wo nun gar die Inschriften selber schwanken, also zwei Formen legitim gewesen sind, wie bei *ἑαυτοῦ* - *αὑτοῦ*, *σεαυτοῦ* - *σαυτοῦ*, oder dem temporalen Augment der *εὐ*-Komposita, gibt allemal die beste Überlieferung den Ausschlag. Auch in bezug auf die zweite Pers. Sg. Pass. oder Med. hätte meines Erachtens die Schreibung der vorzüglichsten Handschriften bzw. dem Konsens aller Geltung verschafft werden müssen: denn die Endungen -*ει* und -*ῃ* werden im 4. Jahrhundert promiscue gebraucht, ja es pflanzt sich dies Schwanken sogar auf die Substantive über: *τῇ ἀκροπόλῃ*, vgl. *κλεῖθρον* - *κλῇθρον*. Eine wichtige Handhabe gewinnen wir aus der Orthographie für die Datierung des Originals von Γ, welches, wie das oft irrtümlich gesetzte ι adscr. (*πλείωι*, *χερὶι*) sowie das Fehlen der konsonantischen Assimilation (*συνσίτια*, *ἐνλογίμων*) lehrt, dem 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. zuzuweisen ist. Dankenswert ist der Exkurs über Wortwiederholungen des Urbinas, die ohne Not den Verdacht der Kritiker wachgerufen und zu allerlei überflüssigen Änderungen Anlafs gegeben haben, nicht allein in unserer Zeit, sondern schon in der Vulgata, die diese mit der sonstigen zierlichen und abgerundeten *λέξις* des Isokrates scheinbar unvereinbaren Unebenheit durch Konjektur beseitigen zu müssen geglaubt hat. Mit wenigen Worten werden hierauf die Subskriptionen gestreift und die Reste der stichometrischen Zeichen, welche mit Ausnahme der im Busiris, die der Zeilenzählung dienen, Partialstichometrie sind. Nachdem dann die von Blafs aufgeworfene Frage, ob die Reden über den Frieden, den Vermögenstausch und der Trapezitikos eine doppelte Rezension er-

fahren haben, mit durchschlagenden Gründen in verneinendem Sinne entschieden ist, tritt Drerup den Beweis dafür an, dafs der gesamte Handschriftenvorrat, der Urbinas sowohl wie die oft stark interpolierte Vulgata, im letzten Grunde auf einen Stammkodex zurückzufüren ist, von dem es sich wahrscheinlich machen läfst, dafs er den Alexandrinern seine Entstehung verdankt. Auf die Wiedergabe der teilweise sehr subtilen Argumentationen — sie betreffen Auswahl, Ordnung der Reden, Beschaffenheit von Or. XIII und II, die Art der Überlieferung der in die Antidosis eingelegten Zitate — mufs ich hier verzichten, da sie sich im Rahmen eines gedrängten Referates nicht einmal annähernd erschöpfen lassen. Wenn ich auch Bedenken hege, mich der von Drerup über die Sophistenrede und die Nicoclea vorgetragenen Ansicht anzuschliefsen (s. unten), so halte ich trotzdem das Beweismaterial für vollauf ausreichend, die These zu erhärten, dafs alle erhaltenen Texte aus einer einzigen Urhandschrift abgeleitet sind. Von den Papyri, deren Wert nunmehr erörtert wird, hat weitaus die gröfste Autorität der leider mehrfach zu seinem Schaden durchkorrigierte Londinensis, der kein so ganz unebenbürtiger Rivale von Γ ist: stehen doch den 74 Stellen, wo er es mit der Vulgata hält, 164 gegenüber, an denen er in dem relativ kurzen Stück der achten Rede auf seiten des Urbinas gegen Λ steht. Als Repräsentanten der Papyri deteriores kann man den Massiliensis der Nikoklesrede passend ansprechen. Von der Demonicea bieten einen Mischtext der denkbar schlimmsten Sorte die Berolinensis 8935 und 7426. Kaum von Belang ist die von Irrtümern wimmelnde syrische Übersetzung derselben Rede, deren Diskrepanzen daher auch nur dann namhaft gemacht worden sind, wenn sie in irgendeinem Kodex Bestätigung finden. Auffallend gering ist auch der Ertrag, den Dionys v. Hal. beisteuert, von Priscian, Pollux, Stobäus und Orion ganz zu schweigen. Um so erfreulicher sind die neuentdeckten Excerpta Parisina, mit deren Hilfe mehrere in den beiden ersten Reden sicher verderbte Stellen geheilt werden können, und andere Träger der indirekten Überlieferung, wie Harpokration, dem eine vorzügliche, Γ an Güte nahekommende Quelle zu Gebote gestanden haben mufs.

Kapitel IV ist überschrieben: De orationum Isocratearum temporibus et fide. Mit sorgsamer Berücksichtigung der einschlägigen neueren Forschungen trägt Drerup alle für die Fragen der Datierung und der Echtheit in Betracht kommenden Indizien zusammen, einzelne Abschnitte, namentlich der über die Demonicea, bei denen es sich um Auseinandersetzung

mit wissenschaftlichen Gegnern oder um eine ganz bestimmte Stellungnahme zu dem Problem handelt, wachsen sich zu umfangreichen Exkursen aus. So bietet er in wohlbegründeten Darlegungen überall, wenn auch nicht restlos Überzeugendes, so doch jedenfalls Annehmbares. Nur in einigen wenigen Punkten bin ich anderer Meinung. Die Rede πρὸς Εὐθύνουν ἀμάρτυρος erklärt er für pseudepigraph, und man würde das äufserst schwache Machwerk gern einem obskuren Sophistenschüler aufbürden, wofern man nur die Autorität des Aristoteles, der ja bekanntlich den Isokrates sehr genau kennt und mit Vorliebe in seiner Rhetorik zitiert, so ohne weiteres beiseite schieben dürfte, vgl. auch Usener, Rhein. Mus. 25, S. 603. An Theodoros von Byzanz als Verfasser der Demonikusrede glaube ich nicht recht, immerhin ist diese Hypothese mindestens ebenso scharfsinnig begründet, wie die kürzlich von anderer Seite aufgestellte, die sie dem Anaximenes von Lampsakos vindizieren möchte. Zweifelnd verhalte ich mich ferner der Ansicht gegenüber, als hätten alle die Partien der Nikloklea, die im Antidosiszitat fehlen, als Interpolation zu gelten: mir kommt es nicht recht wahrscheinlich vor, dafs der Text durch so zahlreiche Einschaltungen eines magistelli scioli entstellt sein sollte. Schliefslich noch eine Bemerkung zur Sophistenrede, von der Drerup mit grofser Zuversicht namentlich gegen Muenscher, Philol. 58, S. 104 behauptet, sie sei in defektem Zustande auf uns gekommen. Gewifs, sie macht beim ersten Lesen den Eindruck des Fragmentarischen, aber dieser Eindruck ist ein von ihrem Urheber gewollter und kühl berechneter. Die Rede ist nämlich eine Probevorlesung, in der Isokrates eine Übersicht geben wollte über das, was er zu lehren gedachte und was seine Hörer von ihm zu erwarten hatten. Da durfte er beileibe nicht seine Weisheit ad pulvisculum erschöpfen: in Geld- und Honorarfragen war dieser homo umbraticus ein verblüffend praktischer Kaufmann, vgl. Wilamowitz, Ar. u. Ath. I 320 Anm. Sonst kann ich mich aber mit dem Gesagten — kleine Korrekturen in unwesentlichen Einzelheiten vorbehalten — durchaus einverstanden erklären, so namentlich wenn betont wird, dafs von der Sammlung der Briefe weder nach Inhalt, noch Form oder historischen Voraussetzungen auch nur ein einziger es verdient, dafs ihm das Verdammungsurteil gesprochen wird.

Das Schlufskapitel enthält eine ausführliche Geschichte der Isokratesstudien seit Beginn der Renaissance sowie eine kritische Würdigung sämtlicher vorhandenen Ausgaben, an die sich eine erschöpfende Bibliographie

aller hervorragenden Einzelarbeiten zur Kritik und Erklärung unseres Redners anschliefst. Ein sechstes Kapitel über das Leben des Isokrates, die ὑποϑέσεις und Scholien, eine epikritische Nachlese zum Londoner Papyrus ist für den zweiten Band aufgespart.

In der äufseren Einrichtung des Buches springt sogleich die Neuerung in die Augen, dafs in der Anordnung der Reden von der bisherigen Gepflogenheit abgewichen und das historische Prinzip durchzuführen versucht worden ist. Drerup statuiert folgende Reihenfolge: (21), 18, 20, 16, 17, 19, 13, 10, 11, 1, 2, 3, 9 — bis hierher reicht der Inhalt des ersten Bandes —, 4, 14, 6, 8, 7, 15, 5, 12; daran schliefsen sich die Briefe 1, 6, 9, 8, 7, 4, 2, 5, 3. Das wäre an sich gewifs als das allein Richtige zu loben, wenn nur nicht gerade in chronologischen Fragen unsere Wahrheiten lediglich provisorischer Natur wären und ein grofser Teil dessen, was heute Gültigkeit besitzt, nicht morgen schon dem Wechsel unterworfen wäre. Und so wenig Verbindlichkeit auch die von dem Humanisten Hier. Wolf getroffene Abfolge für uns besitzt, sie ist nun einmal zur Tradition erhoben und allen unseren Zitaten zugrunde gelegt. Eine plötzliche Neuordnung würde zweifellos manch ärgerliches Versehen zur Folge haben und dem Benutzer viel kostbare Zeit rauben. Indes betrifft dies nur eine Äufserlichkeit. Die Hauptaufgabe eines Herausgebers aber, die Konstituierung eines urkundlich gesicherten Textes und seine hinreichende Vorbereitung für das philologische Verständnis hat Drerup in glänzender Weise gelöst, und uneingeschränkte Anerkennung verdient die Gründlichkeit, mit der die Fülle des vorhandenen Materials verwertet worden ist. In dem kritischen Apparat haben die Varianten aller Handschriften von selbständigem Wert und der gesamten Papyri, die aus den Testimonien sich ergebenden Diskrepanzen und die Konjekturen neuerer Gelehrten, soweit sie veritatis speciem prae se ferunt, Aufnahme gefunden, während orthographische Quisquilien, handgreifliche Versehen der Überlieferung, handschriftlich nicht beglaubigte Lesarten älterer Ausgaben und weniger probable Vermutungen Moderner in die Appendix critica verwiesen sind. Durch diese Entlastung läfst der Apparat statt des Barockes buntscheckiger Varianten zahlloser Einzelhandschriften die klaren und einfacheren Stilformen der wirklich echten Repräsentanten der beiden Rezensionen in scharfen Umrissen erkennen, man weifs jetzt, welcher von den Codices auf fremden Krücken humpelt und welcher als Individuum in unsere Überlieferung eintritt.

Dafs des Herausgebers Entscheidungen an unsicher überlieferten Stellen hier und da vielleicht jemand als anfechtbar erachten wird, ist von sehr geringem Gewicht, da ja der Apparat in jeder Hinsicht selbst hochgespannten Anforderungen genügt. Drerup hat den vordem brach liegenden Boden mit vorzüglichem Gerät durchackert und urbar gemacht und nicht lange wird es dauern, dann erscheinen die, welche die Ähren von den Halmen schneiden. Wozu soll ich das Werk da noch loben? Es lobt sich selbst.

Marburg i. H. **Gustav Wörpel.**

175) **Georges Lafaye, Les Métamorphoses d'Ovide et leurs modèles grecs.** Paris, Félix Alcan, 1904. X u. 206 S. 8. fr. 8. 50.

Lafayes Werk bietet mehr, als es auf den ersten Blick verspricht. Es enthält eine Geschichte der Metamorphose (p. 1—23), ihrer Bearbeiter, einen Überblick über die Quellen unserer Kenntnis von diesem Stoff (p. 24—45), spricht von der Auswahl der Fabeln, die Ovid getroffen hat (p. 66—75), von der Anlage des Werkes (p. 76—95), von den Ideen und den Personen (p. 96—114). Dieser letzte Abschnitt, in dem L. Ovid gegen den Vorwurf der Irreligiosität und der Unmoral zu verteidigen sucht, erinnert wie einige andere Stellen in fataler Weise an die „Rettungen" seligen Angedenkens. Man glaubt, einen Theologen reden zu hören, wie sie zu allen Zeiten berechtigt waren, der Jugend den lateinischen Schriftsteller zu verzapfen. Als ob der Wert oder Unwert eines Dichters durch seine Rechtgläubigkeit oder seine Fähigkeit, als Schülerlektüre verwendet zu werden, bestimmt würde. L. stützt sich zumeist auf seine Vorarbeiter, in überwiegender Menge Deutsche; in welcher Weise er die spärlich zitierte französische Literatur benutzt hat, habe ich nicht in allen Fällen nachprüfen können. Nur in einem Punkte bringt L. etwas Neues, Selbständiges. Er glaubt, erweisen zu können, dafs Ovid. Met. XV, 252 bis 417 aus Varro, Gallus de admirandis geflossen sei (p. 202 sqq.). Dafs diese Hypothese auf sehr schwachen Füfsen steht, weifs L. selbst (p. 222). Ich wüfste nichts, was dagegen oder dafür spräche, habe aber auch keinen Grund, mich dagegen oder dafür zu ereifern; denn ich weifs nicht, was wir durch die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer solchen Hypothese gewinnen. Zur Begründung seiner Hypothese führt L. einmal an, es sei unwahrscheinlich, dafs Ovid für Einzelheiten einen gelehrten Spezial-

schriftsteller (savant) aufgeschlagen habe, während er den Grundstock aus einem Universalschriftsteller, einem Popularisator (vulgarisateur) genommen habe. Ich wünschte, L. hätte diesen Gedanken auch in seiner sonstigen Untersuchung beachtet. Der Hauptteil seines Werkes besteht in der Betrachtung des Verhältnisses von Ovid zu dessen (griechischen sagt L.) Quellen. L. scheint dabei von zwei Gedanken geleitet worden zu sein. 1) Um Vergil zu ehren (p. 49 sqq.) hat Ovid nach dem Rhetor L. Junius Gallio Verse des Vergil so, dafs sie jeder erkennen konnte, in seine Tragödie „Medea" hinübergenommen. So hat, sagt L., Ovid für seine Metamorphosen lateinische und griechische Schriftsteller gelesen und benutzt. Ich will, das ist nachgewiesen, Vergil und andere Lateiner ohne weiteres zugestehen, Benutzung von Griechen mufs ich ableugnen. 2) Nach Probus zu Verg. Georg. I, 399 hat Ovid zwei verschiedene Schriftsteller Nikander und Theodorus für die Alkyonefabel benutzt (? sequitur). Daraus schliefst L., dafs Ovid verschiedene griechische Quellen benutzt habe. Ein Blick in meine von L. zitierte Dissertation (De metamorphoseon in scholiis Vergilianis fabulis, Marburg 1895) p. 24 würde ihn belehrt haben, dafs von 13 Zitaten 6 ovidische (+ ein anderes) richtig, 6 ovidische falsch sind. Zu den falschen gehört das, worum es sich hier handelt. Hier wird dem Ovid eine längere Erzählung zugeschrieben, die Ovid nur andeutungsweise streift. Was hierauf aufgebaut wurde, fällt also in sich zusammen.

Nach dem augenblicklichen Stande der Frage (vgl. Kienzle) ist es doch nicht gut anders möglich, als an eine ausgiebige Benutzung mythologischer Handbücher durch Ovid zu denken. Ist also auf diese von L. (p. 63) selbst zugegebene Weise der Grundrifs der Metamorphosen festgestellt worden, fragt sich noch: „Wo sind die Steine zum Ausbau hergekommen?" Räume ich, wie gesagt, ein, dafs Ovid sie bei lateinischen Schriftstellern selbst gesucht hat, so erscheint das im allgemeinen nicht wahrscheinlich für griechische Schriftsteller. Zunächst könnte man L. an seinen oben zitierten Ausspruch über die Benutzung von Quellen für Einzelheiten erinnern. Es genügt aber, hier hinzuweisen auf die Feststellungen von Knaack (Quaestiones Phaetonteae) und besonders Robert (Bild und Lied). Wir können doch unmöglich erwarten, dafs wir solch schlagende Beweise gleich dutzendweise finden. Weitere Beweise bieten (neben Vollgraff, Eitrem u. a.) die Vergilscholien, die meines Erachtens noch zu wenig herangezogen werden. Vielleicht bin ich daran nicht ganz unschuldig.

Seinerzeit hatte ich die Absicht, etwas ganz anderes nachzuweisen, und wurde auf die schliefslichen Resultate erst hingedrängt. Der Rifs klafft auch noch in meiner Darlegung a. a. O. Jetzt habe ich die Sache von ganz anderem Standpunkte eingehend durchgeprüft und die seinerzeit gefundenen Resultate bestätigt gesehen. Es würde sich demnach folgender Stammbaum ergeben (wobei die eingeklammerten Zwischenstufen nicht notwendig existiert haben müssen):

Griechischer Mythograph

(Lateinische Übersetzung)

Ovid (Ovidkommentar)

Alter verlorener Vergilscholiast.

Erhaltene Vergilscholien.

Nebenbei bemerkt, die wieder von dem neuesten Herausgeber der Vergilscholien über das Verhältnis der Serviusfassungen vertretene Ansicht mufs dabei einer Revision im Ribbeckschen Sinne unterzogen werden.

Die Bekanntschaft Ovids mit griechischen Schriftstellern soll nun keineswegs geleugnet werden, schon in der Schule hat er sie kennen gelernt (p. 153 sqq.). Ebensowenig, dafs er vielleicht später noch einmal einen eingesehen hat, aber dafs er die griechischen Schriftsteller neben sich liegen hatte, wenn er die einzelnen Partien ausarbeitete, ist von der Hand zu weisen. Wenn L. dem Ovid eine solche „Ehrenrettung" schuldig zu sein glaubt, möchte ich an die griechischen Tragiker erinnern, die, die gleichen Stoffe bearbeitend, fast nur das Sprachgewand ihr eigen nennen. Dafs aber Ovid ein Sprach- und Verskünstler war, wird niemand bestreiten. Aus Ovids Dichtungen spricht die Auschauung des Dichters und die seiner Zeit p. 96 sqq., auf Grund eigener Beobachtungen hat er seine Dichtung gestaltet p. 131. Ich denke, das alles genügt, um in Ovid nicht nur einen Wiederkäuer und Versschmied, sondern einen Künstler zu sehen.

Auf Einzelheiten (wie p. 70 Scyllae — doch verschiedene Personen — p. 81 Atlas — doch erst Mensch dann Berg — p. 126 mufs Ovid erst den Homer aufschlagen, um zu wissen, was jeder Sextaner weifs? — p. 128 zwei recht gleichgültige Wörter trabes und ursae müssen auf eine zweite Quelle hinweisen? u. a. m.) einzugehen, ist unmöglich, ebenso die Beweisführung Zug um Zug zu widerlegen.

Wer sich an den grofsen Umfang des Buches nicht stöfst, mag immerhin dieses weitschweifige, aber keineswegs tiefgehende Buch zur

Einführung in die Fragen über Ovids Metamorphosen benutzen: Tendenz und Resultate der Untersuchung wird er ablehnen.

Chemnitz. **Alfred Leuschke.**

176) **Fustel de Coulanges, Der antike Staat.** Studie über Kultus, Recht und Einrichtungen Griechenlands und Roms. Autorisierte Übersetzung von **Paul Weifs.** Mit einem Begleitwort von **Heinrich Schenkl.** Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rothschild, 1907. XI u. 479 S. gr. Imperialoktav. ℳ 12. —; geb. ℳ 14. —.

Fustel de Coulanges epochemachendes Werk „Cité antique“, das merkwürdigerweise bei seinem ersten Erscheinen keinen Verleger fand, der den Vertrieb einer Auflage von 600 Exemplaren übernehmen mochte, so dafs der Verfasser sie auf seine Kosten herstellen lassen mufste, hat seit 1864 mit seinen achtzehn Auflagen den Weg in alle Länder gefunden, wo gelehrte Studien getrieben werden; es ist auch der deutschen Gelehrtenwelt inhaltlich längst bekannt und in seiner Eigenart gewürdigt worden. Das Werk hebt sich so bedeutsam von allen anderen Behandlungen desselben Gegenstandes ab — „Um die staatlichen Einrichtungen der Alten kennen zu lernen, mufs man ihre ersten Glaubenslehren studieren“, mit diesem charakteristischen Kennwort beginnt die Einleitung —, es zeigt trotz des oft mosaikartigen Aneinandereihens der Belege und Beweise unendlich vieles in so neuer Beleuchtung und Wertung, dafs wir es wohl mit Schenkl „eine literarische Tat ersten Ranges“ nennen dürfen, die „zu den wirklichen Kleinodien der französischen Nationalliteratur“ gehört. Dem Verfasser ist, nachdem sein Werk sich durchgerungen, von seinen Landsleuten das Urteil ausgesprochen, die Cité antique sei „un petit chef d'œuvre, qui durera autant que la langue française“. Ein Werk von so ausgesprochener Eigenart hat naturgemäfs auch verschiedene Beurteilung gefunden; die Kritik in Deutschland hat namentlich sich gegen die Art der Quellenbenutzung gewendet, bei der der Verfasser ganz gleichmäfsig, unterschiedslos, mechanisch verfährt. Aber die Bedeutung und der Wert des Werkes, in dem der Verfasser eigentlich ganz neue Wege weist — zurückhaltend nennt er es „eine Studie“ —, bleibt dabei doch bestehen. Und aus diesem Grunde verdient es in den Kulturbesitz unseres Volkes eingeführt zu werden und auch bei uns in weiteren Kreisen der wissenschaftlich Gebildeten, nicht blofs in denen der eigentlichen Fachmänner

Heimatrecht zu erlangen. So können wir es nur mit grofsem Danke begrüfsen, dafs sich ein Übersetzer gefunden hat, der zugleich mit Geschick mit Verständnis und — was nicht zu unterschätzen — mit Pietät das umfangreiche Werk übertragen hat und zum ersten Male allen zugänglich macht. Die Übersetzung liest sich glatt und bequem, wenn man auch hie und da den gallischen Ursprung empfindet; gerade das gibt noch mehr die Gewähr, dafs der Übersetzer auf eigenes, subjektives Zutun verzichtet und eine völlig sinngemäfse Wiedergabe in engem Anschlufs an das Original anstrebt. Es wäre ja an gar manchen Stellen in dem Werke ein Zusatz, eine Berichtigung, ein polemisches Eingreifen angezeigt gewesen, wenn der Übersetzer eine Neuausgabe des Werkes, dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend, angestrebt hätte; denn bei einem wissenschaftlichen Werke, das seit 1879, seiner siebenten Auflage, von seiten seines Verfassers keinerlei Änderungen erfahren hat, wäre dies wohl wünschenswert. Der Übersetzer hat eben das Werk, ganz so wie es ist, den deutschen Lesern vorlegen wollen, die das Buch hoffentlich zahlreiche findet. Der Grundsatz, sich möglichst eng an den französischen Text anzuschliefsen, hat ihn sogar bestimmt, die im Original angewandte Art der Zitierung, die manchmal recht ungleichmäfsig ist und das deutsche Auge eigentümlich anmutet, beizubehalten. So lesen wir Titus-Livius Aulus-Gellius, Euripides Phönizierinnen, St. Augustinus, daneben Aischylus Ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας u. s. f., statt der bei uns üblichen Abkürzungen, die jedem Leser verständlich waren. Was hätte sich hier an Raum und Zeit sparen lassen! — Manche Übersetzungseigenheiten erscheinen uns auffällig und waren leicht zu vermeiden; so steht S. 155 „er hätte gefolgt“. S. 175 „in den Tempel eindringen“ (st. eintreten), S. 197 „jede Religion, die ..., ist von keiner langen Dauer gewesen“; das griech. Phyle (wo im Original tribu stehen wird), übersetzt Weifs regelmäfsig mit Tribus, schreibt mit Vorliebe Triumpf; — alles Kleinigkeiten, die dem verdienstlichen Unternehmen des Übersetzers keinen Eintrag tun, die aber doch in dem schönen, auch äufserlich so ansprechend und vornehm ausgestatteten Werke fehlen sollten und die wir den Übersetzer bei einer Neuauflage auszumerzen bitten möchten. Dabei würden auch die nicht seltenen Druckversehen zu berichtigen sein; denn aufser den etwa hundert Errata, die S. 478 f. vermerkt sind, sind noch eine ganze Anzahl namentlich in den griechischen Zitaten stehen geblieben.

Zum Schlusse wiederholen wir, dafs wir dem Buche, dem ein be-

rufener Fachmann ein empfehlendes Begleitwort mit auf den Weg gibt, recht viel Leser aus unseren wissenschaftlichen Kreisen wünschen. Zweifellos hat der Übersetzer, wie er selbst in bescheidener Weise die Hoffnung ausspricht, in dem steten Streben, die Absicht des Originals in ihren Tiefen zu erfassen, der historischen und soziologischen Wissenschaft durch Übersetzung von La Cité antique einen Dienst erwiesen.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

177) **S. Chabert, Histoire sommaire des études d'épigraphie grecque.** Paris, Ernest Leroux, 1906. 166 S. 8.

Der Verfasser, Professor an der Universität Grenoble, bietet in seinem Buche eine frisch und anregend geschriebene Übersicht über die Geschichte der griechischen Epigraphik bis auf die neueste Zeit. Als Leser sind wohl in erster Linie Studenten und Freunde des klassischen Altertums gedacht Diesem Zwecke dient die klare, einfache Darstellung, der mehrfache Hinweis auf die für Unterrichtszwecke geschaffenen Inschriftsammlungen (vgl. S. 31, 131, 132) — dem dient auch die eingehende Besprechung der Einrichtung des neuen Inschriftenwerkes der Berliner Akademie (vor allem vgl. S. 95 ff.) und des Larfeldschen Prinzips bei der Bezeichnung der Inschriftformeln (vgl. S. 154 f.); das beweist auch z. B. die Erläuterung des Wortes *στοιχηδόν* (S. 62).

Ohne auf eigenes Urteil zu verzichten, ist Ch. sachlich vornehmlich von Larfeld in J. Müllers Handbuch für klass. Altertumswissenschaft I², S. 359—410 abhängig, was ja nur natürlich ist, da dort alles bis 1892 bekannt gewordene Material zusammengestellt ist (dafs bei dieser Abhängigkeit auch einmal ein kleiner Widerspruch mit unterläuft, indem z. B. S. 55 Boeckhs Verhalten gegenüber den griechischen Freiheitskämpfen in ihrer Bedeutung für die Epigraphik mindestens erklärlich gefunden (vgl. Larfeld a. a. O. S. 388), dagegen S. 66 getadelt wird, sei nebenbei bemerkt). Trotz dieser Anlehnung ist Ch.s Buch durchaus verdienstlich und wertvoll. Zu seinen besonderen Vorzügen gehört, dafs es in seiner Anordnung einfach und übersichtlich, ist dafs ferner Ch.s Darstellung bis in die neueste Zeit führt, also Publikationen besprechen kann, die man selbstredend in der 1892 erschienenen Arbeit Larfelds nicht suchen darf, und namentlich, dafs Ch. den I. G., ihrer Anlage, Einrichtung und allmählichen Vollendung besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Sehr löblich sind weiter der wiederholte

Hinweis, wie notwendig es sei, den Texten Übersetzungen hinzuzufügen (vgl. S. 35, 66, 141), eine Forderung, die wenigstens für die schwierigeren Texte auch Larfeld schon erhoben hat (S. 470), und der Wunsch nach Ausgestaltung der Indices, namentlich in grammatikalischer Hinsicht.

Was Anordnung und Behandlung im einzelnen betrifft, so schildert die Einleitung Wesen und Bedeutung der Epigraphik und bespricht sodann die Gründe, aus denen die griechische Epigraphik soviel jünger sei als die lateinische. Mit einem hoffnungsreichen Ausblick auf die Arbeit, die auf dem Felde der Inschriften gerade in den letzten Jahrzehnten mit gröfstem Eifer und Erfolge wieder aufgenommen sei, und die für die gesamte Wissenschaft von hervorragender Bedeutung zu werden verheifse, schliefst sie (S. 1—13).

Die eigentliche Darstellung zerfällt in sieben Hauptteile: der erste bespricht die Sammlungen, die ohne wissenschaftliche Absicht und ohne einen Gesamtplan unternommen werden; zu diesen zählen die des Altertums, wie sie besonders in alexandrinischer Zeit veranstaltet werden (S. 15—21), sodann die des 15. und 16. Jahrhunderts (S. 21—25).

Der zweite Teil behandelt die Versuche von Universalsammlungen, die das 17. und 18. Jahrhundert aufweisen, eine Periode, in der zum erstenmal gröfsere Expeditionen zu epigraphischen Zwecken ausgesandt, Ausgrabungen unternommen wurden und zuerst der Abklatsch angewandt ward, so dafs am Ende dieser Periode die Epigraphik sich gewissermafsen als Wissenschaft konstituiert und alles zur Herstellung eines Corpus der Inschriften Nowendige herbeigeschafft hatte — nur die leitende Persönlichkeit fehlte noch (S. 26—48).

Dafs diese Persönlichkeit gefunden wurde in August Boeckh, wie sein Werk, das „Corpus inscriptionum Graecarum", geplant war, wie die Riesenarbeit unter grofsen Mühen und Kämpfen vorwärts ging, und wie weit sie vollendet ward, schildert der dritte Teil (S. 49—75).

Der vierte zeigt, dafs unter dem Einflufs des Boeckhschen Unternehmens die epigraphische Arbeit sehr gefördert wurde, vor allem durch die Einrichtung dauernder Institute, des französischen, des deutschen, des amerikanischen, des englischen, des österreichischen u. a., und durch die wissenschaftlichen Expeditionen (S. 76—94).

Wie die hierdurch hervorgerufene gewaltige Förderung und Entwicklung der Epigraphik die längst als notwendig erkannte Neubearbeitung des C.I.G. ermöglichte, und wie diese Aufgabe in Angriff genommen

ward in der Weise, dafs man den wegen der übergrofsen Zahl der Funde unausführbaren Plan einer Sammlung aller griechischen Inschriften aufgab und die nach Landschaften geordneten gesamten griechischen Inschriften Europas in den Inscriptiones Graecae (I. G.) zu vereinigen begann, das stellt der fünfte Teil dar (S. 95—114), der die Tätigkeit Kirchhoffs, Koehlers und Dittenbergers, der Herausgeber der ersten drei Bände der I. G. (des einstigen Corpus inscriptionum Atticarum) eingehend bespricht, ebenso ihre von Wuensch bearbeitete Appendix (Defixionum tabellae).

Der sechste Teil beendet die Besprechung der I. G., wobei das Riesenhafte des ganzen Unternehmens, seine sichere Fundamentierung, die Weite seiner Anlage rühmend hervorgehoben werden (vgl. besonders S. 128), wobei aber auch mit einem Tadel über die Anordnung im einzelnen und Verbesserungsvorschlägen nicht zurückgehalten wird (vgl. namentlich S. 124ff.). Es schliefst sich daran eine Aufzählung der wichtigsten Inschriftensammlungen, die zum Teil als Ergänzungen zu den I. G. anzusehen sind: dazu gehören die Tituli Asiae Minoris, die — im Gegensatze zu den übrigen Publikationen — nicht in lateinischer, sondern in englischer Sprache erschienene Collection of ancient greek inscriptions in the British Museum, Collitz-Bechtels S. G. D. I., Dittenberger u. a.; man vermifst hierbei Otto Kerns Inschriften von Magnesia am Mäander (Berlin 1900), die doch durch die Darstellung der „Geschichte der Steinschrift in Magnesia" besonders bemerkenswert sind, und Solmsens Inscriptiones Graecae ad inlustrandas dialectos selectae (Leipzig 1903).

Im siebenten Teile endlich, der betitelt ist „L'état des choses", läfst der Verfasser uns noch einmal das ganze weite Arbeitsfeld der griechischen Epigraphik überblicken, weist wiederholend und zusammenfassend darauf hin, wie fast alle Kulturvölker sich in der Epigraphik betätigen: die Franzosen, denen, wie natürlich, besonderes Lob gezollt wird, die Deutschen, die Österreicher, die Italiener, die Engländer, die Amerikaner, die Russen, die Griechen, ja, selbst die Türken (S. 135—151); er zeigt, wie diese Wissenschaft sich nach allen Richtungen hin entwickelt habe, wie insbesondere für die Kritik und Hermeneutik der Inschriften immer sicherere Grundlagen geschaffen seien (Larfeld!), und wie sich durch alle diese Umstände eine glänzende Zukunft für die Epigraphik eröffne, die aus der Kindheitsperiode durch die période utilitaire (S. 157) emporgewachsen und geworden sei zu einem „Goldast" am grofsen Baume der Wissenschaft. — Den Beschlufs des Buches bilden zwei Indices, ein Index

alphabétique des noms propres, der allerdings nicht ganz vollständig ist (ich habe mir etwa 40 Namen als fehlend notiert), und ein Index analytique.

Rostock i. M. **Walther Janell.**

178) **M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur** bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von J. Müller VIII, 1). I. Teil: Die römische Literatur in der Zeit der Republik. Erste Hälfte: Von den Anfängen der Literatur bis zum Ausgang des Bundesgenossenkrieges. Dritte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. München, C. H. Becks Verlag, 1907. XII u. 362 S. 8. ℳ 7.—; geb. ℳ 8.80.

Die zehn Jahre, die seit dem Erscheinen der zweiten Auflage dieses vortrefflichen Werkes verflossen sind, haben dem Verfasser die Möglichkeit gegeben, den ersten Band gründlich umzuarbeiten und in seiner ganzen Anlage und Ausführung mit den späteren Bänden in Einklang zu bringen. Dabei hat er sich namentlich angelegen sein lassen, die einschlägigen Schriften überall möglichst vollständig zu verzeichnen und die Beweismittel für die aufgestellten Behauptungen in viel gröfserem Umfange beizubringen. Aufserdem sind ganze Abschnitte neu hinzugefügt worden, besonders Rückblicke, z. B. bei Livius Andronikus und bei Plautus, und Ausblicke, z. B. das Fortleben des Ennius, des Terenz und des Lucilius, ferner Charakteristiken der Dichtungen des Ennius und Accius sowie der Schriftstellerei des M. Porcius Cato, aber auch andere Dinge, so Biographisches über Nävius und Accius und Erörterungen über die Prologe zu den Komödien des Terenz. Und auch sonst fehlt es nicht an wesentlichen Verbesserungen; denn es sind ganze Abschnitte und viele Paragraphen neu bearbeitet und mehr oder weniger nach Inhalt und Form umgestaltet, der Index aber erweitert und vervollständigt worden. Um die Benutzung der zweiten Auflage neben der dritten zu erleichtern, sind die Paragraphennummern nicht geändert, sondern beibehalten und die Ergänzungen mit Buchstaben (a, b) bezeichnet.

Mit Recht hat der Verfasser den Aufbau des Ganzen, der sich als ausgezeichnet erwiesen hatte, unverändert gelassen; nur machte sich wegen der Fülle des neu hinzukommenden Stoffes nötig, den ersten Band in zwei Hälften zu zerlegen, wie dies schon beim zweiten und vierten Bande der zweiten Auflage geschehen war. Kleine Ausstellungen könnte man

ja hier und da noch machen, z. B. ist S. 17 die Schrift von C. Zander, Über die versus italici antiqui, Lund 1890, erwähnt, aber nicht die ebenso wichtige desselben Verfassers De numero saturnio quaestiones, Lund 1895, und S. 20 u. a. vermifst man eine kurze Anseinandersetzung über die Bedeutung der äufseren Rosponsion in der ältesten römischen Poesie; doch wollen diese Kleinigkeiten nicht viel besagen gegenüber den grofsen Vorzügen des so brauchbaren Buches.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

179) **W. Kersten, Lateinisches Elementarbuch für Reformschulen.** Mit einer Karte des Römerreiches. Leipzig, G. Freytag, 1907. 254 S. 8. geb. ℳ 3.—.

Der Entwicklung des Reformschulwesens ist eine Ausgestaltung der Methodik gefolgt, die sich besonders dem lateinischen Anfangsunterricht zugewendet und u. a. in der Schaffung neuer Lehrbücher für das erste Unterrichtsjahr (Untertertia) Ausdruck gefunden hat. Das vorliegende Werk vereinigt in einem handlichen Bande lateinische und deutsche Übungsstücke (nebst den zugehörigen Wörterverzeichnissen) mit einer kurzgefafsten Formenlehre. Die lateinischen Übungsstücke verfolgen den doppelten Zweck, die in der Obertertia einsetzende zusammenhängende Schriftstellerlektüre vorzubereiten und die Schüler in das klassische Altertum einzuführen. Dies geschieht in anregender und dem Bedürfnis reiferer Schüler angemessener Weise, indem auf Einzelsätze mit ihrem kunterbunten und oft so trivialen Inhalt ganz verzichtet und sofort mit kleinen zusammenhängenden Stücken begonnen wird. Diese 71 durchweg einzeln in sich abgerundeten Übungsstücke sind in abwechslungsreicher Folge der antiken Mythologie, Geschichte und Geographie entnommen; als besonders willkommen erscheinen darunter Stücke wie 54–56: de republica Romana (a. de magistratibus, b. de partitione populi), de provinciis Romanis, de monumento Ancyrano (vgl. auch das deutsche Stück 54: das römische Heer), sowie die Beigabe einer Karte des Römerreiches, auf die das Verzeichnis der Eigennamen (S. 118—122) Verweisungen gibt. Unterbrochen werden die Stücke dieser Art durch Fabeln und Gespräche sowie durch Zusammenstellungen von Sentenzen, die auch den meisten Einzelstücken am Schlusse angefügt sind. Die Quellen, nach denen die Stücke gearbeitet sind, finden sich im Inhaltsverzeichnis angegeben, um dem Lehrer die Erweiterung des Gelesenen, z. B. zu Sprechübungen, zu er-

möglichen. — In langsam und planmäfsig aufsteigender Schwierigkeit begleiten die Stücke die Einübung der ersten und zweiten Deklination, der a-Konjugation und esse, der vierten und fünften Deklination, der i-Konjugation, der dritten Deklination, der Komparation und der Adverbien, der konsonantischen Konjugation und der Pronomina, der Stammformen aller vier Konjugationen, der Zahlwörter, der Deponentien und der unregelmäfsigen Deklination und Komparation. Auf die lateinischen Übungsstücke folgt zunächst ein lateinisch-deutsches Wörterverzeichnis zu den einzelnen Stücken mit Beifügung der stammverwandten französischen Vokabeln zu den einzelnen Wörtern, ein alphabetisches lateinisch-deutsches Wörterverzeichnis und das schon erwähnte Verzeichnis der Eigennamen.

Es folgen dann 69 deutsche Übungsstücke (deren Überschriften man im Inhaltsverzeichnis zusammengestellt wünschte) Diese gehen den lateinischen hinsichtlich der Einübung des grammatischen Stoffes parallel, inhaltlich schliefsen sie sich teilweise an jene an, teils sind sie selbständig. Von besonderem Wert sind die syntaktischen Zusammenstellungen, die in Stück 31 über die Kasuslehre und in Stück 41 über Inf. und Acc. c. inf., Part., Gerundium und Gerundivum gegeben sind, wie denn überhaupt auf die syntaktische Propädeutik, auch auf die Einübung der indirekten Rede, planmäfsig Rücksicht genommen ist. An die Übungsstücke schliefst sich ein deutsch-lateinisches alphabetisches Wörterverzeichnis.

Den Beschlufs des Buches bildet eine knapp gehaltene und sehr übersichtlich angelegte Formenlehre in 38 Paragraphen. — Alles in Allem ist in dem vorliegenden Werke ein Arbeitsinstrument geschaffen, das die besonderen Vorzüge des Reformsystems in ebenso praktischer wie anziehender Weise für den Anfangsunterricht fruchtbar macht.

Kiel. **Th. Nissen.**

180) **Ph. Plattner, Ausführliche Grammatik der französischen Sprache.** Eine Darstellung des modernen französischen Sprachgebrauchs mit Berücksichtigung der Volkssprache. 1. Teil: Grammatik der französischen Sprache für den Unterricht. 2. Aufl. Freiburg i. B., Bielefelds Verlag, 1907. 463 S. 8. ℳ 6.50

Das Buch ist ein getreuer Abdruck der 1899 erschienenen ersten Auflage. Da es für den Schulgebrauch zu umfangreich ist, so beweist die rasche Folge des Neudrucks, dafs es bei der Lehrerschaft zum beliebten Nachschlagewerk geworden. Änderungen sind, mit Ausnahme

kaum erwähnenswerter Ergänzungen, nicht vorgenommen worden, dafür haben sich Druckfehler in größerer Zahl eingeschlichen. Ob es klug war, Ausstellungen und Wünsche, wie sie z. B. in Nr. 15 der Neuen Philol. Rundschau des Jahrg. 1899 angedeutet wurden, unbeachtet zu lassen, bleibt dem Urteil der Fachleute anheimgegeben.

Auf bereits Gesagtes zurückzukommen ist überflüssig. Dafs der Beyguessche Erlafs geradezu ignoriert wird, ist gewifs nicht im Interesse derer gelegen, welche das Buch sich zum Ratgeber auserseben. Wie mag, fragt man sich, ein Ausländer, um ja der hergebrachten Übung nicht ungetreu zu werden, kleine Änderungen, die dem Inländer als berechtigt und notwendig erscheinen, übergehen, als existierten sie nicht? Noch mancher Wink dürfte dem Verfasser bei einer Neubearbeitung willkommen sein.

§ 53, 7 liest man: „Als Verbindungslaut wird d eingeschoben zwischen n und r: tenir, je tiendrai. Schon im Infinitiv bei prendre, craindre.“ Da sollte doch d zwischen l und r nicht vergessen werden. Dann ist das d in prendre (prehendere) nicht eingeschoben, sondern stammhaft. In je prends ist es allerdigs von Gelehrten wieder eingesetzt worden, denn in der Volkssprache war es nach dem Lautgesetz, wonach ein Dental als mittlerer dreier Endkonsonanten verstummt, ausgefallen, und daraus hatte sich der Stamm pren ergeben. — Zu § 74 Anm. 2 dürfte bemerkt worden, dafs in der Regel eine beigegebene temporale oder modale Bestimmung deutlich erkennen läfst, ob das Geschehen oder der Zustand zu betonen ist. — § 85, Anm. 2 sollte gesagt werden, dafs nur stammauslautendes i zwischen lautbaren Vokalen verdoppelt und in der Schrift durch y bezeichnet wird. — Vor Formen wie il ria zu warnen, wie in der Fufsnote zu § 99 geschieht, hält ein erfahrener Lehrer für überflüssig, er wartet lieber das Entgegenkommen der Schüler ab. — Wie ist es zu verstehen, wenn § 113 Anm. unter „Adverbiale Ausdrücke im Plural“ neben aux aguets usw. auch à reculons, à tatons aufgezählt werden? Oder kann der Schüler die Präposition à bei Ortsangaben (à deux pas de la maison) weglassen, weil sie dem Verfasser überflüssig scheint? — § 243, Anm. 2 wird der Gebrauch des parfait indéfini in je suis venu, j'ai vu, j'ai vaincu durch die lebhafte Erzählung gerechtfertigt, während es weiter oben richtig heifst, dasselbe bezeichne eine abgeschlossene Handlung, welche mit der Gegenwart im Zusammenhang steht. Veni, vidi, vici gehört der brieflichen Konversation an und schliefst sich somit eng an die Gegenwart des Schreibenden an. — In

§ 291, 5 ist auch ein Beispiel für Wegfall des Artikels bei Subjekt und Objekt wohl angebracht: Jamais chef d'Etat n'avait montré plus aimable caractère. — In § 295 Zusatz 2 werden Apposition und Supposition miteinander verwechselt. — § 373, wo es sich um das Vor- oder Nachstellen des attributiven Adjektivs handelt, wird bei sortir d'une fonction les mains nettes übersehen, dafs nettes prädikativ gebraucht ist. — Dafs „In Jahrzahlen: en 1648 statt der Ordinalzahl die Kardinalzahl eintritt", ist schwer zu begreifen. Oder sollte der Überraschung zulieb das Lateinische in diesem Falle zur Geltung kommen?

Freiburg i. Br. **H. Bihler.**

181) **Frederic W. Moorman,** B. A., Ph. D., Assistant Professor in the University of Leeds, **An Introduction to Shakespeare.** With a frontispice and three full page illustrations. Leipzig and Berlin, B. G. Teubner, 1906. IV u. 82 S. 8. geb. *M* 1.—.

Das Büchlein will eine Begleitschrift sein für die im Teubnerschen Verlag erschienenen Shakespearestücke Julius Cäsar, Kaufmann von Venedig, Heinrich IV. 1. und Macbeth, die auch ausführlich analysiert werden. Aufserdem bietet es in flotter, leicht verständlicher Sprache dem angehenden Shakespeare-Studiosus den zum Verständnis des Dichters erforderlichen Wissensstoff: die unbestrittenen Tatsachen aus Shakespeares Lebensgang, eine Darstellung der Bühne und des Theaterspieles der Elisabethischen Zeit mit einer Abbildung des äufseren Globe-Theaters und des inneren Schwanentheaters, eine Belehrung über Shakespeares Verse und Spracheigentümlichkeiten (Orthographie, Aussprache, Betonung, Formenlehre und Syntax), mit einem Wort in nuce alles, was dazu gehört, dem Anfänger das Studium des Dichters zu erleichtern und anziehend zu gestalten. Das Werkchen verdient bestens empfohlen zu werden.

Würzburg. **Johannes Jent.**

182) **Rudolph Degenhardt, Lehrgang der Englischen Sprache.** 60., der neuen Bearbeitung 11. Auflage, besorgt von **Karl Münster.** Dresden, L. Ehlermann, 1906. XII u. 288 S. 8. geb. *M* 2.50.

Degenhardts Lehrgang hat mit dem im gleichen Verlage erschienenen und noch häufiger neu aufgelegten Lehrgange von H. Plate vieles gemeinsam, so dafs beide Bücher infolge des gleichen Druckes, der gleichen Einteilung und einer grofsen Zahl gleicher Übungs- und Lesestücke

wie zwei Brüder erscheinen, die indessen trotz der Familienähnlichkeit auch ihre besonderen Züge aufweisen. Dafs bei der zeitgemäfsen Neubearbeitung mit sorgsamer Hand verfahren, ist bei einem älteren, gut durchgearbeiteten Buche nur verständlich. Aus diesem Grunde sind wohl auch die Einzelsätze noch nicht aus den Lektionen verschwunden, obschon die frühere Menge bedeutend verringert ist. Der Leseschule folgt eine stufenweise Einführung in die Sprache an der Hand zusammenhängender, gruppenweise geordneter Bilder aus dem täglichen Leben, die die Kenntnis der Formen und Gesetze nur induktiv vermitteln sollen. Die II. Abteilung, Lekt. 35—75, umfafst die Elementargrammatik. Von den 32 Stücken des Lesebuches findet sich etwa ein Drittel auch im Plate, von den Gedichten sind, bis auf zwei, alle dort enthalten. Praktisch gut zu verwerten sind die syntaktischen Regeln in Beispielen des Lesebuches und die alphabetische Zusammenstellung idiomatischer Gebilde, die in zehn Abschnitte nach den verschiedenen Wortarten eingeteilt sind. Besondere Wörterverzeichnisse zu dem Lesebuche und zu den deutschen Übungsstücken erleichtern die Präparation, und ein ausführliches Register die Orientierung in dem Buche. Der sorgfältig und gut gedruckte Lehrgang ist für Schulen bestimmt, die dem Englischen drei oder vier Jahre widmen; die Durchnahme des grammatischen Pensums mufs also im ersten Falle in rascherem Tempo erfolgen, da es kaum angeht, einzelne Kapitel als weniger wichtig wegzulassen.

Elberfeld. **K. Grosch.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 21. September. Nr. 19, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

183) **August Rahm, Über den Zusammenhang zwischen Chorliedern und Handlung in den erhaltenen Dramen des Sophokles (und Euripides).** Beilage zum Programm des Fürstlichen Gymnasiums und der Fürstlichen Realschule zu Sondershausen. 1907. 89 S. 8.

Der Verfasser geht von der Bemerkung des Aristoteles aus, dafs man „den Chor als einen von den Schauspielern betrachten, dafs er ein integrierender Teil des Ganzen sein und beim Spiel sich beteiligen müsse, nicht wie bei Euripides, sondern wie bei Sophokles“. Auf dieser Grundlage wird der Zusammenhang zwischen Chorliedern und Handlung bei Sophokles (Euripides wird nur in Anmerkungen herangezogen, und seine ein-

gehendere Besprechung in einer späteren Abhandlung in Aussicht gestellt) unter besonderer Beachtung der Scholien, aber unter gebührender Berücksichtigung moderner Urteile behandelt.

Die Anknüpfung der Chorlieder an die Handlung, die sie als ἀκόλουθα τῇ ὑποθέσει erscheinen läfst, liegt in dem subjektiven Empfinden des an ihr persönlich interessierten Chors. Ein Chorlied kann den Wiederhall des kräftigen Schlufsakkordes eines Epeisodions bilden, wie Trachin. 205 ff., oder es kann ein gleichzeitiges dramatisches Ereignis illustrieren, seinen Eindruck steigern, die Handlung von einem Epeisodion zum andern leiten und so selbst zu einem unentbehrlichen Bestandteil der dramatischen Komposition werden wie Oed. Col. 1044 ff. Ja, es kann auch Ausblicke in die Zukunft gehen, wie Trach. 821 ff. Immer aber wurzelt es in solchen Punkten, die die subjektiv gemütliche Teilnahme des Chors besonders in Anspruch nehmen. Wo bei Liedern inmitten des Dramas eine ἀνακολουθία vorliegt, wie besonders Oed. tyr. 463 ff., da ist sie nur scheinbar. Der Chor ist hier durch den leidenschaftlichen Streit zwischen Kreon und Teiresias peinlich berührt; er knüpft daher, um sich dieses Eindruckes zu entledigen, an einen minder verfänglichen Punkt aus der früheren Handlung, an die Verkündigung des Orakels, an, um dann erst auf die Frage einzugehen, wer der Mörder sei, und sie dahin zu beantworten, dafs es Ödipus nicht sein könne.

Wenn man soweit den Ausführungen des Verfassers gern zustimmt und seine Beweisführung billigt, so wird dies bei der Einreihung der Chorlieder Phil. 876, Oed. Col. 1211, Aias 1185 und Trach. 633 in sein System doch recht schwer. Diese vier Gesänge treten mehr oder weniger aus der Handlung heraus, und es wird doch wohl nichts übrig bleiben als sie uneingeschränkt als Ausnahme von der sonst sich bestätigenden Regel zu bezeichnen.

Im zweiten Teile der Abhandlung wird die Frage behandelt, in welcher Weise der Chor auf die durch die Handlung gegebene Anregung reagiert. Wie Oed. tyr. 863 ff. der Chor seine Entrüstung über die Lästerungen der Jokaste zum Ausdruck bringt, so können auch auf alle anderen Gefühle, Trauer, Schmerz, Bewunderung und Bestürzung usw., die Chorlieder die unmittelbare Reaktion enthalten. Hierher gehören auch die im ersten Teile als illustrierend bezeichneten Gesänge. Zu den den Chor bewegenden Gefühlen kann ferner ein per-

sönliches Interesse bzw. eine innere Interessengemeinschaft treten, wie in den Eingangsgesängen der Antigone und des Oed. tyr. und in einigen Stasima des Aias. Aias 596 z. B. liegt ein geradezu egoistisches Moment in der Gegenüberstellung der Entbehrungen des Krieges und der Segnungen des Friedens im heimatlichen Salamis. Endlich kann der Chor mit seinen Worten unterstützend in die Handlung selbst eingreifen. So hat das durch die Zusage des Theseus, Ödipus in Athen aufzunehmen, angeregte Preislied (Oed. Col. 668 ff.) auf das attische Land zugleich den Zweck, den Ankömmling zu beglückwünschen und sein Vertrauen zu befestigen. Die lyrische Begabung des Sophokles aber bringt es mit sich, dafs in einigen seiner Chorlieder — wie in dem eben genannten Oed. Col. 668 — das lyrische Element dem Drama gegenüber eine mehr oder weniger selbständige Stellung einnimmt, ohne jedoch den dramatischen Rahmen zu überschreiten, der von vornherein auch um die Chorgesänge gezogen ist. Zuweilen treten in einzelnen Teilen der Gesänge an Stelle der Beschreibung von etwas Konkretem und unmittelbar Gegenwärtigem Betrachtungen allgemeiner, abstrakter Art, wie Aias 154 ff. über den Neid gegen die Besitzenden. Ja, in einigen Liedern bilden derartige Reflexionen den selbständigen Inhalt eines gröfseren Ganzen, das auch meist von der Handlung losgelöst verständlich ist. Hierher gehören die drei ersten Stasima der Antigone, in deren erstem der Dichter unter Anknüpfung an die Handlung seine persönlichen Ideen über die Gröfse und Grenze des menschlichen Könnens gibt, während das zweite an den grausamen Beschlufs Kreons anknüpft und die Idee von der Gefährlichkeit und Verderblichkeit schrankenloser Kraft- und Willensentfaltung entwickelt. Im dritten Stasimon bringt die zweite Hälfte die Anwendung des in der ersten behandelten allgemeinen Gedankens auf den vorliegenden Fall. Weiter werden Oed. tyr. 863 ff. und 1186 ff. und Oed. Col. 1211 ff. hierher gezogen.

Schliefslich werden die im Verhältnis zu Euripides wenigen Chorgesänge des Sophokles angeführt, die durch die episch-lyrischen, balladenhaften Elemente, auf die Entstehung des Dramas aus dem Dithyrambos mit seiner Darstellung von Mythen des Dionysos und anderer Götter zurückweisen. Während Elektra 504—516 in der Erwähnung der Vorgeschichte des Pelopidenhauses und Phil. 676 ff. in der Erinnerung an den Frevler Ixion episch-lyrische Elemente nur vorübergehend anklingen, bildet der Heroenmythus Trach. 497 ff. den Hauptinhalt. Hier vermifst man das rechte Verhältnis des Chorliedes zur Handlung. Verfasser sucht

dies daraus zu erklären, dafs das Lied an einer Stelle stehe, an der die Handlung so zu sagen auf einem toten Punkte angelangt sei. Der Gesang Antig. 944 ff. dagegen, wo das Mythologische ebenfalls einen ziemlich breiten Raum einnimmt, ist als Ganzes aufs innigste mit der Handlung verknüpft: Antigone auf ihrem Todesgange soll sich mit Edleren trösten, die dasselbe Schicksal erdulden mufsten. Den Versuch aber, Beziehungen zwischen den Einzelheiten und dem Drama herzustellen weist Verfasser mit Recht zurück unter Hinweis auf die einfache Erklärung des Schol. 955: *ἀλλ' ἁπλῶς τῇ παραθέσει τῶν ὁμοίων δυστυχιῶν παραμυθεῖται τὴν κόρην.*

Im ganzen ist der Versuch, den Zusammenhang zwischen Chorliedern und Handlung in den erhaltenen Dramen des Sophokles im Anschlufs an das erwähnte Urteil des Aristoteles nachzuweisen und in ein System zu ordnen, als gelungen zu bezeichnen. Die richtige Einschränkung seines Ergebnisses trifft der Verfasser selbst am Schlusse mit den Worten: „Freilich dürfen wir angesichts dieses Resultates niemals vergessen, daß nicht allgemeine Schlagworte, wie das von dem Meister literargeschichtlicher Forschung zufällig erhaltene und unzählige Male nachgesprochene, sondern allein ein liebevolles Eingehen auf die charakteristischen Einzelgestaltungen einen wirklichen Einblick in das lebendige Schaffen eines Künstlers gewährt."

Berlin. **F. Paetzolt.**

---

184) **C. Bünger, Schülerkommentar zur Auswahl von Xenophons Anabasis.** 2. Aufl. Wien, Tempsky, Leipzig, Freytag. 1906. 131 S. 8. geb. ℳ 1.20.

Aufser dem Kommentar enthält das Büchlein 36 grammatische Regeln und ein Wörterverzeichnis; in letzterem sind die Stellen angeführt, wo die betreffenden Wörter vorkommen. Der Kommentar gibt nicht nur eine Erklärung schwierigerer Ausdrücke und Konstruktionen, sondern auch die Übersetzung vieler Vokabeln; deren Auswendiglernen wird durch den fortlaufenden Druck allerdings so gut wie unmöglich gemacht, der Schüler mufs sie zu dem Zwecke abschreiben. Die Erklärungen sind in den ersten Teilen natürlich eingehender als gegen Ende. Wenn man einmal eine verkürzte Ausgabe der Anabasis benutzen will, — mir scheint allerdings gerade bei dieser Schrift eine Kürzung überflüssig, und ich würde lieber dem Lehrer die Auswahl überlassen —, so tut das Buch

gewifs seine Dienste. — τάξις mit „Regiment“ zu übersetzen (S. 15), dürfte den Schüler irreführen; warum nicht: „Kompagnie“? Auf Anführung einiger Druckfehler verzichte ich.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

185) **Otto Stählin, Clemens Alexandrinus.** Zweiter Band: Stromata. Buch I–VI. (Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte, herausgegeben von der Kirchenväter-Kommission der Königl. Preufsischen Akademie der Wissenschaften.) Leipzig, J. C. Hinrichs, 1906. XIV u. 519 S. 8. ℳ 16.50.

Von allen Kirchenvätern ist Clemens von Alexandrien derjenige, welcher die klassischen Philologen am meisten angeht, und von allen lag vielleicht gerade er bis jetzt am wenigsten in einer befriedigenden Ausgabe vor. Um so erfreulicher, dafs auch er von der Berliner Kirchenväterkommission in Arbeit genommen wurde und dafs seine Bearbeitung wohl die beste ist unter all den bisher erschienenen Bänden dieses Unternehmens. Jedenfalls die sorgfältigste. Ich habe den Band von Anfang bis Ende durchgelesen und im Text nur ein einziges kleines Versehen gefunden, dafs S. 322 das Wörtlein δὲ zweimal gedruckt ist, am Ende und Anfang von Z. 7 u. 8. Ebenso ist mir im Apparat auch nur ein einziges kleines Versehen aufgestofsen, dafs S. 181, Z. 28 nicht klar ist, ob die Handschrift beidemal μήτε hat für das nach Usener in den Text gesetzte μηδέ. Ebenso vorzüglich wie die sprachliche Seite der Bearbeitung ist die sachliche, die Nachweisung der ungezählten von Clemens angeführten Stellen aus klassischen wie jüdischen und christlichen Autoren. Freilich ist Clemens auch jetzt noch keine leichte Lektüre. Nicht blofs weist manches Kreuz im Text auf Stellen hin, wo der nur in einer Handschrift überlieferte Text nach der Auffassung des Bearbeiters verderbt ist; auch wo der Text in Ordnung ist oder scheint, ist er oft nicht leicht zu übersetzen; darum der Wunsch ganz gewifs berechtigt, der Bearbeiter möge nach Vollendung der Ausgabe seine Bemühungen um diesen Schriftsteller krönen, indem er uns eine Übersetzung desselben biete. Auf Sachliches einzugehen ist hier nicht der Ort. Ein jeder, mit welchen Interessen er an Clemens herantritt, wird seine Rechnung finden, selbst der Mathematiker; man vgl. die Ausführungen des Clemens über die Polygonalzahlen und ihre arithmetischen, geometrischen und harmonischen Verhältnisse

(S. 474), oder der ABC-Lehrer über die Buchstaben des griechischen Alphabets (S. 357—360). Wer über Clemens weiter forschen will, nehme dazu die unlängst erschienene Dissertation von Gabrielsson, Über die Quellen des Clemens Alexandrinus. Teil I. Upsala 1906.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

186) **W. Klouček, Vergils Aeneis nebst ausgewählten Stücken der Bukolika und Georgika.** Für den Schulgebrauch herausgegeben (von W. Kl.). 6. Aufl. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag. XIII u. 406 S. 8. geb. ℳ 2. 20.

In schmuckem, seegrünen Leinenbande wie ein moderner Roman erscheint hier die alte Dichtung, die schon so mancherlei Gewand getragen hat. Sonst unterscheidet sich die vorliegende Auflage nur wenig von der zweiten, in der ich die Ausgabe zuletzt kennen gelernt habe. Die Einleitung, welche Vergils Leben und Dichtungen behandelt und den Inhalt der Äneis angibt, ist von 16 auf 13 Seiten zusammengeschrumpft, leider auf Kosten des Druckes, denn sonst ist wenig geändert. Immer noch wird Misenus von Aeolus anstatt vom Triton ins Meer gestürzt, immer noch „machen" Nisus und Euryalus auf gut österreichisch „sich erbötig", während Turnus „sich für die Fortsetzung des Krieges einsetzt". Aus Plotius Tucca sind jetzt auf S. VIII zwei Personen geworden. Auf die Einleitung folgt gleich die Äneis; man sieht nicht recht ein, weshalb die Bukolika und Georgika hintenangesetzt sind. Die Auswahl aus beiden ist mit Recht unverändert geblieben; aber Georgica I 24—42 würde vielleicht mancher gern entbehren; die Verse sind gewifs gut gemeint, aber derartige Verhimmelungen sagen nun einmal dem modernen Empfinden nicht zu. Der Text ist vortrefflich gedruckt wie bisher und fast unverändert. Wenigstens begegnen einige alte Bekannte von 1890: I 38 Italiam statt Italia, III 41 Aeneas statt Aenea, V 829 attoli, VI 258 adventate für adventante, 567 Punkt statt Komma. Andere Versehen sind neu, so III 170 requira für requirat, 322 ist das t von tumulum undeutlich, VI 295 fehlt der Punkt, ebenso 429, 574, 577. Zum Schlufs sind auf 70 Seiten die Eigennamen verzeichnet und erklärt; die Bogen sind hier noch signiert: „Vergils Äneis nebst ausgew. Stücken", wie früher auf den Rücken des Einbandes gedruckt war. Das Verzeichnis enthält mancherlei Entbehrliches, z. B. dafs der Hafen von Buthrotum Pelodes geheifsen oder dafs die Grofsmutter des Palamedes eine En-

kelin des ägyptischen Königs Belus gewesen sei. Zu Chaon heifst es wohl besser: „ein Trojaner, nach dessen Namen Helenus sein Gebiet in Epirus Chaonia benannte.“ Jedenfalls ist für eine neue Auflage zu verbessern unter Capbereus E. in A., unter Gaudium hinzuzufügen mala mentis Gaudia, das Jonische Meer stets mit J zu schreiben, unter Meliboeus das Me vor Purpur zu tilgen, unter Nysa zu schreiben „von wo“ statt „woher“, Pantagias zu schreiben statt Patagias, unter Paros nivea statt nivosa, unter Pleiades der Akzent von Pleiadás zu tilgen, unter Theano Amykus zu schreiben.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

187) **Adolf M. A. Schmidt, Schülerkommentar zu Livius'** Buch I, II, XXI, XXII und den Partes selectae (nach der vierten Auflage der Ausgabe von Anton Zingerle). 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag, 1903. 248 S. 8. geb. ℳ 1.80.

Der Kommentar wird seinem Zweck, dem Schüler eine „Vorpräparation“ zu bieten, mit deren Hilfe er eine glatte Übersetzung liefern kann, gerecht, in einem Mafse, das vielleicht in Einzelheiten manchem zu weit geht, wenn Ausdrücke wie operam dare c. dat. übersetzt werden; es ist aber bei dem heutigen Stande des lateinischen Unterrichts begreiflich, wenn der Verfasser lieber zu viel als zu wenig bieten wollte. Belehrend kann der sprachliche Anhang wirken mit seinen sachgemäfsen Bemerkungen über sprachliche Eigentümlichkeiten des Livius und allgemeinen stilistischen Anweisungen, da der Schüler durch Verweisungen auf sie angeleitet wird, die allgemein gehaltenen Fingerzeige auf den einzelnen Fall anzuwenden. Dafs einzelnes Bedenken erweckt, ist bei der Fülle des Gebotenen nicht verwunderlich: II, 1, 3 bezeichnet der abl. modi „pessimo publico“ nicht den Zweck, sondern die begleitende Folge; II, 1, 7 heifst originem numerare nicht „den Ursprung suchen“, sondern „den Anfang zählen“, d. h. „ansetzen“, „datieren“. S. 142 sollte es nicht heifsen „die Kunde langt ein“, sondern „trifft ein“. Wenn es S. 247 heifst „prägnant wird ein Verbum im Deutschen durch ein Verbum mit Objekt wiedergegeben“, so ist das mindestens undeutlich: „prägnant“ ist in den betr. Fällen vielmehr der Gebrauch des lateinischen Verbums (das in den angeführten Beispielen zufällig auch jedesmal ein Objekt hat); und die

Prägnanz des lateinischen Ausdrucks besteht darin, dafs in dem einen Wort zwei Begriffe ausgedrückt sind.

Cannstatt. **Th. Klett.**

188) **C. D. Fisher, Cornelii Taciti Annalium ab excessu Divi Augusti libri.** Recognovit breviqne adnotatione critica instruxit C. D. F. Oxonii e typographeo Clarendoniano, 1906. VI S. u. 26½ Bogen (ohne Seitenzahlen). 8. 6 s.

Diese neue kritische Textausgabe der Annalen ist ein Band der Sammlung „Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis", die schon nahezu 50 Bände stark ist und zu der nicht blofs englische, sondern auch deutsche und französische Gelehrte beigesteuert haben. Was die Ausgabe charakterisiert und ihr einen besonderen Vorzug gibt, ist, dafs sie ein möglichst getreues Bild der codices Medicei bietet, deren Bedeutung besonders G. Andresen in seinem Programme „De codicibus Mediceis Annalium Taciti" 1892 dargetan hat und denen F., wo es immer möglich war, gefolgt ist, nur die offenbaren Versehen in I–VI nach Beroaldus, in den letzten Büchern nach den Codices deteriores, selten nach Konjekturen anderer verbessernd. Die Medicei hat F. selbst eingesehen und photographische Nachbildungen immer vor Augen gehabt. So konnte er ein unverfälschtes Bild vorlegen, und er hält sich mehr als die meisten anderen Herausgeber an die codd.; der Apparat (in Fufsnoten) berichtet aber auch über alle beachtenswerten Konjekturen, auch wenn der Text sie nicht aufnimmt. Auf die in der Handschrift stehenden Korrekturen erster Hand (von F. mit M¹ bezeichnet) wird besonderes Gewicht gelegt; und wohl mit Recht. So hat er II 72 das *ostendiss*, das im M aus *ostender* von derselben Hand korrigiert ist (vgl. Andresen a. a. O., S. 7), als *ostendisse* in den Text aufgenommen, während Halm, Nipperdey, Jo. Müller, Draeger u. a. *ostendere* haben; auch Andresen neigt zu *ostendisse*. Und wenn man erwägt, dafs *ostendere* wohl dem Sinne nach näher zu liegen scheint, dies aber von dem Schreiber selbst korrigiert ist, so wird allerdings in dem Exemplare, das dem Schreiber des M vorlag, *ostendisse* gestanden haben. Andresen führt als Parallele an II 54 extr.: *cecinisse*. Nur an zwei Stellen, wo die Korrektur des M offenbar irrt, bewahrt F. die erste Schreibung: XII 26 Augustae st. Augusta und XIV 15 scenam st. scenas. Seinem Vorhaben getreu behält er auch IV 49 die im M stehende Korrektur *simulque* (aus *simuleque*) bei — mit Nipperdey —

und verwirft die von den meisten aufgenommene Konjektur Lipsius' *simul equi*; und XV 28 schreibt er — entgegen der Vulgata — laetioris ibi *rei* (st. sibi) ebenfalls nach der Korrektur der Handschrift. Nur an fünfzehn Stellen weicht er (abgesehen von sinnfälligen Fehlern) von M ab — mit Widerstreben, wie er sagt: I 4 exul (M exulem), 41 externae (M et ext.), VI 15 ambiens (M ambigens), XI 37 superbiae gerebat (M superbia egebat), XII 26 fortuna maerore (M fortunae maeror), 41 triumphali veste (M triumphalium veste), XIII 3 dissereret (M dissererentur), 32 quem ovasse de Britannis rettuli (M qui ovans se de B. rettulit), XIV 34 feroci (M fero), 37 postquam in propius suggressos hostis (M postquam propius suggressus hostis), 60 tibiis (M per tybias), XV 5 ambederat (M aberat), 42 temptare (M temperare), 44 convicti (M coniuncti), XVI 5 severaque retinente Italia (M severamque retinentes Italiam). Dies die Stellen, in denen F. selbst (Praef. p. v) auctoritatem Medicei „invitus" repudiavit. Demnach aber hat es ihm kein Widerstreben gekostet, I 42 (an einer Stelle, die nicht in jenem Verzeichnisse aufgeführt wird) Ritters Änderung aufzunehmen „neve occisus Augusti pronepos, interfecta Tiberii nurus nocentiores vos *faciant*", statt „*faciat*", das M bietet, das durchaus zulässig ist und das auch Draeger beibehalten hat. Hier ist F. offenbar seiner konservativen Methode untreu geworden. Auch in der in obigem Verzeichnis stehenden Stelle XIV 37 ist von M („suggressus hostis") ohne Not, wie uns scheint, abgewichen und Döderleins Konjektur „in propius suggressos hostis" in den Text aufgenommen. Wenn gesagt wird: „Der an das Lager näher heranrückende Feind hat bei dem sicheren Schiefsen (certo iactu = durch das sichere Ziel, das er bot) die Munition der Legion erschöpft", so ist der Ausdruck des Gedankens wohl etwas gesucht, aber gewifs nicht falsch; Nipperdey hat deshalb die Lesart des M nicht beanstandet. Sonst indessen, wie gesagt, verfährt F. in bezug auf Abweichungen von M sehr versichtig. Er behält deshalb z. B. II 78 das durchaus ungewöhnliche *lato* mari für *alto* mari bei (das Nipperdey vorzieht), fügt nur im kritischen Apparat hinzu, dafs Lipsius das letztere für richtiger hält. Nur an zwei Stellen hat F. auf eigene Hand zu emendieren gewagt. XI 23 liest er „quid si memoria eorum moreretur = „wenn die Erinnerung erlöschen sollte"; die meisten lesen „oreretur" = „wenn die Erinnerung an ... uns aufstiege." Beides gibt einen verständlichen Sinn. Aber was er dann bringt „perissent *satis*" — aus dem *per se satis* des M ist die ganze Schwierigkeit entstanden, und diese Worte machen

die Stelle so verzweifelt — läfst sich nur sehr gezwungen rechtfertigen; er will eben unbedingt das *satis* des M retten. Hier hätte F. lieber Nipperdey und Heinsius oder Draeger folgen sollen, die zwar auch gewaltsam verfahren, nun aber einen wirklich lesbaren Text bringen. Nipperdey: Quid si memoria eorum oreretur, qui Capitolio et arce Romana manibus deorum deripere conati sint? Draeger: Quid si memoria eorum oreretur, qui sub Capitolio et arce Romana manibus eorundem prostrati sint? Fisher: Quid si memoria eorum moreretur, qui sub Capitolio et arce Romana manibus eorundem perissent satis? (!) — Die andere Stelle, die F. zu heilen sucht, ist XVI 22: „prospera principis respuit" (vulgo: prosperas principis res spernit). Dafs es nur taciteisch ist, prospera principis zu schreiben, hat Andresen a. a. O., S. 15, durch eine grofse Anzahl Beispiele belegt; und wenn in der Handschrift respernit steht (respuit), wie F. angibt, so ist seine Emendation so einleuchtend wie wenig gewagt. Auch die Interpunktion I 53, die er ändert, „cervicem percussoribus obtulit; constantia mortis haud indignus Sempronio nomine vita degeneraverat" kann man billigen.

Im ganzen also gibt die Ausgabe ein zuverlässiges Bild der mafsgebenden Handschrift und bildet somit eine sichere kritische Grundlage.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

189) **Heinrich Wolf, Klassisches Lesebuch.** Eine Einführung in das Geistes- und Kulturleben der Griechen und Römer in Übersetzungen ihrer Klassiker. Zwei Teile. Weifsenfels, Schirdewahn, 1906. 432 S. 8.

Schon in der Besprechung des Buches von G. Michaelis, „Meisterwerke der griechischen Literatur" (N. Philol. Rundsch. 1907, Nr. 1) ist auf das Wolfsche gleichzeitig erschienene Buch hingewiesen, das, wie jenes, die literarischen Schätze des klassischen Altertums auch den Realanstalten erschliefsen will. Wolf fafst die Aufgabe zunächst ganz weit, nämlich dahin, die nicht humanistischen Schüler mit der griechisch-römischen Kulturwelt bekannt zu machen, scheidet dann aber sofort die für das Verständnis dieser Kulturwelt so wichtige bildende Kunst aus, so dafs es sich nur um die literarischen Schätze handelt. Aber hier um das ganze Gebiet: Poesie und Prosa, Griechen und Römer, doch so, dafs den Griechen über 300 Seiten, den Römern knapp 100 zufallen. Das Gebiet ist ein gewaltig grofses, um so schwerer eine allgemein befriedigende Auswahl zu

treffen. Aber der Versuch mufs gemacht werden und ist in vorliegendem Werke gemacht. Es will in Übersetzungen der Klassiker in die Kulturwelt einführen, aber man erkennt bald, dafs es kein reines Lesebuch ist, sondern schwankt zwischen Lesebuch und Hilfsbuch. Letzteres dürfte besonders von dem Abschnitt „Das Drama" der Griechen gelten. Wenn man sich auch mit den gegebenen Teilen aus Soph., Oed. Tyr. begnügt, so genügen die kurzen Bruchstücke aus Eurip. doch nicht, die freilich in vortrefflicher Weise seine Lebensanschauung beweisen, aber doch die Lektüre z. B. der taurischen Iphigenie, die schon wegen des Vergleichs mit der Goetheschen gesucht wird, nicht entbehrlich machen. Das im Abschnitt „Lyrische Poesie" Gebrachte und Erörterte wird manchem willkommen sein, es fragt sich aber doch, ob die zur Vergleichung nebengesetzten neueren Gedichte, bei den „Nasenepigrammen" Epigramme von Logan und Lessing, bei Alkman Goethes „Wanderers Nachtlied" nicht besser dem mündlichen Unterricht vorbehalten blieben. Übrigens wird Pindar mit zwei Zeilen abgetan. Den gröfsten Raum im ersten Bande nimmt neben Lyrik und Drama die Auswahl aus den Homerischen Gedichten ein, eine Auswahl, die sicher für das Bedürfnis der IIIa ausreichend ist. Doch hätte statt der alten Vossischen Übersetzung, die vielleicht mit Rücksicht auf die preufsischen Forderungen beibehalten ist, mit entschlossenem Griffe eine der neueren Übersetzungen gewählt werden sollen. — Der zweite Band enthält zunächst griechische Geschichtschreiber (Her., Thuk., Xen., Plut.) und Redner (Dem.). Die Abschnitte aus Thuk. sind, mit Ausnahme der Leichenrede des Perikles, zu klein; das gilt noch mehr von Xen., wenn auch hervorgehoben werden mufs, dafs sie nach festen Gesichtspunkten ausgewählt sind. Der dann folgende Abschnitt „Philosophie" bringt auf acht Seiten eine recht ansprechende Übersicht über die Entwicklung der griechischen Philosophie in ihren Hauptproblemen, von Plato aufser Abschnitten des Menon den Phädon in seinen wesentlichen Teilen mit Verbindungen und Erklärungen, so dafs dies Werk tatsächlich zu einigem Verständnis gebracht werden kann. Auch die paar Abschnitte aus Aristoteles dürften willkommen sein. Dann enthält ein gröfserer Abschnitt: „Mathematik, Mechanik und Naturwissenschaften" noch ziemlich weitgehende Erörterungen über diese und Beispiele aus diesen Gebieten.

Von den römischen Prosaikern ist Cicero mit dem „Traum Scipios", mehreren Briefen und zwei kleinen Abschnitten über Archimedes vertreten. Wenn das erste auffallende Stück auch vielleicht damit gerecht-

fertigt werden soll, dafs „Cicero der Hauptvertreter der griechisch-römischen Bildung ist", so wäre es doch wohl erwünschter gewesen, eine seiner Reden zu bringen, etwa Pro lege Manilia, zumal da die rednerische Prosa im ganzen Werke verhältnismäfsig wenig berücksichtigt ist; (von den Lateinern nur die Reden des Memmius und des Marius aus Sall. Jug., von den Griechen Perikles' Leichenrede und zwei Abschnitte aus Demosth.). Aufser Sallust und Livius sind dann noch Cäsar und Tacitus vertreten, bei denen die Auswahl durch die Beziehung zu den Germanen bestimmt ist; Plinius über den Vesuvausbruch und Petrons Gastmahl des Trimalchio. Von römischen Dichtern wird Vergil nur genannt und auf Schillers Übersetzung von Aen. II und IV verwiesen; von Ovid vier Abschnitte aus den Met.; von Horaz drei Oden und drei Satiren (I, 1; I, 6 und II, 6).

Erklärungen sind mancherlei Art hinzugefügt und in einem Anhang allgemeine Betrachtungen angestellt über „Kultur und Zivilisation", „Weshalb ist die alte Kultur zugrunde gegangen?" „Bewegung in der Geschichte", „Falscher Klassizismus" und viele Auseinandersetzungen über Fremdwörter.

Die Übersetzungen lesen sich deutsch gut, aufgefallen sind mir S. 165 das Distichon v. 31 und 32, der Pentameter v. 48, S. 167 der Hexameter auf der vorletzten Zeile und der sehr in die Augen fallende Druckfehler Kalipso auf S. 85.

Das Buch bietet manches Beachtenswerte; in Hinsicht der Auswahl und der Ausführungen werden sich die Ansichten über das Wünschenswerte noch sehr klären müssen.

Buxtehude. **B. Pansch.**

---

190) **O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte.** Zwei Bände, XIV, VIII u. 1923 Seiten. = Iwan v. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. Band V, 2. Abt. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1906. (Vollständig.) ℳ 36.—.

Nun liegt das grofsangelegte Werk etwa seit einem halben Jahre vollendet vor und Referent soll noch einmal darüber berichten, wie über die früheren Lieferungen. Ich gestehe, dafs mir dies diesmal noch erheblich schwerer wird als bisher, wenn man etwa eine eingehende Kritik von mir erwarten sollte. Dazu fühle ich mich gegenüber einem Manne

von soviel Wissen und Einsicht wie der Verfasser, weder berechtigt noch befähigt. Bis diese Anzeige erscheint, ist ohnedies das Werk längst in den Händen aller, die es brauchen, ob sie es nun schätzen oder bemängeln oder bestreiten. Überdies hat der Verfasser selbst in dem Vorwort, das in diesem Falle richtiger ein Schlufswort heifsen würde, eine im ganzen recht zutreffende Beurteilung seiner Arbeit gegeben. Was ich also jetzt noch sagen kann, ist sehr wenig. Ich kann den Tadel nicht unterdrücken, den ich schon früher ausgesprochen habe, dafs das Buch an die Aufmerksamkeit des Lesers ganz ungewöhnlich hohe Anforderungen stellt, was teils in der Anordnung des Stoffes, teils in dem Verhältnis von Text und Anmerkungen, teils in der Fassung beider, nicht zum wenigsten aber im Stile des Verfassers begründet ist. Alles dieses ist nicht dazu angetan, das Buch zu einem bequem benutzbaren Handbuch zu machen. Wer es gebrauchen will, mufs es von Anfang bis zu Ende mit der gröfsten Sorgfalt durchstudieren. Als Nachschlagebuch kann er es trotz des dankenswerten, sehr ausführlichen, 242 Seiten starken Registers nicht benutzen. Auch findet er darin kein System der griechischen Religion, worin deren Lehren gleichsam wie Dogmen vor uns liegen würden. Das führt uns aber gerade auf den Hauptvorzug des Werks, der darin besteht, dafs der Verfasser mit dem Begriff Geschichte der griechischen Religion völlig Ernst gemacht hat und uns ihre Entwicklung durch alle Stufen hindurch von den dunkelsten Anfängen bis zu ihrem Aus- bzw. Fortleben in späteren Religionen hindurchführt. War bei dieser Aufgabe in den älteren und ältesten Zeiten ein tiefes Dunkel zu lichten, in das der Verfasser mit hellem Schein, aber doch nicht ohne manches noch in einem ungewissen Zwielicht erscheinen zu lassen, hineingeleuchtet hat, so konnte er dafür im letzten Hauptabschnitt „Die Auflösung der griechischen Religion" aus dem Volleren schöpfen und dies macht sich auch in der Darstellung dieses letzten Teils fühlbar, der nach meinem Empfinden weit flüssiger und geniefsbarer ist, als in den früheren, so dafs man schliefslich das Buch mit voller Befriedigung aus der Hand legt.

Was er leisten wollte, das hat der Verfasser geleistet, eine Geschichte der griechischen Religion zu geben. Von den 1676 Seiten des ganzen Werkes entfallen auf das, was man sonst griechische Mythologie bzw. Götterlehre nennt, insgesamt nur etwa 400 Seiten, betitelt: „Übersicht über die Götterwelt". Wollte man diesen Teil als den Kern des Ganzen auffassen, so würde man dem Verfasser Unrecht tun: er ist es in gewissem

Sinn, aber nicht in dem, als ob nun alles andere nur Schale wäre. Diese vermeintliche Schale ist vielmehr die Hauptsache. Und wir dürfen dem Verfasser dankbar sein für seine sichere und belehrende Führung auf der Wanderung durch ein Jahrtausend griechischer Religionsgeschichte; denn wenn er uns auch durch vielverschlungene, dichtverwachsene und auch heute noch nicht überall völlig helle Pfade geführt hat, er hat doch eine Bahn gebrochen durch diesen Urwald von Überlieferungen und wenn die Wanderer auch oftmals meinten, nicht mehr hinauszusehen, er hat ihnen doch den Weg gewiesen. Und wenn auch manche Nachwanderer, an denen es nicht fehlen wird, manches anders finden werden, sein Weg hat sich als gangbar erwiesen: dafür sei ihm der Dank aller Mitstrebenden ausgesprochen.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

191) **Kurt F. Müller, Der Leichenwagen Alexanders des Grofsen.** (Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge. XXXI.) Mit einer Tafel und acht Abbildungen im Text. Leipzig, E. A. Seemann, 1905. 75 S. 8. ℳ 2.50.

Diese mir erst vor kurzem zugekommene Untersuchung hat bereits eine Reihe von mehr oder weniger günstigen Beurteilungen erfahren, von denen die zwei letzten, von Petersen in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1905 und von Bulle im Archäol. Jahrbuch 1906 zu eigenen Rekonstruktionenversuchen des Leichenwagens geführt haben. Es liegt ja auch in der Natur der Sache, dafs eine eingehende Kritik nicht anders verfahren kann, als dafs sie die eigene Auffassung des Kritikers der des Verfassers Punkt für Punkt gegenüberstellt. Der beste Beweis für die Vortrefflichkeit der Müllerschen Schrift ist, dafs die neueren Rekonstruktionsversuche von hervorragenden Forschern seine Ergebnisse in der Hauptsache nicht zu erschüttern vermochten. Die Kritik Ulrichs v. Wilamowitz (Arch. Jahrb. 1905, S. 103 ff.) wird dem Verfasser nicht gerecht und bedeutet eher einen Rückschritt, auch die von Petersen ist in der Hauptsache keineswegs glücklich, während der Aufsatz von Bulle in manchen Punkten einen Fortschritt über Müller hinaus bedeutet. Da es jedoch nicht meine Aufgabe ist, diese Kritiken zu kritisieren, so bleibt mir nur übrig zu betonen, dafs auch durch sie, die keiner, der sich mit der Sache beschäftigt, ungelesen lassen darf, die Müllersche Schrift keines-

wegs überflüssig gemacht, sondern zur Grundlage des Verständnisses geradezu unentbehrlich ist.

Calw. **P. Weizsäcker.**

192) **Otto Prein, Aliso bei Oberaden.** Neue Forschungen und Vermutungen. Zweite Ausgabe mit einem Nachtrage. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung, 1907. VII u. 110 S. gr. 8. ℳ 1.50.

Die erste Ausgabe dieser Schrift ohne den Nachtrag, der von S. 79 bis 110 reicht, war 1906 veröffentlicht. Dem Verfasser, der sich als langjähriger Geistlicher in der Nähe von Oberaden mit vielem Fleifse der geschichtlichen Durchforschung jener Gegend gewidmet hat, ist es darum zu tun zu erweisen, dafs das so lange gesuchte Aliso etwas oberhalb der Stelle liegt, wo — bei Lünen, Regierungsbezirk Arnsberg — die Seseke von links in die Lippe mündet. Hier liegt in dem spitzen Winkel, den beide Flüfschen bilden, bei Oberaden auf einer Anhöhe, umgeben von Sumpfniederungen, eine alte Befestigungsanlage, die den gleichfalls uralten Namen „Burg" führt. Hierhin verlegt Verfasser Aliso; dies ist seine Vermutung, die er mit vielem Scharfsinn und Beibringung des mannigfachsten Materials zu erweisen sucht. Verfasser anerkennt natürlich die Bedeutung von Haltern, ist aber der Ansicht, dafs dies nicht Aliso sein könne: Tac. a. II 7 seien castellum Luppiae flumini appositum und das gleich darauf erwähnte castellum Aliso nicht identisch, das erstere sei aber auch in der allgemeinen Bezeichnung verständlich gewesen: nicht irgend ein beliebiges Kastell an der Lippe, sondern das Lippekastell; dies sei Haltern gewesen. Die Örtlichkeit der „Burg" bei Oberaden, die Verfasser nun für Aliso in Anspruch nimmt, entspricht zunächst den strategischen Bedingungen für eine Befestigung; sie bietet gute Fernsicht, starke Deckung, sichere Anmarschwege (die „Hüneupädde"). Die geradeste Linie einer Strafse von Vetera nach der Eresburg, in Cheruskerland und mittleres Wesergebiet, also vom Rhein zur Diemel und Weser, führt über Lünen und Oberaden, an der „Burg" vorbei oder auf diese zu; ginge der Weg über Haltern (rechtes Lippeufer), so würde die Strafse auf 17 km (von Recklinghausen bis Haltern) eine Verschiebung nach Norden erfahren. Das mag von Gewicht sein, ist aber für sich allein nicht beweiskräftig. Verfasser sucht nun seine Beweisgründe auf den verschiedensten Gebieten: aus Namensgleichungen und -ableitungen (hier wäre eine durchschlagende Be-

weiskraft vorhanden, wenn die mittelalterlichen Urkunden mit den ältesten bekannten Lautformen der Namen nicht blofs bis ins 12. oder 13. Jahrhundert zurückreichten), aus örtlichen Sagen (wobei sich manchmal kühne Kombinationen zeigen, z. B. in der Identifizierung eines Grabes des „Heidenkönigs“ mit der ara Drusi bei Aliso Tac. a. II 7), aus gelegentlicher historischer Parallele (Aliso brauchte nicht das gröfste Kastell zu sein; es hat vielleicht nach der Varusschlacht, die wie Jena wirkte, in seinem Kommandanten Cädicius einen Courbière oder Gneisenau gefunden, und während die stärkeren Festen fielen, vermochte es sich zu halten), aus manchen Fundstücken u. dgl. Die letzteren lassen allerdings Oberaden als entschieden römisch erkennen, sind auch schon zahlreich genug, um die Annahme zu rechtfertigen, dafs hier neben der Befestigung auch ein Depot sich befunden hat, jedenfalls ist die „Burg“ kein blofses Feldlager, noch weniger ein Marschlager gewesen. Mit Geschick weifs Verfasser eine Menge Einzelheiten, Urteile anderer Forscher wie Koepp, Schuchardt, Knoke, sofern sie ihm zustimmen, zu verwerten, zufällige Mitteilungen an oft entlegener Stelle ausfindig zu machen und heranzuziehen; auch die Funde werden gelegentlich als Beweisstücke registriert. Doch hier gerade möchte man, um ihm in seinen mit Fleifs und grofser Liebe gemachten Darlegungen sicherer zu folgen, einen genau zusammengestellten Fundbericht und einen systematischen Bericht über die vorgenommenen Grabungen mit scharfen Messungen wünschen, der dem Leser auch ein sicheres Nachprüfen ermöglichte. Denn es ist kein Zweifel darüber, was Verfasser, bei all seiner Vorliebe für die Erhärtung der Lebensfähigkeit der These Oberaden = Aliso, selbst zugibt (S. 99): der Spaten mufs noch viel bringen.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

193) **Paul Cauer, Palaestra vitae.** Das Altertum als Quelle praktischer Geistesbildung. Zweite, vielfach verbesserte, auch vermehrte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907. XII u. 169 S. 8. ℳ 3.60.

Dafs schon nach reichlich vier Jahren das Bedürfnis nach einer neuen Auflage der Palaestra vitae hervorgetreten ist, kann als erfreulicher Beweis dafür dienen, dafs das Buch, welches sich damals als „eine neue Aufgabe des altklassischen Unterrichtes“ einführte, viele und hoffentlich nicht nur Berufsgenossen der Anschauung gewonnen hat, dafs uns noch immer das Altertum wirklich eine „Quelle praktischer Geistesbildung“

ist Äufserlich ist die Schrift nur um 13 Seiten gewachsen; innerlich ist sie, trotzdem alle wesentlichen Gedanken dieselben geblieben sind, mit sorgfältig nachprüfendem Urteil an vielen Stellen umgestaltet und bereichert. Indem, wie schon die ersten Seiten zeigen, der Verfasser seine eigenen Betrachtungen noch wieder auf tiefere und allgemeinere Erwägungen gründet, darf er erst recht beanspruchen, weithin Gehör zu finden. Nicht als ob nun jeder Fachgenosse suchen müfste, im eigenen Unterrichte genau den hier vorgezeichneten Wegen auch im einzelnen zu folgen; dessen werden sich schon nicht viele vermessen. Aber dem, wozu er anregt, selbständig nachzugehen, wird freilich unsere Pflicht sein; jene „tote" Welt wird uns, wo immer wir ihr offenen Auges gegenübertreten, so wirklich und lebendig, dafs ihre belebende Kraft bewufst oder unbewufst in die Seelen auch der Jugend hinüberströmen mufs. Nicht zwar mit dem Mikroskop, aber mit dem sehenden Auge des gesunden Menschen lernen wir aus Homer auch die Natur im Grofsen wie im Kleinen genau und richtig beobachten. „Die Macht der Persönlichkeit im Kriege", von der kürzlich Freytag-Loringhoven in einem trefflichen Buche gehandelt hat, — von Homer an durch alle Kriegsgeschichten des Altertums hindurch verfolgen wir sie mit um so tieferem Verständnis, als unsere Gedanken nicht durch den Parteistreit der modernen Zeit abgelenkt werden. Und vor allem noch eines. So wichtig gerade in dem Kampfe, den wir durchzufechten haben, der Nachweis dieser ganz realen Zusammenhänge ist, jede Stunde, in der wir durch ernste Arbeit in den Geist der alten Klassiker einzudringen suchen, nötigt uns, uns in das Seelenleben der Schreibenden nicht nur, sondern erst recht der dargestellten Menschen zu versenken; je mehr uns dieses gelingt, desto reicher ist der Gewinn für unser eigenes geistiges und sittliches Leben. Wieviel gerade ein reicher Geist aus diesem Verkehr mit der antiken Welt zu schöpfen vermag, dafür legt auch diese „Palaestra" beredtes Zeugnis ab.

Sondershausen. **Funck.**

---

194) **Eduard Meyer, Humanistische und geschichtliche Bildung.** Vortrag, gehalten in der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 27. November 1906. Berlin, Weidmann, 1907. 41 S. 8. geh. ℳ —. 60.

Der Sache des humanistischen Gymnasiums kann kein besserer Dienst geleistet werden, als wenn die Männer, welche auf der Höhe wissenschaft-

lichen Ruhmes stehen, Zeugnis für die Jugendbildung ablegen, die wir eben dort zu geben bestrebt sind. An die ruhig abwägenden Worte des Theologen Harnack, an die temperamentvolle Kundgebung des Germanisten Roethe schliefst sich nunmehr die weit ausschauende Betrachtung des Historikers Eduard Meyer. Er geht aus von der lebhaften Bewegung der Geister, welche in Athen zuerst im 5. Jahrhundert die Frage der Jugenderziehung in Flufs brachte, kennzeichnet schon hier bestimmt die eigentliche Aufgabe des Gymnasiums (S. 12/13) und behandelt dann eingehend die Stellung der Geschichtswissenschaft, so wie sie durch Thukydides begründet ist. Was sie für den Unterricht und die Erziehung an unseren Gymnasien bedeutet, wird im Anschlusse an die im Beginn dargelegten Gedanken in dem letzten Teile des Vortrages näher erörtert: der Wert der nationalen Geschichte soll bei aller Anerkennung ihrer selbstverständlichen Wichtigkeit nicht überschätzt, die Bedeutung einer aus den Quellen geschöpften Erkenntnis der abgeschlossenen Entwicklung der antiken Geschichte kann nicht hoch genug geschätzt werden; wer in der Jugend gelehrt ist, hier in die Tiefe zu dringen, wird, im eigenen Urteil bescheiden, die Kraft „des entschlossenen und eben darum schöpferischen Willens" verehren lernen; die Geschichte selbst wird ihm die Waffe reichen gegen jenen schrankenlosen Individualismus, der durch die Lehre Nietzsches unserer Jugend verderblich zu werden droht.

Aus der Fülle der Gedanken, die aus diesem Vortrage uns zuströmt, konnte hier nur einiges erwähnt werden. Wir müssen dankbar sein, dafs der Verfasser, indem er selber die Nachschrift des Vortrags für den Druck redigierte, seinen beredten Worten über den bevorzugten Kreis der Hörer hinauszudringen ermöglichte; zu noch viel gröfserem Danke aber würde er uns alle verpflichten, wenn er sich entschlösse, namentlich was er hier an allgemeinen Problemen nur hat andeuten können und wollen, in gröfserem Umfange auszuführen; das wäre dann erst recht ein κτῆμα ἐς αἰεί.

Sondershausen. **Funck.**

---

195) **F. Gaffiot, Ecqui fuerit si particulae in interrogando latine usus.** Paris, Klincksieck, 1904. 50 S. 8. fr. 3 50.

Dem Verfasser ist es bei seinen Forschungen über den Gebrauch des Konjunktivs im Altlatein aufgefallen, dafs bei Plautus und Terenz häufig Sätze mit si vorkommen, deren Verbum im Indikativ steht und die trotzdem gewöhnlich als abhängige Fragesätze aufgefafst und erklärt werden. Dies

hat ihn veranlafst, auch die übrigen lateinischen Schriftsteller bis zum Beginn der Kaiserzeit daraufhin zu untersuchen, und dabei ist er zu der Überzeugung gekommen, dafs in den weitaus meisten Fällen jenes si gar nicht als Fragewort anzusprechen ist, sondern als Bedingungspartikel. Daher leugnet er den Gebrauch des interrogativen si bei Plautus, wo es bisher an 16 Stellen angenommen wurde, bei Terenz, wo 8 in Frage kommen, bei Cicero (2 Stellen), Vergil (2 Stellen), Horaz (3 Stellen) gänzlich und gibt erst für 3 Stellen bei Livius, wo si von quaero abhängt, und für 3 Stellen bei Properz (2 mit si nach quaero und eine nach perdisco) die Erklärung des si als Fragewort zu. Da nun Gaffiot annimmt, dafs Livius mit dieser Gebrauchsweise den Anfang gemacht hat, so glaubt er darin eine Spur der Patavinitas zu finden, eine dialektische Färbung des Ausdrucks, bei der sich quaerere nach den Verben des Versuchens (tentare, scrutari u. a.) gerichtet habe [1]).

Prüfen wir die in Frage kommenden Stellen nach, so finden wir, dafs tatsächlich vielfach die Auslegung G.s sehr wahrscheinlich ist, so Plaut. Cist. 682: nunc vestigia hic, si qua sunt, noscitabo = si qua sunt hic vestigia, ea noscitabo, oder wenigstens möglich, z. B. Horaz Ep. I, 17, 4, wo tamen adspice, si quid et nos quod cures fecisse loquamur übersetzt werden kann: doch gib genau acht, für den Fall, dafs wir etwas sagen usw. Doch halte ich die Auffassung des si als konditionale Konjunktion an anderen Stellen für gekünstelt und unwahrscheinlich, z. B. Terenz, Phormio 553: vide, si quid opis potes adferre huic, wo man schwerlich geneigt sein wird, si anders wiederzugeben als mit ob. Dazu kommt, dafs in anderen Sprachen, z. B. im Griechischen und Germanischen die entsprechenden Wörter *εἰ* und ob (got. ibai, iba, ob, nibai, niba, wenn nicht) bedingende und fragende Bedeutung von altersher nebeneinander aufweisen. Demnach liegt gar kein Grund vor, den interrogativen Gebrauch von si dem Altlatein abzusprechen und für eine Eigentümlichkeit der Gegend von Patavium zu halten. Doch gebührt G. das Verdienst, den ganzen in Frage kommenden Stoff aus der lateinischen Literatur zusammengestellt zu haben.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

1) Ein Anhang der Schrift S. 41 ff. handelt von dem freieren Gebrauch der Konjunktion si im Sinne von „in dem Falle, dafs, für den Fall, dafs“.

196) **K. Fecht** und **J. Sitzler, Griechisches Übungsbuch für Sekunda.** Freiburg i. B, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 234 S. 8. ℳ 2.20.

Das vorliegende Werk bildet den Abschlufs der von den Verfassern herausgegebenen griechischen Übungsbücher. Es behandelt die griechische Syntax, das grammatische Pensum der Sekunda, und bietet teils Einzelsätze, teils zusammenhängende Stücke im Anschlufs an die gewöhnliche Klassenlektüre: Xenophons Anabasis (II, III und IV), dessen Hellenika (II) und die gelesensten Partien aus Herodot. Dabei kommt auch früher Gelerntes zur Wiederholung. So enthält der für Untersekunda bestimmte Teil eine Wiederholung der Lehre vom Verbum, Pronomen und Zahlwort, der Teil für Obersekunda eine planmäfsige Wiederholung der Kasuslehre. Zur Wiederholung der Gesamtsyntax folgen als Anhang freie Aufgaben, die den Inhalt der Odyssee wiedergeben in der Weise, dafs die Stücke im Anschlufs an die ersten zwölf Gesänge das Pensum der Untersekunda, die andern das der Obersekunda berücksichtigen. Den Schlufs bildet ein alphabetisch geordnetes Wörterverzeichnis, das die Benutzung auch in den Anstalten ermöglichen soll, die in Tertia ein anderes Übungsbuch eingeführt haben. Der Übungsstoff ist sehr reichlich bemessen, so dafs jeder Lehrer das ihm Passende auswählen kann.

Die Frage, ob überhaupt in Sekunda ein Übungsbuch gebraucht werden soll, ist strittig. Die Verfasser empfehlen es, weil jedes andere Verfahren bei der Einübung der griechischen Syntax entweder auf schwächere Schüler zu wenig Rücksicht nehme, oder dem Unterricht zu viel Zeit entziehe auf Kosten der Schriftstellerlektüre. Es liefse sich indes auch manches gegen Benutzung eines Übungsbuches auf dieser Stufe sagen. Doch ist hier nicht der Platz, darauf näher einzugehen. Wer glaubt, ohne ein solches nicht auskommen zu können, dem kann das vorliegende bestens empfohlen werden.

Konstanz. **F. Neuburger.**

---

197) **R. Jonas, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Untersekunda.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, G. Freytag, 1906. 132 S. 8. geb. ℳ 1.60.

Die Zahl der Übungsstücke ist in der neuen Auflage um zehn vermehrt; im übrigen ist abgesehen von einigen Verbesserungen im Ausdruck

das Buch das alte geblieben. Es ist die ganze für Untersekunda in Betracht kommende Prosalektüre berücksichtigt (Cic. pro Roscio, de imperio, in Catil. I-IV, Liv. I, II), und zwar ist die Bearbeitung der Schriftstellertexte so gehalten, dafs es nirgends auf eine blofse Zurückübersetzung hinausläuft. Zweckmäfsiger wäre es vielleicht gewesen, dem Schüler nicht nur Paraphrasen des Gelesenen zu bieten, sondern die Übungen so einzurichten, dafs sie die Ausführungen des Schriftstellers erläutern und ergänzen. Vor allem hätte sich bei den Reden Ciceros eine solche Behandlung empfohlen. Z. B. wären zu de imperio Abschnitte über Pompejus und Mithridates von grofsem Nutzen.

Grofsen Fleifs hat der Verfasser darauf verwendet, den grammatischen Lehrstoff in die Stücke hineinzuarbeiten. Bisweilen geht er hierin sogar zu weit. Besonders in den Stücken des ersten Abschnittes, in denen bestimmte Paragraphen der Grammatik zur Einübung kommen, wird nicht selten dem deutschen Ausdruck und auch dem Gedankenzusammenhange Gewalt angetan, um recht viele Regeln anbringen zu können.

Im einzelnen bemerke ich folgendes: Dafs Cicero von dem Berge, auf dem Arpinum lag, hinabgestiegen und zum Fibrenus von hier gewandert sei, ist in de legibus nicht gesagt (St. 5). Gegen Clodius wurde nicht wegen Ehebruchs, sondern wegen Religionsfrevels verhandelt, und nicht Clodius gab den Richtern das Geld, sondern Crassus (St. 20). Cicero wollte schwerlich in Lukanien als Verbannter bleiben (St. 21). Die Übersetzung von exuviae classis mit Schiffsgerät ist sehr unpassend (St. 67). Störend ist der Druckfehler Asien statt Spanien (St. 56, Z. 1).

Unter den Vokabeln, die in einem Anhange, nach den Stücken geordnet, gegeben sind, finden sich recht entbehrliche z. B. unschuldig (St. 11), hölzern (St. 34) oder gar Eiland insula (St. 30).

Potsdam. **E. Krause.**

---

198) **Cyprien Francillon, Le Français pratique.** 1. Teil. Mit einer Karte von Frankreich und einem mehrfarbigen Monumentalplan von Paris. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1906. VIII u. 334 S. 8. ℳ 3.50.

Das Buch erstrebt von der ersten Stunde an das wirkliche Sprechen und Schreiben der französischen Sprache. Es beschränkt sich auf das Gebiet der sinnlichen Begriffe und bemüht sich, den Lernenden mit der umgebenden Welt bekannt zu machen. Jede Unterhaltung besteht aus

Fragen und Autworten, die zusammenhängenden Stücke führen dem Schüler praktische, dem täglichen Leben entnommene Stoffe zu; eine Fülle von Gallizismen wird geboten. Der Verfasser hat seine Aufgabe vorzüglich gelöst, die Sprache zeigt den gehorenen Franzosen. Wem also daran liegt das praktische Französisch, die Sprache des täglichen Lebens zu erlernen, dem sei das Buch warm empfohlen. Aber auch der Kenner und Könner der französischen Grammatik, der mit den Schwierigkeiten des französischen Sprechens bekannt ist, wird das Buch mit Nutzen gebrauchen können. Der Druck und die Ausstattung entsprechen allen Wünschen. Für eine neue Auflage mache ich auf einige kleine Druckfehler aufmerksam: S. 89 R. 22 v. o. mufs es heifsen à mon pays; S. 96 R. 5 v. u. royal, S. 97. R. 8 v. u. Les contrées; S. 199 R. 3 v. o. des plus riches; S. 222 erste Reihe der Vokabeln: sourire. S. 257 R. 3 der Vokabeln: la messe. S. 321 R. 3 v. o. Je vous dis. S. 320 R. 14 v. u. Par ce temps de chien.

Nordhausen. **K. Heine.**

---

199) **Georg Steinmüller, Auswahl von fünfzig französischen Gedichten** für den Schulgebrauch. Nebst einem Wörterbuch. 3. Aufl. München nnd Berlin, R. Oldenbourg, 1907. VIII u. 104 S. 8. kart. ℳ 1.50.

Die Sammlung enthält einen Abschnitt für die Unterstufe und einen zweiten umfangreicheren für die Oberstufe. Die Auswahl ist nach gesunden pädagogischen und sachlichen Grundsätzen getroffen, und die vorliegende dritte Auflage zeichnet sich vor den ersten beiden durch etwas stärkere Berücksichtigung des heiteren Elements aus, nimmt aber auch verschiedene glücklich gewählte typische Gedichte bedeutsameren Inhalts neu auf.

Von der Verslehre ist das Allerwichtigste in knapper aber präziser Form der Sammlung vorgedruckt. Ferner werden von jedem Dichter einige biographische Notizen in französischer Sprache gegeben, in denen mir zwei Druckfehler auffielen: S. 47 poëtes statt poète, und auf S. 46 ist wohl hinter trop das Woıt tôt ausgelassen.

Erfreulich ist, dafs auch von zeitgenössischen Dichtern eine Anzahl Gedichte aufgenommen wurde, doch vermifst man ungern u. a. Theuriet, Paul Verlaine nnd Rostand, wenngleich dieser seine Hauptbedeutung auf dramatischem Gebiete hat. Die Kommentare am Schlufs enthalten vielfach

wertvolle Bemerkungen. Wir glauben das Buch trotz seiner beschränkten Anzahl von Gedichten allen Gattungen von Anstalten empfehlen zu können.

Dessau. **Bahrs.**

200) **Max Pemberton, The Diamond Ship.** Tauchnitz Edition vol. 3954. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1907. 287 S. 8. ℳ 1.60.

Pembertons neuestes Werk, das Diamantenschiff, ist ein Detektiv- oder Abenteuerroman, der den Helden, einen Londoner Dr. med., eine grofse Anzahl ans Wunderbare streifende Taten verrichten läfst, um einen Perlendieb aufzuspüren und zur Bestrafung zu führen.

Mit grofsem Scharfsinn begabt, hat er das Glück, den Leiter einer internationalen Diebes- und Hehlerbande, einen Juden Imroth, aufzufinden. Dieser ist wiederum ein Gaunergenie ersten Ranges und birgt die von seinen Helfershelfern in allen Weltteilen gestohlenen Diamanten und andere Wertsachen in einem prächtig eingerichteten Schiffe mitten auf dem Atlantischen Ozean; und von einem kolossalen Reichtum begünstigt und durch die modernsten Erfindungen gestützt und geschützt, trotzt er allen Polizeiorganen.

Der Roman ist fesselnd geschrieben und enthält einige treffliche Schilderungen (Sonnenuntergang auf dem Meere, Tropenwelt auf den Azoren). Die kühne Phantasie des Verfassers mutet dem Leser aber manchmal schier Unglaubliches zu. Natürlich fehlt auch die Liebesgeschichte nicht, die sich als roter Faden durch das Ganze zieht. Durch die Liebe wird auch der allmächtige Jude schwach und besiegbar.

Dem Milieu entsprechend enthält das Buch verschiedene Ausdrücke der Diebes- und Gaunersprache, die dem gewöhnlichen Leser nicht ohne weiteres verständlich sind. Der Druck ist der bekannte fehlerfreie der Tauchnitzschen Ausgabe. Nur S. 83 ist einmal der Name Fordibras verdruckt.

Borna. **Teichmann.**



Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 5. Oktober. Nr. 20, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

201) **Michel Bréal, Pour mieux connaitre Homère.** Paris, Hachette & Cie, 1907. VIII u. 309 S. 8. fr. 3.50 (ℳ 2.80).

Die vorbenannte Arbeit zerfällt in zwei Teile; der erste ist der Besprechung der homerischen Werke, besonders der Ilias, nach verschiedenen Gesichtspunkten gewidmet, der zweite ist als Lexilogus bezeichnet und erörtert Bedeutung und Abstammung einer gröfseren Anzahl homerischer Wörter, teils solcher, die hinsichtlich ihrer Deutung streitig sind, teils anderer, über die der Verfasser glaubt Neues bringen zu können.

Im ersten Teile findet sich manches einzelne, dem Referent sehr wohl beistimmen kann, z. B. um nur einen Punkt hervorzuheben, die durchaus ablehnende Haltung, die der Herr Verfasser einnimmt gegenüber der — allerdings jetzt wohl als ziemlich überwunden zu betrachtenden — Annahme, dafs die homerischen Gedichte, vorzüglich die Ilias, gewissermafsen ohne persönlichen Verfasser, durch das Volk entstanden und weitergebildet seien. Leider werden diese gesunden und sehr annehmbaren

Einzelanschauungen durch die Gesamttendenz der Abhandlung entwertet. Der Verfasser hat sich nämlich im Laufe der Jahre die Überzeugung gebildet, die homerischeu Dichtungen, vorzüglich wieder die Ilias, würden allgemein als viel zu alt angesehen, man dürfe ihre Entstehung höchstens in das siebente Jahrhundert v. Chr. setzen. Die Gründe findet er sowohl in der metrischen Form als auch in der Komposition, der Sprache und der Weltauschauung und Kulturstufe, die als Voraussetzung für die Ilias, wie sie uns vorliegt, notwendig angenommen werden müsse. Alle auf höheres Alter scheinbar weisenden Spuren, sei es in bezug auf Bewaffnung und Kampfesart, sei es hinsichtlich der Lebensformen und der Sprache, seien absichtlich von dem Dichter der uns vorliegenden Ilias hineingearbeitet, um der ganzen Darstellung das Gepräge des Altertümlichen zu geben. Der Dichter hat diese Züge teils aus alten bildlichen Darstellungen, vielleicht assyrischen oder ägyptischen, teils aus alten Liedern entnommen. Es ist deshalb auch ganz müssig, wenn aus der Ilias Schlüsse auf altgriechische vorgeschichtliche Kultur gezogen werden.

Der Herr Verfasser hat sich, wie er sagt, diese Anschauung im Laufe langer Lehrtätigkeit gebildet, und es würde deshalb vergebliche Mühe sein, ihn überzeugen zu wollen, dafs dieselbe ganz verkehrt sei. Dafs aber durch diese Anschauung die ganze homerische Frage geradezu auf den Kopf gestellt wird, sieht jeder, der die Ilias genauer kennt und die Sache unbefangen betrachtet. Gründe, die eine solche umstürzende Auffassung direkt verbieten, sind mehrere vorhanden; Referent begnügt sich damit, zwei anzuführen. Erstens müfste für eine dichtende Tätigkeit, wie sie der Verfasser annimmt, eine literarisch viel weiter fortgeschrittene Zeit vorausgesetzt werden, als sie das 7. Jahrhundert v. Chr. ist; denn eine Kunstdichtung der Art, die mit bewufster Absicht altertümliche Färbung durch Nachahmung alter Schilderungen oder Bilder u. dgl. hervorbringt, finden wir kaum zur Zeit der alexandrinischen Dichtung, so weit aber die Ilias herunterzurücken, ist auch für den Verfasser wegen der älteren Zeugnisse für das Vorhandensein der Ilias nicht möglich. — Ein zweiter Grund gegen die Anschauung des Verfassers ist die Tatsache, dafs manche schon ziemlich früh allgemein auftretenden Sagenzüge in der Ilias noch ganz unbekannt sind, z. B. die spätere Form der Sage von den Dioskuren; denn in der Teichoskopie wird von beiden gesagt, dafs sie tot und bestattet seien, im vollen Widerspruch zu der Sage von ihrem abwechselnden Aufenthalt im Himmel und in der Unterwelt. — Es kann also keine

Frage sein, dafs die Auffassung, in die sich der Herr Verfasser hineingearbeitet hat, völlig verkehrt ist, und wenn sein Buch wirklich den Erfolg haben sollte, diese Anschauung auch anderen beizubringen, so würde es nicht dem Zwecke dienen „pour mieux connaître Homère“, sondern „pour méconnaître Homère.

Auch was den zweiten Teil des Buches anbelangt, wird man oft sich gezwungen sehen, dem Verfasser zu widersprechen. Aber hier handelt es sich meistens um vielumstrittene Dinge, die andere ebensowenig festzustellen vermögen wie der Verfasser. Aufserdem findet sich auch manches, dem man entweder beistimmt, oder von dem man sagen kann: es kann so sein.

Dafs aber die Lexikologie der Homerischen Dichtungen durch die Deutungsversuche der besprochenen Schrift wesentlich gefördert worden sei, vermag Referent nicht zuzugeben.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

202) **F. Gustafsson, Tacitus als Denker** (Tac. som tänkare). Helsingfors 1906. 40 S. 8. Akademisk inbjudningsskrift.

Aus Finlands Haupt- und Universitätstadt ist schon mancher wertvolle Beitrag zur Tacituserklärung hervorgegangen, als solcher ist auch diese neueste Studie G.s anzuerkennen, gleich ihrer Vorgängerin „Tacitus als Geschichtschreiber“, Helsingfors 1905 (s. W. f. kl. Ph. 1907, Sp. 232 ff.), vornehmlich zur Lektüre für die akademische Jugend bestimmt, wobei nur zu bedauern bleibt, dafs sie sich, wie begreiflich, mit einem verhältnismäfsig kleinen Leserkreise bescheiden mufs.

Einleitend fafst G. in kurzer Wiederholung zusammen, was er in der erwähnten früheren Schrift über des Tacitus Bildungsgang und Entwicklung ausgeführt, namentlich welche Lebensumstände und Einflüsse für die Ausprägung seiner Eigenart als Historiker bestimmend gewesen. Die Berufstätigkeit als Anwalt habe viel dazu beigetragen, seine Beobachtungsgabe zu schärfen und die Fähigkeit zu psychologischen Betrachtungen wie zu abwägender Kritik zu üben, Eigenschaften, die vor allen den Tacitus als denkenden Geschichtschreiber auszeichnen und anziehend machen. Der Dialogus bietet uns in dieser Hinsicht manche Anhaltspunkte; er gibt auch eine ungefähre Vorstellung von den Neigungen und Abneigungen des jugendlichen Tacitus, sowie von der ganzen geistigen Atmosphäre, in der er sich strebend bewegte. — Das bekannte Wort Quintilians (10, 1, 104):

Superest adhuc sqq. ist G. geneigt, auf Tacitus zu beziehen; er findet in dem Ausdruck „adhuc" die Andeutung, dafs von dem jungen Manne (nach dem Hingange der anderen Historiker) „noch" viel erwartet wurde, d. h. wohl gröfsere als die bisherigen, rhetorischen und amtlichen Leistungen.

Die stellenweise poetische, stets eigene Färbung des taciteischen Stils hat einige Gelehrte zu der übertriebenen Behauptung verleitet, Tacitus sei seinem eigentlichen Wesen nach Dichter gewesen (die letzte Konsequenz hieraus hat der phantasievolle Franzose Bacha gezogen) und seine grofsen Werke als eine Reihe von Dramen zu begreifen und zu erklären. In vollem Gegensatze dazu betont G. aufs nachdrücklichste, dafs Tacitus ein durchaus wahrhafter, nach Wahrheit suchender, denkender Geschichtschreiber ist.

Unter steter Bezugnahme auf die taciteischen Werke, aus denen er besonders charakteristische und gedankenreiche Stellen, mehr oder minder frei übertragen, seiner Darstellung einfügt, kennzeichnet der Verfasser die philosophischen, insbesondere die religiösen und sittlichen Anschauungen und Grundsätze des Historikers. Mit antiker Naivetät berührt dieser nicht selten die höchsten Fragen des menschlichen Daseins. Mögen auch seine Reflexionen unter dem Scheine einer gewissen Objektivität mit historischen Vorgängen und Charakteristiken verbunden sein, so zeigen sie doch Spuren von Kämpfen eines tiefen Gemütes; Tacitus gibt seine Gedanken nicht als Ausflüsse irgend eines philosophischen Lehrsystems — seine Stellung zur Stoa ist bekannt — vielmehr hat er sich offenbar ernstlich, wiewohl vergebens (mihi in incerto iudicium est!), bemüht, eine eigene bestimmte, befriedigende Weltansicht zu gewinnen. Wiederholt drängen sich die Gedanken und Zweifel hervor über des Sterblichen Verhältnis zu den höheren Gewalten, den Göttern, dem unabänderlichen Schicksal, das zuweilen mit jenen konkurriert, der Fortuna, die ihr unwürdiges Spiel mit uns treibt. Dafs der Historiker an eine individuelle Unsterblichkeit der Seele (oder sagen wir: des Geistes?) geglaubt habe, läfst sich, wie G. zutreffend bemerkt, aus den Schlufsworten des Agricola nicht erweisen. Man würde überhaupt oft zu Fehlschlüssen kommen, wollte man die Verfasser solcher pathetischen Nachrufe beim Worte nehmen. Im ganzen stand Tacitus gewifs „über seiner Zeit mit einer teilweise recht skeptischen Kritik" (G. S. 15); in bezug auf gewisse Götter, wie Bacchus, Saturn, Herkules scheint er zu einer rationalistischen Auffassung zu neigen. Trotzdem

dürfte wohl auf sein Verhältnis zum Volksglauben, namentlich zu Wundern und Vorbedeutungen, das Wort zutreffen: Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten. Freilich wird die ureigenste Meinung des Tacitus über die tiefsten Rätsel des Daseins kaum in irgend einem Falle absolut und ausdrücklich wiedergegeben. Wohl prävaliert bei ihm die Vorstellung oder Ahnung vom höchsten Wesen als einer unerforschlichen, über alles Menschendenken erhabenen, geistigen Einheit (die meisten Anhänger der späteren Stoa dachten so); dennoch macht er inkonsequent genug den Juden das „contemnere deos“ zum besonderen Vorwurf, scheint also hierin die Ansicht des älteren Plinius (n. h. 13, 46 gens contumelia numinum insignis) zu teilen.

Das sittliche Verhalten der Menschen betrachtet Tacitus meistens in enger Beziehung zum politischen Leben; daher überall bürgerliche Tugenden, Eigenschaften, die das Gemeinwohl zu fördern geeignet sind, in den Vordergrund seiner Schilderungen und Betrachtungen treten: Mannhaftigkeit, Besonnenheit, verbunden mit Entschlossenheit in Gefahren, Standhaftigkeit gegenüber dem Tode, zumal bei freiwilligem Tode, den Tacitus unter Umständen für berechtigt, ja für geboten hält. Anderseits fordert er Selbstbeherrschung und Fügsamkeit, auch unter schlechten Herrschern, die Fähigkeit, entsagend sich in das Unabänderliche zu schicken, ohne der Würde etwas zu vergeben (Vorbild: Agricola). Trägheit und Feigheit („ignavia“ heifst beides) verdienen besondere Verachtung. An der Macht der sittlichen Idee zweifelte Tacitus nicht; er ist daher auch kein Pessimist im gewöhnlichen Wortsinne. — Wenn er übrigens die unverdorbenen Sitten der Germanen und ihre hohe Auffassung von der Ehe rühmt, so kommt darin wohl nicht lediglich idealistisches Wohlgefallen an der barbarischen Tugendhaftigkeit zum Ausdruck, sondern mehr noch die Überzeugung von der Wichtigkeit der Ehe als Grundlage jedes gesunden Volks- und Staatslebens, sowie der praktische Gesichtspunkt, dafs die Wehrhaftigkeit der Germanen grofsenteils durch den Kinderreichtum der Familien garantiert werde.

S. 16 ff. bespricht G. die Äufserungen des Tacitus über die das ganze öffentliche Leben beherrschenden Gegensätze: Freiheit und Prinzipat, samt den trüben Begleiterscheinungen des Absolutismus, Unterwürfigkeit, Schmeichelei, Heuchelei, das Delatorenunwesen usw. — Es folgt S. 27—35 eine möglichst nach dem Inhalt geordnete Zusammenstellung von Reflexionen und eindrucksvollen Erfahrungsätzen, die der reichhaltigen Fundgrube der

taciteischen Schriften entnommen sind. Die genaueren Angaben der herangezogenen Textstellen, sowie manche nützlicher Hinweise auf die vom Verfasser benutzte Literatur (bis zu den neuesten Erscheinungen) findet der Leser in einem Anhange, der mit einem „Summarinm“ schliefst.

Homburg v. d. H. **Eduard Wolff.**

---

203) **Georg Grützmacher, Hieronymus.** Eine biographische Studie zur alten Kirchengeschichte. Zweiter Band: Sein Leben und seine Schriften von 385 bis 400. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1906. VIII u. 270 S. 8. ℳ 7.—.

Der erste Band dieses Werkes ist 1901 erschienen nnd in dem entsprechenden Jahrgange dieser Zeitschrift, S. 416 f., besprochen worden. Dieser zweite behandelt die ersten fünfzehn Jahre, die Hieronymus in Bethlehem zubrachte, und charakterisiert die Schriften, die in dieser Zeit erschienen sind, die exegetischen, archäologischen, literargeschichtlichen, die Bestreitung Jovinians, die Briefe dieser Zeit. Die Darstellung ist sehr flüssig und sehr anregend, ruht auf gründlichen Studien und kann daher jedem empfohlen werden, der sich ein Bild vom ausgehenden 4. Jahrhundert machen will, dem Philologen wie dem Theologen. Anderseits fehlt es nicht an Fehlern in Einzelheiten, die oft schwer begreiflich sind. Von S. 5 an, wo Geyers Ausgabe der Itinera Hierosolymitana im 38. Band des Wiener CSEL fehlt, wird stets von einer „Pilgerin“ von Bordeaux geredet, die nach S. 6 „einen balneus“ des Cornelius in Cäsarea erwähnt Nach S. 22 stammt Paulus aus Gyskalis, nach 162 erwähnt H. den Hauptmann von Capernaum (statt Cornelius) als Muster des Fastens; nach S. 177 notiert er eine Variante des hebräischen Textes in Psalm 45, wo es sich doch um eine des griechischen handelt, nnd weist er darauf hin, das in V. 8 im Altlateiner sich das Wort *unxit* finde, das in den LXX nur durch den Irrtum der Abschreiber ausgefallen ist. In Wirklichkeit handelt es sich um die latein. Variante *unxit* nnd *benedixit* in V. 2. Nach S. 205 bespricht H. das Wort *frumentarius* in Obadja 17 und die griech. Variante πυροφόρος und πυρφόρος in V. 18, während es sich in Wirklichkeit um dasselbe Wort handelt. S. 12 wird ein Idumäa beanstandet, das vollständig in Ordnung ist; S. 108 die höchst lehrreiche Angabe des Hieronymus, dafs das Hebräische im Buch Hiob dem Arabischen am nächsten stehe, als Beweis seiner mangelhaften semitischen Kenntnisse verwertet. Doch das sind Einzelheiten; in der Hauptsache entspricht das

Buch seinem Zweck, ein lebensvolles Bild jener Zeit und des gelehrten Kirchenvaters zu zeichnen. Auch der Beurteilung seines Charakters wird man leider zustimmen müssen. Wir freuen uns der Hoffnung, dafs der dritte Band, der die Jahre bis 420 umfassen und Register bringen soll, dem zweiten rascher folgen solle, als dieser dem ersten.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

---

204) **Max C. P. Schmidt, Stilistische Beiträge zur Kenntnis und zum Gebrauch der lateinischen Sprache.** Erstes Heft: Einführung in die Stilistik. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1907. 78 S. 8. ℳ 1.40.

Der Verfasser, welcher Stilistik in den Oberklassen eines Berliner Gymnasiums und im Proseminar der Universität lehrt, widmet sein Buch seinen Primanern und Studenten und erklärt dessen Entstehung aus den Bedürfnissen des Unterrichts. Soweit das Gymnasium in Betracht kommt, wird man bei dem heutigen Stande des Lateinunterrichts die Einführung eines besonderen Handbuches der Stilistik schwerlich gutheifsen; die stilistische Unterweisung in der Prima hat sich vielmehr an Grammatik und Übungsbuch anzuschliefsen. Für Universität und Privatstudium der Lehrer jedoch kann eine gut angelegte Stilistik nur von Nutzen sein, vorausgesetzt, dafs der Lernende nicht versäumt, selbst an der Quelle zu schöpfen d. h. die mafsgebenden Schriftsteller der verschiedenen Perioden fleifsig zu lesen und ihre stilistischen Eigentümlichkeiten aufmerksam zu betrachten.

Von der allgemeinen Bedeutung des Wortes „Stil" ausgehend, bezeichnet der Verfasser die Stilistik als die Lehre von dem charakteristischen Ausdruck für geistige Vorstellungen und teilt sie in historische, rhetorische, literarische und ethnische Stilistik ein. Während er die drei ersten Klassen der Lektüre zuweist, bezeichnet er die ethnische oder besser die sprachvergleichende Stilistik als sein Arbeitsfeld, das er auf Cicero und Cäsar beschränkt. Den Stoff gliedert er in die Behandlung der Wortarten, die Wortstellung, die Satzarten und die Satzstellung, eine Einteilung, die im wesentlichen mit der Nägelsbachschen übereinstimmt, insofern dessen Logik den ersten und die Architektonik der Rede die drei letzten Abschnitte in sich begreift. Die Wortarten werden recht anschaulich charakterisiert (§ 14—20) (Substantiva und Verba = Adel und Ritter, Adjektiva und Adverbia die weiblichen Elemente, Präpositionen

und Konjunktionen Agenten und Zwischenhändler, Interjektionen Strafsenjungen). Die Ausführungen über die adverbiellen Bestimmungen und die Komparation halte ich für überflüssig: die ersteren sind keine Wortart, sondern Satzteile, und die letztere hat keine selbständige Bedeutung, sondern ist eine Erscheinungsform des Adjektivs.

Für die Übertragung des deutschen Ausdrucks in den lateinischen stellt Schmidt acht konstruktive Kategorien auf, nämlich 1) Übersetzung, 2) Umformung, 3) Tausch, 4) Ersatz, 5) Auslassung, 6) Einschiebung, 7) Vereinung und 8) Zerlegung. Die Umformung gibt dem entsprechenden Wort eine andere Form, z. B. er ergötzt sich delectatur; beim Tausche wird ein anderes Wort derselben Wortklasse genommen, z. B. herzlicher Dank magna gratia; beim Ersatz springt der Lateiner in eine andere Wortklasse hinüber, z. B. mit vollem Rechte meo iure; als Beispiele für die Auslassung im Latein dienen 'hic dieser Mann', 'animum advertere seinen Sinn richten'; die Einschiebung zeigt sich in dem Beispiel 'diese blutige Schlacht hoc tam atrox proelium'; die Vereinung wird durch 'kindliche Liebe = pietas' veranschaulicht, und die Zerlegung des Begriffs erscheint in Bruderliebe = amor fraternus. Diese Teile finden wir, wenn auch nicht so klar hervortretend, in Nägelsbachs Logik, wie denn überhaupt bei Schmidt das Streben nach Klarheit und Anschaulichkeit anzuerkennen ist, das ihn freilich manchmal zur Trivialität führt. Auf Grund dieser Einteilung der Kategorien fordert Schmidt scharfe Beschreibung und Formulierung jedes einzelnen Falles und veranschaulicht dies an zwei Beispielen, die jedoch mehr in die Grammatik als in die Stilistik gehören. Mit der Fassung der daraus abgeleiteten Regeln (§ 32) kann ich mich nicht einverstanden erklären. Aus dem Beispiel „dies sind eines Königs Vorzüge = hae sunt regiae laudes" folgert Schmidt die Regel: „Ist im Deutschen das Subjekt das Neutrum eines Pronomens, das Prädikat aber das Verbum ‚sein' mit einem Substantivum, so wird im Lateinischen dieses Substantivum Subjekt, und das Pronomen erhält dessen Genus und Numerus." Diese Lehre vom Wechsel des Subjekts halte ich für verwirrend und falsch. Wenn Cäsar seinen Mördern zurief: 'Ista quidem vis est', so wollte er sagen: „Das, was Ihr tut, ist Gewalt" oder: „Euer Tun ist gewaltsam" oder „Ihr seid gewalttätige Menschen". Daraus ergibt sich, dafs im Latein nicht die von Schmidt angenommene logische Verschiebung stattgefunden hat. Die Sache ist doch ganz einfach Das lateinische Pronomen hat das Bedürfnis, sich an ein Wort anzuschliefsen

und nach diesem sich zu richten. In den erwähnten Beispielen nun findet es keine andere Stütze als das Prädikatsnomen und schliefst sich deshalb an dieses an. In dem Satze 'Roma, quod caput Italiae est' ist die Hinneigung des Relativs zu seinem Prädikatsnomen caput sogar stärker als zu seinem Beziehungswort Roma.

Der zweiten Regel, die Schmidt an die Beispiele anschliefst: 'cum paucis familiaribus suis colloquitur = er bespricht sich mit wenigen seiner Freunde" und 'nostri circiter septuaginta occiderunt = von den Unseren fielen etwa 70", gibt er folgende Fassung: „Hängt im Deutschen von einem Zahlbegriff der Genetiv eines Possessivums ab, so tritt im Lateinischen dieses koordiniert in den Kasus des Numerale." Eine Regel soll nach Schmidts Forderung klar, kurz und vollständig sein. Ob die erwähnte Regel klar ist, wage ich nicht zu entscheiden; was der Verfasser meinte, wurde mir jedenfalls erst klar, als ich das Beispiel ansah. Jedenfalls ist sie nicht vollständig; denn wie die Beispiele 'nos pauci sumus' 'amici, quos multos habeo', 'ea Posidonius collegit permulta' zeigen, ist dieser Fall nicht auf Possessivpronomina beschränkt. Ich halte es für richtiger als die Aufstellung solcher Regeln, dem Schüler klar zu machen, dafs hier nach lateinischer Anschauung kein Teilverhältnis vorliegt, wie überhaupt die Einführung in den Geist der lateinischen Sprache wertvoller ist als viele grammatische und stilistische Regeln. Diese Vertrautheit mit dem lateinischen Idiom wird weniger durch Lehrbücher als durch ausgiebige und richtig geleitete Lektüre der Schriftsteller gewonnen. Natürlich soll diese nicht zur Fundgrube grammatischer und stilistischer Regeln gemacht werden, wie es früher wohl geschah, aber gelegentliche Hinweise auf eigentümliche Satzbildung und Ähnliches schaden nichts, sondern werden oft schon durch die Rücksicht auf das Verständnis notwendig.

Am Schlusse dieses Kapitels finden sich folgende Sätze: „Die lateinische Stilistik war einst die Königin des Gymnasiums. Sie wurde dann zum Stiefkinde des gesamten Unterrichts. Wird aber aus ihr wieder das gemacht, was sie werden kann, dann wandelt sich das verachtete Aschenbrödel wieder zum Fürstenkinde und nimmt die höchste Stelle im humanistischen Unterricht ein." Diese Hoffnung wird sich schwerlich erfüllen. Dafs die lateinische Stilistik nicht mehr die Königin des Gymnasiums ist, das liegt nicht an ihrer Behandlung, sondern an den veränderten Zeitbedürfnissen. Die Zeit, wo es für die Krone der Bildung galt, elegant

Latein zu sprechen, ist wohl für immer dahin, und da die Schule der Richtung der Zeit folgen mufs, so ist damit das Urteil über die Pflege der lateinischen Stilistik an den Gymnasien gesprochen.

Der folgende Abschnitt (IV) handelt über die lateinische Komposition und die Ersatzmittel für fehlende Komposita. Dieses Kapitel ist recht ausführlich behandelt (36 S.) und wohl der wertvollste Teil des Buches. Auf S. 61 u. fällt ein Druckfehler auf: amor et plausus statt clamor.

Den Schlufs des Heftes bilden Übungsstücke (20 Paragraphen von je 10 Sätzen). Für die Behandlung in den oberen Klassen des Gymnasiums eignen sich die meisten derselben nicht. Dafs examen apium durch „Bienenschwarm", terrae motus durch „Erdbeben" und statuae marmoreae durch „Marmorstatuen" übersetzt wird, brauchen unsere Primaner nicht an besonderen Übungssätzen zu lernen, und sie werden gegebenen Falles solche deutsche Ausdrücke auch ins Lateinische zu übersetzen wissen, wenn ihr Sprachgefühl durch den langjährigen lateinischen Unterricht einigermafsen gebildet worden ist. Sätze aber wie „Schweinefleisch und Fischsauce waren Lieblingsgerichte des römischen Tafelluxus" (11) oder „der Hals vieler Taubensorten trägt schillernde Farben" (35) oder „Oft erinnert das Unwesen einer Proletarierversammlung an den Lärm im Schafstall" brauchen sie nicht zu übersetzen. Die Zeiten sind glücklicherweise vorbei, wo der lateinische Unterricht solche Blüten zeitigte.

Mein Schlufsurteil möchte ich dahin abgeben, dafs die stilistischen Beiträge von M. Schmidt manche wertvolle Anregung geben und Studierenden der Philologie oder jüngeren Lehrern von Nutzen sein können, dafs sie aber zum Gebrauche an Gymnasien nicht geeignet sind.

Saarbrücken. **Albert Ruppersberg.**

---

205) **E. Krause, Horaz und die griechischen Lyriker.** Sammlung von deutschen Übungsstücken zum Übersetzen ins Lateinische. Heft 6. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel), 1907. 32 S. 8. *ℳ* —.60.

Das Büchlein will als Übersetzungsvorlage und als kurze literarhistorische Anleitung gewürdigt werden; nach beiden Seiten ist es brauchbar und kann in Prima gute Dienste leisten. Nach einer zwei Seiten umfassenden Einleitung „Horaz als Nachahmer" folgen in 30 Stücken Abhandlungen geschichtlicher und literaturgeschichtlicher Art über die griechischen Lyriker, denen Horaz in seinen Dichtungen sich mehr oder

minder eng angeschlossen oder über die er sein Urteil ausgesprochen hat: über Tyrtäos, Archilochos, Alkäos, Sappho, Anakreon, Stesichoros, Simonides, Pindar. Der Schüler erhält einen Einblick in Wesen und Bedeutung der griechischen Lyrik und die Stellung der genannten Dichter. Dem Zwecke, als Übersetzungsvorlagen mit Berücksichtigung des Horaz zu dienen, werden die (nicht in Übersetzungsdeutsch abgefafsten) Abhandlungen gerecht dadurch, dafs der Text nicht zu schwierig ist und dafs aufserdem zahlreiche Verweisungen (in Fufsnoten) auf Horaz die Sprache und die Gedanken des Dichters fortgesetzt in Erinnerung bringen. Auch halten die sonst durch Vokabeln, Phrasen oder Andeutungen gegebenen Übersetzungshilfen den Schüler an, sich in gutem Latein auszudrücken. So ist das Büchlein geeignet nach zwei Seiten hin Nutzen zu stiften; aus den beiden angedeuteten Gründen möchten wir es in den Händen recht vieler Schüler wissen.

Hanau. **O. Wackermann.**

206) **Alexis Bertram, Principes de Philosophie scientifique et de Philosophie morale.** Paris, Paul Delaplane, o. J. 451 S. 8. geh. 4 Fr.

Der Verfasser, Professor der Philosophie in Lyon, hat sein Buch für Studenten der Mathematik bestimmt und ist in der Anlage desselben ziemlich genau dem amtlich vorgeschriebenen Lehrplane vom 31. Mai 1902 gefolgt. Der erste Teil behandelt die allgemeinen Grundsätze und Methoden des wissenschaftlichen Erkennens und Forschens, der zweite Abschnitt enthält eine allgemeine Ethik nebst Staats- und Gesellschaftslehre. Daran schliefst sich zu dritt ein Kapitel, welches ziemlich eingehend die grofsen wissenschaftlichen Hypothesen über das Wesen des Weltalls sowie die Probleme der Persönlichkeit Gottes und des moralischen Wertes der Welt behandelt.

Das Buch ist klar geschrieben und übersichtlich angelegt; Zitate aus den philosophischen Klassikern beleben die Darstellung, und vielfach wird der abstrakte Stoff durch gut gewählte konkrete Beispiele dem Verständnis näher gebracht. Wir stimmen nicht überall mit den vom Verfasser entwickelten Ansichten überein, z. B. nicht mit seinen Ausführungen über die individuelle Unsterblichkeit und über die absolute Einheit der Seele. Doch ist diese Zeitschrift nicht der Ort für eine ausführliche Erörterung derartiger philosophischer Grundfragen. — Zu berichtigen ist S. 22 die

Angabe, dafs Aristoteles selbst den Namen Metaphysik eingeführt habe. Bekanntlich rührt die Bezeichnung von Andronicus von Rhodus her. Der Verfasser ist wohl nur durch die beabsichtigte Kürze des Ausdrucks an der genannten Stelle zu dieser Ungenauigkeit verleitet worden. — Auf S. 29 ist für quatrivium natürlich quadrivium zu lesen. — Zweifellos wird Bertrams Grundrifs in Frankreich recht gute Dienste leisten, und zwar nicht blofs den Studenten der Mathematik. Er kann aber auch im Auslande, namentlich von angehenden Neuphilologen, die mit dem Studium der Philosophie aus praktischen Gründen gern Übung im Französischen verbinden möchten, mit Nutzen gebraucht werden. —*

---

207) **Raoul de la Grasserie, De la catégorie grammaticale de la distance et de la position ou du démonstratif.** Paris, Ernest Leroux, 1907. 32 S. 8. geh. francs 2.

Der Verfasser behandelt in dieser interessanten Skizze die verschiedenen Mittel und Wege, deren sich die Sprachen bedienen, um aufserhalb der Bezeichnung durch Nomina Gegenstände des Gespräches möglichst eindeutig zu bestimmen. Es handelt sich dabei im wesentlichen um Angabe der gröfseren oder geringeren Entfernung, sei es vom Redenden oder vom Angeredeten aus, ferner um Bezeichnung der augenblicklichen oder gewohnheitsmäfsigen Haltung des in Rede stehenden Objektes, sowie endlich in manchen Sprachen auch um die seines allgemeinen Aussehens, d. h. ob es rund, lang usw. ist. Für die Entfernung im materiellen Raume wird bei weiterer Entwicklung der Sprachen die Entfernung in dem ideellen Raume oder noch besser gesagt in der Zeitlinie des Gespräches substituiert, wie es z. B. im Deutschen bei den Ausdrücken „der erstere, der letztere“ geschieht. Manche Sprachen gehen auch noch an, ob der zu bezeichnende Gegenstand sichtbar oder unsichtbar bzw. abwesend ist. Je tiefer eine Sprache auf der Stufenleiter der Kultur steht, um so spezieller und umständlicher pflegt die pronominale Angabe zu sein; mit steigender geistiger Entwicklung des Volkes werden die Angaben immer allgemeiner und abstrakter. Der Verfasser hebt auch die Beziehungen hervor, welche mehrfach zwischen den drei Parallelreihen der ersten, zweiten und dritten Person, der Zahlbegriffe 1, 2 und 3 und des Singulars, Duals und Trials (bzw. Plurals) zu bemerken sind. Am Schlufs werden noch die eigentümlichen Bezeichnungsweisen der ersten und zweiten Person kurz besprochen, welche das Bewufstsein eigener höherer oder tieferer Stellung

dem Angeredeten gegenüber schon seit uralter Zeit in den verschiedensten Sprachen erzeugt hat.

De la Grasseries Skizze bildet nach verschiedenen Seiten hin eine beachtenswerte Ergänzung der verwandten Ausführungen in Wundts Völkerpsychologie und in Brugmanns Abhandlung über die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen, vgl. Neue Philol. Rundschau 1904, S. 572 ff. P.

208) **Gustav Thurau: Ed. Koschwitz, Anleitung zum Studium der französischen Philologie** für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage von G. Th. Marburg, N. G. Elwertsche Buchhandlung, 1907. VIII u. 268 S. 8. ℳ 4.—.

Dafs Koschwitz' Buch sich als guter Führer für diejenigen, die sich der französischen Philologie widmen, erprobt hat, beweist der Umstand, dafs es, seinen Verfasser überlebend und nun, von G. Thurau mannigfach ergänzt, verbessert und um eine Adressentafel vermehrt, bereits in dritter Auflage vorliegt. Es gibt dem Anfänger sehr wertvolle Winke, wie er das Studium der französischen Philologie anzufassen hat, in welcher Reihenfolge er an die verschiedenen Zweige dieser Wissenschaft herantreten soll, wie er das in den Vorlesungen und Seminarien gebotene am nutzbringendsten verwertet, wie er aus dem Aufenthalt im Ausland den meisten Gewinn ziehen kann. Vor allem ist die reiche Bibliographie schätzenswert, die in alle Teile des Buches verstreut ist und mit Hilfe derer der Anfänger sich auf die Basis stellen kann, die ihm ein tieferes Eindringen ermöglicht.

Freilich wäre der Student, dem man das Buch in die Hand gibt, davor zu warnen, die darin enthaltenen Weisungen allzu wörtlich zu befolgen. Es wird ihm kaum möglich sein, während der vier oder fünf Jahre seines Studiums auch nur alle jene Bücher durchzustudieren, die ihm als „notwendig" bezeichnet werden oder deren Lektüre ihm „dringend" empfohlen wird. Und wenn er bei einem ganz aufserordentlichen Fleifs auch imstande sein sollte, alles aufzunehmen, so wird er es doch schwerlich auch behalten und verarbeiten können. Das aber ist doch die Hauptsache. Lieber weniger, aber da wirkliches Zueigenmachen und gründliches Eindringen. Und nun noch alles das, was nur so schlechtweg und nebenbei empfohlen wird! Man kann getrost behaupten, dafs es selbst

unter den Männern, die an der Spitze der Wissenschaft stehen, kaum einen gibt, der alle diese wissenschaftlichen Bücher durchgearbeitet, der alle angeführten Literaturwerke gelesen hat.

Im einzelnen wäre es natürlich sehr leicht, die Auswahl der bibliographischen Angaben zu bekritteln. Der eine wird dies, der andere jenes vermissen, oder als entbehrlich ansehen und sehr häufig die einzelnen Werke anders bewerten — denn zumeist orientieren kurze Bemerkungen den Studierenden über den Wert und Inhalt des Buches, und das ist gewifs nur löblich. Freilich wird diese Einrichtung häufig dadurch illusorisch gemacht, dafs wichtige Werke nicht direkt genannt sind, sondern erst gefunden werden können, wenn man die Bibliographien, auf die summarisch verwiesen wird, einsieht. Schlägt man z. B. die bezüglich Racines gebotenen Angaben nach, so vermifst man schwer zwei der wichtigsten, grundlegenden Studienbehelfe, die es heute gibt: die vierbändige Ausgabe der Dramen von N. M. Bernardin und das schöne Buch von Deltour: Les ennemis de Racine.

Dafs in der mehr oder minder eingehenden Behandlung der einzelnen Zweige der französischen Philologie und der Hilfsfächer zuweilen die wissenschaftliche Individualität des Verfassers hervortritt, liefs sich natürlich schwer vermeiden. So nehmen vielleicht Elementarphonetik und Felibertum einen verhältnismäfsig zu grofsen Raum in dem Werkchen ein. Auffallend ist, dafs im Zusammenhang mit letzterem auch der neuprovenzalischen Mundarten gedacht wird und des Nutzens, den ihr Studium für das Verständnis der französischen Lautentwicklung hat, aber die neufranzösischen Mundarten mit keinem Worte behandelt werden, die doch in dieser Hinsicht viel wichtiger wären.

Friedland (Mähren). **E. Herzog.**

---

209) **Richard Fricke, Le langage de nos enfants. Französisch für Anfänger.** II. Cours moyen. Zweiter Teil. (Für Quinta.) Mit einer Münztafel und 39 Abbildungen. Wien und Leipzig, Tempsky & Freytag, 1907. 186 S. 8. ℳ 2.50.

Der erste Teil des Buches ist von mir in dieser Zeitschrift (Nr. 21, Jahrgang 1906) ebenfalls besprochen worden; der nun vorliegende Teil ist für die Quinta bestimmt und gibt dem Verfasser Gelegenheit, seine Ansichten weiter zu offenbaren und sein Verfahren zu vertiefen. Das Buch enthält zunächst in vier nach den Quartalen getrennten Abschnitten eine

Reihe von französischen Texten, die Beschreibung der vier Jahreszeiten an der Spitze, hier und da ein kleines Gedicht, zwei Briefe in der Handschrift der Schüler, ziemlich viele Bilder, einige deutsche Texte und ein sehr ausgedehntes Pensum Grammatik. Daran schliefst sich ein Vocabulaire mit dem second millier de mots français, ein Abschnitt Grammaire und ein Anhang mit zwölf deutschen zusammenhängenden Texten (8 S.). Leider mufs ich die Befürchtungen, die ich beim ersten Teile unseres Buches ausgesprochen habe, beim zweiten in verschärftem Mafse wiederholen. Bei aller Anerkennung des guten Willens, der Tüchtigkeit und des Fleifses des Verfassers glaube ich doch nicht, dafs seine Erwartungen sich erfüllen werden. Nach wie vor erscheinen mir die Texte zu trocken, die Bilder überflüssig; das grammatische Pensum ist für einen Quintaner sehr reichlich bemessen, die Hinweise auf das Lateinische sind wohl nicht angebracht, die Menge der von dem Verfasser für nötig gehaltenen Zeichen (o x ┌ ʕ usw.) ist nach meiner Ansicht viel zu grofs. Der Verfasser stellt den dritten Teil des Buches in Aussicht, indem er (S. 178) die Schüler anredet: Si cette fois vous ne réussissez pas encore à faire tous ces exercices vous essayerez encore une fois en „quatrième“.

Adieu donc, mes chers amis!
Au revoir en quatrième!

Nauen. **Fries.**

---

210) **Charlotte Broicher, John Ruskin und sein Werk.** Kunstkritiker und Reformer. Zweite Reihe, Essays. Dgl. Dritte Reihe: Sozialreformer, Professor, Prophet. Jena, Eugen Diederichs, 1907. Zweite Reihe, II u. 269 S. 8. ℳ 5.—.
Dritte Reihe, IV u. 327 S. 8. ℳ 6.—.

Im zweiten Bande ihrer Essays behandelt Frau Broicher ausführlich Ruskins Kunstlehre und begründet sie durch reichliche Zitate aus Ruskins Werken wie aus den Schriften anderer Kunstphilosophen. Der so viel, man kann wohl sagen allgemein mifsverstandene Ausdruck Ruskins, dafs ein Kunstwerk 'moralisch' sein müsse, wird in dem Sinne erklärt, in welchem er auch von Carlyle gebraucht wird, d. h. dem Wesen, der Denkungsart, dem Empfinden des Künstlers, und im erweiterten Sinne, dem Geiste, der Kultur des Volkes entsprechend. Hieraus wird die Vorliebe Ruskins für die Gotik und seine Abneigung gegen die Renaissance verständlich, wiewohl er die Technik gegenüber dem Inhalte durchaus nicht

gering schätzte, sie allerdings auch nicht für den alleinigen Wertmesser eines Kunstwerks gelten lassen wollte. In Anschlufs an Ruskins reformerische Kritik bespricht Ch. Broicher dann die Präraphaeliten und seinen Einflufs auf Rossetti, Burne Jones, Morris und zeigt, wie der letztere Ruskins Gedanken in die Praxis übertrug. Diese Partien, besonders die Seiten über Rossetti sind sehr interessant, und durch die Einführung von Carlyle weitet sich der Band mehr und mehr zu einem Kulturbilde Englands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Denn dem Einflusse von Past and Present u. a. ist es hauptsächlich zuzuschreiben, dafs Ruskin zur Nationalökonomie überging und die sozialen Wohlfahrtsversuche von Maurice und Kingsley mit Wort und Tat eifrig unterstützte. Geistiges Eigentum Ruskins bleibt aber die folgerichtige, originelle Art, in der er Carlyles Ideen weiterbildete und mit seinen eigenen künstlerischen Forderungen zu etwas Neuem verschmolz. Aufklärend wird auch der Essay: Whistler und der Impressionismus wirken, in dem die Verfasserin unter Bezugnahme auf Sizeranne nachweist, dafs nicht Whistler, sondern Ruskin den Impressionismus repräsentiere, dafs Whistler durch seine Darstellung des bekannten Streites mit Ruskin in unfairer Weise versucht habe, die kritische Tätigkeit Ruskins in Fachkreisen zu diskreditieren, und dafs es sich in der Sache schliefslich um zwei gleichberechtigte, aber grundverschiedene Lebensanschauungen gehandelt habe.

Der dritte Band von Frau Broichers Essays zeigt noch mehr als der zweite, welche gewaltige Macht Ruskin war und noch heute ist. Ruskin als Sozialreformer greift weit über Englands Grenzen hinaus in alle Kulturländer und wirkt befruchtend nicht zum wenigsten auch unter uns. Da ist kein soziales Problem, über das er nicht Beachtenswertes gesagt, dessen Lösung er oder begeisterte Schüler nicht versucht hätten. Wissenschaftliche Forschung und Erfahrung haben in wesentlichen Punkten zugegeben, dafs Ruskin mit seinen anfangs verhöhnten und verkannten Behauptungen intuitiv das Richtige getroffen habe. J. St. Mill soll General Booth auf dessen Anfrage erwidert haben, dafs 'Diesem Letzten' das beste Buch sei, um in die Probleme der Nationalökonomie einzuführen. Und in der Tat hat es vor Jahren auch dem Referenten über viele Dinge die Augen geöffnet. Ruskins Idealstaat ist stark beeinflufst durch Platons 'Staat' und enthält mittelalterliche Elemente in moderner Form. Es ist ein Staatssozialismus auf aristokratisch abgestufter Grundlage. Uns Lehrer dürften besonders Ruskins Gedanken über Erziehung interessieren. Sein Grundsatz

ist Erziehung um der Erziehung willen. Daher bekämpft er eine Realbildung als Mittel zu gröfseren Erwerbsmöglichkeiten nicht minder als eine rein intellektuelle Ausbildung. Die moralische Erziehung müsse mehr in den Vordergrund treten. Er verlangt Körperpflege durch nützliche Arbeit im Freien; übermäfsiger Sport sei unproduktive Kraftvergeudung. Bei individueller Gerechtigkeit gegenüber den Leistungen der einzelnen solle man auf die besten Schüler die gröfste Mühe verwenden. Das höchste Ziel sei das persönliche Leben der Seele. Betreffs Einzelvorschläge sei auf Br. verwiesen. Erwähnt werden möge noch, dafs in Ilsenburg, Haubinda und Bieberstein i. Rhön Erziehungsanstalten bestehen, welche nach Ruskinschen Grundsätzen geleitet werden. In 'Ethics of the Dust' hat Ruskin neue Gesichtspunkte über Mädchenerziehung aufgestellt und exemplifiziert. Wie traf er auch in der Frauenfrage instinktiv das Richtige, wenn er gegen die gleiche intellektuelle Ausbildung der Geschlechter eiferte! Doch glaubt er, dafs die Erziehung des Menschengeschlechts nicht ohne die Frauen vollendet werden könne und macht sie verantwortlich für alles Elend auf Erden. Sie können und müssen z. B. Trunksucht und Kriege verhüten. Und welche gesegneten Erfolge hat Ruskins nie ermüdende Tätigkeit auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge gezeitigt, trotz aller herben Enttäuschungen! Begeisterte Schüler bauten weiter, als Krankheit ihrem Meister die Kelle aus der Hand nahm. Volksmuseen, Wiedererweckung von Heimindustrien und Hauskunst, Reform der Arbeiterwohnungen, Volksteehäuser, Organisation der Gewerke, The New Oxford Movement, Settlements junger Gelehrter in den Arbeitervierteln der Grofsstädte — alles Ruskinsche Gedanken, wenn auch teilweise erst durch seine Schüler verwirklicht und erweitert, unter denen Toynbee der bedeutendste ist. Und diese staunenswerte Vielseitigkeit schliefst sich zur Einheit in dem einen Manne. Wahrlich England hat im Januar 1900 einen seiner grofsen Söhne unter der Tanne in Coniston begraben! Und doch konnte er nicht zu Abgeklärtheit kommen, weil ihm Beschränkung und Selbstzucht fehlte, weil er nach dem Absoluten strebte und den relativen Wert der Dinge ablehnte. Das wurde die Tragik dieses reichen Lebens.

Frau Broicher hat sich um die richtige Würdigung Ruskins ein unstreitiges Verdienst erworben. Der Fülle Ruskinscher Betätigung entspricht bei ihr ein ungeahnter Reichtum des Inhalts, welcher ausgedehnter und sorgfältiger Vorarbeit entfliefst. Vermöge ihrer Sympathie ist sie in den Kern der Persönlichkeit Ruskins eingedrungen und hat durch Be-

nutzung neuer Quellen (besonders des Briefwechsels mit Norton) Licht in bisher dunkle Zusammenhänge gebracht, so dafs jetzt der Einflufs seines gröfsten Schmerzes auf sein Schicksal nud sein Werk klarer vor uns liegt als hisher.

Bremen. **F. Wilkens.**

211) English Men of Letters. **A. C. Benson, Walter Pater.** London, Macmillan & Co., 1906. 226 S. 8. geb. 2 sh.

Walter Pater, gestorhen 1894, fand bisher in den englischen Literaturgeschichten nur kurze Erwähnung. Die vorliegende, etwas weit ausgesponnene Studie "of a life marked by so few external events" (p. 27), wird hesonders in jedem, dem es vergönnt war, einen Einblick in die Oxforder Verhältnisse zn tnn, Teilnahme wecken. Das Buch gibt uns das Bild eines in seinen Lehensansprüchen einfachen "fellow of Bracenose College", der als tutor, lecturer, dean his zn seinem Lebensende in innigster Beziehung zu diesem idyllischen Sitze klassischer Stndien stand, und dem die eigenartigen Verhältnisse der altehrwürdigen Universität die Möglichkeit boten, ganz seinen Neigungen entsprechend, sein Leben zu gestalten und in Wort und Schrift zu wirken. Die nimmer rastenden Bemühungen des "brilliant and paradoxical talker" (p. 59), "of developing his power of expression" (p. 27), "lifted him into a position in the very front rank of English prosewriters" (p. 118). "It might have been said with truth that, before the advent of Pater, English prose could display qualities of lucidity, vigonr, force; that it could lend itself to stately rhetoric and even glowing ornament; but it had never before exhibited the characteristic of seductive grace" (p. 115).

Obgleich Pater "can hardly be said to have had any philosophical system" (p. 164), so hat ihn doch bei allen seinen Arbeiten die philosophische Durchdringnng des gegehenen Stoffes geleitet. "His concern was entirely with the artistic merits of a picture and its poetical snggestiveness; his criticism, indeed, was of the type which he defined in a review as "imaginative criticism" — "that criticism which is itself a kind of construction, or creation, as it penetrates, throngh the given literary or artistic product, into the mental and inner constitntion of the prodncer, shaping his work" (p. 48). Die „Schönheit" zu finden nnd zu zeigen war seines Schaffens Triehfeder und erklärt seine Bewunderung für Winckelmann (p. 14).

Wollen wir Pater mit anderen Schriftstellern vergleichen, so haben wir nicht an Landor, Macaulay, Carlyle zu denken; "he is more nearly connected with Charles Lamb, De Quincey, Newman, and Ruskin" (p. 213). Paters bedeutendstes Werk, dessen "workmanship is from first to last perfect" (p. 92) ist Marius the Epicurean, das uns die Geschichte "of a highly intellectual nature, with a deep religious bias, through various stages of philosophy to the threshold of Christianity" (p. 90) gibt. Das Werk ist "essentially a learned book", aber anderseits doch ein von wahrer Poesie durchdrungenes Buch. "The carefully studied archaeology of the book is never insisted upon, but only used as contributing a picturesque and hinted background; but it is poetical in the sence that there is no attempt at definite or scientific statement — Nothing is presented in its own dry light; it is all coloured, tinged, transformed by the mind of the writer, it all ministers to his word" (p. 112).

Unter den übrigen Schriften — "Pater's method of working was so elaborate, so deliberate, that he preferred shorter studies, episodes rather than continuous narrative" (p. 89) — seien hervorgehoben the essay on "Leonardo da Vinci", „which contains elaborate passages which, for meditative sublimity and exquisite phrasing, Pater never surpassed" (p. 41), the essay on "Style", "one of Pater's most elaborate and finished productions" (p. 147), und „The Child in the House", one of his most beautiful works, the one, in fact, which can be recommended to any one unacquainted with Pater's writings, as exhibiting most fully his characteristic charm." (p. 79).

Münster i. Westf. **H. Hoffschulte.**

---

212) **Richard Wülker, Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.** Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. I. Band. Mit 100 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich, Holzschnitt und Tonätzung und 7 Faksimilebeilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1906. VIII u. 422 S. 8. geb. ℳ 9.50.

Es ist nur natürlich, dafs einem grofsangelegten Werke, wie Wülkers Literaturgeschichte es ist, beim ersten Erscheinen gewisse Mängel anhaften, zumal wenn, wie hier der Fall liegt, zum ersten Male der Ver-

such unternommen wird, ein gewaltiges Wissensgebiet auf streng wissenschaftlicher Grundlage allgemeinverständlich darzustellen. Vor zehn Jahren, 1896, war die erste Auflage in prächtiger Ausstattung, einbändig, erschienen. Manches Versehen, manche Unebenheit im Ausdruck und manche Ungenauigkeit waren unleugbar noch darin zu finden, was aber dem Werke im ganzen in seiner Brauchbarkeit und Bedeutung keinen erheblichen Eintrag tat. Jetzt, nach einem Jahrzehnt, ist nun eine neue Auflage, vom Verfasser durchgesehen und vermehrt, erschienen. Schon äufserlich hat das Buch ein anderes Aussehen bekommen. Gleich Vogt und Kochs Deutscher Literaturgeschichte ist es jetzt in zwei Bände zerlegt, von denen uns der erste vorliegt. Auch inhaltlich hat es in hohem Mafse gewonnen. So ist der erste Abschnitt der ersten Auflage über die keltische Literatur, der sogar Macpherson und seinen Ossian in den Kreis der Betrachtung zog, weggefallen; Macpherson wird im zweiten Bande zu seinem Rechte kommen. Ganz neu hinzugefügt ist eine Behandlung der lateinischen Literatur der angelsächsischen und sog. Übergangszeit. Auch im Bilderschmuck finden sich Änderungen. Nicht minder wichtig aber als diese augenfälligen Verbesserungen ist die Bearbeitung der bisherigen Darstellung im kleinen und einzelnen. Beim Vergleich der ersten und zweiten Auflage ist fast auf jeder Seite die bessernde Hand zu spüren, und besonders bemerkenswert ist es, dafs der Verfasser auch dem guten deutschen Ausdruck die gröfste Aufmerksamkeit zugewandt hat, so dafs frühere Härten jetzt überall geglättet und gemildert sind. Bei den Übersetzungen englischer Dichtung sind jetzt auch da, wo es bisher nicht der Fall war, die Übersetzer angegeben. Die Zahlenangaben sind allenthalben nachgeprüft, die Inhaltsangaben durchgesehen, die neuere wissenschaftliche Literatur ist durchweg berücksichtigt. Der Zeit nach reicht der erste Band bis zu den Dichtern der Revolutionszeit. John Bunyan († 1688) ist der zuletzt behandelte. Die 394 Textseiten des ersten Bandes entsprechen den ersten 351 Seiten der ersten Auflage.

Die bedeutsamste und vorteilhafteste Änderung an dem Werke aber besteht darin, dafs jetzt am Schlusse Literaturnachweise beigegeben sind (395—414, doppelspaltig). Diese Neuerung ist mit grofser Freude zu begrüfsen; besonders die Studenten, die als Leser und Benutzer des Buches mit in erster Linie in Betracht kommen, werden lebhaft dankbar dafür sein. Trotz der grofsen Schwierigkeit, die die Bearbeitung solch einer ausgewählten Bibliographie eines ungeheuren Gebietes auf so kleinem

Raume bereitet, ist auch diese Aufgabe dem bewährten Verfasser wohlgelungen.

Dem zweiten Bande sehen wir mit Spannung entgegen; er soll noch gröfsere Veränderungen aufweisen als der erste. Er wird in der Bearbeitung von Groth die englische Literatur bis zur unmittelbaren Gegenwart fortführen und eine Geschichte der nordamerikanischen Literatur von E. Flügel bringen.

Anmerkungsweise erlaube ich mir auf einige Einzelheiten aufmerksam zu machen, die vielleicht bei der nächsten Auflage Berücksichtigung finden könnten. Im Inhaltsverzeichnis ist leider der Abschnitt, der in der ersten Auflage „Die politische Lage" überschrieben war, weggefallen; im Text ist er vorhanden als Einleitung zum zweiten Kapitel „Die altenglische Zeit" (S. 76). — In der Bibliographie ist S. 398a (Beowulf) Ferdinand Holthausen einmal in Franz umgetauft. — S. 398b (zu S. 93) hätte auch Holthausens Ausgabe der *Elene* Erwähnung verdient (Heidelberg 1905), während die jammervolle Übersetzung von Steineck nicht den Ehrenplatz in diesem Buche verdiente (vgl. Beil. z. Allgem. Ztg. [München] 1898, Nr. 251); zu den *Rätseln* müssen auch Trautmanns Ausführungen in den *Bonner Beiträgen z. Angl.* XIX, 167—218 [1905] berücksichtigt werden. — S. 399a (zu S. 51) vermifst man ungern v. Vincenti, *Die altengl. Dialoge von Salomo und Saturn* I (Leipzig 1904). — S. 412. Bei der schwierigsten Frage, der Shakespeareliteratur, hätte sich vielleicht noch ein ausdrücklicher besonderer Hinweis auf die Jahrbücher der Deutschen Shakespearegesellschaft und namentlich auf ihre unentbehrlichen Bibliographien empfohlen und ebenso auch die Erwähnung von Friedr. Th. Vischers *Shakespeare-Vorträgen*, die ich für eine der besten Leistungen der deutschen Shakespeareliteratur halte. — S. 412 sind die beiden Bücher von Genée über Shakespeare verwechselt. Das neue von 1906 *William Sh., sein Wesen und Werden*, ist keine neue Auflage, sondern ein anderes Buch als das von 1871 *Sh.s. Leben und Werke* und kann mit seinen 472 Seiten auch nicht zu den kürzer gefafsten Lebensbeschreibungen gezählt werden. — S. 413 (zu S. 290) ist ein Druckfehler; der 24. Band des Shakespeare-Jahrbuches ist von 1889, nicht von 1899.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

213) **L. Morsbach, Studien zur englischen Philologie.** Band XXII, XXIII, XXIV. Halle a. S., S. Niemeyer, 1906. IX und 2212 S.; VIII u. 148 S.; X u. 112 S. 8.
ℳ 6.—; ℳ 4.—; ℳ 3.20.

XXII. Ad. Luhmann, Die Überlieferungen von Layamons Brut nebst einer Darstellung der betonten Vokale und Diphthonge. — Wahrscheinlich ist die gewaltige Länge des in mehr wie einer Beziehung recht bedeutsamen alten englischen Gedichts schuld daran, daſs sich die wissenschaftliche Forschung verhältnismäſsig wenig damit beschäftigt. Die alte Ausgabe von Madden (1847) ist noch immer die einzige, und von Sonderliteratur darüber ist nicht allzuviel aufzuweisen; um so erfreulicher sind die in jüngster Zeit gemachten Ansätze, die Forschungsarbeit daran wieder aufzunehmen. Während Imelmann einen *Versuch über die Quellen* Layamons schrieb (1906), hat P. Lucht im 49. Bande der *Palaestra* eine *Lautlehre der älteren Layamonhandschrift* dargeboten und zwar ungefähr gleichzeitig mit dem Verfasser der vorliegenden Arbeit, von der ein Teil schon 1905 als Göttinger Dissertation erschienen ist. Über Luchts Buch sei hier nur soviel gesagt, daſs er trotz des nahezu gleichen Themas zu ganz anderen Ergebnissen gelangt als Luhmann. Dieser hat seine Aufgabe ernst und geschickt angefaſst und der eingehenden und sorgfältigen Lautlehre, die sich allerdings auf die betonten Vokale und Diphthonge beschränkt, mit Recht eine ausführliche Untersuchung der Überlieferung des Gedichtes vorangehen lassen, die in die ungemein schwierigen und verwickelten Verhältnisse wenigstens einige Klarheit bringt. Aus dem Anhange sei als besonders wichtig auf die Liste der altnordischen und altfranzösischen Lehnwörter hingewiesen.

XXIII. J. Lekebusch, Die Londoner Urkundensprache von 1430—1500 Ein Beitrag zur Entstehung der neuenglischen Schriftsprache. — Morsbach hatte in seinem Buche über den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache (1888) zum ersten Male Londoner Urkunden aus der Zeit von 1380—1430 sprachlich untersucht, und Lekebusch knüpft nun an seine Darstellung an, indem er weitere zahlreiche Urkunden und zwar Londoner Privaturkunden, Staats- und Parlamentsurkunden aus den nächsten 70 Jahren auf ihre sprachliche Eigenart hin prüft. Die Arbeit wird mit gutem Verständnis, regem Fleiſs und nach bewährter Methode in bezug auf die Laut- und Flexionsverhältnisse durchgeführt und zeitigt ein recht beachtenswertes Ergebnis. Sie zeigt nämlich auch einwandfrei,

dafs die Sprache des ersten englischen Druckers Caxton Londoner Englisch und nicht, wie Dibelius in seinen Aufsätzen über *Capgrave und die englische Schriftsprache* (Anglia 23, 24) gemeint hatte, mit Oxforder Elementen durchsetzt ist.

XXIV. E. Burghardt, Über den Einflufs des Englischen auf das Anglonormannische. Der Hauptteil der Arbeit, der die Syntax behandelt, erschien bereits 1905 als Göttinger Dissertation. Die vorliegende Fassung ist erheblich erweitert durch Untersuchungen über Wortschatz, Wortbildung, Orthographie und Aussprache. Der syntaktische Teil ist nicht erschöpfend, sondern behandelt eine ausgewählte Reihe von Punkten, unter denen besonders die Umschreibungen gewisser Verba finita nach englischer Weise bemerkenswert sind. Die Studie ist deswegen verdienstlich, weil sie ein bisher noch wenig gepflegtes Gebiet bearbeitet; denn während der Einflufs des Französischen auf das Englische schon genauer erforscht ist, ist die umgekehrte Einwirkung bisher nur verhältnismäfsig selten und noch gar nicht im Zusammenhange verfolgt worden. Das letzte Wort spricht die vorliegende Arbeit natürlich auch nicht, aber sie macht doch einen erwünschten Anfang und wird hoffentlich noch zu anderweitiger Behandlung anregen.

K. -tz-.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 19. Oktober. Nr. 21, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Neue Choliamben.

Von **F. Bucherer** (Heidelberg).

Neue Choliamben hat soeben G. A. Gerhard in seiner scharfsinnigen und gelehrten Heidelberger Habilitationsschrift (Phoinix von Kolophon, Leipzig 1907) aus Heidelberger, Londoner und Oxforder Papyri veröffentlicht. Darunter befindet sich ein ziemlich vollständig erhaltenes Gedicht des Phönix von Kolophon, der uns bisher hauptsächlich durch sein von Athenäus überliefertes Krähenlied bekannt war. Die Verse haben zwar keinen sonderlichen poetischen Wert, werden aber die Leser unserer Zeitschrift interessieren, weil sie neues Licht auf die populärphilosophische Dichtung der Kyniker werfen. Zu meiner Textkonstitution bemerke ich, dafs ich den Papyrus, der den *ἴαμβος Φοίνικος* enthält (Pap. Heidelb. 310), eingesehen und es vermieden habe, Überliefertes zu ändern; bei Er-

gänzungen, die ja durch Klammern bezeichnet sind, war ich weniger ängstlich, da ich einen lückenlosen Text bieten wollte. Die Übersetzung ist beigegeben, um weitläufige Erklärungen zu ersparen.

Ἴαμβος Φοίνικος.

Πολλοῖς γε θνητῶν τἀγ(ά)θ', ὦ Ποσείδιππε,
οὐ (σύ)μφορ' ἐστίν, ἀλλὰ δεῖ τοιαῦτ' αὐτοὺς
(μ)όν' (ἔχ)ειν, ὁκο(ῖ)α καὶ φρονε(ῖ)ν ἐπίστανται.
(Νῦ)ν δ' ο(ἱ μὲν ἡ)μῶν κρή(γυ)οι καθεστῶτες
5 *πολλὴν ἀφειδέως νη(στίην) ἐρεύγοντα(ι)·*
(οἱ) δ' οὔτε σῦκα, φασίν, οὔτ' ἐρινὰ εὖντες
πλουτοῦσι. Τῷ πλούτῳ δὲ πρὸς τί δεῖ χρῆ(σθ)αι,
τοῦτ' αὐτὸ πάντων πρῶτον οὐκ ἐπίστανται,
ἀλλ' οἰκ(ία)ς μὲν ἐγ λίθου σμαραγδίτου,
10 *εἴ πω(ς) ἀνυστόν ἐστι τοῦτ' αὐτοῖς πρήσσειν,*
(στέγας) ἐχούσας καὶ στοὰς τετραστύλους
(πολλῶ)ν ταλάντων ἀξίας κατακτῶνται·
(αὐτῶν δ')ἑαυτ(ῶν τ)ὴν ἀναγκαίην ψυχὴν
(πολλῷ γε μᾶλλον δ)ὴ σκ(οπεῖν το)ύτων πάντων
15 *(ἀγριοῦσιν αἰσχ)ρὰ (κοὐδὲ)ν ἐκπορίζουσιν,*
(ὅκως λ)όγοις χρηστοῖσι σωφρονισθεῖσα
(σαφῶς) τὰ χρηστὰ καὶ τὰ συμφέροντ' εἰδῇ.
(Τοῖς οὖν) τοιούτοις ἀνδράσιν, Ποσείδιππε,
(οὐ σ)υμβέβηκεν οἰκίας μὲν κεκτῆσθαι
20 *(κ)αλὰς καταξίας τε χρημάτων πολλῶν,*
(α)ὐτοὺς δ' ὑπάρχειν ἀξίους τ(ρι)ῶν χα(λκῶ)ν;
(Κ)αὶ μάλα δικαίως, ἤν τις ἐνθυμῇτ' (ὀρ)θῶς,
(οἶμαι· ξύλω)ν γὰρ καὶ λίθων φροντίζουσιν.

Vers 2 ist wohl für *ἀλλὰ δεῖ* : *ἀλλ' ἔδει* zu schreiben, da v. 4 mit *νῦν δ'* fortgefahren wird. — v. 3 ergänze ich *μόν' ἔχειν*; der rechte obere Haken des *χ* ist noch zu erkennen. — v. 4 ist mir Crusius mit *νῦν δ' οἱ μὲν ἡμῶν*, das zu den Buchstabenresten im Papyrus paſst, zuvorgekommen; die Ergänzungen, die ich nicht besonders erwähne, werden Gerhard verdankt. — v. 5 bietet Gerhard *νη[π]ιέην*. Nur *νη* ist deutlich zu erkennen. Ich dachte an *νηλίπην* „Dürftigkeit"; es wäre dies eine Neubildung von *νήλιπος*, das sich in der Bedeutung „dürftig" Lykophron v. 635 findet (vgl. *ἡ κάκη* — *κακός*); doch wird man dies Phönix schwerlich zutrauen

dürfen. Crusius schlug *νηστείην* „sie rülpsen Hunger“ vor und verwies auf Aristot. Probl. 13, 7, p. 908ᵇ, 12 (s. Gerhard S. 16) *νηστείας ὄζειν.* Ich ziehe des Metrums wegen die Form *νηστίην* vor, obwohl diese nicht belegt ist — so findet sich z. B. neben *ἀλαζονεία* : *ἀλαζονία* von *ἀλαζονεύομαι*, wie jene von *νηστεύω* — und vergleiche Alciphron 1, 25 *κρεῖττον γὰρ ἐπανήκειν ἐκ Βοσπόρου καὶ Προποντίδος νεόπλουτον, ἢ καθήμενον ἐπὶ ταῖς τῆς Ἀττικῆς ἐσχατιαῖς λιμῶδες καὶ αὐχμηρὸν ἐρυγγάνειν.* Der Ausdruck, vielleicht ursprünglich ein Oxymoron eines Komikers, scheint sprichwörtlich geworden zu sein zur Bezeichnung grofser Armut. — v. 11 liest Gerhard am Anfang .. ṭ ..; der einzige Buchstabe, dessen oberer Teil erhalten ist, ist nicht mit Sicherheit zu erkennen, es kann *τ*, *γ* oder *π* sein, sicher nicht *χ*. Blafs vermutet *τοίχους*. Für *στέγας*, das ich eingesetzt habe, spricht Musonius (*π. σκέπ.* S. 108, 5 ff. H.): *τί δ' αἱ περίστυλοι αὐλαί; ... τί δ' αἱ χρυσόροφοι στέγαι.* — v. 13, 14, 15 bleibt die Ergänzung unsicher. Gerhard möchte *ψυχήν* in *ψυχῇ* ändern und erwartet etwa: *τὴν δ' αὖ μάθησιν τὴν ἀναγκαίην ψυχῇ | οὖσάν γε πολλῷ φερτέραν τούτων πάντων | ἐῶσι πάμπαν κοὐδὲν ἐκπορίζουσι.* Gegen einen solchen Gedanken scheint mir schon der Umstand zu sprechen, dafs man dann für den Satz mit *ὅκως* als Subjekt *ἡ μάθησις* erwartet, während dies doch *ἡ ψυχή* ist. Zur Rechtfertigung meiner Ergänzung: „ihre eigene Seele aber, die es doch sicherlich nötig hat, dafs man weit mehr für sie sorgt als für all dieses, lassen sie schmählich verwildern“ erinnere ich an die persönliche Konstruktion von *ἀναγκαῖος* mit dem Infinitiv: Plat. Soph. p. 242 B *δοκῶ μὲν γάρ τήνδ', ὦ παῖ, τὴν ὁδὸν ἀναγκαιοτάτην ἡμῖν εἶναι τρέπεσθαι*; Leg. p. 643 C *τῶν μαθημάτων ὅσα ἀναγκαῖα προμεμαθηκέναι*; vgl. auch Kühner II³ § 473, 5 und 477 d. — Mit *τὴν ψυχὴν ἀγριοῦσι* vgl. Gnom. Vat. 365 (Wiener St. 11, S. 51) *Ὁ αὐτὸς* (Isokrates) *θεασάμενός τινα τῶν μαθητῶν τοῦ μὲν ἀγροῦ ἐπιμελούμενον, τῆς δὲ πράξεως ἀμελοῦντα 'ὅρα, ὦ οὗτος', ἔφη, 'μὴ τὸν ἀγρὸν ἐξημερῶσαι βουλόμενος τὴν ψυχὴν ἐξαγριώσῃς'.* Vielleicht ist auch *ἀμελοῦσιν* zu schreiben, das Herodot VII, 163 *(ταύτην μὲν τὴν ὁδὸν ἠμέλησε)* und Euripides, Ion 439 *(παῖδας ἐκτεκνούμενος λάθρᾳ θνῄσκοντας ἀμελεῖ)* mit dem Akkusativ verbunden ist. — v. 17 ergänze ich *σαφῶς*, Gerhard *καλῶς*. — v. 23 liest Gerhard *μόνων ξύλων γάρ*; doch verträgt das sprichwörtliche *ξύλων καὶ λίθων* keinen Zusatz; da *καὶ μάλα δικαίως* keines Verbums bedarf und *ἤν τις ἐνθυμῇτ' ὀρθῶς* formelhaft ist, so dachte ich an *οἶμαι* „meine ich“, „will ich meinen“.

Für viele, lieber Posidipp, ist Hab und Gut
kein Segen. So grofs sollte der Besitz nur sein
wie der Verstand. Doch leider ist es anders.
Gar mancher, der das Herz hat auf dem rechten Fleck,
hat nichts zu beifsen, arm wie eine Kirchenmaus,
und mancher wind'ge Kerl, nicht Fisch, nicht Fleisch,
ist reich. Und was das schlimmste ist, er weifs nicht mal,
wozu er denn verwenden soll das viele Geld.
Er kauft sich Häuser, wär's zu machen irgend nur,
mit Dächern aus Smaragd und prächt'ger Säulenhall',
und für die Seele, die der Sorge doch, weifs Gott,
weit mehr bedarf als all der Plunder, tut er nichts;
's ist schändlich, keinen Pfennig gibt er dafür aus,
zu lernen, was dem Menschen wirklich nützt und frommt.
Gilt nicht für solche Leute, lieber Freund, das Wort:
„Sie haben Häuser, viele tausend Taler wert,
und sind doch selber nicht einmal drei Batzen wert"?
Gewifs, gewifs, so ist's, wenn man es recht bedenkt:
an Holz und Steine haben sie ihr Herz gehängt.

---

214) **Wilhelm Freund, Formenlehre der Homerischen Mundart,** zum Gebrauch für die Schule und den Privatunterricht bearbeitet. Zweite Auflage durchgesehen und verbessert von **Elpenor.** Stuttgart, Wilhelm Violet [o. J.]. 74 S. 8. ℳ —.50.

Welches der eigentliche Name des Herausgebers ist, der diesen hinter dem Pseudonym Elpenor verbirgt, vermag ich nicht zu vermuten, wohl aber darf ich behaupten, dafs er kein grofser Gelehrter und kein bedeutender Kenner der homerischen Sprache ist, und dafs er uns sicherlich nicht eine Verbesserung der ersten, von Freund bearbeiteten Auflage geliefert hat. Zwar kenne ich diese nicht, weifs aber bestimmt, dafs wenn diese so von Fehlern aller Art gestrotzt hätte, wie die neue Ausgabe, sie gewifslich keine zweite Auflage erlebt hätte. Mein Urteil geht dahin, dafs es ein schweres Unrecht wäre, das Buch in dieser Gestalt in die Hände von Schülern zu geben, und wenn ich dem Verleger einen guten Rat geben darf, so ist es der, die ganze Auflage einstampfen und das Buch

von einem Philologen einer gründlichen Durchsicht unterwerfen zu lassen, damit er diesen Angiasstall reinige. Vielleicht kann es dann gelingen etwas Brauchbares und für Schüler Nützliches zn schaffen.

Es genügen nur wenige Proben zur Charakterisierung des Bnches und zur Begründung meines — allerdings recht harten — Urteils. Die zahlreichen Stellen, an denen Spiritus oder Akzent weggelassen sind, übergehe ich; von Formen und Wörtern mit fehlerhaftem Akzente erwähne ich nnr *κρήτηρ*, *δειδία*, *δειδοίκα*, *πνοίη*, *ποιή*, *ἀναβάτος*, *εἶμι* (für *εἰμί*), *ἔοντα* (mehrmals), „*κίων* neben *ἴων*, gehend“ *δμοῖιος*, *μῆτι*, ausdrücklich als Dativ von *μῆτις* bezeichnet, *κατελεξας*, *ἀκούεμεν* als Infinitiv, *τὶ* (für *τί*) *κλαίεις*; *διῶν* (für *οἰῶν*), *ἰόν* das Veilchen (für *ἴον*), *φοίνος* (für *φοινός*), *Σαρπήδονος*. Wir lesen hier mehrfach die Form *οἰνοχεεῦντες*. *ἐξοιχνεῦσι* soll aus *ἐξοιχενέουσι*, *ἀπούρας* aus *ἀπόϜρ δας*, *κάσχεθε* aus *κατέσχετε*, *ὄπατρος* aus *δμόπατρος* entstanden sein; wir erfahren, dafs es ein Verbum *εἴδω* (sehen) gibt, dafs *δείδοικα* vom Verbum *δείω* herkommt, dafs für die homerischen Formen *ἴδμεν* und *ἴδμεναι* die attischen *ἴσμεν* und *ἴσμεναι* lanten. Wir hegegnen hier den Formen *ἐπέπυθμεν* und *ἐπίπυθμεν* (soll natürlich heifsen *ἐπέπιθμεν*) nnd *εἰάμην* (Aor. von *εἰμι*). *δθι*, attisch *οὗ* soll ein Fragewort sein. Als homerische Formen werden angeführt *Ἡρακλῆς*, *ἰχθύα* (Akkus.), *υἱέων*, *ἔην* (als erste Person von *εἰμί*), *εἴη* als Optativ von *ἰέναι*, was kanm noch jemand annimmt; hingegen fehlen Formen, die notwendig hätten erwähnt werden müssen, so bei *Ἄρης* und *πόλις*, *ἔην* als dritte Person. Der letzte soll *ὄπιστος* heifsen (für *ὀπίστατος*); für *ἀφνειότατος* steht in der vorliegenden Ausgahe *ἀφνειότος*. Sapienti sat.

Magdehurg. **E. Eberhard.**

---

215) **C. Bardt, Römische Komödien.** Zweiter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907. XV u. 270 S. 8. ℳ geb. 5. —.

Mit gleicher Liebe hat Bardt seit langer Zeit seine geschickte Feder in den Dienst des geistvollen Erzählers und Satirikers Horaz wie der heiteren griechisch-römischen Komiker gestellt. Die Kritik hat ihm dafür den gebührenden Dank gern gezollt. So ist denn auch die Neigung des Übersetzers zn seinen Originalen nicht erkaltet. Horaz' Sermonen sind kürzlich in dritter Auflage mit mehreren Ergänzungen erschienen, und zu dem ersten Bande der römischen Komödien ist nunmehr der zweite hinzugetreten. Er bringt die Gefangenen, den Bramarhas, den

Schiffbruch und den Selbstquäler. Aus einer kurzgefafsten Einleitung erfahren wir einiges über die Quellen und den Wert der einzelnen Komödien, sowie über die Kunst des Dichters, sei es der griechischen Originale oder der römischen Nachdichtung, im besonderen wird die Doppelhandlung des Bramarbas genauer beleuchtet. Bezüglich einiger anderen Punkte wird der Leser auf die ausführlichere Einleitung zu dem ersten Bande verwiesen. Dafs das Personal der Handelnden in diesen Lustspielen zum Teil ein recht minderwertiges ist, hat B. in launiger Weise ohne die geringste Beschönigung früher bereits auseinandergesetzt. Er trifft also auch jetzt durchaus das Richtige, wenn er meint, dafs im Schiffbruch „die ungetüme Grobheit des Kupplers und seines Kumpans nicht gerade anziehend wirken werde". Wir setzen hinzu, dafs das Geplauder des Schmarotzers in den Gefangenen zwar vielfach recht belustigend anmuten mag, diese Gestalt selbst aber — die Fratze des Freundes nennt ihn B. mit Recht — dem naiven modernen Leser oder gar der Leserin gleichfalls recht befremdlich vorkommt. Wer sich nicht in die Lebensverhältnisse der geschilderten Zeiten hineinversetzen kann, für den hört sich das scherzhafte Geplauder gleich auf der ersten Seite des Bandes gewifs wie ein rätselhaftes Stammeln aus einer anderen Welt an. Auch dem „lockern und liebenswürdigen Dämchen aus der Halbwelt" begegnen wir wieder. Wir fangen sogar an, ihr einmal weniger böse zu sein, wenn sie „mit schmerzlicher Sehnsucht auf die reine Liebe des anständigen Mädchens sieht". Mit wohlgemeintem Bekehrungseifer hoffen wir wohl gar, sie könnte sich allmählich eines besseren Lebenswandels befleifsigen. Aber das Ende der Komödie belehrt uns, dafs die Bekehrung doch nur eine vorübergehende Anwandlung war und es bei der gewohnten Liederlichkeit und Habgier bleibt. Kurz, es fehlt auch hier wieder alles das, was auch den modernsten Leser unbedingt in den Bann der griechischen Tragödie zwingt: die grofsen Menschen und die grofse Handlung. Aber doch hat B. aus verschiedenen Gründen recht, wenn er fortfährt, die Gegenwart für die Komödie des Altertums zu interessieren. An Kunst der Charakterzeichnung fehlt es ihr nicht, wenn wir auch aus der Höhe der Götter und Helden in ganz irdische Regionen hinabsteigen müssen. Es fesselt uns die Dienertreue des Tyndarus in den Gefangenen, die Gewandtheit und Schlagfertigkeit des Palästrio und der Philokomasium im Bramarbas, die rührende Hilflosigkeit der beiden Mädchen im Schiffbruch, und im ersten Teil des Selbstquälers erweckt die Reue

des allzu strengen Menedemus gewifs unsere Teilnahme. So verfehlen Seelenschilderung und Handlung ihres Eindrucks nicht. Ja auch die völlige Verzerrung des Lebens, wie sie uns im Pyrgopolinices entgegentritt, interessiert uns, weil wir an ihr mit einem gewissen tragischen Schauer der Nichtigkeit des menschlichen Lebens innewerden. Verstehen wir ferner literarische Erscheinungen nicht blofs nach dem Eindrucke des Augenblicks zu würdigen, bemühen wir uns, auch in das Werden der Kunst einzudringen und die heutige Gestaltung aus früheren Formen abzuleiten, dann mufs uns auch an der Kenntnis früherer Phasen gelegen sein. Und so macht sich der Übersetzer, der den Titel eines nachschaffenden Künstlers mit Fug verdient, auch um die Mitwelt und die Literatur der Neuzeit verdient. Einen Hauptreiz aber hat drittens die Komödie in dem lebhafteren Hin und Wider von Rede und Gegenrede, in dem leichten Spiel des Dialogs, wodurch sie sich der Sprache des täglichen Lebens nähert und darum weit schwerer in ein modern gefälliges Gewand einzukleiden ist als die Tragödie mit ihrem getragenen Stil. Vielleicht ist es eben dies, was den formgewandten Übersetzer zur Wiedergabe gereizt hat, auch wenn er sich der hindernden Umstände bewufst war, die den Umfang des lesenden und mitgeniefsenden Publikums auf einen engeren Kreis beschränkten. Jedenfalls stehen wir hier auf dem Boden, auf dem B. genau so wie ehedem seine Meisterschaft bewährt. Freilich hat er sich selber mit dem Reim eine grofse Schwierigkeit geschaffen. Nicht dafs er mühsam mit ihm ränge, im Gegenteil, er handhabt ihn mit ungewöhnlicher Leichtigkeit. Wir möchten fast meinen, Reim und Vers flössen ihm spielend aus der Feder. Aber der Reim ist insofern ein Hemmnis, als er leicht dem ungezwungenen Flusse der Gedanken im Wege steht, er nötigt zuweilen wohl zu einer gewissen Wortfülle da, wo die schlichte Prosa oder die blofs rhythmische Rede mit einem kurzen Worte sich begnügen könnte, z. B. die zwei Wörter tu morare müssen sich zu den zwei Zeilen erweitern lassen: „Der Sache schleunigen Verlauf hält einzig deine Predigt auf.“ So möchte man sich wohl zuweilen geneigt fühlen, etwa Lessings knapp prosaischer Übersetzung der Gefangenen des Plautus den Vorzug zu geben. Doch fühlt man sich gleich hinterher gezwungen, das weit poetischere Empfinden Bardts in den Vordergrund zu rücken. Vielleicht lehnt auch B. unseren Einwurf mit dem Hinweis darauf ab, dafs er nicht nur für philologische Kenner, sondern auch für unbefangene Liebhaber übersetze. Wir wollen darum auf den Einwurf kein grofses Gewicht legen, sondern uns

lieber seiner gewandten, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Verse freuen. Wie oft mufs der Übersetzer vor dem Original stillhalten und sich den Kopf darüber zerbrechen, wie er die antike Anschauung und Form dem modernen Leser geniefsbar machen soll: B. weifs schon seinen Weg zu finden. Freilich kommt diese Kunst in vollem Umfange erst demjenigen zum Bewufstsein, der Vorlage und Nachdichtung miteinander vergleicht. Wie rastlos B. an der Vollendung seiner Verse arbeitet, das verrät uns der letzte Satz seiner Einleitung: „Die richtige Mitte zwischen Banalität und Ziererei zu finden, ist schwer, und es bleibt nichts übrig, als ohne Überhastung geduldig die gute Stunde zu erwarten und im übrigen den eigenen Geschmack, dem man doch in letzter Linie vertrauen mufs, rastlos an den besten Mustern weiter auszubilden." Gerade dies letzte, die Schulung an den besten Mustern, ist das, was den Meister kennzeichnet, während der naive oder selbstbewufste Pfuscher der Belehrung nicht zu bedürfen glaubt und sich darum eben fast mit jeder Zeile an den Pranger stellt. Der sog. Knittelvers, dessen sich B. bedient, ist durchaus keine so leichte Sache, wie es dem Uneingeweihten wohl scheinen möchte. Der Übersetzer mufs sehr aufmerksam darauf sein, nicht der Einförmigkeit zu verfallen. B. hat sie äufserst geschickt vermieden. Ja man mufs darüber staunen, wie er die Mannigfaltigkeit auszunutzen versteht, deren sein jambischer Vers mit den vier Hebungen neben beliebig vielen Senkungen, mit oder ohne Auftakt, mit männlichem oder weiblichem Ausgang fähig ist. Er hat die Muse nicht gezwungen, ihm gefällig zu sein, sondern sich selbst willig in ihren strengen Dienst gestellt.

Und nun zum Schlufs noch ein paar Stellen, die ein sprechendes Zeugnis von Bardts Geschicklichkeit ablegen. S. 5 schildert Ergasilus seinen Zustand mit den Worten:

Ich, der in grauem Gram
Um deinen Sohn herunterkam,
Der in Klage und Plage die Tage vertrauert,
Der nur als Haut und Knochen noch dauert.

Vorzüglich giebt die dritte Zeile Plautus' macesco, consenesco et tabesco miser wieder. Lessing sagt: ich veralte, verschmachte und verschwinde darüber.

S. 6 und 7 zählt Hegio die Bedürfnisse der Küche folgendermafsen auf:

Hilfstruppen braucht man jeder Gestalt
Aus Dörfern und Städten mannigfalt,

Aus Broterod' und Weckenhorn,
Aus Kuchenreut und Amselborn,
Aus Bäckersmühl und Drosselstein,
Und auch aus Fischbach obenein.

Lessing läfst sich hier mit etwas stärkerer Anlehnung an das Original und diesmal mit gröfserer Breite als Bardt so vernehmen: „Man hat gar zu viel und gar zu vielerlei Soldaten dazu nötig. Da sind erstlich Bäckersoldaten. Und von diesen Bäckersoldaten gibt's wieder unterschiedene Arten. Man braucht Brotsoldaten, man braucht Kuchensoldaten. Hernach kommen die Ziemersoldaten, die Schnepfensoldaten. Und was hat man nicht endlich für eine Menge Fischsoldaten nötig!"

Ein kleines Kabinettstück ist S. 142 Sceparnios Bericht über die Rettung der beiden schiffbrüchigen Mädchen:

Auf schwankem Boot
Zwei Mädchen allein in Todesnot! —
Doch sieh, die Welle, die sie bedroht,
Rifs sie vom Felsen ans Ufer heran;
Nein, besser kann's kein Steuermann. —
Aufs neue haushoch schwillt die Flut; —
Entgehn sie der, ist alles gut. —
Gefahr jetzt! — Eine fiel über Bord —
Doch sie fiel ins Seichte — schwimmt zum Port —
Sie steht — kommt her — ihr ist's gelungen! —
Die andre ist aus dem Boot gesprungen —
Sie sank ins Knie unfern dem Lande —
Sie ist gerettet, ist am Strande!

Doch genug der Proben! Ähnliches findet der Leser in Fülle und wird ihm den Wunsch abnötigen, dafs B. weiter seine Kraft der Übersetzung antiker Werke widmen möge.

Elberfeld. **H. Klammer.**

---

216) **A. Uppgren, De perfecti systemate latinae linguae quaestiones.** Sonderabdruck aus der Zeitschrift Eranos, Bd. VI, S. 101—131. 8. Upsala, H. Möllers Universitätsbuchhandlung.

Der Verfasser gibt einen kurzen und klaren Überblick über das, was deutsche und ausländische Gelehrte wie Osthoff, Sommer, Stolz, Lindsay, Ernault u. a. im Laufe der letzten Jahrzehnte über das lateinische Perfekt

geschrieben haben, unter steter Wahrung der eigenen Ansichten. Besonderer Wert wird dabei auf die Zeitfolge der Entstehung gelegt, namentlich immer die Frage aufgeworfen, ob die Formen vor oder nach dem Präsens entstanden sind. Häufig werden die verwandten Sprachen, vor allem das Sanskrit, Griechische und Gotische zur Vergleichung herangezogen. Von den drei Perfekttypen auf i, vi und si, die nacheinander zur Behandlung kommen, machen die letztgenannten, die auf Aoristformen zurückgehen (dixi = ἔδειξα), die geringste Schwierigkeit und werden daher rascher erledigt. Ausführlicher beschäftigt sich U. mit den beiden anderen, und zwar stellt er ihren Gebrauchsumfang, ihre Bildungsweise und ihre Vorliebe für einen bestimmten Stammauslaut fest. Mehrfach zählt er alle in Betracht kommenden Verba einer Gattung auf, z. B. die 22 reduplizierten, die sich im Latein erhalten haben (S. 115).

Meist kann man sich mit den Ausführungen des Verfassers einverstanden erklären. Wenn er aber S. 123 das v des Perfekts auf vi in amavi, delevi, audivi, crevi, petivi usw. als Determinativ ansieht wie das griechische κ oder das germanische t, d und dh in πεποίηκα, leg-te u. a., so kann ich ihm darin nicht beistimmen, halte vielmehr an der Ansicht von Osthoff, Zur Gesch. des indogerm. Perfekts, S. 251 ff., Brugmann, Morpholog. Unters. III, S. 51, Stolz in J. Müllers Handb. der kl. Altertumsw. II, 379 u. a. fest, dafs wir es hier mit einer Analogiebildung nach Formen wie movi, iuvi, lavi usw. zu tun haben.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

---

217) **Margarete Bieber**, Dr. phil., **Das Dresdener Schauspielerrelief.** Ein Beitrag zur Geschichte des tragischen Kostüms und der griechischen Kunst. Mit 1 Lichtdruck und 19 Textabbildungen. Bonn, Friedrich Cohen, 1907. IV u. 91 S. gr. 8. ℳ 4. —.

Der Untertitel dieser Georg Loeschke gewidmeten Schrift sagt in der Tat nicht zu viel. Die Verfasserin zeigt in der Beschreibung der erhaltenen Teile des Reliefs und in der Vergleichung der früheren, noch einen besseren Erhaltungszustand zeigenden Abbildung von 1698 mit der späteren Ergänzung eine scharfe Beobachtungsgabe, die die Erklärung und kunstgeschichtliche Einreihung des Reliefs wesentlich fördert, indem wenigstens sicher festgestellt werden kann, dafs die weibliche Figur rechts nicht als Siegesgöttin, und auch nicht als Mänade ergänzt werden darf.

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht in den nun folgenden zwei Kapiteln die Hauptfigur des Reliefs, der Schauspieler, an dessen Tracht eine tief eindringende, auf eine umfassende Denkmälerkunde aufgebaute Untersuchung über das Bühnengewand des tragischen Schauspielers angeknüpft wird. Noch bedeutender sind die Ergebnisse des folgenden Kapitels über die Fufsbekleidung des tragischen Schauspielers. Hier wird, wie mir scheint, in überzeugender Weise mit den falschen Vorstellungen über den Kothurn aufgeräumt und die Entwicklung dieses Mittels, den Schauspieler durch untergelegte Sohlen, bzw. Stelzen zu erhöhen, von Äschylos bis in die römische Kaiserzeit verfolgt und gezeigt, dafs bei Äschylos wirklich die ganze Neuerung nur in dem Unterlegen einer einzigen Sohle unter den Schaftstiefel bestand. Mit der Zeit wird dann die Erhöhung durch Unterlegung mehrerer Sohlen gesteigert, wie denn der Schuh unseres Schauspielers eine vierfache Sohlenlage zeigt. Die Entwicklung des Theaterschuhs geht dann in hellenistischer und römischer Zeit in der Art weiter, dafs die Schafthöhe ab-, die Sohlenhöhe zunimmt bis zu den hohen Stelzschuhen der späteren Zeit. Sinnreich vermutet die Verfasserin, dafs diese wachsende Erhöhung der Unterlage des Theaterschuhs mit der Entstehung der hohen Bühne zusammenhängt.

Das letzte Kapitel ist der kunstgeschichtlichen Stellung des Reliefs gewidmet. Die Beweisführung, dafs die Erfindung des Reliefs aus dem Kreis der kleinasiatischen dionysischen Künstler hervorgegangen ist, ist zwingend, selbst wenn man die Herbeiziehung von Bildwerken wie des barberinischen Fauns in München und der Athenaschale vom Hildesheimer Silberfund nicht überzeugend findet. Besonders glücklich scheint mir der Hinweis auf die Figuren des chronologisch fixierten Marmorreliefs am Fries des Dionysostempels in Teos (Arch. Ztg. 33, 1875, S. 25 ff.), wonach unser Relief etwa in die zweite Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts zu versetzen ist. Hierfür scheint in der Tat alles zu stimmen, und auch die Vermutung, dafs Teos selbst der Ort der Entstehung des Reliefs sei, hat grofse Wahrscheinlichkeit. Alles in allem: wir haben hier eine Untersuchung, die der Sachkenntnis, dem Verständnis und Scharfsinn der Verfasserin alle Ehre macht und die behandelten Fragen so vollkommen löst, wie es nach dem gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Hilfsmittel möglich ist.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

218) **Karl Bergmann, Die sprachliche Anschauung und Ausdrucksweise der Franzosen.** Freiburg (Baden), A. Bielefeld, 1906. VI u. 133 S. 8. ℳ 3.—.

In der Vorrede lesen wir, der Stoffkreis der bis jetzt erschienenen Werke über den französischen Phrasenschatz sei zu einseitig gewählt. Bis jetzt fehlen die Sprachkreise, die sich drehen um die Darstellung des menschlichen Charakters, der menschlichen gegenseitigen Beziehungen, der Lebensweise, der inneren Gefühle des Menschen (Furcht, Kummer, Schmerz, Verzweiflung, Zorn, Freude usw.) und ihrer Äufserung durch Sprache, Blick und Gebärde. Eine diese Stoffkreise umspannende Phraseologie hat der Verfasser 1903 bei Rofsberg in Leipzig veröffentlicht. In vorliegender Arbeit will er nun einmal den französischen Sprachschatz in neuer Beleuchtung vorführen, unter Berücksichtigung obiger Gesichtspunkte. Die sprachlichen Erscheinungen der Lautmalerei, des Euphemismus, der Bildersprache usw. sollen behandelt werden. Er bringt nahezu 2500 systematisch ausgewählte Ausdrücke! Als Leser denkt er sich jüngere neusprachliche Lehrer, Studierende und fortgeschrittenere Schüler und sagt, sein Buch werde als Vorbereitung auf einen Aufenthalt im französischredenden Ausland Nutzen bringen. Das Werk zu dem die drei grofsen Wörterbücher von Hatzfeld-Darmesteter, Littré und Sachs-Villatte benutzt sind, zerfällt in zehn Abschnitte: 1) Lautmalerei, Alliteration, Reim. 2) Euphemismus. 2) Schimpf und Spott. 4) Anschaulichkeit und Sprache. 5) Metaphern. 6) Verwendung der Völker-, Länder- und Städtenamen. 7) Personennamen. 8) Tier- und Pflanzenwelt. 9) Nachklänge des Aberglaubens im heutigen Französisch. 10) Bequemlichkeit in der Sprache (Sprach-Stenographie).

Eine genaue Durchsicht des Werkchens läfst erkennen, dafs sogar ältere Neusprachler das Büchlein mit grofsem Nutzen für sich und ihre Schüler gebrauchen können. Es ist klar und übersichtlich durchgearbeitet und enthält des Neuen die Fülle. Druckfehler hab ich nur zwei entdecken können (S. 58: nicht winken und weichen, S. 108 könnte für konnte).

Die wenigen folgenden Ausstellungen sollen nur dem Verfasser beweisen, mit welchem Anteil ich seine Arbeit durchgelesen habe. S. 4: „in wohlklingender Münze" ist das wohl zu streichen. S. 7: er hat weder zu beifsen noch zu brechen; besser: nichts zu nagen und nichts zu beifsen. S. 23: bégueule (bée = Imperativ von béer und gueule = Maul.)

Ich bezweifle die Richtigkeit der Imperativerklärung. Vgl. Bergmann selbst S. 24: pimbêche (= elle pince le bec)! Wie denn überhaupt die Etymologie die einzige schwache Seite bei ihm zu sein scheint. Zu oft führt er zur Erklärung eines Wortes unglaubliche Geschichten an. S. 24: Füge hinzu chic type = feiner Kerl. S. 26 unten, alliterierende Wortpaare, füge hinzu: Vous êtes borne et bûche = du bist ein Strahlesel. S. 27: X- und O-Beine füge hinzu: avoir des jambes en cerceau. S. 35: C'est Gros-Jean qui veut en remontrer à son curé, übersetze: das Ei will klüger sein als die Henne. S. 41: Verwendung der Endung -issime füge hinzu: Un *superbissime* Carlo Crivelli, selten gebraucht, wie *vulgarissime*. Zu den komischen Wendungen gehören noch: une vente *célébrissime* de New-York, *éminentissime* historien und joyaux «*précieucissimes*». S. 42: «hageldicht» kann auch französisch «dru comme grêle» heifsen. S. 47: Krümmelbürste? S. 48: Schüppe? S. 56: An arracher von lat. ex-radicare glaub ich nicht; eher noch *adradicare «bis zur Wurzel heraustun». S. 58: une plante rechigne, besser: eine Pflanze trauert. S. 87: Zu den vom Volk geschaffenen Heiligen gehört auch Saint-Hareng, z. B. la Saint-Hareng, Fest der «chantres des églises» in Paris am Allerseelentag, Mélusine III 367. S. 94: l'auteur n'y a rien mis de son cru, füge die Übersetzung hinzu: Das ist nicht auf seinem Mist gewachsen.

Ludwigshafen a. Rh. **Georg M. Küffner.**

---

219) **Hermann Fischer** und **Georg Dost, Französische Texthefte zu Hirts Anschauungsbildern.** Heft I: Der Frühling von Georg Dost. Breslau, Ferdinand Hirt, 1907. 45 S. 8. ℳ —.80.

Den zahlreichen Texten zu Anschauungsbildern schliefst sich hier ein neuer an, dem die Steinzeichnung von Walter Georgi zugrunde gelegt ist. Das vorliegende Heftchen ist als Anfängerheft gedacht, „die übrigen Hefte geben auch Übungen für Fortgeschrittenere". „Die Hefte sind für die Hand der Schüler bestimmt und können neben dem eigentlichen Lehrbuch benutzt werden." Nach 21 kurzen Lektionen, in denen die verschiedenen grammatischen Gesetze gewonnen werden, folgen 4 Seiten mit zusammenhängenden Prosatexten im Anschlufs an das Bild und Exercices, dann 2 Seiten mit 4 entsprechenden Gedichten, darauf 15 Seiten mit dem nach den Lektionen geordneten Wörterverzeichnis; beigegeben ist am Ende ein kleiner Abdruck des Georgischen Bildes. Den Fachkollegen, die Bilder bei

ihrem Unterricht verwenden, kann das Heftchen wohl empfohlen werden. Mancherlei ist allerdings zu beanstanden, so die Regel: Bei den Wörtern auf -al tritt [im Plural] x statt s ein (S. 10), oder: Die Verba haben in der 3. Person Pluralis des Präsens die Endung ent (S. 11); auch die Antwort auf die Frage: Pourquoi M. Barraud est-il un paysan riche? — „Le fumier devant la ferme est très grand" (S. 23) mag ja richtig sein, wird aber doch manchem eigentümlich vorkommen.

Nauen. **Fries.**

220) **Gustav Becker, Die Aufnahme des Don Quijote in die englische Literatur** (1605 bis ca. 1770). (= Palaestra, herausgegeben von Brandl, Roethe, Schmidt XIII.) Berlin, Mayer & Müller, 1906. III u. 246 S. 8. ℳ 7.—.

Die sonderbare und dabei so köstliche Gestalt des spanischen Ritters von der Mancha, die noch heute in ungebrochener Kraft fortlebt, hat in den Literaturen aller Völker gar mancherlei Spuren hinterlassen und vielfach befruchtend und anregend eingewirkt. Becker hat es unternommen, das Verhältnis des Don Quijote zur englischen Literatur bis zur Zeit der beginnenden Romantik darzulegen. Das ist ein schwieriges Unternehmen, schon wegen der meist recht selten gewordenen Bücher, um die es sich da handelt, dann aber auch wegen der Eigenart des Problems, das sich nur schwer, vielleicht gar nicht objektiv umgrenzen läfst. Denn die Einwirkungen des Romans mit seiner Fülle von Eindrücken kann je nach Zeit, Stimmung, Kulturstand, Bildung usw. bei den verschiedenen Individuen höchst verschiedenartig sein. Auf einige dieser Möglichkeiten macht der Verfasser selbst aufmerksam, da sie sich in der englischen Literatur getreulich widerspiegeln. Im ganzen 17. Jahrhundert gilt der Don Quijote in England nur als gutes und ergötzliches Unterhaltungsbuch — so wie ihn noch heute unsere Kinder nach den „Bearbeitungen für die Jugend" kennen und schätzen. Das Komische erblickt man da in seiner Verdrehtheit und Überspanntheit, in seinen geistigen, ja sittlichen Mängeln. Eine spätere Auffassung sieht in ihm den von Natur aus gut veranlagten Menschen, der nur, weil er sich nicht zu mäfsigen vermag, zum Narren wird, nur infolge seiner Übertreibungssucht eine grotesk-komische Rolle spielt. Endlich findet man in ihm den echten Humoristen, hinter dessen Torheiten und Streichen doch etwas Gutes und Wahres verborgen ist, die unverfälschte, aber auch ungezügelte Natur. In dieser Auffassung verehrt man das

Komische, man verlacht es nicht; es ist dies die Zeit der grofsen Humoristen Fielding, Smollet, Sterne.

Becker ist mit ehrlichem Fleifse seiner Aufgabe nachgegangen. Er hat das Original genau studiert und überall, wo es irgend anging, Anklänge und Spuren seiner Einwirkung festgestellt, wobei er mehrfach nicht unerheblich über das Mafs unseres bisherigen Wissens hinausgekommen ist. Er behandelt zuerst ganz kurz die sog. Vorläufer des Don Quijote in England, d. h. Dichtungen, die verhältnismäfsig ähnliche Ziele verfolgen; dann bespricht er die Originalausgaben des Werkes, darauf die englischen Übersetzungen, deren Geschichte recht lehrreich ist. Es folgt dann eine Zusammenstellung von mehr oder weniger kritischen Äufserungen englischer Schriftsteller über Don Quijote und weiterhin der Nachweis der tatsächlichen und klar zu erkennenden Einwirkungen desselben auf englische Literaturwerke. Einige bisher fälschlich angenommene werden dabei zurückgewiesen. Wichtiger aber als das Aufspüren einzelner Stellen, die vorbildlich gewirkt haben, ist die Darlegung, wie die ganze Gestalt des Helden in ihrer besonderen Eigenart, ihrer Stimmung und ihrem Wesen bestimmend eingewirkt hat und zwar vornehmlich in den drei schon angegebenen Abstufungen. Auf Einzelheiten in den Ausführungen des Verfassers kann hier nicht eingegangen werden, nur auf die eine bezeichnende Tatsache sei hingewiesen, dafs R. Genée in seinem Buche „William Shakespeare in seinem Werden und Wesen" (Berlin 1905), S. 265, auch im Hamlet einen Geistesverwandten des spanischen Ritters erblickt und seine Behauptung auch recht gut zu begründen vermag.

K. -tz-.

---

221) **Bruno Herlet, Robert Brownings Übersetzung des Agamemnon von Äschylus.** Souderabdruck aus „Festschrift zum Zwölften Deutschen Neuphilologentag 1906". Erlangen, Fr. Junge, 1906. 24 S. 8.

Als ein erfreuliches Zeichen dafür, dafs man in Deutschland endlich beginnt, Robert Browning die ihm gebührende Beachtung zu zollen, ist Bruno Herlets der Agamemnonübersetzung Robert Brownings gewidmete sorgfältige Untersuchung zu begrüfsen. Herlet prüft darin, wie weit Browning in seiner Übersetzung die Prinzipien verwirklicht, die ihn dabei nach seiner eigenen Darlegung geleitet haben. Er zeigt zunächst an einer Reihe von Beispielen, welche Stellung Browning zu einigen der

interessantesten Fragen der Agamemnonkritik einnimmt, und kommt zu dem Ergebnis, dafs er im allgemeinen bestrebt ist, sich mit den älteren Lesarten abzufinden. Um dem Original möglichst nahezukommen, verwendet Browning mit Vorliebe Archaismen und scheut auch nicht vor Gräcismen zurück. Die Wiedergabe von ἑλέναυς, ἕλανδρος, ἑλέπτολις durch Ship's-Hell, Man's-Hell, City's-Hell scheint mir kühn, aber nicht unglücklich, wie Herlet meint. Komposita gibt er gern durch Komposita wieder. Im Gegensatz zu Morshead vermeidet er es möglichst, den Text zu erweitern oder auszuschmücken. Während er so in der Wiedergabe des Dialogs die gröfstmögliche Treue bewahrt — nur dafs er statt des Trimeters fünf Jamben verwendet — behandelt er die Chorpartien, für die er sich des Reimes bedient, was die Form anlangt, sehr frei und willkürlich, obwohl seine Übersetzung auch hier in bezug auf Genauigkeit in der Wiedergabe des Wortlauts den Vergleich mit jeder anderen, wenigstens mit jeder anderen englischen, soweit sie Herlet bekannt geworden sind, auszuhalten vermag. -t-

---

222/223) Favorite classics. **Arthur Waugh, Selected Poems of Matthew Arnold** with an Introduction. In 2 volumes. London, William Heinemann, 1905.

vol. I: XIII u. 88 S. 8. geb. 6 d.
vol. II: 88 S. 8. geb. 6 d.

Ernest Hartley Coleridge, The Poems of Samuel Taylor Coleridge with an Introduction. 1 vol. Ebenda 1905. XII u. 112 S. 8. geb. 6 d.

Einen Mangel an billigen Klassikerausgaben gibt es in England ebensowenig wie bei uns. Trotzdem ist man berechtigt, auf vorliegende 6 d-Ausgabe, die der bekannte Londoner Verleger W. Heinemann in seinen Favorite Classics veranstaltet, hinzuweisen. Coleridge's Stellung in der Literatur ist unbestritten, und wohl mit Recht heifst es bezüglich Arnold in der Introduction von Waugh, dafs "he stands, at the beginning of the twentieth century, by virtue alike of his work and its influence, among the few, the very few elect of his generation". Arthur Waugh und Ernest Hartley Coleridge sind Namen, die unter den englischen Literarhistorikern guten Klang haben; sie bürgen für die Güte des hier

Gebotenen. Die äufsere Ausstattung der Bändchen kann als mustergültig bezeichnet werden.

Münster i. W. **H. H.**

---

224) **Wilhelm Meyer, Flexionslehre der ältesten schottischen Urkunden, 1385 bis 1440.** (A. u. d. T. Morsbachs Studien zur englischen Philologie, Heft XXIX.) Halle, M. Niemeyer, 1907. ℳ 3.60.

Vielleicht bietet keine Sprache vom Standpunkt der allgemeinen Grammatik aus so viele interessante und wichtige Probleme wie die englische, die in einer durch mehr als tausend Jahre an der Hand literarischer Quellen zu verfolgenden Entwicklnng eine völlige Umwandlung ihres ursprünglichen Charakters einer synthetischen Sprache in eine analytische durchgemacht hat. Damit ist dem Anglisten eine seiner vornehmsten Aufgaben gestellt, seine Untersuchungen, wo angängig, stets auch mit Rücksicht auf diesen gewaltigen Prozefs zu führen, um seinem Stoff nach Möglichkeit Allgemeingültiges, Absolutes zu entlocken. Betrachtet man von diesem Standpunkt aus das, was gemeiniglich in Doktorschriften, Programmen und anderen „wissenschaftlichen" Arbeiten geleistet wird, so ist die Ausbeute meistens gleich Null; ja es fehlt den Verfassern in der Regel überhaupt an einem richtigen Verständnis dafür — die Anleitung auf der Universität hat aus irgendeinem Grunde versagt.

Um so erfreulicher ist es, auf eine Arbeit zu stofsen, durch die der frische Zug einer modernen Betrachtungsweise weht, und in der jeder Satz in eine weitschauende Beziehung zur gesamten Sprachentwicklung gebracht ist — W. Meyers Flexionslehre der ältesten schottischen Urkunden macht von der allgemeinen Regel eine lobenswerte Ausnahme. Auf Grund eines absolut vollständigen Materials, das auf ingeniöse Weise vermittelst einer Vervielfältigung der Urkunden Satz für Satz etwa nach dem Muster des lateinischen Thesaurus gesammelt und in 30000 Zetteln niedergelegt ist, gibt der Verfasser eine Darstellung der Formenlehre sowie wichtiger syntaktischer Erscheinungen. Schon das umfangreiche Verzeichnis der einschlägigen Literatur, das, soviel ich sehe, keiner Ergänzung mehr bedarf, zeigt, dafs der Verfasser mit grofser Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit vorgegangen ist. Die Arbeit selbst lehrt, dafs der Verfasser Lust und Fähigkeit besitzt, sich in sprachliche Kleinarbeit mit liebevoller Hingabe zu versenken und anderseits in der Schule Morsbachs eine gediegene wissen-

schaftliche Grundlage erworben hat, die es ihm ermöglicht, eine korrekte Erklärung der sprachlichen Erscheinungen auf Grund der neuesten syntaktisch-psychologischen Erklärungsmethoden zu geben.

Urkunden bieten dem Sprachforscher insofern ein zuverlässiges, oft entscheidendes Material, weil sie genau datierbar sind — hat doch die Untersuchung der Londoner Urkunden von 1430 bis 1500, des „missing link" durch Lekebusch 1906 (Morsbachs Studien, Nr. 23) die Ansicht Morsbachs über die Entstehung der neuenglischen Schriftsprache aus dem Londoner Dialekt heraus zur absoluten Gewifsheit erhoben —, anderseits bewahren die Urkunden bei ihrem konservativen Charakter häufig ältere Sprachformen, die natürlich in Beziehung zur gesprochenen Volkssprache besonders bewertet werden müssen. Das ist in der Arbeit von Meyer richtig beurteilt, wie man sich auch sonst mit den gegebenen Erklärungen durchaus einverstanden erklären kann. Unklar ist mir nur geblieben, warum das Verbum ae. *habban* des Vorzugs der Behandlung unter den „kleineren Gruppen", statt unter den schwachen Verben teilhaftig geworden ist.

Es wäre sehr zu wünschen, dafs der Verfasser die im Vorwort ausgesprochene Absicht, sein reiches Material für die Syntax des mehrfachen Satzes und anderes auszumünzen, verwirklichte. An Fleifs und Methode wird es nach der in der Dissertation gegebenen Probe nicht fehlen.

Bremen. **Heinrich Spies.** (Berlin.)

---

225) **Hermann Maas, Äufsere Geschichte der englischen Theatertruppen in dem Zeitraum von 1559 bis 1642.** Zusammengestellt von **H. M.** (A. u. d. T. Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, begründet und herausgegeben von W. Bang, Band 19.) Louvain, A. Uystpruyst; Leipzig, O. Harrassowitz. X u. 283 S.

Preis für Subskribenten *M* 14.40; sonst *M* 18.—.

Mit grofser Freude zeige ich dieses Erstlingswerk eines alten Göttinger Studienfreundes an. Aber wenn uns auch das gemeinsame Band der Universität und der speziellen Fachschulung unter Morsbach umschlingt, braucht das Lob darum nicht zu hinken. Ich darf diese „Äufsere Geschichte der englischen Theatertruppen", für die der Verfasser in allzu grofser Bescheidenheit nur das Verdienst der „Zusammenstellung" auf dem Titel in Anspruch nimmt, ohne Bedenken, und die übrige Kritik

wird mir darin zweifellos recht gehen, als eine der hervorragendsten Leistungen kennzeichnen, die die literarische Forschung auf dem Gebiet der englischen Theatergeschichte aufzuweisen hat. Es ist sehr zu bedauern, dafs kein deutscher Verleger den Mut gehabt hat, diese Musterleistung deutschen Fleifses und deutscher wissenschaftlicher Tüchtigkeit zu übernehmen, so dafs das Buch nunmehr unter ausländischer Flagge segeln mufs.

Ein verschwindend kleiner Teil dieser Untersuchung („Die Kindertruppen, ein Kapitel aus der Geschichte der englischen Theatergesellschaften 1559 bis 1642") ist bereits 1902 als Göttinger Dissertation gedruckt worden, und der zweite Teil der Gesamtleistung des Verfassers wird einen weiteren Band der verdienstvollen Sammlung Professor Bangs bilden.

Das steigende Interesse an der Geschichte des englischen Theaters, besonders der Shakespeare-Zeit, das nicht zum mindesten auch durch die rührige Tätigkeit der „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" bis in weitere Kreise des gebildeten deutschen Publikums getragen ist, hat in den letzten Jahrzehnten eine unendliche Zahl von Einzelschriften gezeitigt, die in vielen Dingen mit unzureichenden Hilfsmitteln arbeiten mufsten. Maas läfst dem Verdienste Fleays, um einen der älteren Forscher herauszugreifen, seine Krone, denn als Kenner respektiert er gern die Leistungen des Vorgängers, aber die neuere Forschung der jüngsten Zeit wie die Untersuchungen von Maas selbst zeigen doch, wie sehr die Angaben Fleays in vielen Fällen der Korrektur bedürfen, und wie sich bei einer gründlicheren und moderneren Betrachtung auch neue Perspektiven ergeben, die aber erst nach Erledigung spezieller Vorarbeiten ins rechte Licht gerückt werden können.

Das Buch von Maas geht nicht nur den engeren Kreis der Fachgelehrten an. Jeder, der sich mit dem englischen Theaterwesen der angegebenen Zeit beschäftigt, mufs es lesen und ständig als ein wertvolles Nachschlagewerk zur Benutzung bereit haben. Der Verfasser hat mit einem unendlichen Fleifs, einer rühmenswerten Sorgfalt und einer einwandfreien kritischen Methode gearbeitet. Er schöpft überall aus erster Hand, aus den Quellen selbst, korrigiert Quellen zweiter bis vierter Hand, erwägt bei Punkten, wo die Überlieferung lückenhaft ist, alle Möglichkeiten und zeichnet in zahlreichen Fällen der Forschung neue Wege vor. Sauber ausgeführte Tabellen unterstützen die theoretischen Ausführungen.

Überdies schreibt er einen flüssigen, ästhetisch geniefsbaren Stil und erfüllt damit auch Anforderungen, deren Erfüllung sich wissenschaftliche Arbeiten in Deutschland nicht immer rühmen können.

Ich glaube von dem reichen Inhalt kein besseres Bild geben zu können, als indem ich die „Bucheinteilung" in extenso folgen lasse: Abschnitt I A. Men companies. I. Einleitung. Die ersten Edelmannstruppen. II. Die Königin-Elisabeth-Spieler. Gleichzeitige Edelmannstruppen des Dezenniums 1583 bis 1593. III. Die Londoner Theater. IV. Die Theatergesellschaften am Ende der Elisabethanischen Regierung ca. 1594 bis 1603. V. Das erste Jahrzehnt unter Jakob I. 1603 bis ca. 1614. VI. Die Theatertruppen während des letzten Jahrzehnts der Regierung Jakobs I. ca. 1614 bis 1625. VII. Die Theatertruppen unter Karl I. 1625 bis 1642. — Abschnitt I B. Boys companies. I. Einleitung. Betrieb bei den Kindertruppen. II. Die kleineren Kindertruppen unter Elisabeth III. Die Knaben der königlichen Kapelle und der Paulskathedrale unter Elisabeth. IV. Die Kindertruppen unter Jakob I. V. Die unter Karl I. — Abschnitt II. I. Einleitung. II. Das Theaterwesen unter den Vorgängern der Elisabeth. Mafsnahmen der Elisabeth zu Beginn ihrer Regierungszeit. III. Kämpfe der Regierung und der City bis etwa 1583. IV. Einsetzung der Königintruppe. Der literarische Fehdegang im Anfang der achtziger Jahre. V. Die Masters of the Revels unter Elisabeth. VI. Neue Kämpfe zwischen City und Privy Council. Marprelatestreit. Kämpfe der Theaterdichter. VII. Das Theaterwesen während der letzten Jahre der Elisabeth. VIII. Die Theatergesellschaften und die behördlichen Mafsnahmen unter Karl I. IX. Das Theaterwesen unter Karl I. X. Das lange Parlament, Unterdrückung der Theater. — Abschnitt III. I. Besitz und Pacht der Theater. Teilhaberschaften (shares). II. Einnahmen und Ausgaben der Theater. III. Kontrakte, niedere Mitglieder, soziale Stellung des Schauspielerstandes. IV. Die Theaterdichter, ihre Stellung und ihre Rechte. V. Zeit und Dauer der Aufführungen. VI. Verschiedenes. Musikkorps.

Aus äufseren Gründen hat der Verfasser „einige Neuauflagen von Büchern oder Neuerscheinungen" nicht benutzen können. Es erübrigt sich bei der Beherrschung der einschlägigen Literatur durch den Verfasser Namen und Zahlen anzuführen. Ich erwähne nur, was ihm vielleicht ferner liegen mag, dafs die „Modern Language Review" im letzten Jahrgang mancherlei gebracht hat, unter anderem einen Aufsatz von Chambers über

Court Performances, der manches Neue bringt und neue Quellen eröffnet. — Zu S. 274, betr. der durchschnittlichen Dauer der Aufführungen von zwei Stunden, sollte im Nachtrag zum zweiten Bande noch das wertvolle Zeugnis aus dem Prolog zu „Romeo und Julia“ erwähnt werden („The two howres traffique of our stage“).

Dem zweiten Bande sehe ich vertrauens- und erwartungsvoll entgegen.

Bremen. **Heinrich Spies.**
(Berlin.)

---

226) **S. D. Waddy, The English Echo.** A Practical Guide to English Conversation. 25. Aufl. neubearbeitet von **John Charles Limschou.** Stuttgart, W. Violet, 1907. Mit einer Karte von Grofsbritannien und Irland. VIII u. 127 S. 8. ℳ 1.80.

Die Jubiläumsausgabe von Violets English Echo bildet einen vorläufigen würdigen Abschlufs der langen Reihe von Auflagen, die dieses vielverbreitete Unterrichtswerk bereits erlebt hat. Die neue Bearbeitung weist ein wesentlich vermehrtes und verbessertes Material an Konversationsstoffen auf, besonders auch nach der technischen und sozialen Seite hin. Die einzelnen Abschnitte, deren das Buch jetzt 140 statt der früheren 102 enthält, bieten, von Engländern geschrieben, in der Tat ein Englisch von echt idiomatischem Gepräge. Auch ist dafür gesorgt, dafs den Leser keine Ermüdung oder Langeweile beschleicht, die zu vermeiden den Verfassern derartiger Bücher nicht immer leicht wird. Den einzelnen Kapiteln sind Überschriften beigegeben, die aber bei manchen wohl nur als ein ungefährer Hinweis auf den Inhalt angesehen werden wollen; sonst könnte man sich bei einzelnen Artikeln — ich denke z. B. an die über Brighton und den Tower — etwas enttäuscht fühlen. Am Schlufs finden sich auch einige Proben aus Zeitungen und aus den Dialekten.

Man darf überzeugt sein, dafs die neue Ausgabe, die auch mit einem Wörterbuch versehen ist, die Zahl der Freunde des Buches noch vermehren wird.

Dessau. **Bahrs.**

---

227) **Gustav Krueger, Englisches Unterrichtswerk** für höhere Schulen. IV. Teil: Deutsch-englisches Übungsbuch. Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1907. VI u. 220 S. 8. geb. ℳ 2.50.

Das Übungsbuch bildet den würdigen Schlufsstein des Baues, den wir nun in dem auch in dieser Zeitschrift mehrfach besprochenen hervorragenden Unterrichtswerk vollendet vor uns sehen.

Der Verfasser, der, wie wohl die grofse Mehrzahl der jetzigen Neusprachler auf dem Standpunkt der vermittelnden Methode steht, beginnt mit einer Vorrede, deren Hauptinhalt eine glückliche Widerlegung des bekannten extremreformerischen Satzes bildet „das Übersetzen ist eine Kunst, die die Schule nichts angeht". Das Buch selber stellt sich dar als eine reichhaltige Sammlung von Übungsstücken verschiedenartigsten Gehalts. Den Anfang machen Stücke von Einzelsätzen zur Einübung der grammatischen Regeln sowie einer Reihe von Synonymen. Dann folgen leichte Stückchen anekdotenhaften Inhalts, denen sich Schilderungen von London und kleine meist dem englischen und amerikanischen Volksleben entnommene Geschichten anschliefsen. In der zweiten Hälfte werden die Aufgaben schwieriger. Unter anderen haben hier auch Aufnahme gefunden drei etwas längere Serien: Odysseus bei den Zyklopen, ein dramatisches Stück aus Ludwig Fuldas „Die wilde Jagd" und einige Proben aus „Militaria, Heitere Soldatengeschichten von Freiherrn v. Schlicht".

Die Sammlung bietet also viel Abwechslung und ist — was wesentlich ist — meistens vergnüglichen Inhalts. Vielleicht hätten das kulturgeschichtliche und das soziale Element noch etwas mehr berücksichtigt werden können, doch kommen diese ja allerdings in dem Lesebuche zu ihrem Recht.

Jedem Stück ist ein ausführliches Verzeichnis von Vokabeln und Redensarten beigegeben, welches dem Schüler die Vorbereitung bedeutend erleichtert.

Dessau. **Bahrs.**

---

228) **Benno Röttgers, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten.** Mit 35 in den Text gedruckten Abbildungen und 3 farbigen Übersichtskarten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1906. XI u. 352 S. 8. geb. ℳ 3.50.

Das vorliegende Englische Lesebuch von Prof. B. Röttgers, Direktors der Viktoriaschule zu Berlin, bildet einen Teil eines neuen englischen

Unterrichtswerkes desselben Verfassers, indem vor kurzem auch eine Englische Schulgrammatik und ein Englisches Übungsbuch (von Prof. B. Röttgers und Dr. M. Kuttner) hinzugekommen sind. Der im vorliegenden Buche gebotene Lesestoff ist sehr reichhaltig und dem jugendlichen Verständis angemessen; zum grofsen Teil ist er englischen Lesebüchern (Royal Reader, Citizen Reader, Premier Reader u. a.) entnommen. Er bietet nicht nur ein vielseitiges sachliches, sondern auch grammatisches und stlilistisches Anschauungsmaterial. Der erste Abschnitt «At School-Every Day Life» behandelt wohldie Umgebung in Haus und Feld, Jahreszeiten u. dgl., aber nicht die Schule und die Schüler, was man wohl erwarten dürfte. Es folgen sodann Erzählungen, Schilderungen, Abschnitte über Geographie, Geschichte und Literaturgeschichte Englands (Biographien von Chaucer, Shakespeare, Milton, Burns, W. Scott, Wordsworth, Lord Byron), sowie einige Stücke philosophischen Inhalts (Moral Life) aus Dickens, J. Ruskin, H. D. Thoreau, J. A. Froude u. a. Der achte Abschnitt umfafst eine gröfsere Zahl (47) meist allgemein bekannter Gedichte. Den Beschlufs bilden einige englische Anmerkungen zu einzelnen Stellen des Textes. Sie begnügen sich meist mit ganz kurzen Notizen. Wie 'a game of bowls' (207,35) gespielt wird, hätte ausführlich angegeben werden sollen. Über den berühmten Direktor Dr. Arnold v. Rugby wird gar nichts gesagt (161,15). — Kensington Gardens bilden nicht, wie 151, 14 (Note) gesagt wird, den südlichen Teil von Hyde Park, sondern grenzen im Westen an diesen Park. Von dem Union Jack wird sich 147, 12 niemand eine Vorstellung machen können. Warum nicht eine Abbildung? — Die Namen der fünf Minister, welche das Cabal-Ministerium bilden (222, 15), hätten angegeben werden müssen.

Ein Anhang enthält die Namen und Regierungszeiten der englischen Könige von Wilhelm I. bis Eduard VII., sowie eine Tabelle der englischen Mafse und Gewichte. Dem Buche sind zahlreiche, nicht immer einwandfreie Illustrationen, sowie Karten der Britischen Inseln, Londons und des Themselaufes beigegeben. Die Abbildung der Westminster Abtei S. 139 sollte durch eine bessere ersetzt werden. — Druck und Ausstattung des Buches sind lobenswert.

Bremen. **A. Beyer**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 2. November. Nr. 22, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Zu Plat. Apol. 39 B.

Von **G. Adam** (Rawitsch).

In Platons Apologie findet sich eine interessante Stelle, die hinsichtlich des überlieferten Textes einer Prüfung bedarf; sie steht in dem C. F. Hermannschen Text 39 B: *καὶ νῦν ἐγὼ μὲν ἅτε βραδὺς ὢν καὶ πρεσβύτης ὑπὸ τοῦ βραδυτέρου ἑάλων, οἱ δ' ἐμοὶ κατήγοροι ἅτε δεινοὶ καὶ ὀξεῖς ὄντες ὑπὸ τοῦ θάττονος, τῆς κακίας.* Die Handschriften bieten die Lesart *ἅτε δεινοί*, der auch die Herausgeber gefolgt sind, ebenso die Übersetzer (cf. Platonis opera, ed. Martinus Schanz. Lips. 1875). Die Stelle lautet in ihrem Zusammenhange bei Schleiermacher (zweite, verb. Aufl., Berlin 1818): „Allein, dafs nur nicht dies gar nicht schwer ist, ihr Athener, dem Tode zu entgehen, aber weit schwerer, der Schlechtigkeit; denn sie läuft schneller als der Tod. Auch izt daher bin ich als ein langsamer Greis von dem langsameren gefangen worden; meine Ankläger aber, gewaltig und heftig wie sie sind, von dem schnelleren, der Bosheit."

Diese Übersetzung leidet an der Unklarheit, dafs Schl. die Worte *ἅτε βραδὺς ὢν καὶ πρεσβύτης* zu einem Begriff vereinigt und so der schiefe Gegensatz der Überlieferung weniger empfunden wird. Besser übersetzt Hermann Zimpel (Platons Apologie, Kriton, Phaidon. Breslau 1888): „Also dem Tode entfliehen, meine Herren, das ist kein Kunststück; viel schwieriger ist es der Sünde entfliehen: denn die hat schnellere Beine als der Tod. So hat es sich denn jetzt in unserem Falle ganz logisch gefügt: ich alter, langsamer Mann bin von dem langsam laufenden Tode ereilt worden; die Herren Kläger dagegen, frische und kräftige Männer, die sind der schnellfüfsigen Sünde zur Beute gefallen." Zimpel hat zwar den von Platon beabsichtigten Gegensatz zwischen *ἅτε βραδὺς ὢν καὶ πρεσβύτης* und *ἅτε δεινοὶ καὶ ὀξεῖς ὄντες* schärfer fassen wollen, gibt aber dem *δεινοὶ* eine ungerechtfertigte Deutung. Treffender noch als bei Zimpel ist die Übersetzung in dem 1907 bei Friedrich Andreas Perthes A.-G. in Gotha erschienenen Buche: Meisterwerke der griechischen Literatur in deutscher Übersetzung, mit anderen herausgegeben von G. Michaelis. Hier heifst es S. 210: „Und jetzt bin ich von dem langsameren Verfolger eingeholt, bin ich doch auch langsam und alt, meine Ankläger aber — sie sind ja rüstig und schnell — von dem schnelleren, von der Schuld." Indessen ist hier wie bei Zimpel *δεινοὶ* mehr nach dem Zusammenhange als nach seiner eigentlichen Bedeutung übersetzt. Der überlieferte Text ist also nicht einwandsfrei.

Den Gegensatz zu *βραδύς* finden wir in *ὀξεῖς*, während *δεινοί* die Schärfe des Gegensatzes vermissen läfst und neben *ὀξεῖς* sogar überflüssig erscheint. Die Logik zwingt also zu dem Schlufs, dafs *δεινοί* verdorben sein mufs. Der Gegensatz zu *πρεσβύτης* ist aber *νέος*, es liegt also nahe, *δεινοί* in *δὴ νέοι* zu ändern. Dafs der Hauptkläger Meletos noch jung war, lesen wir im Euthyphron c. I, B: *Οὐδ' αὐτὸς πάνυ τι γιγνώσκω, ὦ Εὐθύφρον, τὸν ἄνδρα· νέος γάρ τίς μοι φαίνεται καὶ ἀγνώς· ὀνομάζουσι μέντοι αὐτόν, ὡς ἐγῷμαι, Μέλητον.*

229) N. Γ. ΠΟΛΙΤΟΥ, ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΕΘΝΙΚΟΥ ΕΠΟΥΣ ΤΩΝ ΝΕΩΤΕΡΩΝ ΕΛΛΗΝΩΝ. *Ἐν Ἀθήναις, τύποις Ζακελλαρίου*, 1906. 40 S. 8.

Diese Rektoratsrede, mit der Prof. Polites das Studienjahr 1906/7 der Universität Athen eröffnete, behandelt in ansprechender Form — möglichst an das Altgriechische angelehntes Neugriechisch — ein

interessantes, aber aufser den engsten Fachkreisen unter der gebildeten Welt Westeuropas wenig bekanntes Thema, das neuere griechische Volksepos, worüber ausführlich von Krumbacher in seiner Geschichte der byzantinischen Literatur, S. 827 ff., berichtet wird. Polites weist im Anfang seiner Rede auf die abendländischen Heldenlieder über Roland und Cid hin und vergleicht damit den Helden des wahren „Nationalepos“ der Byzantiner, Basilios Digenis Akritas. Interessant ist hierbei auch die von Krumbacher erwähnte Tatsache, dafs der Stoff dieses mittelalterlichen Epos bis auf den heutigen Tag im Volke selbst noch lebt und zwar in einer Reihe von Volksliedern, die nach dem Zeugnisse russischer Gelehrten „auch in die Volkspoesie der sarmatischen Steppen gedrungen und dort in mehreren Übertragungen und Nachbildungen verbreitet sind“.

S. 35—60 gibt noch eine kurze Rede des neuen Rektors an die neu in die Universität aufgenommenen Studenten, also eine Art Immatrikulationsrede.

Karlsruhe. **Oster.**

230) **Carlo Luigi Rossetti, M. Manilio. Astronomicon. Versione italiana.** Libro primo. Roma-Milano, Albrighi-Segati e Ci., 1905. XII u. 58 S. 8. L. 1.

Der Verfasser beschert uns eine ganz hübsche, sinngetreue italienische Übersetzung des ersten Buches der Astronomica des Manilius, die aus 1351 Versen besteht, während das lateinische Original 926 enthält. Die Übersetzung begleiten kurze Anmerkungen und Inhaltsangaben. Leider steht die italienisch geschriebene Vorrede wissenschaftlich nicht auf der Höhe. Da dem Verfasser die Literatur über unseren Astronomen seit Bitteraufs observationes (1899) völlig unbekannt ist, sind ihm mehrfach Irrtümer untergelaufen. Die S. VIII vermifste Bechertsche Ausgabe ist 1900 im Corp. poet. Lat. f. III erschienen (vgl. Housman Astron. l. I, p. XXII, London 1903). Interessant und lehrreich sind Rossettis Bemerkungen, über die benutzten Vorarbeiten (S. VIII u. IX). Über seine Absicht, den Text möglichst genau zu übertragen und eine leicht lesbare, natürliche Übersetzung zu bieten, sowie über die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, spricht er sich S. X aus. Mit des Übersetzers Ansichten im einzelnen, insbesondere über die Abfassungszeit der Astronomica, die er (S. X, Anm. 2) für unvollendet hält, läfst sich nicht rechten, da er die neuere

Literatur nicht kennt. Wenn er ohne nähere Begründung die Abfassung der Astronomica unter Berufung auf Freiers Arbeit in die Zeit des Tiberius setzt, so irrt er, wie man sich durch die Ausführungen Kleingünthers D. L. Z. 1907, Nr. 44 und 1907, Nr. 15 überzeugen kann. Über das Verhältnis der Handschriften, das R. S. VII berührt, hat jüngst eingehend Thielscher im Philologus LXVI, Heft 1, 1907 gehandelt, wonach Rossettis Ansichten zu berichtigen sind. — In der Heldenschau könnte die Übersetzung Papirio in guerra punitor (statt vendicatore = ultor!) di Pirro leicht der Beanstandung der Stelle durch Housman eine Stütze bieten. Geglückt dagegen ist die Übertragung von V. 790 und 791 (necati, das von Housman angegriffen worden ist): .... e Livio che vinse e uccise Asdrubale e compagno fu di herone in guerra. Als Probe möge der Schluſs dienen, der dem ganzen eine gelungene Abrundung verleiht: Invitto regni il Padre della patria; a lui soggetta Roma sia sempre e, poi che al Ciel donato l'avrà qual Dio, non lo rimpianga in terra.

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

231) **Johann Endt, Studien zum Commentator Cruquianus.** Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. VIII u. 86 S. 8. ℳ 2.80.

„Das Einzige, was der Kellerschen Bearbeitung der Scholien fehlt, ist die Rücksicht auf den ‚Commentator Cruquianus'. Dessen von den Scholien abweichende oder über sie hinausgehende sachliche Bemerkungen hätten durchweg mitgeteilt werden müssen; davon kann Kellers Erörterung (ed. schol. vol.) II, S. X ff. nichts abdingen." So das Urteil Fr. Leos, Gött. gel. Anz. 1904, S. 856. Einen ähnlichen Standpunkt vertreten Plessis et Lejay, Oeuvres d'Horace, Paris 1904, introd. p. XLIII, mit den Worten: „Enfin, au XVIe siècle, un savant flamand, Cruquius (J. van Cruucke) publia d'après des mss. de cette région un commentaire qui porte son nom. Ce recueil en soi n'est pas authentique; c'est le mélange des notes relevées par Cruquius ... Cependant on y trouve des renseignements excellents et anciens, qui ne sont que là, avec d'autres scolies qui se lisent ailleurs, notamment dans le ms. γ; c'est, en somme, une source trouble, mais indispensable." Nehmen wir noch aus neuester Zeit hinzu die Ansicht Vollmers, Die Überlieferungsgeschichte des Horaz,

Philologus, Supplbd. X (1905), S. 316: „Jede gute Nachricht, jedes Autorenfragment in dem Commentator Cruquianus geht auf die vollständigere Porphyriosammlung im Apographon II zurück.“ Gegenüber solchen Urteilen aus jüngster Zeit muſs um so mehr auffallen das Ergebnis der Endtschen Untersuchung, S. v: „Ein Vergleich dieser Scholienmasse (scil. des Comm. Cruq.) mit der besten Überlieferung ergibt, daſs Cruquius viel geändert hat. Manche seiner Scholien und Lesarten stammen aus später handschriftlicher Überlieferung, aus den alten Ausgaben des ‚Acro‘, aus Schriftstellern der Griechen und Römer, aus den Erklärungen Gelehrter des 15. und 16. Jahrhunderts und von Cruquius selbst.“ Wer nun mit seinem Urteile über den Commentator Cruquianus das Richtige getroffen hat, sagt uns deutlich Cruquius selbst in seiner Horazausgabe 1578, p. 647: „ab aliis depravata corrigo, interpolata resarcio, lacunas expleo, quantum id fieri potest, non enim paucis in lamis sic limosa sunt omnia, ut opera nulla possint exsiccari.“ Das bleibende Verdienst, an einer Unzahl von Beispielen unstreitig festgestellt zu haben, wo und wie dies corrigere, resarcire und explere des Cruquius stattgefunden hat, hat sich Endt durch die vorliegenden „Studien“ gewiſs erworben.

Mit groſsem Interesse habe ich die überaus fleiſsigen und gewissenhaft gründlichen Ausführungen Endts verfolgt und sie zugleich eingehend überprüft. Endt beginnt damit, durch Vergleichen der uns im Commentator Cruquianus zu serm. II, 8 gegebenen Scholien mit dem uns von Keller in seiner Scholienausgabe hierzu gebotenen Texte festzustellen, wie weit sich Cruquius an die Überlieferung hält. Dabei zeigt sich, daſs Cruquius keine anderen und besseren Scholien hatte wie wir, daſs er vielmehr in erster Linie die Scholien der uns überlieferten Γ-Klasse benutzte. Diese gibt er uns manchmal unverändert wieder, meist aber verändert er sie in der Form, im Inhalt und im Stile. So ändert er die Wortstellung, das Tempus, den Modus, nimmt andere Wörter in das Scholion auf (besonders bei Kontaminationen), erweitert die Scholien durch synonyme Ausdrücke, ändert nach Mitteilungen antiker Schriftsteller, wie des Diogenes Laertius, Strabo, Varro, Apollodor, nimmt Stellen aus den Erklärungen und Ausgaben des Fabricius, Landinus, Joh. Britannicus, Ascensius, Nannius, Lambinus auf, kürzt die Scholien durch Weglassen von Wörtern, paſst sie mehr der klassischen Diktion an, kehrt ihren Sinn zuweilen in das Gegenteil um, schiebt Cicerotext ein, verschmilzt mehrere Scholien zu einem Scholion, verbindet Scholien und Glossen, ja setzt selbst Horaztext als Scholion,

kurz er geht in der willkürlichsten Weise beim consarcinare (cfr. epist. ad lectorem, Z. 11) seines Kommentators vor.

Das durch solche Belege in diesem Abschnitte gewonnene Urteil von der Unzuverlässigkeit des Cruquius wird bestätigt durch Änderungen in den Scholien, die einen ordo verborum enthalten, wo also weder sprachliche Erscheinungen noch sachliche Unrichtigkeiten und dergleichen für Cruquius den Anstofs zum Ändern bilden konnten, kurz wo es sich eben blofs um den nackten, wörtlichen Bericht des Vorgefundenen handelt.

Zur Beurteilnng der Frage, ob Cruquius die Angaben seiner Handschriften zuverlässig berichtet, werden im folgenden nun die Scholien und Glossen angeführt, die er in seinem Kommentator besonders erwähnt. Das Ergebnis ist dasselbe: hie und da Genauigkeit in seinen Angaben, in der Regel aber willkürliches Schalten mit der Überlieferung. Die von Cruquius besonders erwähnten Scholien und Glossen beweisen zugleich, dafs er Handschriften der Γ- und F-Klasse hatte, eine Tatsache, die Endt S. 43—56 an zahlreichen Beispielen erhärtet. Dagegen hatte er die in A ν V gebotene Scholienüberlieferung nicht zur Hand. Die Angaben aus der c p ζ-Tradition schöpfte er aus den gedruckten Ausgaben, besonders aus der des Fabricius. Denn dafs ihm dieser Zweig der Scholienüberlieferung nicht zu Gebote stand, sagt, wie Endt S. 58 ganz richtig anführt, Cruquius selbst, indem er besonders betont, dafs er in den Handschriften nirgends den Namen des Verfassers der Scholien habe finden können. Die c p ζ-Familie allein aber bezeichnet sowohl in den Über- als auch Unterschriften ausdrücklich den Acro als den Verfasser.

Zum Schlusse stellt Endt noch eine Untersuchung hinsichtlich der Überschriften an, weil sie von Cruquius teils in die Scholien hineingezogen, teils aus ihnen entlehnt sind. Die Überschriften zeigen nun dieselben Eigentümlichkeiten wie der Kommentator: Cruquius hatte dieselbe Überlieferung wie wir, nur änderte er in vielfacher Weise. — Im Anhange stellt Endt den Commentator Cruquianus zu serm. II, 8 ohne erläuternde Worte dem entsprechenden Abschnitte aus der Scholienausgabe Kellers nochmals übersichtlich gegenüber.

Grofser Dank gebührt Endt für seine „Studien zum Commentator Cruquianus", in denen er reiches und gewifs schwer zu ordnendes Material mit Bienenfleifs zusammengetragen und mit Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit verarbeitet hat. Daran wird auch keine nörgelnde Kritik irgend etwas zu ändern vermögen. Die Unzuverlässigkeit und Ungenauigkeit des

Cruquius läfst sich wohl besser und deutlicher nicht mehr dartun. Die Stellen und Belege, die hier zum Beweise angeführt werden, sind eben Tatsachen, die selbst vom voreingenommensten Gegner nicht durch gleichwertige Gegenbeweise umgestofsen werden können.

Inhaltlich und sachlich stimme ich also voll und ganz Endt bei. Nur etwas rein Äufserliches möchte ich an der Arbeit Endts geändert wissen: die Art der Darbietung des Stoffes. Eine Fülle überreichen Materials ist hier angehäuft, aber es fehlt gröfsere Übersichtlichkeit, so dafs ich fast fürchte, dafs manchen, besonders aber jenen, die mit dem Stoffe weniger vertraut sind oder geringeres Interesse der behandelten Frage entgegenbringen, die Lust an der Lektüre dadurch gemindert wurde. Gröfsere Übersichtlichkeit und damit oft auch gröfsere Deutlichkeit hätte meiner Ansicht nach schon dadurch erreicht werden können, dafs man vor allem das Ganze in mehrere gröfsere Abschnitte auch äufserlich einteilte, in Abschnitte, so wie sie beispielsweise Endt in seinem Vorwort S. v selbst andeutet. — Unangenehm empfindet man auch oft, dafs man sich den Commentator Cruquianus fast stets erst aus den Angaben Endts und der Kellerschen Scholienausgabe mühsam zusammenkonstruieren mufs, ja dafs zuweilen dies ohne den Besitz der Kellerschen Scholienausgabe gar nicht möglich ist, wie es besonders deutlich S. 41 (440 h 43 ff.) hervortritt. Ich glaube deshalb, es wäre am besten gewesen, man hätte immer zuerst der betr. Stelle aus dem Commentator die dazugehörige Überlieferung unserer Scholien ganz ohne Unterbrechung der beizufügenden Erklärung gegenübergestellt und dann erst jedesmal die diesbezüglichen Erklärungen angefügt. Endt mag diesen Übelstand selbst gefühlt haben, weil er als Anhang, allerdings nur für serm. II, 8, diese Gegenüberstellung bringt. Aber warum so das Zusammengehörige zerreifsen? An der Menge des ausführlich behandelten Materials hätte vielleicht bei dieser Art der Dartung gespart werden können, dafür hätte man ja solchen, die erst durch die Masse der Beispiele erdrückt werden wollen, mit nur nackter Angabe einer Reihe von gleichen Fällen (wie es Endt an einzelnen Stellen auch tatsächlich macht) entgegenkommen können.

Ein kleiner Irrtum scheint Endt S. 59 unterlaufen zu sein, wenn er die editio princeps als zu Mailand 1474 gedruckt ansetzt und mit dem Kommentar des Acro versieht. Die wirkliche editio princeps ist gänzlich undatiert und bietet nur den Text ohne jeglichen Kommentar; ich möchte sie nach gewissen Indizien, über die ich bei einer anderen Ge-

233) **Elise Richter, AB im Romanischen.** Halle, Max Niemeyer, 1904. VIII u. 120 S. 8. ℳ 3. —.

Die Verfasserin, der wir schon mehrere interessante und wertvolle Arbeiten über vergleichende romanische Philologie verdauken, tritt in der vorliegenden Schrift hinsichtlich der Frage, ob die lateinische Präposition *ab* noch als selbständiges Wort im Romanischen vorhanden sei, in Gegensatz zu Diez, der diese Frage verneinte. Spätere Forscher wie Pott, Bianchi und Meyer-Lühke sprechen sich hinsichtlich ital. *da* aus *de ab* teils zustimmend, teils ablehnend aus. Nach Baist soll in einigen französischen Redensarten mit *à ab* stecken. Die Verfasserin fragt sich daher, welche Rolle *ab* im Spätlateinischen spielte. Nach ihrer Ansicht „schwindet es nicht nur nicht mit dem klassischen Latein, sondern seine Gebrauchssphäre erweitert sich in nachklassischer Zeit sogar zusehends zu einer solchen Mannigfaltigkeit, dafs es zu den Präpositionen mit der aller vielseitigsten Verwendung zu rechnen ist“.

Um dies zu beweisen, betrachtet die Verfasserin I. die Entwicklung von *ab* im Lateinischen, A. für den Begriff der Trennung, B. für den Begriff des Ursprungs (in 13 bzw. 14 Unterabteilungen), C. für den Begriff des Mittels, D. für den Begriff der Art und Weise, E. für den Begriff des Ortes oder Zeitpunktes. Sodann spricht sie über *ab* mit dem Akkusativ sowie das Verhalten von *ab* und *ex* im Verhältnis zu *de*, ferner über die Verwechslung von *ab* und *ad*. Der Hauptteil der Arbeit beschäftigt sich mit der Entwicklung von *ab* im Romanischen, und zwar wird zuerst *ab* als einzelnes Wort, sodann in Zusammensetzungen betrachtet.

In der Arbeit wird eine riesige Menge von einzelnen präpositionalen Wendungen im Lateinischen und allen romanischen Sprachen, aus alter und neuer Zeit gesammelt und geordnet. Zunächst fällt die aufserordentliche Verbreitung der Verwendung von *ab* im Lateinischen der späteren Zeit auf. Es wird sorgfältig geschieden zwischen Fällen, wo es sich zweifellos um *ab* handelt, und solchen, wo es ein *a* ist, das auch auf *ad* zurückgehen könnte. Auch wird die spätere lautliche bzw. graphische Vertauschung beider Wörtchen sorgfältig in Betracht gezogen. Bei dem auf das lateinische *ab* bezüglichen Teil vermisse ich offen gestanden eine einfachere und daher klarere Disposition. Denn man wird zugeben müssen, dafs in den oben gegebenen Kapitelüberschriften zwischen A und B (mit seinen 13 Unterabteilungen) einerseits und E andrerseits kein rechter Gegen-

satz vor handen ist, insofern es sich auch bei Angabe des Ausgangspunktes bzw. Ursprungs um Ortsangaben handelt. Sämtliche lokalen Verwendungen der Präposition hätten erst für sich behandelt werden müssen; und zwar mit der Unterscheidung, ob es sich um die Frage von wo herkommend oder um die Frage wo befindlich handelt. Daran würden sich die zeitlichen und übertragenen Verwendungen geschlossen haben. Nach diesem Schema wäre wohl Nr. 6 (Herkunft, Heimat) zuerst gekommen, in engster Verbindung mit 2 (Ausgangspunkt der Bewegung). Danach hätte sich die Reihenfolge der Verwendungen geändert und wäre übersichtlicher geworden. Der Begriff der Trennung scheint mir an die zweite und nicht an die erste Stelle zu gehören.

Es ist unmöglich, auf alle die trefflichen Auseinandersetzungen in der Arbeit hier näher einzugehen, da der fraglichen Punkte zu viele sind. Ich beschränke mich daher auf einige Bemerkungen zu einzelnen Abschnitten und werde etwas ausführlicher bei dem auf das Französische bezüglichen Teil verweilen, da dieser unsere Leser in erster Linie interessieren wird.

Bei der Schlufsbetrachtung von 3 (S. 6) wäre vielleicht daran zu erinnern gewesen, dafs auch im heutigen Französisch oft der Ort angegeben wird, wo etwas geschieht bei Tätigkeiten, wie nehmen, trinken. usw., die uns Deutsche veranlassen, an den Ausgangspunkt der betreffenden Bewegung zu denken; z. B. boire *dans* un verre, tailler une robe *dans* une étoffe, il prit le chapeau *sur* le fauteuil usw. Sollten diese *dans*, *sur* usw. nach à, das ja gleich *ab* sein kann, erst analogisch eingetreten sein? Verfasserin erwähnt S. 76 kurz das entsprechende *boire à la source,* ohne die anderen Wendungen in Vergleich zu ziehen. Da im Deutschen die gewählte Präposition sich unmittelbar aus dem verbalen Ausdruck ergibt, im Französischen aber nicht, so darf man wohl behaupten, dafs die Verbindung zwischen dem verbalen und dem präpositionalen Ausdruck im Deutschen eine viel engere ist als wie in den entsprechenden französischen Wendungen.

Zu 5 (S. 7) hätte auch *plus de* vor Zahlbegriffen verglichen werden können, insofern *de* den Ausgangspunkt für die Zählung angibt. Zu 11 (S. 12/13) sei an die Anschauung erinnert, die dem englischen *to depend on* zugrunde liegt, im Gegensatz zu *independent of*.

Die oben hinsichtlich Punkt 3 gegebene Bemerkung würde vielleicht geeignet sein, auch die Wendungen quaerere, rogare *ad* (vertauscht mit *ab*) in ein anderes Licht zu setzen. Wenigstens liegt es nahe, das franz

demander qch. *à* qn. in derselben Weise zu erklären, wie die obigen Wendungen und nicht so, wie die Verfasserin will, nämlich dafs man die Vorstellung „von — her" mit der anderen „nach — hin" vertauschte.

In dem Abschnitt über die französische Entwicklung (S. 67 — 85) wird zunächst festgestellt, dafs nach den lateinischen Urkunden ein „erbitterter Kampf besonders zwischen *cum* und *apud* gegen *ab, ad, pro* (per)" stattfand. Die Konkurrenz der betr. Präpositionen besteht mit Ausnahme des ausgestorbenen *cum* noch heute fort (S. 72). So lebt vermutlich *apud ad*, wie schon Körting meinte, in dem *au* gewisser Wendungen fort, z. B. in Saint-Gelais, Eneide (Rich. 861 p. 76 d, vgl. Godefroy unter *o)* an sa puissance baultaine; danach könnte *au* in *pot au lait* usw. neben *pot à lait* u. ähnl. auch gleich o(d) sein. Nicht beistimmen kann ich der Verfasserin darin, dafs in diesen Wendungen der Gebrauch des Artikels auffallen mufs; denn es handelt sich bei ihnen wohl stets um den Begriff *lait, vin, eau* usw. in einem bestimmten Einzelfall, im Gegensatz zu *pot à eau, verre à vin,* die eine allgemeine Zweckbestimmung geben. In § 15 (S. 73) wendet sich die Verfasserin der Frage zu, ob wir es in der Verwendung von à auch gelegentlich mit *ab* oder blofs mit *ad* zu tun haben. Erörtert werden dabei u. a. Wendungen wie *manquement au devoir, puiser à la source, à droite, au sud, vase à huile, humme à la barbe rousse,* dann, was von besonderem Interesse ist, das mit à eingeführte Personalobjekt bei gewissen Verbindungen von faire, laisser, entendre, voir + Inf. Die Verfasserin kommt zu der Ansicht, dafs „in einer kleinen Gruppe von archaischen Wendungen, die in der modernen Sprache längst nicht mehr produktiv sind, *a* < *ab* vorzuliegen scheint, da der durch à eingeleitete Satzteil gerade die entgegengesetzte Bedeutung hat als die des Directivobjektes, nämlich die eines Respektivobjektes" (vgl. laissez toucher à mes tremblantes mains les restes échappés à des dieux inhumains; se laisser dominer à l'amour; elle fait porter des anneaux à son mari u. a.) Besprochen werden ferner *à* (*par*) *un feu doux, à* (*par*) *bonne raison, à jeu* (wo *ad* und *ab* vorliegen können), die afr. Konjunktion *a co que* bzw. die adverbiale Wendung *a ce* usw.

In dem Kapitel über *ab* im Kompositum interessiert uns vor allem die Frage der Ableitung von *avec* afr. *avuec*, das trotz der lautlichen Schwierigkeiten meist als *apud hoc* gedeutet wird. Die Verfasserin tritt der schon früher behaupteten Ableitung aus *ab hoc* bei, da sie durch ihre Belege über die mannigfaltige Verwendung von *ab* imstande ist, „die be-

griffliche Brücke zu schlagen, die vorhanden sein mufs, wenn ein Etymon überhaupt annehmbar sein soll". Danach war *avuec* zunächst Adverb und zwar „Pausawort", was bis zu einem gewissen Grade auch die Schwierigkeit der verschiedenen lautlichen Behandlung des *hoc* in *avuec* und *ço* zu erklären imstande wäre (S. 112/113).

Nach dem Vorstehenden brauche ich nicht zu wiederholen, dafs die Abhandlung abgesehen von ihrem Gesamtwert ein interessanter und nicht zu übersehender Beitrag zur Lösung vieler sprachgeschichtlicher Einzelfragen ist.

Berlin. **B. Röttgers.**

234) **Charles Schmidt, Petit Supplément au Dictionnaire de Du Cange.** Strafsburg, Ed. Heitz (Heitz & Mündel), 1906. VIII u. 72 S. gr. 8. ℳ 2.50.

Der 1895 verstorbene Strafsburger Theologieprofessor a. D. Charles Schmidt hatte bei seinem Tode eine Reihe von Manuskripten hinterlassen, die allmählich veröffentlicht werden. Nun ist auch vorliegende Arbeit an die Reihe gekommen. Aus den lateinischen Schriften und Urkunden, die der Verfasser für seine Forschungen benutzte, hat er sich nebenher, aus rein philologischem Interesse, allerhand Wortmaterial notiert, das im Glossarium von Du Cange entweder nicht steht oder mit abweichender Bedeutung vermerkt ist; dazu kommt eine dritte Kategorie, nämlich solche Wörter, welche die Zahl der Belege des Glossarium noch vermehren wollen. Die drei Gruppen sind in alphabetischer Reihenfolge vermengt, aber mit Hilfe gewisser Zeichen auseinandergehalten; am Schlufs des Buches werden sie aufserdem noch in gesonderten Tabellen aufgeführt. Die erste Kategorie umfafst rund 350 Ausdrücke; von ihnen nenne ich an Wörtern, die uns durch das Französische vertraut sind, etwa: jus (franz. jus), pipio (pigeon). In diese Reihe rechnet Schmidt auch das Material, dessen Form von der bei Du Cange vorkommenden abweicht, z. B. armarium statt armaria (armoire), datus statt datum (dé), linteola statt linteolum (linceul). Für mehrere dieser Mots nouveaux hat sich die Bedeutung nicht ermitteln lassen, so für bustra, caleforum, calpa, cavillinum u. a. In dem ebenfalls mit einem Fragezeichen versehenen Wort forsix (scriptorium cum temperino, forsicibus, pennis) scheint mir Textverderbnis vorzuliegen; es müfste also wenigstens forsex (statt des richtigen forfex) heifsen. Die Zahl der Wörter mit abweichender Bedeutung ist viel ge-

ringer; hierher gehört beispielsweise das transitive vigilare (vgl. veiller une nuit). Den Schlufs machen über 300 Ausdrücke der dritten Gruppe; da sie ja nichts Neues bringen, sind sie weniger wichtig. Wir können dem verstorbenen Verfasser für das vorliegende Nebenprodukt seiner theologischen Arbeiten nur dankbar sein und uns freuen, dafs das Manuskript nachträglich dem Druck übergeben worden ist.

Hannover. **Carl Friesland.**

235) **Richard Riegler, Das Tier im Spiegel der Sprache.** Ein Beitrag zur vergleichenden Bedeutungslehre. (= Cl. Cloepper, Neusprachl. Abhandl. aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik, XV. u. XVI. Heft.) Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers), 1907. 294 S. 8. ℳ 7.20.

Der Verfasser hat sich in seinem Buche die Aufgabe gestellt, die Tierbilder der Sprache zu behandeln und damit ein Werk fortzusetzen, bzw. zu ergänzen, das Friedrich Brinkmann in seinem Buche „Die Metaphern, Studien über den Geist der modernen Sprachen" begonnen hat, von dem aber leider nur der erste Band, der die Tierbilder behandelt, erschienen ist. Während aber Brinkmann sich auf die Haustiere beschränkt, zieht Riegler auch die übrigen Tiernamen mit in den Kreis seiner Betrachtungen, sofern sie semasiologisch und phraseologisch von besonderem Interesse sind.

Das Buch zerfällt in 64 Kapitel, von denen jedes einem besonderen Tier gewidmet ist; in der von der Naturgeschichte beobachteten Reihenfolge ziehen die Tiere an uns vorüber. Die 19 ersten Kapitel behandeln folgende Säugetiere: Affe, Fledermaus, Maulwurf, Igel, Luchs, Löwe, Tiger, Wolf, Fuchs, Wiesel, Bär, Eichhörnchen, Murmeltier, Maus, Ratte, Hase, Kaninchen, Elefant, Kamel. Das sich anschliefsende Kapitel behandelt den Vogel im allgemeinen, während in 20 weiteren Abschnitten folgende Vögel besprochen werden: Adler, Falke, Eule, Uhu, Kauz, Kuckuck, Papagei, Wiedehopf, Schwalbe, Drossel (Amsel), Nachtigall, Rabe, Krähe, Elster, Lerche, Fink, Zeisig, Sperling, Wachtel, Kranich, Schnepfe und Straufs. Schildkröte, Eidechse, Schlange (Natter), Frosch und Kröte sind die Vertreter der Reptilienwelt, während der Hering, die Sardine, der Kabeljau und der Aal uns zeigen, welche Tierbilder die Fische der Sprache geliefert haben; in einem vorangehenden Kapitel wird der Fisch im all-

gemeinen behandelt. Schnecke, Wespe, Ameise, Käfer, Schmetterling, Fliege, Mücke, Floh, Grille, Heuschrecke, Wanze, Laus, Spinne, Krebs und Wurm schliefsen die Betrachtungen. Gewifs hätte noch manches andere Tier Aufnahme finden können; so wird man z. B. besondere Abschnitte für den Hund und die Katze vermissen, obgleich beide Tiere, wenigstens für das Französische, recht interessante Bilder geliefert haben (vgl. être comme un chien à l'attache, une personne qui est sur les pattes de derrière [gebildet nach: un chien qui se tient sur ses pattes de derrière], un chien couchant [mit interessanter Bedeutungsänderung], faire patte de velours, retomber sur ses pattes [die beiden in bezug auf die Katze] usw.

Sehen wir nun im einzelnen, wie der Verfasser bei seinen Untersuchungen vorgegangen ist. Nachdem er in einem einleitenden Abschnitte die Etymologie der betr. Tiernamen erörtert hat, erfahren wir in den nächsten Abschnitten mit einer unsere Bewunderung abnötigenden Genauigkeit und Sachkenntnis, in welcher Weise die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Tiere, ihre Gröfse, ihre Farbe, ihre Gangart, ihre Nahrung, ihre Lebensweise, ihre Stimme, ihr Auge, ihr Verhalten gegen die Menschen, ihr Verhältnis untereinander, ihre guten und schlechten Charaktereigenschaften usw. usw. sich in der Sprache widerspiegeln. Die metaphorische Verwendung dieser Punkte kann so geschehen, dafs entweder Gegenstände nach Tieren benannt werden (dabei kommt besonders die Ähnlichkeit in Gestalt und Bewegung in Betracht, vgl. z. B. franz. grue, Kranich als Bezeichnung der allgemein bekannten Hebevorrichtung, deutsch Kran, wobei das deutsche Wort nur eine Abkürzung für Kranich ist, s. S. 179 f.; oder lat. testudo für das bei Belagerungsarbeiten errichtete Schutzdach der Soldaten, franz. tortue = Fährschiff mit dachförmigem Deck, s. S. 188; ferner Feldschlange für langes Geschütz, engl. serpent, ital. serpentello, franz. serpenteau für eine Art Rakete mit schlängelnder Bewegung, deutsch Schwärmer, im älteren Deutsch ebenfalls Schlange, s. S. 194 f., und vieles andere) oder — und das ist die bedeutungsvollste Seite — alle die oben genannten Punkte werden in Beziehung zum Menschen gesetzt (z. B. Lebensweise: er lebt wie ein Uhu, franz. il fait le hibou S. 121; Verhältnis der Tiere untereinander: er lebt wie die Eule unter den Krähen, franz. il est la chouette de la société S. 122; Stimme: engl. to sing like a cuckoo, wie ein Kuckuck, d. h. schlecht singen S. 125; Farbe: ein weifser Rabe, lat. corvus albus für einen Ausnahmemenschen, ital. una cosa è più rara dei corvi bianchi,

dagegen franz. être rare comme un merle blanc, selten sein wie eine weifse Amsel S. 145, und Hunderte von anderen Beispielen dieser Art). Dabei zeigt uns der Verfasser, wie häufig körperliche Eigenschaften auf das geistige Gebiet übertragen werden (vgl. engl. it gives him a snake (snake = Schlange), deutsch: es wurmt ihn, wobei der quälende Gedanke gleichsam mit einer Schlange oder einem Wurm verglichen wird, die der Mensch in seinem Innern trägt und die ihm durch ihre Windungen Unbehagen oder gar Schmerz verursachen, s. S. 196, ferner S. 17 (Igel) und viele andere Beispiele mehr. Der Verfasser läfst uns ferner aufserordentlich interessante Einblicke in den Volksaberglauben tun (vgl. ungeleckter Bär, S. 52; der Vogel als Verkünder übermenschlicher Weisheit, S. 95; der Rabe als weissagender Vogel, S. 146; der Wurm als vermeintlicher Krankheitserreger, S. 289 u. a.). Wir erkennen weiter, wie genau das Volk zu beobachten weifs, wie aber auch oft ein scharfer Gegensatz zwischen der Sprache und dem wirklichen Verhalten der Natur festzustellen ist (vgl. u. a. die interessanten Ausführungen über den Kuckuck, S. 126 f.). Aber noch in anderer Hinsicht sind derartige auf das Gebiet der Metaphorologie sich erstreckende Untersuchungen von grofser Wichtigkeit: sie erst erklären uns häufig die oft scheinbar merkwürdige Bedeutung mancher Wörter. Nehmen wir als Beispiel franz. pouilles Scheltworte und franz. pouiller schelten. Wie kommen nun diese etymologisch auf pou Laus zurückgehenden Wörter zur Bedeutung des Scheltens? Wir können sie nur verstehen auf Grund der Redensart chercher des poux sur la tête de q., auf jemandes Kopf Läuse suchen, daher, im übertragenen Sinne, ihm Kleinigkeiten vorwerfen. Davon wurde dann das Verb pouiller abgeleitet und von diesem wieder das Substantiv les pouilles; vgl. im Deutschen „jemd. lausen", jemd. derb vornehmen, s. S. 274. Untersuchungen wie die vorliegende sind also von grofser Wichtigkeit für die Bedeutungslehre, und mit Recht nennt der Verfasser seine Arbeit einen Beitrag zur vergleichenden Bedeutungslehre; vergleichend ist sie nämlich deshalb, weil die Untersuchungen, wie schon aus den oben angeführten Beispielen ersichtlich ist, sich nicht auf eine Sprache beschränken, sondern sich auf die wichtigsten modernen Kultursprachen (Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch), hier und da auch auf das Lateinische und das Altgriechische erstrecken. Dafs dadurch das Buch noch an Bedeutung gewinnt, liegt auf der Hand, denn es ist selbstverständlich von grofsem Interesse, Vergleiche in der Anschauungsweise der Völker zu ziehen

und zu sehen, wie die einzelnen Sprachen zur Darstellung desselben Begriffes zur nämlichen Tiermetapher greifen, wie aber häufig auch eine verschiedene Anschauungsweise sich geltend macht (vgl. franz. Le corbeau n'arrache point l'œil au corbeau, ital. corvi con corvi non si mangian gli occhi, deutsch: Eine Krähe hackt der anderen das Auge nicht aus; dagegen wieder bayerisch: Ein Rab' hackt dem andern das Auge nicht aus; s. S. 149 vgl. ferner ital.: I corvi volano dove sono le carogne, die Raben fliegen dorthin, wo Aas ist; im Deutschen dagegen: Wo Aas ist, da sammeln sich die Geier, s. S. 145). Weiter sind aber derartige sich auf mehrere Sprachen erstreckende Untersuchungen von besonderem Wert für die Erklärung gewisser zu etymologischen Streitigkeiten Veranlassung gebender Wörter, deren richtige Erklärung erst auf Grund des vergleichenden Sprachstudiums möglich ist (vgl. z. B. die Ausführungen zum Wort „Maulaffe", S. 10); und schliefslich sind auch manche Redensarten nur auf sprachvergleichendem Wege zu verstehen (so u. a. die Redewendung „jemd. einen Bären aufbinden", S. 54 f.).

Diese wenigen Zeilen mögen genügen, über die Eigenart des Buches aufzuklären und zu zeigen, welche Fülle bemerkenswerter Punkte von dem Verfasser erörtert werden. Das Werk wird sicherlich zahlreiche Leser bekommen, denn die Vertreter der verschiedensten Wissensgebiete werden mit Freuden zu dem Buche greifen: in naturwissenschaftlicher Hinsicht verleiht es einen vortrefflichen Einblick in das Leben der Natur; der Folklorist wird neben dem Tierbiologen gleichfalls manches Wissenswerte finden. Nicht zuletzt ist aber das Buch auch vom pädagogischen Standpunkt aus zu begrüfsen: in richtiger Weise von dem Lehrer für sein eigenes Studium benutzt, kann es viel zur Befruchtung und zur Belebung des neusprachlichen Unterrichts beitragen; die Schüler werden lebhafte Freude empfinden, wenn sie ihre naturgeschichtlichen Kenntnisse und Erfahrungen auch im neusprachlichen Unterricht verwerten können. Eine Stunde, in der solche Dinge wie Bildersprache, wozu noch andere interessante sprachliche Erscheinungen (euphemistische Ausdrucksweise, Hyperbel usw.) treten können, zur Sprache kommen, wird fruchtbringender sein (auch für die praktische Sprachbeherrschung) als z. B. eine mit öden Erörterungen über grammatische Spitzfindigkeiten dahinschleichende Stunde. Die Behandlung derartiger sprachlicher Erscheinungen ist von grofser Wichtigkeit, denn sie erst lassen in den Geist einer Sprache und die sprachliche Anschauung eines Volkes eindringen; dafs es sich dabei nur um gelegentliche Dar-

bietungen solcher Art handeln soll, nicht etwa um die Einführung eines neuen Stoffgebiets, ist wohl selbstverständlich. Es kann daher nicht genug unseren neusprachlichen Lehrern empfohlen werden, sich mit so vortrefflichen Arbeiten wie die vorliegende vertraut zu machen, um auch auf diese Weise den Sprachunterricht lebendiger zu gestalten.

Darmstadt. **K. Bergmann.**

236) **Toreau de Marney, Toujours Prêts.** Violets Sprachlehrnovellen III. Stuttgart, Violet, 1907. VI u. 97 S. 8. geb. ℳ 1.20.

Das vorliegende dritte Bändchen von Violets Sprachlehrnovellen bietet als Lerntext auf 36 Seiten eine kleine „Nouvelle" mit nicht weiter überraschendem Inhalt; der Stoff ist für Schüler zurechtgeschnitten, die Sprache schlicht und einfach. Dafs der Verfasser die Gelegenheit benutzt, der induktiven Methode ein Loblied zu singen, sei ihm nicht verdacht, schlimmer erscheint mir schon, dafs in dem für ganz junge Menschen bestimmten Buch der „Held", ein Knabe, der nach dem Tode seines Vaters wegen der Krankheit der Mutter zu seiner Tante geschickt wird, zu einer Lüge seine Zuflucht nehmen darf (S. 34). Die 18 Seiten lange „Übersicht der französischen Sprachlehre" bringt zu viel; was sollen z. B. avals, bancals, cantals, nopals, narvals, servals, glougloux usw. in einem Buch für Anfänger? Auch die Fassung der Regeln mufs hier und da beanstandet werden, und wenn (S. 53) z. B. neben chanteur: chanteuse-cantatrice angegeben wird pêcheur: pêcheuse, pécheur: pécheresse, so ist gröfste Vorsicht angebracht. Der „französisch-deutsche Wortschatz" (43 Seiten) gibt die genaue Übersetzung des französischen Lerntextes.

Nauen. **Fries.**

237) **T. G. Tucker, The foreign debt of English literature.** London, George Bell and Sons, 1907. VII u. 270 S. 8. geb. 6 s. net.

Die gewaltige Organisation der wissenschaftlich-anglistischen Arbeit in Deutschland seit einigen Jahrzehnten hat in der literarischen Forschung und Methode e i n Moment auf Kosten der anderen allzu stark in den Vordergrund treten lassen, ich meine die Abhängigkeit eines Dichters oder Dichtwerks von seinen Vorläufern und Quellen. Dieser Zweig der literarhistorischen Forschung, besonders bei philologischer Kleinarbeit, hat, verständig gehandhabt, zweifellos die besten Früchte getragen — wir brauchen

nur daran zu denken, wieviel die Quellenforschung der Werke Shakespeares zur Erkenntnis des Entwicklungsgangs des Dichters beiträgt —, hat aber auch viele Auswüchse gezeitigt, insofern als vielfach aus der Gleichheit und Ähnlichkeit von Gedanken und Motiven auf Abhängigkeit geschlossen wurde, ohne dafs man daran dachte, wie vieles davon allgemein menschlich ist und daher überall spontan entstehen kann. In dieser Hinsicht hat besonders die „vergleichende" Literaturgeschichte viel gesündigt.

Ein Gegenstück zu der in Deutschland mit anerkannter Gründlichkeit betriebenen Detailforschung bildet Tuckers Foreign debt of English literature. Der Inhalt, rein äufserlich betrachtet, ist zunächst folgender:

Introductory. — I. Greek literature and English. II. Latin lit. a. E. III. Literary currents of the dark ages. IV. French l. a. E. V. Italian l. a. E. VI. Other influences summarized: a) Spanish l. a. E. b) German l. a. E. c) Celtic l. a. E. d) Hebrew influence. — Index. — Synoptical tables: 1) Table of Greek literature. 2) View of relations with Greek l. 3) T. of Latin l. 4) T. of French l. 5) T. of Italian l. 6) T. of Spanish l. 7) T. of German l. 8) Some points in the pedigree of poetry. 9) dito of epic verse.

Wenn ich die Absicht des Verfassers recht verstehe, so beabsichtigte er eine populärisierende Übersicht, derart wie sie in England von jeher beliebt und geschätzt waren, einen grofsen schnellen Streifzug im Fluge durch die Weltliteratur unter völligem Verzicht auf alle Einzelangaben irgend welcher Art. Also mehr ein Buch für die allgemein gebildete nicht fachwissenschaftliche Welt, doch immerhin noch so, dafs auch der Fachmann aus den mit grofser anzuerkennender Mühe zusammengestellten Tatsachen und Tabellen gelegentlich schnell orientierende Belehrung schöpfen kann. Der Verfasser ist von Hause aus klassischer Philologe und gern hört man ihm zu, wenn er das hohe Lied des Griechentums und seines kulturellen Wertes bis in die unmittelbare Gegenwart singt. Der Verfasser scheint auch recht belesen zu sein, wenngleich sich das, was er vorbringt, vielfach so an der Oberfläche hält, dafs es den Eindruck erweckt, er habe, abgesehen von seiner eigenen Fachliteratur und der des modernen Englisch, aus Quellen zweiter und dritter Hand geschöpft. Aber man darf wohl mit einem Buche, das auf knapp 300 Seiten eine Welt umfassen will, nicht allzu scharf ins Gericht gehen. Trotzdem mufs gesagt werden, dafs gar manches noch stärker hätte herausgearbeitet werden müssen, beispielsweise der Einflufs Äsops (Henryson ist ganz vergessen!)

oder der Senecas auf das Drama usw. Bei der Darstellung der Beziehungen zur keltischen Literatur vermifst man Grundlegendes von charakteristischer Bedeutung wie die Stellung der Frau (Lear usw). Es rächt sich auch hier wieder die souveräne Beiseiteschiebung der deutschen Forschung, besonders der letzten zwei Jahrzehnte, eine Krankheit, die im britischen Reiche immer noch grassiert. Aufgabe der Kritik ist es, im allgemeinen und nationalen wissenschaftlichen Interesse nachdrücklich darauf hinzuweisen.

Bremen. **Heinrich Spies.**

---

238) **G. Kluge: Charles Lawrence, A Merchant of New York.** Englische Novelle für den Sprachunterricht, mit Anmerkungen versehen (von G. K.). Stuttgart, W. Violet, 1907. VIII und 157 S. 8. geb. ℳ 1. 80.

Das Buch gehört der Sammlung von Violets Sprachlehrnovellen an.

Novellen, zu didaktischen Zwecken geschrieben, mögen hei manchen Bedenken erregen. Wer aber Lawrences Buch gelesen hat, wird zugeben müssen, dafs es sich hier um eine mit bemerkenswertem Geschick geschriebene Erzählung handelt, die schon an sich ihres anregenden und spannenden Inhalts wegen wohlgeeignet ist, das Interesse von Schülern zu erwecken. Sie schildert das Leben eines amerikanischen Knaben, der sein Vaterhaus verläfst, um in der Grofsstadt auf eigene Hand den Kampf mit dem Leben zu versuchen. Nach mancherlei Enttäuschungen und harten Entbehrungen gelingt es ihm, sich eine einträgliche geachtete Stellung zu verschaffen und durch eine glückliche Heirat sich ein eigenes Heim zu gründen. In diesem Rahmen aher erfährt der Schüler alles, was ihm über das gesellschaftliche und geschäftliche Leben in Neuyork zu wissen von Wichtigkeit ist, und zwar ist das alles in unauffälliger, meist gut motivierter Weise in die Geschichte hineinverwoben. Die Erzählung vermittelt dem Leser eine Menge Realien aus Amerika, das doch bisher ziemlich stiefmütterlich in unserem englischen Unterricht behandelt worden ist, und reichlichen Sprachstoff besonders auf kaufmännischem Gebiete. Das einzige, was stört, ist eben der Gesamttitel „Sprachlehrnovellen", der unseres Erachtens überflüssig ist. Das Buch ist mit reichlich bemessenen Anmerkungen und einer willkommenen kleinen Abhandlung über Lehen und Einrichtungen in Neuyork versehen. Es ist als Semesterlektüre für Handelsschulen, auch für etwa die Untersekunda von Realanstalten durchaus zu empfehlen.

Dessau. **Bahrs.**

239) **Bausteine. Zeitschrift für neuenglische Wortforschung.** Unter Mitwirkung des neuphilologischen Vereins in Wien herausgegeben von **Leon Kellner** (anfänglich auch **Krüger**). Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. I. Jahrgang, 1906. 8. Jahrgang zu 6 Heften *M* 18 —.

Trotzdem wir bereits zwei Zeitschriften haben, welche sich ausschliefslich mit englischer Philologie beschäftigen, so wird zuzugeben sein, dafs die vorliegende eine Lücke ausfüllt, da sie ein bisher weniger beachtetes und doch sehr wichtiges Gebiet als Arbeitsfeld erwählt hat. Vielleicht angeregt durch Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung, wendet die Zeitschrift ihre Aufmerksamkeit der Darstellung des englischen Wortschatzes, besonders der lebenden Sprache zu. Die „Bausteine“ wollen im Laufe der Jahre eine Ergänzung auch unserer gröfsten Wörterbücher werden, sie wollen die verschiedensten Zweige der Sprache behandeln, verfolgen also vor allem praktische Ziele, ohne das historische Element zu vernachlässigen.

Der erste Jahrgang enthält somit an Beiträgen zur Kenntnis der lebenden Sprache Aufsätze von L. Kellner über die Wortfamilie *suggest, suggestive, suggestion* und ihre Bedeutungsentwicklung, von demselben Autor „Beiträge zur neuenglischen Lexikographie eine Darstellung der Geschäftssprache des englischen Parlaments und ein, leider, mehr andeutendes als ausführendes Aufsätzchen über „Die Wortkategorien im Englischen“, worin das fortschreitende Verwischen der Grenzen zwischen den verschiedenen Kategorien dargetan wird. Die Geschichte von *sentiment* und *sentimental* in der Prosa des 18. Jahrhunderts wird von A. Wüstner ausgeführt, und von P. Kellner, Die Theorie der Lyrik in der englischen Terminologie. Es versteht sich bei derartigen Arbeiten von selbst, dafs die eine oder andere Stelle abweichend vom Verfasser gedeutet werden kann, so könnte das zweite Zitat unter Nr. 4 s. v. *object* wohl unter Nr. 2 eingereiht werden, auch die Übersetzung von Nr. 2 desselben Artikels will mir nicht recht gefallen, *abject misery*, *abject poverty* sind nach meinem Gefühl stärker als „klägliches, bejammernswertes Elend“, Nützlich sind Ullrichs Nachträge zu Muret, denn trotz reichen Inhalts läfst auch dieses Buch zuweilen im Stich, zu den Nachträgen möchte ich anfügen: saratoga chips; scough: it scoughed the skipper on his way. Kipl. Seven Seas 53 (T); snock: snocks and slats (Hardy, Valenciennes Str. 5); snifter-rod (Kipl.

Sev. S. 60) squdgy: in the sludgy, squdgy creek, Kipl. Barrack-Room B. 59; wastrel-hours (K. Seven Seas 54).

Die sprachgeschichtliche Seite wird mehr betont in Dyhoskis Wortbildung und Wortgebrauch bei Tennyson, untersucht nach Wortbildung, nach Wahl und Gebrauch des Ausdrucks, nach Neuschöpfungen aus archaischen Material; Helene Richter kommt in einer Untersuchung über Chattertons Rowley-Sprache zu dem Resultat, daſs Ch.s Kunstsprache nicht so ausschlieſslich wie Skeat annahm auf Bailey und Kersay, sondern ebenso auf dem Gloucestershire-Dialekt beruht, wobei noch schottische und nordenglische Einflüsse in Betracht kommen. — Krüger gibt eine Reihe von kritischen Bemerkungen zu einzelnen Shakespearedramen. Manche der Vorschläge scheinen mir allerdings nicht zwingend, so die Bemerkung zu Lear IV, 2, 28, wo ich jedenfalls das ‚*My* fool' beibehalten würde, die Stelle gibt doch ganz guten Sinn: der Gegensatz ist zwischen *usurps* in diesem und *due* im vorhergehenden Vers. Auch die Veränderung von IV, 6, 22/24 kann ich nicht für nötig erachten, ebenso die Erklärung zu Hamlet I, 1, 21. Andere Bemerkungen sind dagegen unbedingt Verbesserungen. Eine Unsumme von Belehrung steckt in den Notizen und dem Abschnitt „Fragen und Antworten". Der auf den ganzen Band sich erstreckende Index wird sich für die Nutzbarmachung des reichen Materials sehr vorteilhaft erweisen. Mögen die folgenden Jahrgänge halten, was der erste verspricht.

München. **M. Degenhart.**

---

240) **J. B. Peters** und **Adolf Gottschalk, Kurzer Lehrgang der englischen Sprache** für Kaufmännische Schulen und ähnliche Anstalten mit beschränkter Kursusdauer. Leipzig, August Neumanns Verlag (Fr. Lucas), 1907. XII u 251 S. 8. geb. ℳ 2.80.

Das Buch ist ein Seitenstück zu dem französischen kurzen Lehrgang für Kaufmännische Schulen derselben Verfasser und will für das Englische dem Mangel an solchen Lehrbüchern für den neusprachlichen Unterricht abhelfen, die den besonderen Zwecken der Kaufmännischen Fortbildungsschule dienen. Langjährige Unterrichtserfahrung hat die Verfasser zu der Überzeugung gebracht, daſs die bisherigen Lehrbücher des Englischen für die besagten Schulen sich zu hohe Ziele setzen. Bei der knapp bemessenen Stundenzahl für die Fremdsprachen und bei der meist in die

Abendstunden fallenden, also für den Arbeitserfolg nicht gerade günstigen Unterrichtszeit ist eine Beschränkung der Zielforderungen durchaus geboten. Die Verfasser haben sich daher auf das Wichtigste und Notwendigste aus der Formenlehre und Syntax beschränkt. Der Lehrstoff ist auf 40 Lektionen verteilt. Jede bringt einen kurzen zusammenhängenden Text, dessen Inhalt aus dem Berufsleben und der Umgebung des jungen Kaufmanns genommen ist. An diesen englischen Text schliefst sich dann fast immer ein deutsches Übungsstück an. Darauf folgen Aufgaben, die meist aus Einzelsätzen bestehen und zur Einübung und Befestigung der Formenlehre und Syntax dienen sollen. Den Schlufs jeder Lektion bilden englische, dem Übungsstoff entlehnte Fragen, damit der Schüler auch zum mündlichen Gebrauch der Sprache, wenn auch nur in bescheidenem Umfange, angeleitet werde. Ein Lesebuch, dessen kurze Stücke fast sämtlich kaufmännische Verhältnisse behandeln, soll Anregung und Abwechslung in den Unterricht bringen. Den Schlufs des Buches machen zwei Wörterverzeichnisse; das eine enthält die Vokabeln zu den einzelnen Lektionen, das andere in alphabetischer Anordnung sämtliche englischen Wörter des Lehrgangs. In beiden ist jedem englischen Wort die Aussprache in leicht verständlicher phonetischer Umschrift beigefügt. Wie der französische Lehrgang der Verfasser gleich nach seinem Erscheinen in zahlreichen kaufmännischen Fortbildungsschulen Eingang gefunden hat, so wird sich auch das vorliegende englische Seitenstück sicherlich als ein praktisches Lehrbuch für solche Schulen erweisen.

Bochum. **M. Steffen.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. **E. Ludwig** in **Bremen**
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Ankündigung anastatischer **Neudrucke** von Ast, *Lexicon Platonicum,* und Koeppen, *Die Religion des Buddha.*

Gotha, 16. November. Nr. 23, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt:

241) **Willy Pastor, Homer** (Band XXII aus der Sammlung von Monographieen, betitelt „Die Dichtung", herausgegeben von Paul Remer). Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler, o. J. 82 S. 8. eleg kart. ℳ 1.50.

Die vorliegende kleine Schrift will nicht irgendeine neue wissenschaftliche Errungenschaft den Männern vom Fache bieten, sondern ist für einen weiteren Leserkreis bestimmt. Sie beschäftigt sich mit der Person des Homer, gibt eine Charakteristik der homerischen Gesänge und behandelt noch mehrere andere Homer betreffende Gegenstände. So werden uns neun kurze Skizzen gegeben: über Homer und seinen Ruhm, über den 1. Gesang der Ilias, über die Einheit der Dichtung und des Dichters, über den homerischen Willen zum Düsteren, über Homer im Olymp, über die geschichtliche Lokalisation, über Homer den Dichter, über Homer in der bildenden Kunst und endlich über Homer in der Schule.

Zur Charakterisierung des Stils führe ich die ersten Zeilen des Buches an. Da heifst es: „Du stehst am Meeresufer, schaust hin über die blaue Unendlichkeit und hörst die Brandung. In breiten, stolzen Akkorden rauschen die Wellen heran, und jede einzelne tönt voll aus. Ein verworrener Lärm füllt dein Gehör. Dann aber glättet sich's. Wie feierliches Glockenläuten, so klar und einfach tönt dir die Brandung. Den schlichten Gesang eines einzigen, einigen Wesens meinst du zu hören. Und eine Ahnung überkommt dich, was die Harmonie der Sphären ist, und welche Weise die Erde hineinsingt in diese Harmonie. Das ist der Ozean — das ist Homer." Glücklicherweise bewegt sich der Stil nicht immer auf dieser Höhe des Pathos. Sehr schön ist, was der Verfasser, um Homers Dichtungsweise kenntlich zu machen, zur Analyse des 1. Gesangs der Ilias vorbringt, nicht übel auch ein kurzer Vergleich des ersten und letzten Gesanges derselben, treffend ferner, war er im Anschlufs an Ω 468—551 über Homers Willen zum Düsteren sagt. Freilich sinkt die Darstellung sehr von ihrer Höhe herab, wenn er auf die „Götterkeilerei" im 21. Gesang zu reden kommt. Auf die Frage, was Homer mit einer solchen Schilderung gewollt und ob er artistische Absichten gehabt habe, antwortet er mit Hermann Grimm, (vgl. das Werk desselben „Homers Ilias", 2 Bde., Stuttgart 1890/95, neuerdings — 1907 — in 2. Auflage erschienen von Reinh. Steig bearbeitet) den er überhaupt oft zitiert und dessen Ansichten er sich meist anschliefst: „Im eigenen Verkehr sind die Götter oft kleinlich und würdelos; sie werden aber, sobald ein Wesen niederer Ordnung erscheint, majestätisch und unnahbar." Während diese Stelle selbst von den meisten derjenigen, welche für die Einheit der homerischen Gedichte eintreten, als von einem unebenbürtigen Autor herrührend angesehen wird, der in überaus kecker und frivoler Weise die Götterwelt behandle und dessen Vortrag geschmacklos, schwülstig und überladen sei, tritt der Verfasser dieser Schrift für die Echtheit derselben ein, wie er denn überhaupt nicht zweifelt, dafs der e i n e Dichter Homer die Ilias und die Odyssee gedichtet habe. „Nicht nur", sagt er, „die einzelnen Gesänge sind in sich geschlossen und künstlerisch entwickelt; auch die Gesänge selbst steigern sich, und von der Ilias zur Odyssee ist eine Entwicklung erkennbar, die beredter als alles andere die Einheit Homers verkündet." So wird er nicht müde, gegen die, welche anderer Ansicht sind, zu polemisieren. Er redet von der Zersetzungswut der Kleinen und wirft die Frage auf: „Wird man endlich einsehen, dafs auch der

Stern Homer nicht aufzufassen ist als die mechanische Meteoritensammlung zahlloser Homeriden?" Er nennt sie bewufste Werke einer einzigen Künstlerpersönlichkeit. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend erklärt der Verfasser im letzten Abschnitt, wo er von Homer in der Schule handelt, das philologische Element müfsten wir gründlichst entfernen, wenn der vielleicht gröfste Dichter aller bisherigen Kulturen uns wieder gerettet werden solle. Für den Homerunterricht macht er den Vorschlag, erst sollten die Kulturbilder, die das Pelasgische und Altgriechische andeuteten, dem Schüler vertraut sein, erst sollte die Anlage des ganzen Werkes ihm klar sein, die Komposition des einzelnen Gesanges; dann erst sollte man anfangen, die Gedichte zu lesen; auch müfste Homer der letzte griechische Autor sein, den das Gymnasium durchnähme. Mit dieser Ansicht kann ich mich in keiner Weise einverstanden erklären, und wie ich bestimmt weifs, die meisten Lehrer an unseren Gymnasien. Es ist wohl nicht nötig, dies genauer zu begründen.

Die äufsere Ausstattung ist gut. Beigegeben sind zehn Abbildungen (die Büste des Homer in Neapel, der Kampf bei den Schiffen nach einem griechischen Vasenbilde in München, die Hochzeit des Zeus und der Hera, Metope vom Heratempel in Selinunt, die Statue der Penelope im Vatikan, Menelaos mit der Leiche des Patroklos, Marmorgruppe in Florenz, das griechische Relief, auf welchem Odysseus von Eurykleia bei der Fufswaschung erkannt wird, die im Britischen Museum befindliche Apotheose Homers, Faksimiles von je einer Seite aus zwei Homerhandschriften, endlich Rafaels vatikanisches Gemälde; der Parnafs).

Magdeburg. **E. Eberhard.**

242) **Udalricus de Wilamowitz-Moellendorff, Callimachi Hymni et epigrammata** tertium edidit (U. d. W.-M.). Berolini apud Weidmannos, 1907. 68 S. 8. ℳ —.85.

Über diese neue Ausgabe, welche die letzte von Wilamowitz selbst veranstaltete sein soll, kann ich mich kurz fassen, da sie einen im ganzen unveränderten Abdruck der vor zehn Jahren erschienenen zweiten Auflage darstellt. Es bedarf keines Hinweises, dafs die jüngsten Forschungen gebührende Berücksichtigung gefunden haben und die allerdings nur äufserst spärlich fliefsenden neuen Quellen sorgsam ausgeschöpft sind. Der Gewinn für den Apparat war freilich gleich Null, am meisten enttäuschten die in einem Amherstpapyrus überlieferten Scholienreste zum Artemishymnus. Nicht

erwähnt finde ich das aus El Fayûm stammende, jetzt im Museum zu Alexandrien befindliche Papyrusblatt, das Bruchstücke aus dem Hymnus auf Delos enthält und von Botti im Bull. de la soc. archéol. d'Alex. veröffentlicht ist: ob man aus dem Schweigen des Herausgebers auf die Wertlosigkeit auch dieses Stückes schliefsen darf, oder ob es ihm wegen seiner ungünstigen Publikationsgelegenheit — jene Zeitschrift ist auch auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin nicht aufzutreiben — unbekannt geblieben ist, kann ich nicht entscheiden. Wichtig ist die Beobachtung, dafs Callimachus, der sonst ein ὁμηρικώτατος ἀνὴρ in sprachlicher Beziehung ist, im 5. und 6. Hymnus 'patrio sermone usum esse leviter tantum ad Homeri usum temperato'. Dadurch wird, wie ich glaube, der von vielen gebilligten Hypothese Legrands, Rev. des étud. anc. 1901, S. 281 ff., dafs diese beiden Gedichte Buchhymnen seien, jede Stütze entzogen, man wird vielmehr zu der früheren Ansicht, dafs man es hier mit Gelegenheitsgedichten zu tun habe, zurückkehren müssen. Zum Schlufs noch einige Einzelheiten. Wenn W. III 52 οὐρείοισιν vorschlägt, so gebührt die Priorität für diese Konjektur Kuiper, Stud. Call. I 61. Ich halte Meinekes 'Οσσαίοισιν (Hss.: ὀσσείοισιν) für besser, namentlich im Hinblick auf die eigenartige Vorliebe des Dichtergelehrten für den Gebrauch signifikanter Eigennamen statt allgemeiner, abgeblafster Epitheta. Richtig überliefert scheint mir v. 56 αὐτῶν τε, das W. in αἰρῶν τε ändert, — wenig ansprechend, da βαρὺς στόνος kaum vom Hammer, sondern nur vom ἄκμων gesagt sein könnte. Gemeint ist hier aber offenbar das Keuchen der schwer arbeitenden Kyklopen. Den als locus desperatissimus verrufenen Vers 79 im Zeushymnus glaube ich im Rhein. Mus. 57, 460 ff. hinlänglich gesichert zu haben und halte auch heute noch trotz des Widerspruchs von Sitzler und Cessi an der Ansicht fest, dafs diesem Verse, in dem das ganze Gedicht gipfelt, nur durch Interpretation beizukommen ist, nimmermehr aber durch gewaltsame Eingriffe philologischer Heilkunst.

Marburg i. H. **Gustav Wörpel.**

---

243) **Gustav Schneider, Platons Philosophie** in ihren wesentlichen Zügen durch ausgewählte Abschnitte aus seinen Schriften dargestellt. (Grottbufs, Bücher der Weisheit und Schönheit.) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, o. J. 196 S. 8. geb. ℳ 2.50.

Das Buch stellt den Versuch dar von Platons Persönlichkeit und Lehre ein möglichst abgerundetes Bild zu geben durch Heraushebung der

philosophisch bedeutsamsten Abschnitte seiner Werke und erläuternde, zusammenfassende und überleitende Darlegungen des Herausgebers. Es setzt mit einer knappen und guten Darstellung der Hauptlehren der Vorsokratiker und des Wesens der Sophistik ein, um dann Platons Lehre auf dem engen Raum von 12 Seiten zur Anschauung zu bringen. Ausgehend davon, dafs Sokrates nur als Gegenpol der Sophistik verständlich ist, wird uns zunächst diese in charakteristischen Proben aus dem Protagoras und Gorgias vorgeführt; alsdann erst die sokratisch-platonische Lehre: ihre sittlichen Ausgangspunkte und Ziele, die Lehre von den Ideen, das Verhältnis der Menschheit zu Gott, das Schicksal der Seele nach dem Tode, einiges wenige aus der platonischen Staatslehre. Ein dritter Abschnitt sucht im platonischen Sokrates das Bild des Idealmenschen zu zeichnen und führt ihn uns zunächst in der Charakterisierung des Alkibiades im Symposion, dann in seiner Verteidigung vor den Richtern, seiner Weigerung zu fliehen und endlich in seinem sieghaften Tode vor.

Man wird den Darlegungen des Verfassers durchaus das Zeugnis geben, dafs sie ein reifes Studium und ein sicheres Gefühl für das beweisen, was aus Platons Philosophie in der Gegenwart noch wirksam und lebenskräftig ist. Aus diesem Gesichtspunkt ist auch die Auswahl der aufgenommenen Texte zu verstehen. Um eine Klarlegung der Entwicklung in Platons Lehre war es dem Verfasser nicht zu tun, sonst hätte er die grofsen Werke der letzten Periode mehr heranziehen müssen, die freilich vom Gegenwartsstandpunkt betrachtet geringeren Wert haben. Dazu erscheint in einem gewissen Widerspruch die Vorliebe für den Timaios, dessen dogmatisch-phantastischen Aufstellungen ein vielleicht zu breiter Raum gegönnt ist. Wünschenswert wäre gewesen, dafs Platons stilistische Kunst und die Sokratische Methode in einem eigenen Kapitel gewürdigt worden wäre. Die Übersetzung der Texte ist durchaus korrekt und anerkennenswert fliefsend.

Ein Werk wie das unsrige ist nicht für den Philologen im engeren Sinn geschrieben, dem es im ganzen nur, soweit er von anderen Studiengebieten herkommt, eine erste Einführung zu bieten vermag; doch wird er ihm in hohem Grade freundlich gegenüberstehen; erweist es sich doch als wertvollen Beitrag zu der gerade in der Gegenwart so dringenden Aufgabe den weitesten Kreisen den Sinn für die unendliche Fülle ästhetischer Schönheit und sittlichen Adels, die die Antike bietet, und damit für die dauernde Berechtigung ihres Studiums zu erschliefsen.

Aschaffenburg. **J. Jakob.**



244/246) **Adolf Lange, Auswahl aus Vergils Äneis.** Nach den Bestimmungen der neuen Lehrpläne für den Schulgebrauch herausgegeben. I. Teil: Einleitung, Text, Verzeichnis der Eigennamen. VIII u. 170 S. 8. Vierte Auflage. ℳ 1.80. — II. Teil: Anmerkungen. 123 S. 8. ℳ 1.60. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906.

Julius Sander, Vergils Äneis in Auswahl. Mit einer Karte. Leipzig, G. Freytag, 1896. L u. 226 S. 8. ℳ 1.50.

— **Schülerkommentar zu Vergils Äneis in Auswahl.** Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky, 1906. 171 S. 8. ℳ 1.50.

Es ist ein erstaunlicher Beweis für Virgils Prophetengabe, dafs er seine Äneis nach den Bestimmungen der Preufsischen Lehrpläne und Lehraufgaben vom Jahre 1891 zugeschnitten hat. Diese verlangen bekanntlich, dafs die Lektüre der Äneis „in sich abgeschlossene Bilder biete und einen Durchblick durch das ganze Werk ermögliche". Daher kommt es denn, dafs jedes Buch der Äneis nicht blofs ein einheitliches Ganzes bildet, sondern auch eine Galerie in sich abgeschlossener Bilder enthält, die sich in bunter Mannigfaltigkeit aneinanderreihen. Daher kommt es ferner, dafs Proömien, Weissagungen und andere Mittel so manchen „Durchblick durch das ganze Werk" ermöglichen. So gut nun auch Virgil seine Sache gemacht hat, so hat man es doch für nötig gehalten seine Äneis noch besser den oben genannten Forderungen anzupassen. Aufser Lange und Sander haben die Aufgabe, aus Virgils kunstreichem Gewebe ein Sekundanerröcklein zurechtzuschneidern, jeder nach seiner Weise zu lösen versucht: Th. Becker, Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1894/95; P. Deuticke, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1895; M. Fickelscherer, Leipzig, B. G. Teubner, 1895/6; J. Werra, Münster, Aschendorffsche Buchhandlung, 1896. Wir beschränken uns hier auf die Besprechung der beiden an der Spitze dieses Aufsatzes genannten Auszüge lediglich aus dem Grunde, weil sie die Jahreszahl 1906 auf dem Titelblatte nennen, Sander allerdings nur im Kommentar und auch hier ohne ersichtliche Berechtigung.

Langes erster Teil sieht noch ebenso aus wie in der ersten Auflage, wo er der einzige war. Auf S. 1 der Einleitung haben die leeren Salbentöpfe der Rhetoren immer noch keine Gänsefüfschen, auf S. 13 stürzt Dido sich immer noch ins Schwert, und Juno verleitet Askanius, „den Lieblingshirsch des Oberhirten des Latinus zu erlegen". Die Auswahl des

Textes, so sorgfältig sie gemacht ist, zeigt deutlich das Mifsliche jeder Auswahl. Retardierende Szenen haben dem Prinzip des Durchblicks zuliebe fallen müssen, darunter vielgepriesene Prunkstücke; so im ersten Buche Jupiter und Venus, Äneas unsichtbar zu Karthago im Junotempel, die Galatafel im Palast. Auch zwei ganze Bücher sind geopfert, das fünfte mit allen seinen Kampfspielen und das achte „zusamt dem festen Schilde". In den Angaben über den Inhalt der ausgelassenen Stücke hätten kleine Ungenauigkeiten beseitigt werden können. Palinurus ertrinkt nicht, wie auf S. 77 angegeben, sondern wird von Strandräubern erschlagen; der Turm (S. 116) bricht nicht zusammen, sondern stürzt um; die trojanischen Schiffe (S. 117) sind nicht „in Brand gesteckt", sondern Turnus hat es nur versucht.

Dem Textbändchen, welches zum vierten Male seine Wanderung antritt, schreitet jetzt zum ersten Male als blühender Genofs zur Seite ein Kommentar. Von diesem kann man nicht sprechen, ohne ins Zitieren zu geraten, denn er zitiert so fleifsig deutsche Dichter, dafs es ordentlich ansteckend wirkt. Auf S. 7 ist Schiller, Goethe, Uhland, Bürger, Lenau, Heine, Kleist mit zusammen 13 Anführungen vertreten. Glücklich der Sekundaner, der im Hopf und Paulsieck von Sexta bis Tertia sich eingelesen hat, denn diesen Lesebüchern sind sie meist entnommen! Manche wirken mehr störend als aufklärend. So wird S. 27 zu rotarum lapsus aus Otto der Schütz angeführt: „Er schüttelt ab des Schlummers Stocken", und auf S. 50 zu barundo im Sinne von Pfeil eine Stelle aus Geibel, wo Rohr für Flinte gesagt ist. Wenn zu II 265 somno sepultam aus der Jungfrau v. O. angeführt ist: „als alles um mich her in tiefem Schlaf begraben lag", so stand derselbe Fehler (mich statt dich) auch in den früheren Auflagen der Bibl. Gothana; wenn Goethes Klärchen „Hangen und Bangen" in den Mund gelegt wird, wie hier auf S. 48, so ergibt das eine Tautologie zu „schwebender"; Goethe hat „langen" geschrieben. Um Raum zu sparen, werden die Dichtungen äufserst kurz bezeichnet; „Schill. Tauch." wird dem Sekundaner bald geläufig, aber „Schill. Erw." gibt ihm ein Rätsel auf. „Die Erwartung" ist gemeint. Mit dem Inhalt der Erklärungen können wir uns in vielen Fällen um so bereitwilliger einverstanden erklären, als wir es ähnlich in der Bibl. Gothana gelesen zu haben glauben. Aber auch hier wird der Schüler aus Raummangel oft ratlos gelassen; zu I 30 reliquias Danaum wird ihm nur die kurze Auskunft: im D. Relativsatz mit entsprechendem Verb, und

zu III 464 aurogravia sectoque elephanto gar nur ein Zitat aus Mosen, Heinr. d. Löwe. Metrische Besonderheiten wie in diesem Verse scheinen überhaupt nicht berücksichtigt zu werden. Ja, der Raum ist knapp im Kommentar und die Portionen oft knapp zugeschnitten; es wird einem zumute wie in einem Automatenrestaurant. Einen wahren Rekord der Knappheit aber stellen die zehn Vorbemerkungen (abgekürzt Vb.) auf, welche die sprachlichen Eigenheiten des Dichters behandeln, nur dafs der Name Vergil zehnmal genannt wird. Druck und Ausstattung beider Bändchen sind vortrefflich.

Ganz im Gegensatz zu der zugeknöpften Manier Langes wendet Sander sich in herzlichem Biederton an seine „jungen Freunde“, ermahnt sie Homer, Scheffels Ekkehard und andere schöne Sachen zu lesen und plaudert behaglich über mancherlei mit ihnen, über Mapheus Vegius, Lactantius, Timäus, über Bismarcks „Monarchisch bis in die Knochen“ und Goethes „Verzahnungen“, bis er auf S. L ausruft: „Doch nun an die Arbeit selbst!“ In der Auswahl des Textes werden alle zwölf Bücher beinah über denselben Kamm geschoren, so dafs auf jedes durchschnittlich etwa 15 Seiten kommen. Die deutschen „Überleitungen“, welche den Inhalt der ausgelassenen Stücke angeben, sind sehr erbaulich zu lesen, z. B. auf S. 82: „Da sprang ihnen mit wütendem Gebell aus drei Schlünden der Cerberus entgegen.“ Das Namenverzeichnis bebt auf S. 302 vor der Pluralform „Munden“ nicht zurück, obgleich der Schülerkommentar zu IV 195 mahnt: „meide tunlichst den Plural.“

Dieser, nämlich der Kommentar, war als „Erste Auflage (zweiter Abdruck)“ schon 1903 bezeichnet. Man sieht also nicht, was die Zahl 1906 will, wenn sie sich nicht etwa auf den veränderten Einband bezieht. Die Anmerkungen zu den ersten Versen sind zu kleinen Abhandlungen angeschwollen; wer sich durch diesen Berg von Hirsebrei durchgegessen hat, der kommt in das Schlaraffenland, wo in den Bächen der Wein mannigfacher Erkenntnis fliefst, und wo dem Schüler auch nicht selten gebratene Tauben, nämlich Übersetzungen heikler Stellen, in den Mund fliegen. Sie werden aber nicht alle nach jedermanns Geschmack sein: stridens aquilone procella „die heulende Nordbö“, rimis fatiscunt „sie erleiden Leck auf Leck“, collectasque fugat nubes „er sammelte die Wolken, verscheuchte sie dann“, rapuitque in fomite flammam „er erfafste in diesem Zündstoff schnell die helle Flamme“, qui tanti talem genuere parentes „welche Eltern haben sich in dir eine solche Toch-

ter gezeugt", feta armis „die da Waffen gebären sollte", concretos sanguine „von Blut geronnen", exultantque vada „und es heben sich die Watten schnell", vertice celso „mit steilem Wipfel", dum desaevit „so lange sich noch abtoht" usw. Von Parallelstellen deutscher Dichter ist nur sehr selten Gebrauch gemacht, dagegen oft ganz zweckmäfsig die Etymologie, die ja auch auf poetischer Tätigkeit beruht, herangezogen.

Der Druck ist auch hier zu loben, von dem beigegebenen Kärtchen schweigt man besser.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

247) **Norman Wentworth de Witt, The Dido Episode in the Aeneid of Virgil.** (Diss. d. Univ. Chicago.) Toronto, William Briggs, 1907. 78 S. 8.

„Nur der Geschmack geniefst, was die Gelehrsamkeit pflanzt", diese Worte Schillers fühlt man sich versucht anzuwenden auf das erste Kapitel der Chicagoer Doktordissertation, welches das Emporkommen der erotischen Dichtung von den schüchternen Anfängen bei Homer bis zu den Zeiten der Alexandriner und ihrer römischen Nachahmer darstellt, wo der kleine Flügelknabe das Pantheon der gröfseren Götter verdrängt zu haben schien. Schwerer wird es uns, dem Verfasser im zweiten Kapitel zu folgen, wo er den Lehrstuhl des Aristoteles besteigt und der erotischen Dichtung oder, wie es nachher bestimmter heifst, der tragischen Liebesgeschichte ihre Gesetze schreibt. The aim of tragedy is to present a picture of pity and terror, the effect of the tragic erotic story is to move our pity and tears. (Chicago scheint gegenwärtig seine Wertherperiode durchzumachen: auf S. 42 erscheint auch, ganz wie schon bei Glover, St. Augustin, welcher wept over poor Dido, who killed herself for love.) An erotic poem, heifst es weiter auf S. 18, has several parts, nämlich: the prologue, the enamourment, the progress and fruition of love, the desertion including a parting scene, the curse and death. Leider finden sich nur in der Didoepisode alle diese Stücke vereinigt vor, wie de W. selbst bekennt. Kapitel III sucht im Gegensatze zu Glover und Heinze darzutun, dafs Äneas, the great cold hero, Dido nicht geliebt habe, das vierte Buch also eher a triumph of piety over pity than of piety over love darstelle. Man sollte meinen, das Verhalten des Äneas sei mit

genügender Klarheit dargestellt; wenn etwas im vierten Buche der Aufklärung bedürfte, so wäre es das Verhalten der Juno, der Schutzgöttin der Ehe und Karthagos, die sich doch hergibt zu etwas, was de W. a mockery of marriage nennt. Das vierte Kapitel behandelt die Didoepisode als Tragödie, das fünfte ihr Verhältnis zu den Argonautika, das sechste ihre Abhängigkeit von der Ariadneepisode bei Katull. Der Verfasser versucht auch diesen so oft behandelten Gegenständen neue Gesichtspunkte abzugewinnen, so glaubt er das musterhafte Verhalten Amors gegen seine Mutter auf die Pietät des Dichters gegen seinen Vater zurückführen zu können (S. 57). Die geschmackvollen Ausführungen würden sehr gewinnen, wenn de W. sich nicht so oft wiederholte und sich ein wenig den Dichter zum Muster nähme, von dem er auf S. 46 sagt: Virgil tells us much by his silence. Keine Iris erscheint, von Juno gesendet, um durch einen raschen Schnitt Erlösung zu bringen; langsam entschwindet der Geist in dem Register erotischer Ausdrücke, welches das siebente Kapitel aus Virgil und Katull zusammenstellt. Für die Erklärung einzelner Stellen fällt nur wenig ab. Verblüffend darunter ist die Erklärung von ferae w. 551, worunter man bisher immer ein wildes Tier verstanden hat. Hier werden wir auf S. 23 belehrt, daſs gemeint ist eine huntress, who lives on the mountains following the chase, so daſs also Kamilla Didos Ideal gewesen wäre. We are too familiar with the frontiersman in America to fail to recognize his type. Da ist denn freilich nichts zu machen.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

248) **H. W. Garrod, P. Papini Stati Thebais et Achilleis** recognovit brevique adnotatione critica instruxit (H. W. G.). Oxonii e typogr. Clarendoniano. Londini apud Henr. Frowde, o. J. [1906]. XII S. u. 24½ Bogen. 8.

Der wissenschaftliche Wert dieser Ausgabe, die zu der Bibliotheca Oxoniensis gehört, besteht in der Vergleichung und Heranziehung des codex olim Dovoriensis und des Philippicus (N) aus dem 10. oder 11. Jahrhundert, sowie in der Achilleis des ebenso alten Etonensis. Noch gebührt dem Herausgeber das Verdienst, dem Puteaneus in vielen Fällen gefolgt zu haben, wo besonders Kohlmann die Handschriften zweiten Ranges vorgezogen hat. Da Garrod mehrere von diesen aus seiner brevis adnotatio

fortläfst, so hat sie dadurch in praktischer Hinsicht nur gewonnen und somit der Existenz der Ausgabe die eigentliche Berechtigung gegeben.

Für eine abschliefsende Rezension müfste der Puteaneus neu verglichen und genau studiert werden, aber auch alle übrigen Handschriften soll der Kritiker kennen, nicht nur die ältesten. Vor allem aber mufs noch konsequenter **P**, unus omnium optimus, den Ausschlag geben. Das sieht jeder ein, der sich in die Schilderungen und fein ausgemalten Situationen der Gedichte versetzt; für eine flüchtige Durchmusterung ist Statius gar nicht geeignet. Auch mufs man bei seinem Texte allerlei Vermutungen noch mehr zurückhalten als Garrod es getan hat.

Der interessanteste Einfall von Garrod (oder Phillimore) ist der, dafs die deterior recensio als eine ältere Abfassung von Statius selbst herabstamme. Da sollte man es doch mit allen Kräften versuchen, diesen hochwichtigen Bestandteil auszusondern, wozu aber Garrod keinen Anlauf genommen hat. Die ganze Frage kann nur mit stetiger Rücksicht auf ähnliche Fälle bei anderen Schriftstellern erledigt werden, wenn erst die paläographische Begründung der Annahme überzeugend ist, was hier kaum der Fall ist; vgl. Praef. S. I, II die kurzen Andeutungen und S. VIII die ebenso leichte Beweisführung.

Von den eigenen Emendationsversuchen, die Garrod in den Text gesetzt hat, kann ich nur wenige billigen, etwa VII 176 *eligis* aus Lact. VIII 40 *quin*, P -que in; IX 766 *ile*, P ilia. Die unsicheren, unnötigen oder gar schlechten Textänderungen von G. selbst sind leider stark überwiegend I 72, 460; II 251, 638; III 163, 231; IV 66, 501, 717; V 20 f., 135, 308, 531 (*speris* doch ansprechend), 691 f.; VI 177 ff. (fünf Korrekturen), 519, 640 (*rara* codd. sehr fein), 829; VII 692; VIII 236 (Ellis besser, wenn nötig), 463, 647; IX 23, 71 (*Pallas et* doch bestechend), 879; X 3 f. (drei "scripsi"), 26, 236, 375, 441, 933 (*questus* doch beachtenswert); XI 165 (*pacem et pia iura tegentem* zweideutig, wenn nicht ganz undeutlich), 592 (*solis*); XII 98 (*ferrum* in P aus *regum* leicht erklärlich), 232 (*sed* mag erwähnt werden). Druckfehler ist wohl III 214 *acervat* für *acerbat*. Aus Achilleis habe ich mir folgendes notiert: I 461 (*diffusa* codd. ganz gut), 490 (*ad fulmina* möglich), 498, 516 (*torpens* deutliche Verschlimmerung), 676 (noch schlimmer), 753 (*aure* hier unmöglich), 754 (keine Verbesserung).

Vermutungen in den Noten schaden ja weniger. Garrod selber liefert z. B. nur zu Ach. I wenigstens 15, viele ganz unnötig oder verunglückt,

wie 146, 233, 371, 457, 462, 563, 811, 903 (*tuis* codd. ist gerade die Spitze des Gedankens), 931 (doch nicht!), 931 (zwei Einfälle). Besser sind I 176 *bifido* und 712 *paremus*, aber unsicher.

Seinen Vorgängern oder Mithelfern ist Garrod selteuer auf unsicheren Pfaden im Texte gefolgt, wie Achill. I 348 *tumet* und aus Theb. z. B. II 135; III 16; IV 322; lieber III 47 nach Ellis *adegit*. Achill. I 661 und 781 sind nicht einmal mit Klammern im Texte möglich. Bisweilen hat in Achill. der Etonensis den Herausgeber irregeführt, wie I 506, 800, 891; II 31; auch P, wie I 155 *timide* und 157 (not.); Theb. II 126 und III 163. Weit öfter aher hätte ich die Lesung oder Verbesserung enger an P angeschlossen, besonders in der Achilleis; ich nenne nur die einfachsten Fälle I 97, 513 f., 723 f. Die nähere Begründung meiner in dieser kurzen Anzeige ausgesprochenen Ansichten werde ich vielleicht anderswo gehen.

Die Noten sind von löblicher Kürze (doch nicht zu Ach. I 73, 199, 326, 374, 434 u. dgl., auch nicht zu Theb. IX 454!), undeutlich zu Ach. I, 25; I 91 und 513 (codex mens?), 761, 835, 397 und 674. Die Signa *L* und *Ll* stehen erst in den Addenda. Im ganzen macht die Ausgabe einen korrekten, sorgfältigen, guten und gefälligen Eindruck, und wie ich angedeutet habe, sie ist jetzt, mit den genannten Einschränkungen, die brauchbarste.

Helsingfors. **F. Gustafsson.**

---

249) **Rudolf Schneider, Bellum Africanum.** Herausgegeben und erklärt (von R. S.). Mit zwei Karten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905. VIII u. 158 S. 8. *M* 2.20.

Die Schicksale dieser pseudo-cäsarianischen Schrift in jüngster Zeit sind wunderlich genug. Im Jahre 1888 veröffentlichte G. Landgraf seine Untersuchungen zu Cäsar und seinen Fortsetzern, worin er unter anderem C. Asinius Pollio als den Verfasser des Tagebuches über das Bell. Afr. nachgewiesen zu haben glaubte. Ein Jahr darauf erschien hei Teubner unter dem Titel 'C. Asini Polionis de bello Africo commentarius' diese Schrift mit einem ausführlichen kritisch-exegetischen Apparat von niemand geringerem als von E. Wölfflin und dem jetzigen Krakauer Univ.-Prof. Adam Miodónski. Der Text wurde in eine gewisse Parallele zu den bei Cic. ad fam. X, 31—33 enthaltenen Briefen des echten Pollio in Beziehung gebracht und danach die Handschriftenfrage gelöst. Es hat sich

aber gezeigt, dafs eine Autorfrage lediglich auf Grund des sprachlichen Materials nicht zu lösen ist. Das war die grofse Lehre des lebhaft genug geführten literarischen Kampfes zu Beginn der 90er Jahre.

Als dann B. Kübler an Stelle der Dinterschen Ausgabe eine neue Ausgabe des Corpus Caesarianum bei Teubner begann, behielt sich Wölfflin das Bell. Afr. (1896) vor, ‚non ut novis coniecturis libellum emendarem', wie er in der praefatio sagt, ‚sed ut, quae in editione mea (Lips. 1889) minus recte administraveram, et usu edoctus et novis subsidiis instructus ipse corrigerem'. Es war das eine völlige Umkehr zur konservativen Kritik. Die Autorfrage blieb aber ungelöst. R. Schneider hat sie auch nicht gelöst. Allerdings hat er aber den Text auf Grund sorgfältiger Neuvergleichungen (T V F U von Meusel, S von Wölfflin und Rostagno, W von Wölffin) zu rekonstruieren, d. h. ihn der geläufigen Redeweise durch Aufnahme eigener und fremder Konjekturen anzupassen versucht und auf diese Art so manche bisherige Sonderbarkeiten eliminiert. So wird die eine von den zwei postquam-cum-Stellen so gelöst: L 4 ‚Caesar postquam equitatu ante praemisso inscius insidiarum cum <legionibus> ad eum locum venisset', nicht übel, wenn man zur Vergleichung heranzieht XCI 4: ‚Postquam Iuba ante portas diu multumque primo minis pro imperio egisset *cum Zam*ensibus'; allein die zweite Stelle XL 5 wird mit Wölfflin in der kommentierten Ausgabe so ediert: ‚Postquam Scipione eiusque copiis campo collibusque exturbatis atque in castra compulsis [cum] receptui Caesar cani iussisset', obwohl auch hier eine Heilung in der Art versucht werden könnte, dafs man etwa cum <vi> läse. Man vgl. dazu allenfalls XCIV 1 ut *cum* virtute interfecti esse viderentur. Man könnte auch daran denken, dafs in postquam vielleicht post iam stecke. Anhaltspunkte bietet die handschriftliche Überlieferung in XVIII 5 und besonders XXXVIII 1. — 37, 1 schreibt Schneider: naves, exoneratas (codd. sex onerarias) statim iubet — ad reliquum exercitum transportandum proficisci. In der lect. var. bemerkt er nur, dafs die aufgenommene Konjektur von Wölfflin stamme. Offenbar hat er sich da die Bemerkung Wölfflins zur Stelle auch zu eigen gemacht, die Zahl 6 sei zu klein und dann ‚mirum sane esset, si Caesar ad arcessendas legiones naves onerarias misisset'. In 53, 1 aber wird erzählt von ‚legiones duae, X et VIIII, ex Sicilia navibus onerariis profectae'. Zum mindesten hätte also diese Stelle bei der Behandlung der erst genannten zur Vorsicht mahnen sollen.

Eine reichliche Beibringung von Parallelen aus dem Corpus Caesa-

rianum, aus Cic., Liv. u. a., und eine Fülle von Beobachtungen sorgt dann bewufsterweise für die Charakterisierung der sprachlichen Seite unserer Schrift, wofür schon Wölfflin in seiner ersten Ausgabe, allerdings unter dem Gesichtswinkel der Polio-Autorschaft, Bedeutendes geleistet hat. In der lectionum varietas sind mir Verschiedenheiten zwischen manchen Angaben aus dem cod. V u. dem, was ich in einer Kollation dieses Cod. (Cäsars Bürgerkrieg, das bell. Alex. usw., Czernowitz, 1903, Progr.) veröffentlicht habe, aufgefallen. Ich würde das nicht erwähnen, weil Sch. selbst bemerkt, dafs er die gewöhnlichen orthographischen Fehler der Handschriften und die Abkürzungen nicht aufgenommen habe. Indes ein Blick in das Leseartenverzeichnis belehrt sofort, dafs er hier zum mindesten nicht konsequent vorgegangen ist. Und doch wäre peinliche Genauigkeit auch in kleinen Dingen, wie ich das schon öfter betont habe, in vielfacher Hinsicht von nicht zu unterschätzendem Vorteil. Ich will nur einige wenige Fälle hersetzen, die alle nochmals der Sicherheit wegen eingesehen wurden: c. IX, Z. 5 hat auch V frumtatūq; ‚tat' in|ras., q; vielleicht von 2. Hand; X, Z. 1 leptī nicht leptim, ebenso IX, Z. 1; — X, Z, 7 exercitū; LX, Z. 6 terciā, nicht tertiam; ih. Z. 1 collocata statt conl..; Z. 6 collocaverat nicht conl..; richtig ist dagegen Z. 8 ‚collocaverat π S' ausgeworfen; ebenso heifst es z. B. LIV, Z. 28 inponendos nicht imp. u. ä. Das sind freilich rechte Kleinigkeiten.

Wichtiger scheinen solche Fälle wie z. B. c. I, Z. 4 ęque, nicht eques oder dafs LI Z. 6 eius nach ‚sinistrâque' fehlt. Endlich fehlen vielfach Hinweise auf Rasuren, andere Tinte und andere Hände. Schn. hat eben auf meine Kollation, wie es scheint, ebensowenig Bezug genommen, wie auf meine Veröffentlichung von Vielhabers Notizen zum Bell. Afr. in ZföG. 1892, 977 ff. Er hätte da manche Anregung finden können, auch solche, die er ex suo oder aus fremdem Besitz beigebracht hat.

Noch eine Kleinigkeit. Zu XVI 3 steht im Texte circumspicere iam und im Kommentar liest man c. omnes; L 3 fehlt zu [subito-ostenderet] die Notiz, von wem die Klammer herrührt. Von den nicht wenigen Druckfehlern erwähne ich nur einige unangenehmere, wie etwa p. 30 condocefacerat (Anm.), LXXVII, Z. 5 ‚esset' für ‚essent', Z. 11 ‚eum' für ‚cum' und LXXXXII Z. 10 ‚perlata' für ‚-to'. Doch das alles ist Kleinkrämerei im Vergleich zu dem Schönen und Trefflichen, was da von Schn., wie es ja von ihm nicht anders zu erwarten stand, geleistet worden ist.

An den kommentierten Text reiht sich eine „Liste der Namen" mit

Stellennachweisungen, dann ein „Verzeichnis der Anmerkungen“, orthographischer, semasiologischer und exegetischer Art, ferner eine „Zeittafel“ und überdies drei Exkurse und zwar „Chronologische Beilage“ zu V (nicht 3) 1 (dabei sei notiert, dafs im Vindob. zwar et die fehlt sed spatio unius litt. rel.), „Das Gefecht bei Ruspina“ und „Die Schlacht bei Thapsus“, endlich eine Notiz über die Handschriften.

Die Ausgabe wird dem eingehenden Studium der Fachgenossen angelegentlich empfohlen.

Wien. **A. Polaschek.**

---

250) **J. Rosenberg, Phönikische Sprachlehre und Epigraphik.** Wien und Leipzig, A. Hartleben, o. J. VIII u. 173 S. 8. geb. ℳ 2 —.

Der Verfasser hat für Hartlebens „Bibliothek der Sprachenkunde“ schon verschiedene andere semitische Idiome bearbeitet. Ohne Anspruch auf selbständige Förderung der Wissenschaft zu erheben, beabsichtigt er durch seine Veröffentlichungen die Kenntnis der von ihm behandelten orientalischen Sprachen zu popularisieren. Man kann diese Bestrebung nur billigen, und wenn auch nicht jeder mit dem Gebotenen in allen Punkten übereinstimmen wird, so mufs man doch zugeben, dafs die kleinen Bücher, in der richtigen Weise benutzt, recht anregend wirken und sogar ernsteren Studien den Weg bahnen können. Die vorliegende Phönikische Sprachlehre und Epigraphik enthält zunächst ein Kapitel über Land und Leute im ehemaligen Phönikien. Dann folgt eine Grammatik, die bei dem Benutzer einige Kenntnis des Hebräischen voraussetzt, da auf diese Sprache fortwährend Bezug genommen wird. Leider wird dabei als Typus immer noch das undurchsichtige פעל verwendet, von dem sich die semitische Sprachwissenschaft doch eigentlich längst losgesagt hat. Recht praktisch ist in der Grammatik die reichliche Verwendung phönikischer Drucktypen mit lautlicher Umschrift. In dem zweiten, „Epigraphik“ betitelten Hauptteil des Buches findet man zunächst eine auf Lidzbarski zurückgehende orientierende Skizze, ferner eine Bibliographie der Fachliteratur und endlich eine 53 Seiten füllende Chrestomathie phönikischer, punischer und neupunischer Inschriften mit durchgehender Transkription, Übersetzung und Sacherklärung. Den Schlufs des Buches bilden einige Schrifttafeln.

---

251) **O. Kern, De epigrammate Larisaeo commentariolus.** Rostock, Adler, 1906. 7 S. 4.

Die Abhandlung, die O. Kern der Beglückwünschung der Universität Greifswald zur 450jährigen Feier ihres Bestehens durch die Universität Rostock beigibt, hat ein von Demetrios Philios zu Larisa in Thessalien aufgefundenes, bis jetzt noch nicht veröffentlichtes Epigramm zum Gegenstand, das aus dem Distichon:

οὐδενὸς ἐκ θνα[τοῦ] Μελία [Ζα]νὸς δ' ἐλόχευσα
χάρμα Πελασγιάδαις Αἵμονα γειναμένα

besteht. Es findet sich auf einer Basis, die ursprünglich die Statue der Melia mit dem kleinen Hämon auf dem Arme getragen zu haben scheint. Wir lernen daraus, dafs die Bewohner des Pelasgischen Larisa ihr Geschlecht auf Zeus und die thessalische Nymphe Melia zurückführten. Hämon ist der Heros Eponymos Hämonias, des alten Namens für die thessalische Pelasgiotis, der später auf ganz Thessalien ausgedehnt wurde. Den Hämon selbst hält der Verfasser für eine Erfindung der Alexandriner. Die in dem Epigramm erwähnte Sage ist uns bis jetzt anderweitig nicht bekannt; eine Andeutung findet sich nach dem Verfasser bei Valerius Flaccus Argonaut. IV 118 f.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

252) **Heinrich Wolf, Die Religion der alten Griechen.** (Gymnasialbibl., herausgeg. von Hugo Hoffmann. 41. Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann, 1906. 108 S. 8. ℳ 1.50.

In dem zur Besprechung vorliegenden Hefte der Gymnasialbibliothek versucht Verfasser, sich möglichst auf das beschränkend, was im Rahmen der Gymnasiallektüre liegt, ein Bild der grofsartigen Entwicklung zu entwerfen, welche die Religion der alten Griechen durchgemacht hat.

Zu dem Zwecke schildert er zunächst, wie die Griechen von einem fast unbegrenzten Polytheismus, der sich u. a. in den Vorstellungen von Augenblicks-, Sonder- und persönlichen Göttern widerspiegelt, sich zu der Verehrung von wenigen höheren Göttern erhoben haben. Indem er sodann den Zusammenhang zwischen Religion, Mythus, Sage und Dichtung untersucht, weist er nach, wie überall der Heldensage religiöse Vorstellungen zugrunde liegen, wie das Leben und das Sterben, überhaupt die grofsen Vorgänge der Natur, im Mythus ihren Ausdruck finden, wie Homer und Hesiod den Hellenen ihre Theogonie geschaffen und welche religiösen

Anschaunngen und sittlichen Probleme die attischen Tragiker, deren Eigenart treffend charakterisiert wird, in ihren Dichtungen behandelt haben. Um das Verständnis für den Gottesdienst der alten Griechen zu vermitteln, teilt Verfasser das Wichtigste über Opfer und Gebet in ihren verschiedenen Formen mit; eingehender erörtert er die Eleusinischen Mysterien, den Dionysoskult und die aus ihm erwachsenen Orgien. An die Besprechnng der Orakel, in denen der Zusammenhang zwischen Weissagung, Reinigung und Heilnng zutage tritt, knüpft sich eine kurze Betrachtnng über das Wesen der Orphiker oder über die Verbindung der Religion mit philosophischer Spekulation. Eine Übersicht über die Entwicklung der griechischen Philosophie, soweit diese mit Fragen der Religion in Beziehung steht, bildet den sachgemäfsen und wirkungsvollen Abschlufs des Ganzen.

Der Wert der Schrift besteht vor allem darin, dafs sie dem Schüler das, was gelegentlich des Unterrichts nur vorübergehend besprocheu, manchmal nur angedeutet werden kann, zusammenhängend in systematischer Ordnung bietet. Sie verdient um so mehr empfohlen zu werden, da die Darstellung dem Fassnngsvermögen des jngendlichen Lesers glücklich angepafst ist nnd in der Terminologie, was nicht immer ganz leicht ist, alles vermeidet, was dem Verständnis Schwierigkeiten bereiten könnte. Dafs die Lektüre des Büchleins auch sonst mancherlei Interessen weckt durch Ausblicke auf die germanische Mythologie und Sage, durch Hinweise auf die nenesten Funde der Archäologie, durch Erörterung etymologischer Fragen usw., sei zum Schlnfs noch besonders hervorgehoben.

Wernigerode a. H. **M. Hodermann.**

253) **Edmund Lange, Sokrates.** (Gymnasialbibl. Herausgeg. von Hugo Hoffmann. 43. Heft.) Mit einem Titelbilde. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1906. 72 S. 8. ℳ 1.—.

Der durch seine Thukydides-, Xenophon- und Cäsarbiographie den Freunden der Gymnasialbibliothek bekannte Verfasser will in vorliegendem Hefte die Schüler der Oberklassen mit der persönlichen Eigenart und philosophischen Bedeutung des Sokrates vertraut machen.

Nachdem er in der Einleitung den Entwicklungsgang der griechischen Philosophie, soweit es nötig ist, in kurzen Zügen geschildert und über die Quellen für Leben und Lehre des Sokrates einige Mitteilungen gemacht hat, handelt er eingehender über die wichtigsten Tatsachen seines äufseren

Lebens. Um ein tieferes Verständnis für die Persönlichkeit des großen Philosophen anzubahnen, führt er an die Quellen selbst heran und zeichnet, indem er neben Xenophon vor allem Platon zu Worte kommen läfst, mit Hilfe treffend ausgewählter Partien aus dem Gastmahle und der Apologie ein klares und lebendiges Bild seines gesamten Denkens und Fühlens. Die erwähnten Dialoge zieht er auch heran, um die Gedankenwelt des Sokrates, seine Lehrmethode und den sittlichen Gehalt seiner Philosophie zu entwickeln, die sich ihrer Form nach als Dialektik, in ihrer Anwendung aber in der Hauptsache als Ethik darstellt. Das Schlufskapitel, den unvollkommenen Sokratikern und dem späteren Nachleben des Sokrates gewidmet, zeigt uns, wie die Persönlichkeit des grofsen Atheners trotz des Wandels der Zeiten stets ein mächtig wirkender Faktor im Geistesleben der Menschheit gewesen ist.

Wir wünschen der kleinen Schrift, die sich durch klare und fliefsende Darstellung empfiehlt und liebevolle Hingabe an den Gegenstand erkennen läfst, eine freundliche Aufnahme in den Kreisen, für die sie bestimmt ist. Auch zweifeln wir nicht, dafs sie sehr wohl geeignet ist, nicht nur die aus der Lektüre des Xenophon und Platon gewonnenen Begriffe und Vorstellungen zu klären und zu vertiefen, sondern auch die jugendlichen Leser sittlich aufs nachhaltigste zu fördern.

Wernigerode a. H. **M. Hodermann.**

254) **Raimund Oehler, Bilder-Atlas zu Cäsars Büchern de bello Gallico** unter eingehender Berücksichtigung der commentarii de bello civili. Mit mehr als 100 Abbildungen und 11 Karten. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Schmidt & Günther, 1907. VIII 91 u. XXXVIII S. Lex. 8. ℳ 2.85.

Eine erstaunlich lange Zeit ist vergangen, bis für dies damals von vielen Seiten erwartete und wohl in die Handbücherei jedes Tertianerlehrers gehörende Buch eine zweite Auflage sich nötig machte. Siebzehn Jahre liegen zwischen beiden Bearbeitungen, Jahre reich an wichtigen Entdeckungen für die Cäsarforschung durch Funde im nordwestlichen und westlichen Teile des deutschen Sprachgebiets. Aber Seite für Seite zeigt, wie der Herausgeber jede Bereicherung unseres Wissens verwertete, wobei er sich des guten Rates und freundlicher Hilfe angesehener Fachmänner erfreute. Dankenswert ist auch die reichere Fülle der Literaturangaben,

aus denen hervorgeht, dafs der Verfasser die einschlägigen Schriften bis November 1906 eingesehen hat. In Nachträgen werden noch einige Punkte berichtigt, über die durch die glänzende Bearbeitung der Kraner-Hofmannschen b. c. Ausgabe durch Meusel Oehler zu einer anderen Auffassung gekommen ist.

Durch diese gründliche Neubearbeitung, die besonders dem ersten Teile zugute kommt, ist der ebenso wie in der ersten Auflage gegliederte, den Abbildungen vorausgeschickte Abschnitt von 78 auf 91 enger gedruckte Seiten gewachsen. Mit Recht ist auch der Titel des Buches erweitert worden, der früher den Zusatz: unter eingehender Berücksichtigung der comment. d. b. c. vermissen liefs.

Nur wenige Bilder sind ausgeschieden, wenige neue hinzugefügt worden, wie der sehr übersichtliche Plan von Novaesium, andere Abbildungen der römischen Geschütze, einiges für den Brückenbau und Profilansichten von Gergovia und Alesia. Beibehalten ist das Bild eines ägyptischen Schiffes um 1700 v. Ch. Geburt; dieses hat doch nur dann einen Zweck, wenn der Verfasser wirklich uns überzeugen könnte, dafs das Hypozomtau auch auf römischen Schiffen in gleicher Weise angebracht war. Die Abbildung über die gallische Mauer ist falsch, ebenfalls die eine von Napoleon übernommene der Rheinbrücke.

Zu verwundern ist, dafs die Fortschritte der Technik, die innerhalb der letzten 17 Jahre in der Wiedergabe von Bildern gemacht worden sind, dieser Neuauflage in keiner Weise zustatten gekommen sind. Auch scheint es mir bequemer für den Leser, wenn er künftig zwei getrennte Hefte, eins mit Text, eins mit den Abbildungen, vor sich hätte, um so nicht immer zum Umschlagen gezwungen zu sein.

Nun noch einige Kleinigkeiten: Warum bedient sich der Verfasser nicht des Hilfsmittels arabischer und römischer Ziffern zur Bezeichnung der Bücher des Gallischen (1—8) oder Bürgerkriegs (I–III)? — S. 14. Wie hinderlich eine zu dichte Aufstellung war, zeigt 2, 25, 1—3. — S. 16. Auch aus 5, 35, 5 ergibt sich, wie gefährlich für den Legionar ein Angriff ab latere aperto war. Auf derselben S. vermisse ich bei *cuneus* einen Hinweis auf 6, 40, 2. — S. 27 bleibt die Angabe über die Länge der *vigiliae* unklar. — S. 21. Bei Cäsar heifsen die Lagertore stets decumana porta und praetoria porta, nicht in umgekehrter Wortstellung. — S. 26 fehlt hinter biwakieren *excubare*. — S. 28. Als Beispiel für die Beschenkung der Soldaten mit der Kriegsbeute vermisse

ich 6, 3, 2. — S. 29 ist es wohl nicht gerechtfertigt, aus der einmaligen Erwähnung einer oppugnatio repentina den Schlufs zu ziehen, dies sei ein t. t., da doch Cäsar dreimal dasselbe bezeichnet durch ex itinere oppugnare: 2, 6, 1; 12, 2; 3, 21, 2. — S. 30 hätte für „starke Hölzer von 1 Fufs ins Geviert" geschrieben werden müssen: fufsstarkes Holz. — S. 31 wäre bei turris wohl eine Bemerkung nötig gewesen über den II, 1, 1 überlieferten Text. — S. 39. Die als abkommandiert bezeichnete Bemannung der Kriegsschiffe besteht I, 57, 1 aus Leuten, qui sibi id muneris depoposcerant. — S. 52 fehlt ein Hinweis auf die unbekleideten Füfse des Augustus von Prima Porta und die Bedeutung dieses Mangels. — S. 62 ist der Anfang des dritten Abschnittes zu Bild 46 unklar gefafst. Auch scheint mir die Bezeichnung der Turmbedachung als Zeltdächer nicht richtig zu sein. Auf dem letzten auch nach Sieglerschmidt bearbeiteten Plane der expeditio Labieni hätten zu den Stadtkreisen die Namen Neuilly und Courbevoie hinzugefügt werden sollen. Im Stiche gelassen hat mich der Atlas nur bei der Erklärung des amentum, über dessen Gebrauch ich mir trotz der Anmerkung nicht recht klar geworden bin, und der II, 3, 3 erwähnten navicula.

Doch das sind ja alles nur Kleinigkeiten. Die Sammlung von Abbildungen wird jedem Lehrer, der mit seinen Schülern Cäsar zu übersetzen hat, willkommen sein; denn nirgends findet er eine gleich grofse Auswahl für diesen Zweck zusammengebracht. Nur selten wird er auch zu einem ausführlicheren Buch greifen müssen, um eine eingehendere Belehrung über das Kriegswesen der Römer zur Zeit Cäsars zu suchen. Ein wertvolles Buch wird es auch in den Händen unserer Kadetten sein; mit Recht ist es ja gewidmet Martis et Minervae alumnis.

Pforta. **Paul Menge.**

---

255) **F. Knoke, Neue Beiträge zu einer Geschichte der Römerkriege in Deutschland.** Mit zwei Tafeln Abbildungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907. 62 S. 8. ℳ 2.—.

Verfasser stellt zunächst die über sein vor 20 Jahren herausgegebenes Werk „Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland" erschienenen zustimmenden Urteile zusammen, die von Geschichtsforschern, Germanisten, Militärs, Altphilologen, Archäologen herrührten, und sucht damit von vornherein den lebhaften Widerspruch, den er von manchen Seiten fand und der bis heute nicht ganz verstummt ist, zu entkräften. Manche Irrtümer,

die seinen Kritikern unterliefen, werden hier berichtigt, in Einzelheiten auch neues Material beigebracht. Sein Urteil über das Varuslager im Habichtswalde, wo sich eine gröfsere Anzahl Scherben römischer und gallischer Ware und einige andere auffällige Gegenstände fanden (zum Teil abgebildet auf Tafel I und II), seine sonstigen Forschungen über die Römerkriege im nordwestlichen Deutschland (so bei Iburg), über die pontes longi und anderes erörtert Verfasser von neuem und fügt einzelne Ergänzungen oder Berichtigungen hinzu. Der bekannten Tacitusstelle über den Zug des Germanicus widmet er eine eingehende Betrachtung und setzt sich hierbei mit Koepp und namentlich Schuchhardt auseinander, um sich schliefslich dahin zu entscheiden, dafs viel eher das Kastell von Oberaden als das von Haltern das vielgesuchte Aliso sei (auch mit Beziehung auf den Bericht des Cassius Dio und seines Epitomators Zonaras). So ist die Schrift allerdings ein Beitrag zu dem noch unentschiedenen Streite des Tages, kann aber auch selbständige Bedeutung für sich beanspruchen. Freilich wirkt der Ton der Polemik, den Verfasser gern anschlägt, nicht immer wohltuend.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

256) **J. Pistner** und **A. Stapfer, Kurzgefafste griechische Schulgrammatik.** Zweiter Teil: Syntax. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), 1906. V u. S. 97—184. 8. geb. ℳ 1.50.

In diesem zweiten Teil wird das Wichtigste aus der Syntax vorgeführt in ähnlicher Weise, wie es im ersten Teil für die Formenlehre geschehen ist. Im allgemeinen und für die grundsätzliche Auffassung kann dabei auf die Anzeige im Jahrg. 1906, Nr. 4, S. 83 verwiesen werden. Aufgefallen ist mir die Behandlung der Kondizionalsätze. Unter Benutzung von Caners Ausführungen in der Grammatica militans S. 195 ff. hätten sich die einzelnen Fälle in ihrem Bedeutungsunterschied noch schärfer voneinander absondern lassen. Jedenfalls aber scheint es mir unmöglich, die ἐάν-Form, wie hier § 199 II 2, unter den Potentialis unterzuordnen. Die Trennung der beiden Teile dürfte der Grammatik im praktischen Gebrauch nicht zum Vorteil sein.

Frankfurt a. M. **F. Adami.**

---

257) **A. Kanzler, Hilfsbüchlein für den Gebrauch des Französischen als Unterrichtssprache.** 2. Aufl. Karlsruhe i. B., J. Langs Buchhandlung, 1907. VI u. 40 S. 8.

Das kleine Buch stellt in vortrefflicher Weise alle Wörter und Redensarten zusammen, die beim Gebrauch des Französischen als Unterrichtssprache vorkommen, und erscheint somit als willkommene Hilfe für Lehrer und Schüler. Der I. Teil enthält Vorübungen, der II. Grammatik: 1. Lautlehre, 2. Orthographie, 3. Wortarten, 4. Satzteile, 5. Syntax, 6. Interpunktion, 7. Etymologie; der III. Ausdrücke aus dem Unterricht über 1. Lektüre, 2. Übersetzung und Erklärung, 3. Vortrag, 4. Schriftliche Arbeiten; der IV. Redensarten aus der Schulzucht, der V. solche über Lehrer, Schüler und Schule. Auf gedrängtem Raum gibt der Verfasser also reiches Material und ist dafür allseitigen Dankes sicher. Das Heftchen kann für den Schulgebrauch nur warm empfohlen werden.

Nauen. **Fries.**

---

258) **S. L. Whitcomb, Chronological outlines of American literature.** With an introduction by Brander Matthews. New York, The Macmillan Company. London, Macmillan & Co., 1906. XI u. 286 S. 8. geb. 6/6 s.

Die wissenschaftlichen Arbeiten Jung-Amerikas zeichnen sich fast ausnahmslos durch eine bewundernswerte Berücksichtigung der gesamten Forschung über den Gegenstand, den sie behandeln, aus und enthalten demzufolge auch eine erschöpfende Sammlung der einschlägigen Literatur und Hilfsmittel. Es ist sehr dankenswert, besonders in Anbetracht des in Deutschland wachsenden Interesses für Amerika, dafs die Amerikaner ihren grofsen Sinn und ihre hervorragende Begabung für Systematik nunmehr auch mit einem wahren Liebeseifer ihrer heimatlichen Literatur zuzuwenden beginnen. Das ist um so mehr zu begrüfsen, als wir gerade in bezug auf die englische Literatur in den Vereinigten Staaten, kurz (nord-)amerikanische Literatur genannt, was Daten anlangte, noch schlecht daran waren, besonders für die ältere Zeit.

Das vorliegende Büchlein füllt eine klaffende Lücke in dieser Beziehung aus. Es ist äufserlich nach dem Muster des verdienstlichen englischen Werkes von Ryland (Chronological Outlines of Englisch literatnre), das 1890 erschien, gearbeitet. Das was Ryland für die englische Literatur in Grofsbritannien geschaffen hat, will Whitcomb für die Vereinigten

Staaten, wenn auch in etwas modifizierter Form. Das Werk enthält zwei Teile. Der erste Teil (General Outline in tabellarischer Form chronologisch angeordnet und in Rubriken deutlich und übersichtlich nebeneinandergestellt: das Jahr (von 1603—1894), den Namen des in den Vereinigten Staaten veröffentlichten Werkes, biographische Daten von hervorragender Bedeutung, wichtige Ereignisse der englischen Literatur in Grofsbritannien („British literature"), desgl. der Literaturen anderer Länder („Foreign [!!] literature"), und schliefslich der allgemeinen Weltgeschichte. Also z. B.: 1888 | Bellamy: Looking Backward usw. | A. B. Alcott usw. died | Matthew Arnold ... died usw. | ... Ranke: Weltgeschichte (completed). Spielhagen: Noblesse oblige. Sudermann: Die Ehre (acted. | Accession and death of Frederick III.; Wilhelm II., Emperor of Germany usw. — Der zweite Teil (Authors and their works) führt die einzelnen Schriftsteller und Dichter mit ihren Werken in alphabetischer Reihenfolge vor. Das Buch wird (warum?) nicht vom Verfasser selbst in der Einleitung dem Publikum übergeben, sondern von dem durch seine reiche literarische Tätigkeit und Bemühungen um Reform der englischen Orthographie bekannten Professor Matthews. Wenn dieser auf S. x sagt „Mr. Whitcomb requests me to say that his book ... is not a bibliography, and that it has carefully avoided completeness", so hat die Kritik nichts mehr zu sagen. Aber man fragt sich doch, warum manche Werke wie Sidney Laniers, Shakespeare and his forerunners nicht noch aufgenommen worden sind, da uns dann die ganze Lebensarbeit des Mannes vorläge.

Jedenfalls wird sich das Buch als ein schwer entbehrliches Hilfsmittel für Bibliotheken wie für den Einzelnen erweisen.

Bremen. **Heinrich Spies.** (Berlin.)

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 30. November. Nr. 24, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Zu Sappho.

Von **J. Sitzler** in Freiburg i. Br.

B. Grenfell und A. Hunt haben im ersten Bande der Oxyrhynchos Papyri unter Nr. VII fünf Strophen eines vorher unbekannten Gedichts der Sappho veröffentlicht. Die letzte Strophe ist leider so verstümmelt, dafs man auf ihre Wiederherstellung verzichten mufs; die vier anderen, die ebenfalls verstümmelt sind, lauten im Papyros folgendermafsen:

... νηρηΐδες αβλαβη ...
... γνητον δ . τε τϋιδ ικεσθα ...
... ω θυμω κε θελη γενεσθαι
... λεσθην·
... οσθ᾽ αμβροτε. πάντα λυσα ...
... ι ϝοισι χάραν γενεσθαι
... χθροισι γενοιτο δ᾽ αμμι
... ηδεις·

... νηταν δε θελοι πόηοθα ...
... τιμας ... ιαν δε λύγραν
... οτοισι ... ροιθ αχευων
... μνα
... μ εισαϊω · το κεγχρω
... λ επ αγ ... ᾶι πολιταν
... αλειπ ... νηκε δ' αντ' ου
... κρω.

Mit der Herstellung und Erklärung dieser Verse haben sich viele Gelehrten beschäftigt; so H. Diels in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften 1898, S. 497; U. v. Wilamowitz-Möllendorff in den Gött. Gel. Anzeigen 1898, S. 697; Fr. Blafs in den N. Jahrb 1899, S 30 f.; H. Jurenka in den Wiener Studien 1899, S. 1 f. und G. Fraccaroli in Bollet. di Filologia class. V, S. 83 f. Anfserdem nahm H. W. Smyth die Verse in seine Greek Melic Poets, London 1900, und Fr. Bucherer in seine Anthologie, Gotha 1904, auf. Wenn aber auch der Text nnd die Erklärung des Gedichts durch diese tüchtigen Arbeiten in der Hauptsache festgestellt wurde, so fehlt es doch immerhin nicht an Einzelheiten, die auch jetzt noch der endgültigen Erledigung harren.

Für den Anfang des 1. Verses liegen viele Ergänzungen vor, wie ὦ φίλαι von Blafs, πότνιαι von Diels und Wilamowitz, χρύσιαι und, was bis jetzt das beste ist, πόντιαι von Jurenka. Ich glaube aber, daſs weniger ein Attribut zu Νηρήιδες fehlt, als vielmehr ein Verbum zur Einführung des folgenden δότε und ergänze daher λίσσομαι. Am Ende dieses Verses schreibt Diels richtig ἀβλάβην μοι, und ebenso sicher sind die Ergänzungen in V. 2 τὸν κασίγνητον δότε τυῖδ' ἴκεσθαι nnd V. 3 κὤσσα ϝῷ. Im 4. Verse schlägt Blafs ταῦτα, Jurenka πάντα vor; da im V. 5 πάντα folgt, so gebe ich ταῦτα hier den Vorzug.

In der 1. Strophe richtet also die Dichterin die Bitte an die Nereiden, ibren Bruder glücklich heimkehren und seine Wünsche in Erfüllnng gehen zu lassen. Dem 3. und 4. Vers entspricht der 5., den Diels vortrefflich hergestellt hat: ὄσσα δὲ πρόσθ' ἄμβροτε, πάντα λῦσαι, und wie jenem ὄσσα ein Satzglied vorausgeht, so schliefst sich diesem eines an: καὶ φίλοισι ϝοῖσι κτλ. Diese Zusammenordnung wird gestört, wenn man mit Blafs ὡς st. καί liest, ganz abgesehen davon, dafs ὡς = ὥστε bei den alten Dichtern zweifelhaft ist. Der in V. 6 und 7 verlangte Gedanke findet sich schon bei Homer, vgl. ζ 184 πόλλ' ἄλγεα δυσμενέεσσι, χάρ-

ματα δ' εὐμενέτῃσι; es fragt sich also nur, welches Wort zu Anfang des 7. Verses diesen Gedanken am besten zum Ausdruck bringt. Blafs schlug κώνίαν ἔχθροισι vor, wogegen Wilamowitz die Bedeutung von ἀνία „Sorge" geltend machte; er hätte auch noch darauf hinweisen können, dafs in V. 10 ὀνίαν ja folgt. Jurenka vermutet πημόναν δ' ἔχθροισι, ein Wort, das den Tragikern eigentümlich ist; näher läge πῆμα δ' αὖτ' ἔχθροισι, vgl. z. B. Homer Γ 50. Ich ziehe aber κώδύναν ἔχθροισι vor. Im folgenden Vers lese ich mit Blafs γένοιτο δ' ἄμμι | μήποτα μήδεις, erkläre aber nicht mit ihm μήδεις = μήδεις ἐχθρός, ein Gedanke, den Wilamowitz mit Recht tadelt, sondern fasse μήδεις im Sinne von „wertlos, unnütz" unter Vergleichung von Eurip. Antiop. fr. 23, 4 (Dind.): φίλοισιν οὐδείς. Dieser Gedanke: „er möge sich uns, der Sappho und ihren Freunden, nie unnütz zeigen" schliefst das Vorhergehende, er möge seine früheren Verfehlungen wieder gutmachen und seinen Freunden zur Freude, seinen Feinden zum Leide werden, gut ab und leitet zum folgenden über, zu dem, was sich daraus für Sappho und ihn selbst ergibt.

Die Verse 9 und 10 hat Wilamowitz gut ergänzt: τὰν κασιγνήταν δὲ θέλοι πόησθαι | ἔμμορον τίμας. Damit spricht die Dichterin die Hoffnung aus, ihr Bruder werde in Zukunft darauf ausgehen, sich Ehre zu erwerben, wovon ein Abglanz auch auf sie falle, und knüpft daran im folgenden die Erwartung, dafs ihn dies dann über die trüben Ereignisse der Vergangenheit hinwegtrösten werde. V. 10 f. liest Blafs ὀνίαν δὲ λύγραν | ἐκλάθοιτ', ὄτοισι πάροιθ' ἀχεύων κτλ.; da aber so ὄτοισι kein Beziehungswort hat, ziehe ich τῶν λάθοιτ' vor. Jurenka wünscht λᾶστιν, das er noch von πόησθαι abhängen läfst, ἠδ' und fährt dann in V. 12 f. weiter: τλᾶμον ἐδάμνα | κέαρ, ὀνείδισμ' εἰσαΐων, wofür Blafs κᾶμον ἐδ. κῆρ. κτλ. vorschlug. Mir gefällt ὀνείδισμα so wenig wie Wilamowitz, und überdies vermisse ich ein Attribut; daher lese ich θῦμον ἐδάμνα, | κέρτομον φθέγμ' εἰσαΐων. Im folgenden schliefse ich mich an Jurenka an: τὸ κἤν χρῷ | κέρρε πόλλ', ἐπ' ἀγλαΐᾳ πολίταν; dann fahre ich fort: τύτθα μὲν ζάλειπον, ὀνῆκε δ' αὖτ' οὐ | μὰν διὰ μάκρω, οὐ μάν wieder mit Jurenka. Sappho wünscht, ihr Bruder möge den Kummer über das vergessen, worüber der Gram ihm früher das Herz zerquälte, wenn er kränkende Worte hören mufste, die ihm tief ins Fleisch schnitten, bei der Festesfreude seiner Mitbürger, Kränkungen, die wohl kurze Zeit aussetzten, dann aber nach nicht langer Zeit immer wiederkehrten. Blafs, Jurenka und Smyth ergänzen vor ζάλειπον die Worte καὶ βραχύ, bzw. βρόχυ.

Es erhebt sich nun die Frage, an welchen Bruder Sappho diese Verse richtete; nach der Überlieferung besafs sie nämlich drei Brüder, Eurygios, Larichos und Charaxos. Von Eurygios wissen wir überhaupt nichts; von Larichos hören wir, dafs er Mundschenk in Mytilene war und seiner Schwester grofse Freude machte. Dagegen berichtet die Überlieferung von Charaxos, dafs er in Weingeschäften grofse Reisen machte, auf denen er auch nach Naukratis in Ägypten kam, wo er die schöne Rhodopis kennen lernte. Auf diesen Charaxos bezieht sich unser Gedicht, wie man mit Recht allgemein annimmt, und dies hätte auch Wilamowitz nicht in Abrede stellen sollen. Aus Ovids Brief der Sappho an Phaon V. 63 f. erfahren wir, dafs Charaxos sein Vermögen an Rhodopis verschwendete und so zur Schande noch den Schaden hatte, und Herod. II 135 teilt uns mit, dafs Charaxos in einem Liede von seiner Schwester heftig getadelt wurde, als er mit Rhodopis nach Mytilene zurückkehrte; aber auch seine Mitbürger liefsen es an Tadel und Spott nicht fehlen, wie wir aus unserem Gedichte ersehen. Und dieser Tadel wirkte; Charaxos bereute sein Tun und suchte wieder gut zu machen, was er gefehlt hatte. Aus Ovid entnehmen wir, dafs er auf neuen Reisen sein verlorenes Vermögen wieder zu gewinnen strebte, und aus unserem Gedicht läfst sich schliefsen, dafs ihm dies gelungen ist. Sappho empfängt den heimkehrenden Bruder liebevoll; sie stellt ihm jetzt, wo er ein anderer geworden ist, Vergessenheit des Früheren und eine geehrte Stellung inmitten seiner Mitbürger in Aussicht. So ist das Liebesband zwischen beiden wieder geknüpft.

---

259) **Max Rabenhorst, Der ältere Plinius als Epitomator des Verrius Flaccus.** Eine Quellenanalyse des siebenten Buches der Naturgeschichte. Berlin, Georg Reimer, 1907. VI u. 132 S. 8. ℳ 3. —.

Der Verfasser geht aus von dem einzigen Verriusgebiet des siebenten Buches (§ 180): mortes repentinae ... plurimas prodidit Verrius, nos cum delectu modum servabimus. Dieses kann nur aus den von Gellius erwähnten rerum memoria dignarum libri sein, dieses Sammelwerk also und nicht Varro ist auch die Quelle der gleichartigen Abschnitte des Valerius Maximus: dann ist aber auch die Aufzählung von Fällen aufsergewöhnlich langen Lebens bei Valerius, Phlegon, Pseudo-Lukian, Censorin, Makrobius, Solin, Lydus und Plinius aus der gleichen Quelle geflossen; ebenso steht

es mit den von Plinius im gleichen Buche aufgeführten Beispielen merkwürdiger Krankheitserscheinungen, Todes- und Scheintodesfälle eigenartiger Körperbeschaffenheit einzelner und ganzer Völker, wunderbarer Geburten usw. Auf Verrius geht aber auch zurück die gehässige Geschichte des Ritterstandes, die pessimistische Lebensschilderung des Agrippa, die demokratische Färbung der Geschichte des Dentatus, die Charakterschilderungen des Pompejus, Cäsar, Antonius, des Kato, Scipio und der Meteller, deren gehässiger Ton gegen die vornehmen Geschlechter Roms nur einem Freigelassenen zukommt. Auch die Darstellung des Augustus und seines Hauses mufs daher genommen sein und so noch vieles andere — kurz, die gesamte Naturgeschichte bildet im grofsen und ganzen nur einen Auszug aus dem enzyklopädischen Werke des Verrius Flaccus, aus dem überhaupt die gesamte einschlägige Literatur der Kaiserzeit in erster Linie geschöpft hat. Plinius, der selbst die bekannten Deklamationen (z. B. im Eingang des 19. Buches die gegen die Schiffahrt) aus Verrius abschrieb, hat die gleichzeitigen oder nach dem verrianischen Lexikon entstandenen Werke enzyklopädisch-fachwissenschaftlichen Charakters höchstens gelegentlich und noch dazu vielfach recht ungeschickt benutzt.

Die Beweisführung ist geschickt gemacht und bisweilen bestrickend, trotzdem wird sie nicht allzu viele Gläubige finden, dazu ist sie doch allzusehr nach dem Satze gemacht: Wer A sagt, mufs auch B sagen, d. h. wer einmal zugegeben hat, dafs eine Stelle aus Verrius sein kann, mufs nun auch alle ähnlichen und entfernt verwandten der gleichen Quelle zuteilen. Das schiefst entschieden über das Ziel hinaus; diese Stellen können doch ebensogut anderswo gestanden haben. Wir haben ja einerseits nur dürftige Fragmente der entsprechenden Literatur, anderseits das bestimmte Zeugnis des Neffen für die Expertensammlung des Onkels (auf dieses geht R. überhaupt nicht ein). Da man aber schliefslich ebensowenig strikt widerlegen kann, dafs etwas in einem verlorenen Buche gestanden habe als beweisen, will ich auf Einzelheiten nicht eingehen. Recht schwach sind aber doch Argumente wie, die Deklamationen gegen die Kriegstaten Cäsars (7, 92), den Gebrauch des Eisens zu Waffen (34, 138), die Verwendung des Hanfes zu Schiffstauen und die Erfindung der Schiffahrt selbst (19, 4; 7, 206) müfsten aus Verrius Flaccus sein, denn ein gewesener Militär, Geschichtschreiber der Germanenkriege und römischer Admiral könne so etwas nicht verfafst haben. Ist denn ein gedankenloses Abschreiben nicht noch befremdlicher? Noch weniger kann ich mir denken,

dafs auch die medizinischen Werke des Celsus, Scribonins Largus und Dioskurides als Hauptquelle den Verrius Flaccus gehabt haben sollen, da diese doch in den Einzelheiten ganz verschieden sind und aufserdem jene Enzyklopädie, wenn sie all das enthielt, was Rabenhorst ihr zuschiebt, einen ganz enormen Umfang gehabt haben müfste.

München **H. Stadler.**

---

260) **O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte.** Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Dritte, neubearbeitete Auflage.

II. Teil, I. Abschnitt: Die Metalle. Jena, H. Costenoble, 1906. S. 1 bis 120. 8. ℳ 4.—.

II. Teil, II. Abschnitt: Die Urzeit. Ebenda 1907. S. 121 bis 559 u. XII S. 8. ℳ 15.—.

Über den ersten Teil dieser dritten Auflage unseres Buches, welcher die beiden ersten Abhandlungen „Zur Geschichte der linguistischen Paläontologie" und „Zur Methode und Kritik der linguistisch-historischen Forschung" enthält, habe ich im Jahrgang 1906, Nr. 7, S. 150—153 Bericht erstattet. Von den zur Anzeige vorliegenden beiden letzten Teilen enthält der erste die dritte Abteilung „Das Auftreten der Metalle, besonders bei den indogermanischen Völkern", der zweite die vierte Abhandlung „Die Urzeit". Die zweite Abteilung des ganzen Werkes weist ihrem äufseren Umfange nach im Vergleich zur früheren Auflage eine kleine Kürzung (120 gegen 133 Seiten), die dritte dagegen eine beträchtliche Vermehrung auf (408 gegen 293 Seiten). Über die innere Anlage der beiden Abhandlungen ist zu bemerken, dafs sie im ganzen eine wesentliche Veränderung eigentlich nur durch zweckmäfsigere und folgerichtigere Anordnung des umfangreichen Stoffes erfahren hat, welchem Umstande es auch zuzuschreiben ist, dafs die vierte Abhandlung im Vergleich zur früheren Bearbeitung eine Vermehrung um zwei Kapitel (16 gegen 14) erfahren hat. Die dritte Abhandlung weist in der Überschrift und Anordnung der einzelnen Kapitel folgende Abänderungen auf: VI. Kap. „Das Kupfer und seine Legierungen (Bronze, Messing)" (früher nur „Das Kupfer"), VIII. Kap. „Zinn und Blei" (früher „Kupfer, Bronze, Eisen in ihrer historischen Aufeinanderfolge", während „Zinn und Blei" erst im IX. Kap. behandelt wurden), IX. Kap. „Altindogermanische Waffen und Werkzeuge" (früher X. Kap. „Altindogermanische Waffennamen").

X. Kap. „Ergebnisse: die Metalle in ihrer historischen Aufeinanderfolge". In der vierten Abhandlung führten früher die Kapitel III bis V die Überschriften „Viehzucht", „Aus der Pflanzenwelt", „Ackerbau", jetzt lauten sie „Die Haustiere", „Waldbäume", „Kulturpflanzen", und als neues Kapitel ist das VI. „Viehzucht und Ackerbau" dazugekommen. Die Kapitel XI bis XIV befafsten sich in der früheren Bearbeitung mit folgenden Materien: „Die Kultur der Indogermanen und die prähistorischen Denkmäler Europas, besonders die Pfahlbauten der Schweiz", „Familie und Staat", „Religion", „Die Heimat", während die entsprechenden Kapitel der neuen Bearbeitung XII bis XIII und XV bis XVI die Überschriften tragen „Die Familie", „Sippe und Stamm", „Die Religion", „Urheimat" und als XIV. „Das Recht (Strafrecht)" neu hinzugekommen ist. — Wer die stattliche Anzahl von Arbeiten überblickt, die seit 1890, dem Erscheinungsjahre der zweiten Auflage unseres Buches, auf dem Gebiete der linguistischen Paläontologie, um diesen nicht gerade besonders glücklich gewählten Ausdruck beizubehalten, und der prähistorischen Archäologie, sowie endlich auch der Anthropologie, die freilich bei der Forschung auf unserem Gebiete am wenigsten ausschlaggebend ist, das Licht der Öffentlichkeit erblickt haben, wird sich nicht wundern, dafs die Darstellung in der neuen Auflage in nahezu allen Abschnitten wesentliche Verbesserungen erfahren hat. Ich nenne beispielsweise nur die Abschnitte über die Metalle", in welchen sich insbesondere der Einflufs von S. Müllers Urgeschichte Europas (Strafsburg 1905), und M. Much, Die Kupferzeit in Europa, zweite Auflage (Jena 1893) bemerkbar macht. Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, darauf hinzuweisen, dafs der Verfasser, der S. 11 die von Prellwitz gebilligte Vermutung hinsichtlich der Herkunft des Wortes μέταλλον nicht erwähnt hat, S. 123[1] auf die Frage zurückkommt und nun die Verbindung mit hom. μεταλλᾶν billigt, wie ich glaube, mit Recht. Nur mufs meines Erachtens das Verhältnis der beiden Worte so aufgefafst werden, dafs das Zeitwort μεταλλᾶν als das ursprüngliche und das Nomen μέταλλον als postverbale Rückbildung von dem Verbum anzusetzen ist, wobei dann allerdings, wie Sch. S. 124 Fufsnote bemerkt, die Frage nach der Herkunft von μεταλλᾶν (so müssen wir mit Rücksicht auf die durch unsere Auffassung veränderte Sachlage sagen) aufser Spiel bleiben kann. In den Kapiteln „Waldbäume" und „Kulturpflanzen" macht sich selbstverständlich der Einflufs des Buches von Hoops „Waldbäume und Kulturpflanzen im ger-

manischen Altertum (Strafsburg 1905)", an das ja schon die Überschriften der beiden Kapitel erinnern, in höchst vorteilhafter Weise bemerbar. Natürlich müssen desselben Gelehrten schon in der Besprechung des ersten Teiles erwähnte Ausführungen über die Urheimat der Indogermanen ebensosehr die Darstellung der neuen Auflage beeinflussen, wie die anderen neuesten Veröffentlichungen über diesen Gegenstand. Ich meine insbesondere das Buch von Hirt, Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Heimat und ihre Kultur, I. Bd. (Strafsburg 1905), II. Bd. (1907), ferner L. Erhardt, Die Einwanderung der Germanen in Deutschland und die Ursitze der Indogermanen (Historische Vierteljahrsschrift 1905, 473—508), K. Helm, Die Heimat der Indogermanen und der Germanen (Hessische Blätter für Volkskunde 1905, S. 39—70), endlich die ausführliche Besprechung der zweiten Auflage des Buches von M. Much, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung (Berlin 1904) durch A. Fick in Bezzenbergers Beiträgen XXIX (1905) 225 ff. Zu den von den eben genannten Forschern über die Urheimat der Indogermanen vorgebrachten Ansichten, von denen die von Hoops und Hirt geäufserten in der Annahme übereinstimmen, dafs die Urheimat der Indogermanen in alten von Germanen besetzten Ländern zu suchen sei, eine Ansicht, welche mit der von Helm geäufserten insofern nicht im Widerspruch steht, als dieser Forscher die germanischen Stammlande wenigstens als einen Teil der indogermanischen Urheimat betrachtet, während Erhardt und Fick die Ursitze der Indogermanen in der Gegend am Kaukasus suchen, galt es Stellung zu nehmen. Und dies ist in genügender Ausführlichkeit im Schlufskapitel des II. Abschnittes geschehen, in welchem der Herausgeber seine frühere Hypothese gegenüber allen neueren Vermutungen unstreitig geschickt verteidigt und S. 527 in folgender Weise formuliert: „Als Ausgangsländer der Indogermanen sind aus historischen und linguistischen Gründen die Gebiete im Norden und Westen des Schwarzen Meeres zu betrachten. Hier ist aber auch nach paläogeographischen, anthropologischen, prähistorischen und glottogonischen Gesichtspunkten die eigentliche Urheimat dieser Völker zu suchen." Es ist schlechterdings unmöglich, an dieser Stelle eine ausführliche Darlegung des Standes der Urheimatsfrage zu liefern, denn da müfste wohl das ganze 72 Seiten zählende letzte Kapitel des Schraderschen Buches vor den Augen der Leser aufgerollt und dazu noch aus der ersten Abteilung unseres Buches das IV. Kapitel des I. Abschnittes „Die Untersuchungen über die Urheimat des indog. Volkes"

mit zur Darstellung herangezogen werden. Was man aber von einem Rezensenten wohl mit Recht verlangen kann, ist die Forderung, dafs er der persönlichen Überzeugung, die er aus dem Studium der Frage sich verschafft hat, Ausdruck gebe, dafs er gewissermafsen sein wissenschaftliches Credo bekenne. Und da scheint sich mir folgendes als sicher herauszustellen: 1) Die Urheimat der Indogermanen ist in Europa zu suchen. 2) Ein objektiver, lückenloser Beweis für die Inanspruchnahme eines ganz bestimmt umgrenzten Gebietes als Urheimat der Indogermanen innerhalb Europas ist bis zur Stunde noch nicht erbracht, wenn auch mancherlei Anzeichen auf bestimmte Teile des europäischen Kontinents hinweisen. 3) Es scheint nach dem gegenwärtigen Stande des Wissens geraten, die Ursitze der Indogermanen in Europa nicht auf ein allzueng umgrenztes Terrain einzuschränken, sondern sich mit dem Nachweis zu begnügen, dafs in bestimmten, im einzelnen näher zu bezeichnenden Länderstrecken Europas, soweit wir ihre Entwicklung an der Hand der Geschichte, Archäologie und Anthropologie zurückverfolgen können, stets Menschen indogermanischer Herkunft sefshaft gewesen sind.

Aus den übrigen Kapiteln des letzten Abschnittes hebe ich noch besonders das XIV. und XV. hervor, von denen das erstere „Das Recht (Strafrecht)", das letztere „Die Religion" behandelt. Dem ersteren ist insbesondere das im Jahre 1905 erschienene Werk (herausgegeben von K. Binding) „Zum ältesten Strafrecht der Kulturvölker. Fragen zur Rechtsvergleichung gestellt von Th. Mommsen, beantwortet von H. Brunner, B. Freudenthal, J. Goldziher, H. F. Hitzig, Th. Noeldeke, H. Oldenberg, G. Roethe, J. Wellhausen, U. v. Wilamowitz-Möllendorf" zugute gekommen. Indem sich der Herausgeber darauf beschränkte, die von Mommsen gestellten Fragen vom Standpunkt der indogermanischen Altertumskunde zu beantworten, kam ein ganz neues Kapitel zustande, welches uns erwünschten Aufschlufs über den ältesten Rechtszustand der Indogermanen gibt. In dem Kapitel „Die Religion", das schon in der früheren Auflage im Vergleich zur Darstellung der ersten Auflage einen wesentlichen Fortschritt aufzuweisen hatte, hat sich Sch. im ganzen den jetzt fast allgemein herrschenden Anschauungen von der grundlegenden Bedeutung des Ahnen- und Totenkultus für die Entwicklung der religiösen Begriffe angeschlossen, indem er den indogermanischen Urvätern einen doppelten Kult zuschreibt, die Verehrung der Toten und die Verehrung der Himmlischen. Freilich ist in ersterer Hinsicht das letzte

Wort noch nicht gesprochen, wenn man bedenkt, dafs ein so hervorragender Forscher, wie Eduard Meyer, sich in jüngster Zeit (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1907, 508 ff., speziell 519 Fufsnote) dahin ausgesprochen hat, dafs er zu den herrschenden Anschauungen über Ahnenkult und was damit zusammenhänge, im schärfsten Gegensatze stehe, ebenso zu der Hypothese, welche die Religion aus dem Seelenkult entstehen lasse. Man darf mit Recht gespannt sein auf eine ausführlichere Begründung dieser scharfen Abweisung einer allem Anschein nach doch nicht ganz schlecht fundierten Ansicht. Aus dem XII. Kapitel, welches „Die Familie" betitelt ist, hebe ich noch ganz besonders hervor, dafs Sch. jetzt nicht mehr daran denkt, die Raubehe als die älteste Stufe, beziehungsweise Art der Eheschliefsung zu betrachten, sondern das Verhältnis jetzt beurteilt, wie im Slavisch-Russischen, wo die Raubehe als Ersatz der Kaufehe eintritt, wenn dem Freier nicht die nötigen Mittel zur Verfügung stehen. Oder es wird im Einverständnis der beiden Elternpaare diese Form der Ehe gewählt, um die Kosten der Eheschliefsung zu verbilligen. Wie an dieser Stelle, ist auch an vielen anderen die in dieser Auflage zutage tretende gröfse Rücksichtnahme auf slavische, speziell russische Volks- und Altertumskunde der Darstellung in sachlicher Hinsicht sehr zugute gekommen. Aber es dürfte doch die nötige Vorsicht bei Benutzung manches Erzeugnisses der slavischen Literatur am Platze sein. So vergleiche man zu den Ausführungen Sch.s S. 491 f. über M. Hruševśkyj, Geschichte des ukrainischen Volkes (Leipzig 1906) das geradezu vernichtende Urteil, welches über dieses Buch von Milkowicz in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung XXVIII 527 ff. gefällt worden ist. Und gelegentlich wird die Identifizierung der russischen Verhältnisse der Gegenwart mit denen der indogermanischen Urzeit doch wohl über das nötige Mafs der Vorsicht hinaus getrieben, so beispielsweise in den Ausführungen über die Stellung der Frau (S. 351 ff.). Nichtsdestoweniger ist im allgemeinen sicher, dafs die ausgiebigere Heranziehung der russischen Verhältnisse zur Aufhellung des indogermanischen Altertums ebenso vorteilhaft war, wie die Berücksichtigung der südslavischen, die Hirt in dankenswerter Weise zu demselben Zwecke herangezogen hat.

Noch einen Punkt möchte ich besonders hervorheben. Bei der Besprechung der Beziehungen des indogermanischen Sprachstammes zu den anderen, wobei Schr. wohl mit Recht nur den semitischen und finnisch-ugrischen besonders erwähnt, wäre doch vielleicht auch A. Trombetti

mit seinem von vielfacher Reklame gepriesenen Buche „L'unità d'origine del linguaggio, Bologna 1905" zu nennen gewesen. Nicht als ob ich glaubte dafs durch den genannten italienischen Gelehrten einwurfsfreie Ergebnisse hinsichtlich des einheitlichen Ursprungs der Sprachen erzielt worden seien, sondern um für leichtgläubige Gemüter eine eindringliche Warnungstafel aufzustellen, die als dringende Notwendigkeit erscheint, wenn man bedenkt, dafs Trombettis Weisheit auch unter den Deutschen gläubige Adepten gefunden hat, wie man beispielsweise aus einem Artikel in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 241 vom 17. Oktober 1906" ersehen kann. Ein Glück, dafs ein schlagfertiger Landsmann Trombettis, L. Ceci von der Universität in Rom, dessen wissenschaftliche Bedeutung ins richtige Licht gerückt hat. Seine unter dem Titel „Il fenomeno Trombetti" in dem heurigen Jahrgang der Zeitschrift „La Cultura", Nr. 1, 4, 6, 8, 10 erschienenen Artikel sind eine vernichtende Kritik des modernen Mezzofanti, wie Trombetti in dem oben angeführten Artikel genannt wurde. Aber auch ein nordischer Verteidiger der arisch-semitischen Spracheinheit, H. Möller, in seinem Buche „Semitisch und Indogermanisch, 1. Teil, Konsonanten, Kopenhagen 1907", hat, wie ich glaube, kein Glück gehabt mit seinen Ausführungen, da auch nach dem Urteil des bekannten französischen Sprachforschers A. Meillet (Revue critique 1907, Nr. 30) der Beweis für den Zusammenhang der beiden Sprachstämme nicht erbracht ist.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

261) **H. F. Hitzig, Altgriechische Staatsverträge über Rechtshilfe** [Sonderabzug aus der Festschrift zu Ehren von Ferdinand Regelsberger]. Zürich, Orell Füssli [1907]. 70 S. 8. ℳ 2.60.

Durch die in den letzten fünfzehn Jahren systematisch betriebenen Ausgrabungen nach graeco-ägyptischen Papyri und die intensive Verwertung dieser Quellen hat das Studium des griechischen Rechts, das bis dahin ganz brach lag, einen bedeutenden Aufschwung genommen. Allein noch immer beschränken sich die meisten Rechtshistoriker auf das graeco-ägyptische Recht, und speziell unter den deutschen Juristen gibt es nur wenige, welche dem griechischen Rechte aus der Zeit, bevor die Papyri auftreten, ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Es ist dies, wenn auch zu bedauern,

doch bis zu einem gewissen Grade zu begreifen; systematische Rechtsbücher, wie es das römische Recht aufzuweisen hat, besitzen wir nicht, vielmehr sind die Quellen für die Erforschung des griechischen Rechts im Mutterlande und in Kleinasien in erster Linie Inschriften, dann Stellen bei den Geschichtschreibern und Rednern, also ein Material, welches den Juristen ferner liegt und für sie schwierig zu handhaben ist. Zu denjenigen Gelehrten, welche eine rühmliche Ausnahme bilden, gehört H. F. Hitzig, Professor des römischen Rechts an der Universität Zürich, dessen treffliche Behandlung des griechischen Pfandrechts allgemeine Anerkennung fand und der noch jüngst in seinem Vortrag „Die Bedeutung des altgriechischen Rechtes für die vergleichende Rechtswissenschaft“ (Zeitschrift für vergl. Rechtswissenschaft XIX 1906) energisch für das Studium des griechischen Rechtes eingetreten ist. In der vorliegenden Schrift legt er eine neue und erfolgreiche Probe seiner Beschäftigung mit dieser Disziplin vor.

Das Thema seiner Studie sind die „Rechtshilfeverträge“ bei den Griechen, die Regelung des Fremdenprozesses durch Verträge zwischen verschiedenen Staaten. Ganz abgesehen von dem juristischen Interesse handelt es sich hier um eine Erscheinung von allgemein historischer Bedeutung; es ist dies eine jener Seiten des hellenischen politischen Lebens, bei der es den Griechen gelungen ist, über ihren angestammten städtischen Partikularismus hinaus zu gemeinsamer Tätigkeit zu gelangen.

Die Grundlage für die Untersuchung schafft sich der Verfasser durch eine sorgfältige Zusammenstellung und knappe Analyse der urkundlich erhaltenen „Rechtsverträge“. Es ist zu bemerken, dafs H. eine Reihe von Urkunden mit herangezogen hat, die nicht Verträge zwischen Gemeinwesen sind, sondern einseitige Regelungen des Gerichtswesens in abhängigen Staaten durch einen übergeordneten Staat darstellen, also nach staatsrechtlicher Terminologie Verordnungen (Psephismen) des letzteren (die Charakterisierung bei H. S. 34 ff. ist nicht genau). Sie beziehen sich auf das Verhältnis Athens zu seinen Bundesgenossen oder vielmehr Untertanen im ersten und zweiten attischen Seebund; dazu gehören n. 2. 3. 4. 5. 7. 8. Auch andere Urkunden sind streng genommen keine Verträge, sondern einseitige Zugeständnisse von seiten eines Staates zugunsten eines anderen, so die Beschlüsse einer Reihe von Städten über die Asylie von Teos (n. 35) und der Beschlufs des kretischen Bundes für Anaphe (n. 44). Wenn es auch im Interesse einer korrekten Formulierung gut gewesen

wäre, auf diesen Sachverhalt hinzuweisen, so ist anderseits H. im Sinne einer weiteren Betrachtung durchaus beizustimmen, dafs er diese Urkunden in seine Sammlung aufnahm.

Den zweiten Teil der Schrift bildet die systematische Darstellung; über ihren Inhalt orientiert am besten eine Übersicht über die einzelnen Teile: Begriff des Rechtsvertrags (dazu Rechtsverträge als Bestandteile umfassenderer Staatsverträge), Abschlufs der Staatsverträge, deren Zweck, Ursprung und geschichtliche Entwicklung, die Gerichtsverfassung, Prozefsfähigkeit und Prodikia, Verfahren bis zum Urteil, Urteil und Urteilsvollstreckung, Rechtsmittel, Bedeutung der Rechtsverträge für die Prozesse anderer Fremder und für den Bürgerprozefs. Dafs H.s Darstellung durchaus scharf und klar ist und von voller Beherrschung des Gegenstandes zeigt, ist nach seinen bisherigen Arbeiten selbstverständlich; nicht ganz befriedigt hat mich die Behandlung des Gerichtswesens der attischen Untertanen speziell im ersten Seebund, das freilich eine Sonderstellung einnimmt; der Satz, dafs das attische Recht eine Appellation nicht gekannt habe (S. 63), kann heute gerade in bezug auf die Untertanenprozesse nicht mehr aufrechterhalten werden. Interessant, wenn auch fraglich, ist die Polemik des Verfassers gegen Ed. Meyer über den Fremdenprozefs in dem Vertrag zwischen Chaleion und Oianthea.

An eine systematische Darstellung des gesamten griechischen Rechtes ist vorläufig nicht zu denken, da wir erst in den Anfängen von dessen Erforschung stehen; am besten wird es gefördert durch die Bearbeitung einzelner Teile in Monographien nach Art der besprochenen, die vielfach als Muster gelten darf. In dieser Beziehung können wir von H. selbst wohl noch auf manche Gabe hoffen; vielleicht entschliefst er sich einmal, das ganze Fremdenrecht bei den Griechen zum Gegenstand einer Arbeit zu machen.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

262) **V. Lundström, Eranos.** Acta Philologica Suecana edenda curavit V. L., 1905/6. Upsaliae apud editorem, Lipsiae, O. Harassowitz, vol. VI, p. 1—151. 8.

Der vorliegende 6. Jahrgang der philologischen Zeitschrift Eranos enthält 10 Beiträge schwedischer Gelehrter aus Upsala, Göteborg und Helsingfors, die teils in lateinischer (5), teils in deutscher (3) oder schwedischer Sprache (2) verfafst sind. Sie beschäftigen sich meist mit Textkritik griechischer und lateinischer Autoren oder mit Erscheinungen aus der

lateinischen Grammatik. Die drei umfangreichsten sind 1. die Annotationes criticae in M. Minucii Felicis Octavium von E. Löfstedt S. 1—28, worin meist die handschriftliche Überlieferung gegen Textänderungen von Bährens, Dombart u. a. in Schutz genommen wird, oft in überzeugender Weise. 2. Die Studia in Valerium Flaccum von J. Samuelsson S. 72—100, worin zunächst eine Nachprüfung der schon von Thilo untersuchten Handschrift Cod. Vatic. 3277 vorgenommen und sodann eine gröfsere Anzahl von Stellen kritisch und exegetisch behandelt wird. 3. Der Aufsatz von Andr. Uppgren de perfecti systemate latinae linguae quaestiones, der bereits als Sonderabdruck der Neuen Philolog. Rundschau zugegangen und in Nr. 21, S. 489 besprochen worden ist.

Unter den kleineren Artikeln sind hervorzuheben der von Lundström zur neuesten Textkritik vom 10. Buche des Columella S. 66—71, der von Samuelsson über das Futurum Historicum im Latein S. 29—44, wobei besonders die epische Dichtung berücksichtigt wird, und der von Danielsson zu Thukydides VII, 75, 4 (S. 136—149), worin sehr wahrscheinlich gemacht wird, dafs statt *οὐκ ἄνευ ὀλίγων ἐπιθειασμῶν* zu lesen ist *οὐκ ἄνευ διωλυγίων ἐπιθειασμῶν*.

Die ganze Zeitschrift macht einen vortrefflichen Eindruck und verdient jedenfalls, von Fachgenossen bei wissenschaftlichen Forschungen gewissenhaft zu Rate gezogen zu werden.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

---

263) **Bibliotheca Romanica.** Nr. 34—40, in vier Bändchen. (Die Nummer zirka fünf Druckbogen, kl. 8). **Strafsburg i. E.**, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) s. a. [1907].

Bändchen I: *M* 1.20; II: *M* —.80; III: *M* 1.20; IV: *M* —.40.

Diese ebenso hübsche wie staunenswert billige Sammlung schreitet erfreulicherweise rasch vorwärts und hat auch diesmal eine glückliche Auswahl unter den Perlen der romanischen Literatur getroffen. Aus der französischen Literatur bringt sie uns l'Abbé Prévosts Manon Lescaut (Bändchen I), den bei uns mehr genannten als gelesenen realistischen Sittenroman aus dem 18. Jahrhundert, ein Seitenstück zu „Figaros Hochzeit“, dann die Dichtungen von François Villon (Bändchen II), der ersten Dichterpersönlichkeit der französischen Renaissance, mit einem wertvollen, auf Sonderstudien beruhenden Glossar. Bändchen III enthält ein

literaturhistorisch wichtiges Theaterstück des spanischen Dichters Guillem de Castro, nämlich Las mocedades del Cid (die Jugendtaten des Cid), eine wirksame dramatische Verarbeitung der Cid-Romanzen, und Vorbild von Corneilles Cid. Das letzte Bändchen endlich (IV) führt uns mit der Vita nuova des grofsen Florentiners, worin er seine Liebe zu Beatrice unsterblich feiert, in die italienische Literatur.

Die abgedruckten Texte sind auch diesmal wieder den Originalausgaben oder den besten Neudrucken entnommen; die Orthographie ist, ausgenommen in Villons Dichtungen, vernünftigerweise modernisiert, die Einleitungen sind, wie in den früher erschienenen Bändchen, kurz und inhaltsreich; den wissenschaftlichen Studien dienen zahlreiche Varianten. Ausstattung und Druck können in Hinsicht auf den billigen Preis tadellos genannt werden. Vielleicht bringen uns einige der nächsten Bändchen wieder Abdrucke moderner Erzeugnisse der romanischen Literatur, wodurch der Verlag sich sicher den Dank einer zahlreichen Leserschar erwerben würde.

Lübeck. **Th. Roth.**

---

264) **Léon Levrault, Les Genres Littéraires** (Evolution du Genre). **Le Roman.** Cinquième édition. Paris, Delaplane. 118 S. 12. fr. —.75.

Von Levraults Sammlung ist schon mehrfach in diesen Spalten die Rede gewesen. Man wird sich erinnern, dafs sie besonders bei der Examensvorbereitung Dienste leisten will. Ich habe in jenen Besprechungen von der Brauchbarkeit der Bändchen nur Rühmenswertes sagen können. Der buchhändlerische Erfolg hat das bestätigt. Der die Entwicklung des französischen Romans behandelnde Teil liegt nun schon in 5. Auflage vor. Sie ist ein Abdruck der im Jahrgang 1903, S. 235 rezensierten dritten Ausgabe. Nur am Schlufs ist durch die Besprechungen von P. Bourgets Etape (1902) und R. Bazins patriotischem Roman Les Oberlé (1901) der Text ein wenig erweitert worden. So klingt Levraults Arbeit diesmal im Revanchegedanken aus: combien nous devons souhaiter que la jeunesse des écoles lise et relise les Oberlé, heifst es auf der letzten Seite.

Hannover. **Carl Friesland.**

---

265) **Fritz Strohmeyer, Der Artikel beim Prädikatsnomen im Neufranzösischen.** Freiburg i. B., B. Bielefelds Verlag, 1907. 54 S. 8. brosch. ℳ 1.60; geb. ℳ 2.—.

Da nach der Ansicht des Verfassers über dieses Kapitel noch lange nicht genügende Klarheit in den Lehrbüchern herrscht, hat er es einer eingehenden Behandlung unterzogen, und zwar mit scharfsinniger Scheidung der Fälle, in denen das Prädikatsnomen ohne Artikel gebraucht zu werden pflegt, weil es eine Tätigkeit, einen verbalen Begriff vertritt, wie Stand, Beruf, Nationalität, Religion, politische Gesinnung, oder weil es ein Verwandtschaftsverhältnis, einen Zustand, wie Alter, Geschlecht, Entwicklung, Stufe usw. bezeichnet. Ebenso wird anderseits das Eintreten des Artikels festgestellt, wenn das Prädikatsnomen die Gattung angibt, oder die Arten, aus denen sich das Subjekt als Gattung zusammensetzt, wenn es eine einfache Erklärung des Subjekts ist, wenn es zur Identifizierung eines Begriffes mit dem des Subjekts dient usw. Möge die Schrift von allen, in deren Interesse es liegt, mit ihrer Fülle von Beispielen für und wider und den zugehörigen Erklärungen gelesen werden.

Die Eigenheit des französischen Substantivs, sich attributiv als Adjektiv verwenden zu lassen (man vgl. la reine mère, l'enfant prodige, un romantique pur sang, le fils enfant, le fils homme, sa familiarité bonne enfant un portrait de grandeur nature, ce peuple poisson) gilt nur um so mehr bei seiner Verwendung als Prädikatsnomen, was vom Verfasser an Beispielen wie il est (un) chrétien, (un) architecte, (un) Français in seiner Wirkung auf Sinn und Bedeutung klar geschieden wird. Der Verfasser bemerkt S. 32 zu den Sätzen „C'était merveille que la manière dont il parvenait... C'est rusticité que de donner: „Der Charakter eines solchen l o g i s c h e n Subjektes la manière, de donner usw. ist ja bekanntlich der eines nachträglichen, erweiternden, erklärenden Zusatzes zu einem Begriff, den man schon allgemein angegeben hat." Handelt es sich hier nicht vielmehr um ein n a c h g e s t e l l t e s Subjekt, welches durch das Relativ que an das auf dasselbe hinweisende ce angeschlossen wird? Kann doch auch sonst das Subjekt nachgestellt werden, ohne dafs es deshalb als logisches charakterisiert wird, z. B. Jamais n'a été peint d'une manière plus grandiose l'éternel et terrible combat du génie du bien et du génie du mal. Wenn la manière, de donner usw. l o g i s c h e s Subjekt wäre, so müfste ce das g r a m m a t i s c h e sein, und damit stimmt ce vor dem Plural in Ce ne sont pas choses de peu d'importance que ces sujets gewifs nicht. Ein

logisches Subjekt existiert für die Grammatik nur in Verbindung mit unpersönlichen Verben, deren Form von jenem weder in bezug auf Zahl noch Geschlecht beeinflufst wird. In C'est autre chose ist autre chose Prädikatsnomen zu einem im Vorhergebenden enthaltenen Subjekt. Die Umschreibung mit c'est qui (que usw.) hat auf die grammatischen Funktionen keinen Einflufs, sie dient nur dazu, bei der Gleichförmigkeit der französischen Wortstellung und Betonung einen Begriff besonders hervorzuheben. — Um den Lesern der Broschüre das Nachschlagen in Plattners Supplementband zu ersparen, sei bemerkt, dafs S 13, Z. 16 v. o. se trahit statt se habit zu lesen ist.

Freiburg i. Br. **H. Bihler.**

266/267) **A. Mohrbutter, Guide grammatical, Lexikon für französische Grammatik.** Leipzig, Renger, 1907. IV u. 106 S. 8. ℳ 1. 50.

A. Mohrbutter, The Adviser, Lexikon für englische Grammatik. Leipzig, Renger, 1907. IV u. 148 S. 8. ℳ 2. —.

Die Gleichartigkeit in der Behandlung des Stoffes und in der Durchführung des Plans gestattet es mir die beiden vorstehend genannten Bücher gemeinschaftlich zu besprechen. Sie sind meines Wissens — abgesehen von dem soeben auch erschienen gröfseren Plattner'sche Werke — der erste Versuch einer alphabetisch geordneten französischen und englischen Grammatik und sie verdanken ihr Entstehen der Erwägung, dafs es demjenigen, der irgend etwas Fremdsprachliches niederzuschreiben hat, manchmal schwer wird in einer gewöhnlichen Grammatik schnellen und sicheren Aufschlufs über Punkte der Formenlehre oder Syntax sich zu verschaffen. In der Vorrede, die für beide Bücher soweit es tunlich war, denselben Wortlaut hat, weist der Verfasser mit Recht darauf hin, dafs der Lernende in seiner Grammatik Bescheid wissen müsse, fügt dann aber hinzu, dafs dies leider oft — in der Vorrede zum englischen Buche heifst es sogar „meist" — nicht der Fall sei. Ein erheblicher Mangel nach dieser Richtung hin ist mir, in den oberen Klassen wenigstens, bisher nicht aufgefallen. Das Streben in den anzufertigenden schriftlichen Arbeiten Genügendes zu leisten sowie gelegentliche Repetitionen werden im allgemeinen für eine hinlängliche Vertrautheit des Schülers mit seinem Handexemplar, das ihn bis dahin begleitet hat, sorgen. Diesem Ziele würde nun direkt entgegen-

gearbeitet werden, wenn ihm in den Fällen, wo er naturgemäfs am häufigsten zur Grammatik greifen wird, ein anderes Hilfsmittel zur Verfügung stände. Für den Schüler eines Gymnasiums oder einer Realanstalt wird es empfehlenswert sein, wenn er während seiner Schulzeit **eine** Schulgrammatik benutzt, und diese wird doch meistens ein Sachregister haben. Allen übrigen aber, die sich mit der französischen und englischen Sprache beschäftigen, werden die beiden sehr sorgsam und mit grofser Sachkenntnis gearbeiteten Bücher die besten Dienste leisten. Bei aller Knappheit im Ausdruck sind doch die einzelnen Erklärungen unter Berücksichtigung der besten und neuesten Literatur in sehr präziser und verständlicher Form gegeben, und man staunt, wenn man sieht, wie viel Wissenswertes der Verfasser auf dem kleinen Raume zusammenzubringen gewufst hat. An Einzelheiten ist mir, zunächst im französischen Teile, folgendes aufgefallen. S. 49 heifst es: „Männlich sind die Namen der Monate (le mai)“. Damit der Nachschlagende nicht auf den Gedanken kommt, er habe die Monatsnamen stets mit Artikel zu brauchen, empfiehlt sich hier die Beigabe eines Satzes wie etwa: „Mai a 31 jours.“ S. 51 könnte hinter „mille hat nie das Pluralzeichen“ noch gesagt sein: wohl aber les milles die Meilen. S. 70 scheint bei der Regel über mont Berg etwas ausgelassen zu sein; ebenso bedarf die Notiz über pardonner eines Zusatzes über die Rektion des Verbs im Aktiv.

Einige wenige Bemerkungen auch über den englischen Teil: der Satz My father's mill is opposite (to) school ist so ohne den Artikel vor dem konkret gebrauchten school sicher kein gutes Englisch und wird, wenn überhaupt, nur im Schüler-Slang vorkommen. Vgl. S. 19 f. u. 40. S. 13: Die Notiz „alle welche all that (which), alles was all which“ mufs den Suchenden zu dem Glauben verleiten, dafs alle, welche nicht auch all who, alles was nicht auch all that heifsen könne. Auf S. 53 fällt auf, dafs der Satz „Wenn ich gekommen wäre, so hätte ich ...“ als Folgesatz bezeichnet ist.

Dessau. **Bahrs.**

---

268) **A. E. H. Swaen, Anthony Brewer's The love-sick King,** edited from the quarto of 1655 [A. u. d. T. Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas herausgeg. von W. Bang, Band XVIII]. XV u. 64 S. ℳ 4.80.

Wer kennt nicht die Geschichte von Dick Whittington, des armen Landjungen, der nach London zieht, um dort sein Glück zu versuchen,

auf den Hügeln von Hampstead im Norden der Hauptstadt ermüdet in Schlaf sinkt und dann seine Laufbahn zum Lordmayor hinauf in einer Vision zu sehen bekommt! Ein ungemein beliebtes und in unendlichen literarischen Formen immer wieder behandeltes Sujet, das dem Engländer deshalb besonders eingeht, weil der Stoff in seiner demokratischen Grundstimmung seinem politischen Empfinden entspricht, in seiner sentimentalen Aufmachung allgemein menschliche Töne in grobkörniger, melodramatischer Form anschlägt. Dick Whittington ist eine historische Persönlichkeit, das Jahr 1423 nennt ihn als Lordmayor von London, und um die Wende des 16. Jahrhunderts, wo alles auf die Bühne gebracht wird, erscheint in den „Stationers' registers" auch zum erstenmal „The history of Richard Whittington".

Ein ähnlicher, von der Whittington-Geschichte sicherlich nicht unbeeinflufster Stoff erscheint auch in Anthony Brewer's liebeskrankem König. In Wirklichkeit hat dieses vom ästhetischen Standpunkt aus herzlich unbedeutende, aber kulturell interessante Stück drei Handlungen, die nebeneinander herlaufen: als Hintergrund eine Haupt- und Staatsaktion — die verzweifelten Verteidigungskämpfe des Angelsachsen unter „Etheldred" und später Alfred gegen die skandinavischen Eroberer unter „Canutus" — mit dick und grob aufgetragenen Farben, besonders da wo geschildert wird, wie der von Liebe zu der schönen Nonne von Winchester, Cartesmunda, entbrannte König von Regierungsgeschäften nichts mehr wissen will (pseudo-historisch). Daneben läuft eine legendarische Geschichte von Grim dem Köhler her, ein Stoff, der in der englischen Literatur auch sonst Bearbeitung gefunden hat und eine historisch-biographische von Thornton, der eine ähnliche Entwicklung wie Dick Whittington durchmacht, als armer Teufel nach Newcastle on Tyne kommt, auf geschickte, aber halb mythische Weise grofse Reichtümer erwirbt und später zur Belohnung für seine dem angelsächsischen König im Befreiungskampf gegen die Dänen geleisteten Dienste zum Mayor von Newcastle ernannt wird. Auch dieser Thornton ist eine historische Persönlichkeit aus der Zeit Heinrichs IV., im Drama aber in die Zeit Knuts versetzt, der seinerseits als von Alfred dem Grofsen besiegt dargestellt wird. Die drei Handlungen sind nur lose miteinander verknüpft. Das Hauptinteresse war zweifellos ein allgemein politisches (vielleicht wirkte auch die Erinnerung an den Untergang der spanischen Armada noch nach) und ein lokalpatriotisches in der Stadt Newcastle, wo das Stück auch höchstwahrscheinlich aufgeführt worden ist.

Die Neuausgabe nach einem in der Kgl. Bibliothek im Haag befindlichen Exemplar ist nur zu loben; ebenso die Einleitung, die eine sehr verständige literarhistorische Untersuchung enthält. Der Text ist genau nach der Quarto wiedergegeben, mit seinen Druckfehlern, die zur Übersicht in einer Liste zusammengestellt sind. Es fehlt „Vers 1101 lies *bought* statt *brought*". Oder liegt ein Fehler im Neudruck vor?

Bremen. **Heinrich Spies** (Berlin).

269) **G. E. Hadow** and **W. H. Hadow, The Oxford treasury of English literature.** In three volumes. Vol. I. Old English to Jacobean. XI u. 356 S. 8.

Vol. II. Growth of the drama. Oxford, Clarendon Press. VIII u. 416 S. 8.

Mit der Herausgabe von Chrestomatien scheint man in England einer Zeitrichtung zu huldigen: im Fluge durch die Literatur. Das Interesse, literarische Werke ganz zu lesen, nimmt ab, und dieser Fehler wird bei dem jungen Engländer, der in einer bestimmten Zeit zum Examen fertig werden mufs, geradezu gezüchtet. Besonders bedenklich ist das für die dramatische Literatur, wo gerade ein Stück als Ganzes erst die Eigenart des Dichters charakterisiert. Die zwei ersten Bände des „Oxford Treasury" lassen erkennen, dafs wir es mit einer Sammlung zu tun haben, die sich in Deutschland wegen der anders gearteten Verhältnisse nicht viel Freunde erwerben wird. Möglich, dafs der dritte Band, der die Zeit von Milton bis Browning umfassen soll, unseren Erfordernissen und Anforderungen mehr entgegenkommt. Das Werk ist in erster Linie ein Einführungsbuch für englische Studierende, rechnet aber anscheinend auch auf einen weiteren Leserkreis der Gebildeten.

Was wir vom deutschen Standpunkte grundsätzlich anders verlangen, sind die Proben aus der altenglischen Literatur, die unsere Studenten gleich von Anfang an im Original, nicht wie hier in Übersetzungen, und gleich in gröfserem Umfange zu lesen bekommen. Nur so wird ein wirkliches Verständnis vom ästhetischen und kulturellen Gesichtspunkt aus erzielt, denn nirgends gehören Form und Inhalt in der englischen Literatur so eng zusammen als in der altenglischen Epik. Proben aus der altenglischen Lyrik fehlen ganz, obgleich auch diese durch ihre epische Form und ihren elegischen Inhalt eine ganz eigenartige Spielart dieser Literaturgattung darstellen. Wenn man sich ferner darüber wundert, dafs Chaucer

nur durch eine kleine Stelle aus dem Buche der Herzogin, einem Teil des Prologs und der Squiere's Tale vertreten ist, Kyd als zu schwer absichtlich fortgelassen ist, so läfst sich über solche Dinge bei einer Chrestomathie natürlich streiten. Aber wir müssen auch für die Zeit nach Lydgate und Occleve die Beibehaltung der ursprünglichen Orthographie verlangen; für den wahren Philologen ist auch das Kleinste nicht irrelevant. Auch die Orthographie gehört als etwas Charakteristisches zur Zeit und zum Dichter. Im Zusammenhang damit mufs man ebenfalls Angaben über die zugrunde gelegte Ausgabe, alte oder neue, oder Handschrift verlangen. Auch darin vermifst man Regelmäfsigkeit und Konsequenz.

Die den einzelnen Proben vorangestellten Einleitungen weisen einen alten englischen Fehler auf, der sonst erfreulicherweise in England immer seltener zu finden ist, bei den echten gelehrten Philologen wohl gar nicht mehr vorkommt: die Nichtberücksichtigung der deutschen Forschung. Da wird uns gleich zu Anfang auf S. 1 noch die alte und veraltete Müllenhoff-ten Brink'sche Hypothese von der Entstehung des Beowulfliedes aufgetischt, wobei auch S. 2 die Ortsnamen noch einmal herhalten müssen. Dazu sind die metrischen Bemerkungen auf S. 2—3 teils inkorrekt, teils falsch. — S. 83 taucht die seit ich weifs nicht wie langer Zeit überwundene Ansicht von Wiclif's Tätigkeit für die Ausbildung der neuenglischen Schriftsprache noch einmal aus der Versenkung auf. Bei Skelton fehlt die Berücksichtigung der gerade in den letzten Jahren ziemlich intensiven deutschen Forschung, desgleichen bei Oldcastle usw. Es mögen diese Beispiele genügen um zu zeigen, dafs in den literarischen Einleitungen zu den Proben noch manches recht verbesserungsbedürftig ist Es wird die Aufgabe der Verfasser sein, ihr Werk vor einer Neuauflage einer genauen Durchsicht zu unterziehen. Erst dann werden wir ihre Chrestomathie auch dem deutschen Studenten für die Zeit von etwa 1500 ab vertrauensvoll in die Hand geben dürfen.

Bremen. **Heinrich Spies** (Berlin).

---

270) **Alexander Clay** und **Oskar Thiergen, Across the Channel,** a guide to England and the English language. Leipzig-R., Haberland, 1907. VIII u. 276 S. 8. geb. ℳ 3.50.

Inhalt: Englische Gespräche über England und englische Verhältnisse mit deutscher Übertragung (162 Seiten), eine englische Grammatik (50

Seiten), systematisch geordnete Wortgruppen nebst Redensarten und Sprichwörtern (9 Seiten), deutsch-englisches Wörterverzeichnis in alphabetischer Anordnung (50 Seiten), Münztabelle und Pläne. Die Gespräche sind nach Prof. Thiergens (? „meinem" sagt das von ihm und Clay unterzeichnete Vorwort) Entwurf verfafst. Leider hat Prof. Thiergen sich um die Ausführung des Entwurfs nicht genügend gekümmert. Sonst wäre der deutsche Text nicht so entsetzlich fehlerhaft. Beispiele: Würdest du gern unterseeische Kabel machen sehen? (S. 115). Wir können hinter Ihrem Programm zurückbleiben (das.). Ein Rennpferd ist ein schönes Geschöpf, und der Anblick ist aufregend genug ohne irgend etwas weiteres (S. 126). Die Yeomanry sind freiwillige Kavallerie, die Regimenter in jeder Grafschaft bilden (S. 143). Man kann die tropischen Farren, Orchideen und Palmen wachsen sehen, wie sie es nach unserer Vorstellung tun müssen, wenn sie wild sind (S. 116). Wir kamen durch Brentford, der Grafschaftsstadt von Middlesex (S. 117). Ähnlich an zahlreichen Stellen. Im Gegensatz dazu ist der englische Text einwandfrei, was bei einem für Deutsche bestimmten Buche ja freilich die Hauptsache ist. Auch die übrigen Teile sind gut; dafs in der Syntax die Abschnitte Eigenschaftswort, Fürwörter, Adverb, Bindewort und Verhältniswort als Unterabteilungen von dem Abschnitt Substantiv erscheinen, ist wohl nur ein Versehen. Das Ziel ist dem Buche sehr hoch gesteckt: Es „soll ein Führer durch das Land wie durch die Sprache sein. Die Schönheit beider soll dem Deutschen durch dieses Buch erschlossen oder leichter verständlich gemacht werden. Was Natur und Menschenhand in dem meerumrauschten Eilande erschaffen, was der menschliche Geist Grofses ersonnen hat, soll in diesem Buche gezeigt werden". Wer mit dementsprechenden Erwartungen an die Prüfung des Buches geht, mufs natürlich enttäuscht werden. Und das ist im Grunde schade. Denn der Inhalt der englischen Gespräche ist zweifellos zum gröfsten Teil äufserst lehrreich und lesenswert, wie die Sprache gut und die Wendungen lernenswert. Wer freilich, bevor er nach England geht, diese Fülle von Stoff sich aneignen soll, mufs entweder sehr viel Zeit zur Vorbereitung haben oder schon sehr gut englisch können.

Apenrade. **Herting.**

---

271) **Jerome K. Jerome, The Passing of the Third Floor Back and other Stories.** (= Tauchn. ed. vol. 3973.) Leipzig, B. Tauchnitz, 1907. 246 S. 8. ℳ 1.60.

Die vorliegende neueste Schrift von Jerome enthält sechs voneinander unabhängige Erzählungen, die sich durch den schalkhaften, nicht verletzenden Humor auszeichnen, den wir bei dem auch in Deutschland wohl bekannten englischen Schriftsteller zu finden gewohnt sind. Ein lustiger, fröhlicher Hauch zieht durch diese kleinen Geschichten, deren Lektüre auf Herz und Gemüt erfrischend und belebend wirkt. Besonders möchte ich „The Love of Ulrich Nebendahl" hervorheben. Dem Titelhelden wird vom Pfarrer Winkelmann („matchmaker") der Rat erteilt, unter den Schönen des Dorfes seine Wahl zu treffen. Er kann sich aber für keine entschliefsen und gibt der Liebe zu seinem Heimatsdorfe den Vorzug. In schwerer Kriegszeit rettet er dieses dadurch, dafs er sich selbst freiwillig für seine Landsleute opfert, vor der sicheren Zerstörung. „For her you would lay down you life", hatte ihm sein Pfarrer früher einmal gesagt. Die Geliebte, für die er starb, war sein Heimatsdorf.

Wir können die Lektüre des Buches angelegentlich empfehlen.

Aachen. **Heinrich Schmitz.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilagen: 1) Prospekt des Verlages von C. Bertelsmann in Gütersloh über: *Gymnasial-Bibliothek* u. a. Werke; 2) Prospekt der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin über: *Neue Werke der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft.*

Gotha, 14. Dezember. Nr. 25, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

272) **Joannes Burnet, Platonis opera** recognovit brevique adnotatione critica instruxit (J. B.) Tom. IV tetralogiam VIII continens. Tom. V tetralogiam IX, definitiones et spuria continens. Oxonii e typographeo Clarendoniano. Londini apud Henr. Frowde, o. J. [t. IV 1905. 34 Bogen. 8. t. V 1907. 38 Bogen. 8.)

Über Erwarten schnell hat Johannes Burnet seine Textausgabe der Werke Platons vollenden können. 1899 erschien der erste Teil mit der ersten Tetralogie; nunmehr bringen der vierte Teil die achte Tetralogie: Kleitophon, Staat, Timaios, Kritias, und der fünfte Teil die neunte Tetralogie: Minos, Gesetze, Epinomis, Briefe, sowie die Definitionen und die anderen unechten Stücke Platons, so dafs in diesen fünf Teilen (ursprünglich waren sechs Teile beabsichtigt) der ganze Platon in einer handlichen und auf sicherer textkritischen Grundlage beruhenden Ausgabe vorliegt.

Über die Grundsätze, nach denen Burnet seinen Text gestaltet hat, und über die grofsen Vorzüge seiner Ausgabe ist schon an anderen Stellen der „Rundschau“ eingehend berichtet (1903, 8, S. 169 ff.; 1904, 11, S. 243), so dafs sich Referent hier kurz fassen kann. Burnet ist nicht ausschliefslich einer der uns bekannten Handschriften gefolgt, sondern ergänzt und berichtigt die Lesarten der einen durch gute Lesarten der

anderen und benutzt aufserdem die Zitate, so dafs er „den Archetypus unseres Platontextes, wie er im 5. und 6. Jahrhundert in der Akademie selbst gebraucht wurde“, rekonstruiert zu haben glaubt. Damit hat er die Textgestaltung Platons ganz wesentlich gefördert und in der Reihe der „Oxford Classical Texts“ eine Glanznummer geschaffen, die zurzeit für die beste Platonausgabe in textkritischer Hinsicht gelten mufs.

Helmstedt. **K. Linde.**

273) **W. M. Lindsay, Syntax of Plautus.** (= St. Andrews University Publications, No. IV.) Oxford, James Parker and Co., 1907. IV u. 138 S. 8.

Nachdem die 1861 erschienene Syntaxis priscorum scriptorum Latinorum usque ad Terentium von Holtze durch die sichere Gestaltung der Texte wie durch die im ganzen wie im einzelnen überall fortschreitende syntaktische Forschung veraltet geworden war, mufste es höchst wünschenswert erscheinen, einen zusammenfassenden Überblick über unsere jetzige Einsicht zunächst in die Plautinische Syntax zu besitzen. Schon der Name Lindsays bürgt dafür, dafs die jetzt vorliegende Schrift auf genauester Kenntnis der sprachlichen Tatsachen beruht und alles einzelne historisch wie systematisch unter dem richtigen Gesichtspunkte betrachtet. Nachdem diese historische Betrachtungsweise gleich im Anfange (Ch. I Colloquialisms. The Concords) nachdrücklich zur Geltung gebracht ist, beherrscht sie durchaus auch die folgenden acht Kapitel: The Cases of the Noun, The Adjective, The Pronoun, The Verb, The Adverb, The Preposition, The Conjunction, The Interjection. Überall wird die hauptsächlich wichtige Literatur angegeben und an den Stamm plautinischer Beispiele eine ausgiebige Zahl ähnlicher aus den gleichzeitigen oder etwas späteren Autoren angeschlossen. Vollständigkeit der Einzelbelege ist nicht erstrebt; doch wird kaum eine wichtigere Erscheinung übergangen sein. Innerhalb des einmal gesteckten Rahmens sei es die einzelne Tatsache, sei es die schon bei Plautus vorliegende oder erst einsetzende Entwicklung, zu erklären, war nicht immer möglich; hier sieht man sich oft zu Fragen an den Verfasser gedrängt, z. B. S. 15 bei lucri facere, S. 38 aeque beim Komparativ, S. 77 puppis pereundast probe, S. 94 at in Gebeten u. a., at enim, atque im Sinne von „sogleich“ u. a. m. Gerade was Lindsay z. B. über die Entwicklung von quin-Konstruktionen (S. 109) und sonst giebt, erweckt den Wunsch nach weiterer Belehrung

durch ihn selber. Immerhin haben wir sehr dankbar zu sein für das, was er geboten hat; erschöpft seine Behandlung den Gegenstand nicht, so bietet sie die sichere Grundlage und reiche Anregung für weitere Forschungen.

Leider fehlt ein Index, der durch die eingehende Gliederung der Kapitel vor dem Buche keineswegs überflüssig wird. Auch ist es für den Gebrauch nicht bequem, dafs der Verfasser bei den sehr häufigen Verweisungen innerhalb des Buches nach Kapiteln und Paragraphen, nicht aber nach Seiten zitiert.

Sondershausen. **Funck.**

---

274) **H. Fischer** und **L. Traube, Neue und alte Fragmente des Livius.** Sitzungsberichte der philos.-philol. Klasse der Kgl. Bayer. Akademie. München, G. Franzscher Verlag (F. Roth), 1907. 8. S. 97—112 samt einer Lichtdrucktafel.

Vor einiger Zeit entdeckte H. Fischer auf der Dombibliothek zu Bamberg an dem defekten Überzug eines theologischen Sammelbandes aus dem 15. Jahrhundert einige Pergamentstreifen mit Unzialschrift, die L. Traube als Überreste einer alten Handschrift der vierten Dekade des Livius erkannte und 1904 in den Abhandlungen der K. B. Akademie publizierte. Nun hat Fischer neue Fragmente gefunden, nämlich zu Liv. XXXIII, 18, 22 bis 19, 5; XXXIV, 29, 11—14 und 31, 9 bis 32, 2. Otto III. fand diesen Kodex in Piacenza. Im 11. Jahrhundert wurde die jetzt für die vierte Dekade mafsgebende Bamberger Handschrift daraus abgeschrieben und dann der alte Kodex zerstört.

Unter den Fragmenten des Livius führt Weifsenborn-Müller auf: 76) ut Livius ait, 'nihil tam sanctum religione tamque custodia clausum, quo penetrare libido nequeat'. Die Worte sind genommen aus der Vita S. Columbani von Jonas c. 2. Dort bietet die Heidelberger Handschrift: nichil ait esse utulius uel tucius nil tam sanctum religione. Traube meint, *utulius* sei verschrieben aus *ut Tullius* und das Zitat sei eine ungenaue Wiedergabe von Cic. act. pr. 4: nihil esse tam sanctum, quod non violari, nihil tam munitum, quod non expugnari pecunia possit. Meines Erachtens stammt das Zitat aus Liv. XIV. Es ist auf die *libido* des Königs Pyrrhus zu beziehen. Er nahm zu Lokri Geld aus den *intacti omni aevo thesauri Proserpinae.* Aber ein Sturm richtete seine Schiffe so zu, dafs

sie *nihil in terram integri praeter sacram pecuniam deae* brachten. Pecunia incolumis reperta sanctissimi thesauri custodiae restituta est. Val. Max. 1, 1, ext. 1. Liv. 29, 8, 9 u. 18,4. Diod. 27, 5.

Burgdorf bei Bern. **Franz Luterbacher.**

275) **Martin Nilsson, Die Kausalsätze im Griechischen bis Aristoteles.** I. *Die Poesie.* Würzburg, A. Stubers Verlag (Curt Kabitzsch), 1907. I u. 145 S. 8. ℳ 5.50.

Vorliegende Abhandlung bildet das 18. Heft der von M. v. Schanz herausgegebenen Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache. Schon der einleitende Abschnitt, in welchem der Verfasser „an einigen treffenden Beispielen" den tiefgreifenden Einfluſs nachzuweisen sucht, welchen die logische Forderung nach Deutlichkeit der Ausdrucksmittel auf die Umgestaltung der ursprünglich durch sprunghafte, weil lediglich psychologische Gedankenentwicklung charakterisierten Sprache, wie sie vorzugsweise in der Poesie ihre Geltung behauptet, zu der durch Schärfe der grammatischen Typen verfeinerten Prosa ausgeübt hat, zeugt von nicht gewöhnlicher Vertrautheit mit den hervorragenden Errungenschaften der diesbezüglich maſsgebenden Sprachforschung. Dazu gesellt sich im weiteren Fortgange eine ausgereifte Sicherheit des Urteils bei Sichtung des, soweit in die Untersuchung einbezogen, nahezu lückenlosen Materials; sind es doch gerade die in modaler Beziehung ganz sterilen Kausalsätze, bei denen jener Entwicklungsprozeſs verhältnismäſsig langsam sich vollzog und erst spät zu den mit dem Bedürfnis des logisch geschulten Denkens sich deckenden Stiltypen führte, deren Inhaltsbereicherung durch Verengerung ihrer Verwendungsmöglichkeit in anderen Bedeutungen bedingt ist; denn tatsächlich kommen alle Kausalkonjunktionen auch in anderen Gebrauchsweisen vor. So mit dem erforderlichen Rüstzeug versehen und durch jeweilige Aussonderung des Zusammengehörigen stets auf Gewinnung eines allgemeinen Urteils bedacht, hat Nilsson in kräftigen Strichen wertvolle Skizzen zu einem über den Werdegang der Kausalsätze orientierenden Gesamtbilde entworfen. Steht auch das zweite Heft, welches den Prosagebrauch nebst einer systematischen Übersicht der gewonnenen Resultate bringen soll, noch aus, so spiegelt sich doch bereits in der lichtvollen Behandlung der Dichter (Homer, Hesiod, Äschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Pindar und Bacchylides) sowie in der richtigen Skizzierung der Entwicklungsstufen der von ihnen in kausalem Sinn verwendeten Konjunktionen des Verfassers

gediegene Befähigung zu zielbewufster Durchforschung der Materie und somit zur endgültigen Lösung der vorgesteckten Aufgabe. Im nachstehenden seien Gang und bisherige Ergebnisse kurz angedeutet! Die von mir aus Eigenem hinzugefügten Stellen der Fragmente Pindars sind nach der Ausgabe von Christ, die der Elegiker, Jambendichter und Meliker nach der von O. Crusius gezählt.

Zuerst werden allemal die ἐπεί-Sätze erörtert. Die Natur der Sache bringt es mit sich, dafs bei Homer die Analyse am ausführlichsten ist, wenn auch selbstverständlich nicht jede sich aufdrängende Frage auf Grund des Homerischen Sprachgebrauchs befriedigende Beantwortung finden kann. Weil die vorangehenden ἐπεί-Sätze in den weitaus meisten Fällen temporal sind, wählte Nilsson die nachfolgenden zum Ausganspunkte seiner Betrachtungen. Dabei unterscheidet er drei Gruppen, deren erste, „frei stehende ἐπεί-Sätze", jene umfafst, die grammatisch als Hauptsätze zu bezeichnen sind, die dritte, „fest angeknüpfte ἐπεί-Sätze", solche, deren hypotaktische Natur sich leicht erweisen läfst, während alle Stellen, die ebensogut parataktische als hypotaktische Auffassung zulassen, der zweiten zugewiesen werden. Kann nun auch die durch diese Dreiteilung gewonnene Grundlage als Mafsstab für eine eingehendere Klassifizierung theoretisch zweifellos gutgeheifsen werden, so ist doch anderseits in konkreten Fällen auf eine Einigung der Anschauungen von vornherein nicht zu rechnen. Nilsson selbst neigt sich auch für die zweite Gruppe, wie schon die gewählte Bezeichnung „lose angefügte ἐπεί-Sätze" verrät, tunlichst weitgehend parataktischer Auffassung zu, „sei es, dafs man die epische Sprache als der einfachen Volkssprache nahestehend betrachtet, sei es, dafs man darin eine Kunstsprache sieht, die die logische Durchbildung der späteren Literatursprache noch nicht erreicht hat", beschränkt aber diese Vorliebe nicht etwa auf die Epiker, sondern hält daran auch bei den folgenden Dichtern mit einer mitunter fast an Verknöcherung streifenden Zähigkeit fest. Zu begrüfsen ist dabei vor allem die Selbständigkeit, mit welcher er unbeirrt von dem bisher von den Herausgebern beliebten Interpunktionsverfahren bestimmte Merkmale zu gewinnen sucht, die behufs Zuteilung zur ersten oder dritten Gruppe den Ausschlag geben sollen, und jedes Beispiel daraufhin prüft. Dadurch löst sich die scheinbare Einfachheit der Untersuchung dieser Sätze in ein reichhaltiges Untergruppendetail auf. Unter den für die erste Gruppe als mafsgebend bezeichneten Gesichtspunkten, dürften folgende als zutreffend zu erachten sein: 1) wenn der ἐπεί-

Satz selbst ein Heischesatz ist; 2) wenn er in Parenthese steht, wodurch ϑ 205 in die richtige Beleuchtung gerückt wird, wogen *K* 96 mir nicht hierher zu gehören scheint. Nilssons Erklärung des anakoluthischen μιν in π 79 erweist sich bei näherem Zusehen gleichfalls nur als Ausflufs eines übertriebenen Konservatismus; ich halte μιν, wofür bekanntlich schon μέν vorgeschlagen worden ist, für verderbt; 3) wenn der ἐπεί-Satz auf eine rhetorische Frage folgt; nicht hierher gehört jedoch ι 15, wie ein Vergleich mit η 242 ergibt, welch letztere Stelle der Verfasser unter die lose angeknüpften ἐπεί-Sätze rechnet, eine keinesfalls angängige Inkonsequenz; auch ι 352 f., wo der ἐπεί-Satz einen Bestandteil der Frage selbst bildet, pafst nicht hierher; man vergleiche dagegen γ 250, wo wenigstens die in dem vorausliegenden Teile der Frage enthaltene Vermutung, dafs es eines besonders listigen Anschlags bedurfte, motiviert wird, und doch ist letztere Stelle unter den Aussagesätzen aufgeführt! und π 9 vollends erfolgt die vorausgehende Vermutung überhaupt nicht in Frageform! An diese ἐπεί-Sätze schliefsen sich mit Recht 4) die nach Aussagesätzen, vorausgesetzt, dafs sie in ähnlicher Weise etwas dem Gedanken Vorschwebendes begründen, wie z. B. α 220 der vorhergehende Klageausbruch entschuldigend motiviert wird. Bei vergleichender Heranziehung von Stellen wie α 176 f. und 209 träte dies wohl noch deutlicher zutage. Weniger stichhaltig erweisen sich dagegen die anderen für diese Gruppe aufgestellten Kriterien, wenn nämlich der ἐπεί-Satz lediglich ein neues Moment hinzufügt oder den vorhergehenden Satz oder einen Teil desselben näher erklärt und präzisiert und so beide Sätze eine identische Angabe enthalten. Zudem leiden ϰ 213 und ο 488 ff. an innerem Widerspruch, da, wenn ἐπεί wirklich einem „indem" entspricht, beide Beispiele zur dritten Gruppe, wenn aber jene Auffassung nur als zulässig verstanden werden soll, zur zweiten gehören, welch letzterer ich auch *E* 176 = *Π* 425 (S. 16 versehentlich = *I* 58!) und *N* 505 = *Π* 615 zuweisen möchte, wie sich denn überhaupt für die meisten der dort angezogenen 20 Stellen und für die 4 unter c) α und β (S. 20) wohl das gleiche Verfahren empfehlen dürfte. Weiter an der Berechtigung der Zuweisung von Stellen zu dieser oder jener Untergruppe zu mäkeln halte ich nicht für ratsam; denn für die Mehrzahl der Beispiele gibt es eben mangels positiver Kriterien keine bestimmte Grenzscheide. So viel mag indes dem Verfasser gerne zugestanden werden, dafs bei Aneinanderreihung mehrerer ἐπεί-Sätze in einem Satzgefüge es sich empfiehlt, wenigstens einen als nicht subordiniert zu

fassen; immerhin wäre bei *I* 344 ff. ein Fingerzeig auf den im Moduswechsel liegenden Schlüssel wünschenswert gewesen: zuerst ἐπεί mit Potentialis entsprechend dem potentialen Hauptsatze, dann der auf die zweigliederige Annahme folgende ἐπεί-Satz im Indikativ, welcher schon in Anbetracht der bekannten Homerischen Scheu vor längeren Kunstperioden als freistehend zu betrachten ist. Als einwandfreie Kriterien der dritten Gruppe erweisen sich 1) innerlich abhängige Sätze, weil sonst der begründende Satz auf die redende Person bezogen werden könnte, was besonders bei Referaten mit direkter Wiederholung ohne Personenverschiebung von einschneidendster Bedeutung ist; 2) ἐπεί-Sätze nach Verben des Affekts analog Sätzen mit ὅτι und ὡς.

Was sodann die vorangehenden Kausalsätze mit ἐπεί anlangt, so finden sich die meisten Belege in Antworten, wo eben das Antworten selbst durch die Situation begründet wird. Diese Sätze sind nach Nilsson völlig freistehend und die herkömmliche Ergänzung eines Hauptsatzes im Sinne von „ich sage dies“ nicht blofs unnötig, sondern geradezu unrichtig. Dies scheint mir berechtigt, und ich möchte damit die parenthetischen Absichtssätze (ἵν' εἰδῆτε, ἵν' ἐπίστησθε u. dgl.) in Parallele stellen. Erst durch Hinzufügung des Zwischengedankens werden dieselben zu vorangehenden Nebensätzen. Gerade die Seltenheit letzteren Phänomens bei Homer zeigt, wie wenig bei ihm die Subordinierung durchgedrungen ist.

Am Schlufs der Anm. S. 5 ist noch auf τ 85 ff. zu verweisen. S. 21 fehlen die Stellen *Y* 135, ϑ 281 und ι 276, welche letztere S. 24 unter e) steht; S. 22 σ 174; dagegen ist ebenda die Stelle α 160 ff. mit Rücksicht auf ihre gesonderte Behandlung S. 23 unter d) zu streichen; die S. 20 unter A c α besprochene Stelle *H* 196 findet sich S. 23 neuerdings aufgeführt. Das Beispiel *A* 156 (S. 22) gehört zu e (S. 24), *I* 116 = *P* 147. S. 23 hätte der Ausdruck „von den vier Beispielen von ἐπεὶ δή“ durch den Zusatz „hier einschlägigen“ gegen Mifsverständnis sichergestellt werden sollen. Bei der dritten Gruppe fehlt ε 364 sowie S. 34 zu α 231 der Beisatz ἐπεὶ ἄρ δή. Doch verschwinden diese und andere Unebenheiten der Art gegenüber den rund vierthalbhundert richtigen Zitaten, — wenigstens beiläufig richtigen, denn eine Abweichung bis zu vier und sogar acht Versen vor oder zurück mufs man bei allen Autoren vielfach mit in den Kauf nehmen — um so mehr, als ja Nilsson auch die mehr als hundert Stellen temporaler ἐπεί-Sätze in die Untersuchung einbeziehen mufste; wurde doch erst hierdurch die Feststellung ermöglicht, dafs in den weitaus meisten Fällen, wie schon

eingangs erwähnt, der seinem Hauptsatze vorangehende ἐπεί-Satz rein temporal ist; insbesondere sind von 97 mit αὐτὰρ ἐπεί anhebenden Sätzen 87 (26 αὐτὰρ ἐπεὶ δή) rein temporale. Doch ändert hinzutretendes δή die Bedeutung in keinem Falle. Aber eine andere Beobachtung verdient hervorgehoben zu werden. Während nämlich ἐπεί im nachfolgenden Satze fast immer an die Spitze tritt, steht vor dem die Periode beginnenden ἐπεί ganz regelmäfsig ein anderes Wort, oft mit δέ, selten mehrere Wörter. Die Begründung jedoch, mit welcher Nilsson die einzige Ausnahme als eine nur scheinbare hinstellen will (S. 38 extr.), ist unzureichend. Die etwa 37 Sätze mit ἐπεί(κεν) und die ungefähr 44 mit ἐπήν haben alle temporale Bedeutung, wenn auch bei einigen wenigen eine kausale Nebenbedeutung nicht ausgeschlossen erscheint. Reine Kausalsätze folgen dem übergeordneten Satze, während temporal-kausale ihm vorangehen oder nachfolgen können. In der durch keine logische Schulung beeinflufsten Rede dient nämlich die Begründung als nachträgliche Bestätigung des Hauptgedankens; erst ein verfeinertes Denken setzt den logisch vorausliegenden Grund auch sprachlich voran. Beide Sprachstufen sind bei Homer vertreten, jedoch so, dafs die Verwandlung der kausalen ἐπεί-Sätze in Nebensätze nicht zum Abschlufs gekommen ist. Ganz anders hat sich der temporale ἐπεί-Satz entwickelt. Können die näheren Ausführungen hierüber, welche Nilsson unter Voraussetzung der Stellung des ἐπεί-Satzes vor dem Hauptsatze macht, auch nicht als durchschlagend anerkannt werden, die Beweiskraft innerer Wahrscheinlichkeit ist ihnen nicht abzusprechen.

Die Behandlung der übrigen Kausalkonjunktionen berührt sich vielfach mit Schmitts Untersuchung „Über den Ursprung des Substantivsatzes mit Relativpartikeln", ohne dafs sich jedoch die Ergebnisse in allem und jedem decken. Am häufigsten begegnet οὕνεκα. Aus der ursprünglichen Bedeutung „weswegen" hat sich durch Verschränkung mit Auslassung des Korrelats die Bedeutung „weil" entwickelt. Dieses Korrelat heifst übrigens Α 110 (S. 46) τοῦδ' ἕνεκα. Sowohl οὕνεκα als ὅτ(τ)ι ὅ treten nach Verben des Affekts viel häufiger auf als ἐπεί. S. 48 scheint Nilsson mit der von der üblichen abweichenden Interpunktion Ρ 206 ff. das Richtige getroffen zu haben. Dagegen fehlt S. 49 extr. die Stelle Δ 32. Die mit Ausnahme eines einzigen (νῦν δ' ὅτι) stets nachfolgenden Sätze mit ὅτι werden im Gegensatze zu den ἐπεί-Sätzen ausnahmslos als Nebensätze gefühlt, ebenso die nach Nilsson auf annähernd gleicher Entwicklungsstufe

stehenden mit kausalem ὅ, ὡς und οἷος (und ohne Markierung ὅσσος!). Bei ὅτι (ὁππότε!) entwickelt sich diese Bedeutung aus der temporalen. Da die Beispiele mit ὅτε bereits von Friedländer ausführlich analysiert sind, hat Nilsson von einer vollständigen Sammlung derselben abgesehen; trotzdem bleibt das Fehlen der Stelle Ξ 71 zu Anfang der Anm. 52 zu rügen. Eine Durchmusterung der Beispiele mit ὅτ' und ὅϑ' (S. 54 f.) läfst allerdings sozusagen mit elementarer Gewalt auf Annahme einer Elision von ὅτι zurückkommen, wenn auch der Verfasser eine solche, obwohl sie „etwas Wahres enthält", nicht direkt verteidigen möchte, wie er denn auch später bei Erklärung von Eur. Andr. 455 den Gedanken an ein explikatives ὅτι ausdrücklich ablehnt und ein Ausgehen von der qualifiziert temporalen Bedeutung fordert; doch läfst die Anm. 3, S. 56 ersehen, dafs er hierin nicht so fast eigener Überzeugung als vielmehr der jetzt allgemein herrschenden Ansicht folgt. Nach seiner Zurechtlegung erklärt sich der so häufige Gebrauch von ὅτ' nach Verben des Affekts u. dgl. aus der sonst parallelen Verwendung von ὅτε und ὅτι, weil die durch die Elision verdunkelte Form von ὅτε, das bei voller Form, weil andersartig empfunden, „dem Umsichgreifen der Bedeutungsübertragung hinderlich war", leichter die Funktionen von ὅτι übernehmen konnte. Aufser den S. 56 extr. angeführten Stellen, wo übrigens v. 333 νῦν δέ mit ὅτ' gar nichts zu tun hat, betrachte man noch Λ 244, Δ 31, Ζ 126. Treffend sind S. 61 die drei Beispiele für ausrufendes ὡς begründet. Wenn Nilsson zu Β 320 anmerkt, er verstehe nicht, was die Erklärung „indirekter Ausruf" bedeuten solle, so hat er nach meinem Dafürhalten einen wirklich wunden Terminus angefafst, der sogar in Schulgrammatiken sein Unwesen treibt. Manche der hierher gehörigen Sätze könnten doch wohl als selbständig empfunden werden; bei denen dies aber nicht angängig ist, erweist sich Nilssons Umschreibung der vorschwebenden logischen Relation „zu urteilen nach der Art wie" zwecks einer typischen Bezeichnung zu unbestimmt und wage ich die Möglichkeit eines positiven Änderungsvorschlags der Nomenklatur erst dann zu erhoffen, wenn auch das Material aus der Prosa übersichtlich geordnet vorliegt. Bedenklich freilich stände es um die Unbefangenheit einer endgültigen Festlegung, wenn dem Verfasser öfter so interessante Stellen entgingen, wie ihm Ε 758 ὁσσάτιόν τε καὶ οἷον ἀπώλεσε λαὸν Ἀχαιῶν entgangen ist; auch fehlen gerade manche von jenen Stellen, zu denen Ameis sich über diese Satzform äufsert, z. B. δ 611, ϱ 514. Ferner bezieht sich ὅσσα Ι 126 und 268 auf τόσσα im zweit-

vorhergeheudeu Satze, so dafs also nur eine Unterbrechung des uatürlichen Verhältnisses von Relativ und Korrelativ durch das zweite Glied des übergeordueteu Potentialis vorliegt; wenn auch zugestanden werden kann, dafs eine Vertauschung des zweiten ὅσσα mit eiuem τόσσα sich denken läfst, so durfte doch Nilssou den voraufgehenden τόσσα-Satz nicht als Luft behandeln. Zu dem Belege Δ 389 f. sind noch zu fügen E 808; 828; O 254; Φ 289; Ω 182, zu X 347 (nach Ameis ein indirekter Ausruf, der den vorhergehenden Wunschsatz motiviert) noch Γ 57 ὅσσα ἔοργας und Φ 399 ὅσσα μ' ἔοργας. Nebenher läuft eine Reihe falscher Zitate, so S. 22 Z 244; S. 23 Ω 516 f.; S. 24 P 409; γ 284; γ 416; S. 27 υ 290; S. 28 ζ 248 f.; υ 374 f.; S. 35 φ 225; S. 37 Z 436; S. 46 Γ 27; Δ 60; Σ 365; T 162; γ 5; S. 62 Ω 512; S. 77, Z. 25 Γ 1423. S. 24 ist unter den zuletzt angeführten Stellen Α 281, weil vorher behandelt, zu tilgen. Im einzelnen hätte sich manche Bemerkung Nägelsbachs verwerten lassen. Die Bekämpfung der landläufigen Erklärung des καὶ ἀποδοτικόν erscheint unter dem Gesichtswinkel, dafs in einer für den Haudgebrauch des Schülers bearbeiteteu Grammatik unmöglich auf die genetische Eutwicklung aller Einzelerscheinungen zurückgegriffen werden kann, zu sophistisch. Mag auch die Fassung bei Kühuer-Gerth, dafs dadurch „die gegenseitige Beziehung des Vorder- und des Nachsatzes ausgedrückt werden" soll, anfechtbar sein, so wird doch unbestreitbar dnrch καί ein neues Moment hiuzugefügt, das wir ungezwungen nur durch „auch" wiedergeben könneu. Obendrein erfährt der eigeutliche Sachverhalt wiederholt eine mehr andeutungsweise Förderung als völlige Klarstellung. So ist die S. 7 berührte Koordinierung logisch hypotaktischer Sätze in diesem weitgehenden Umfange keineswegs auf die homerische Zeit beschränkt, auch bei Sophokles finden sich recht auffällige Beispiele; so erscheinen z. B. Ant. 531 und Ai. 1306 f. selbständige Sätze in freiester Weise an Relativsätze angefügt.

Da die spärlichen Beispiele bei Hesiod für die Eutwicklungserkenntnis nichts Wesentliches bieten, hat sich Nilsson auf einen Vergleich mit der homerischeu Gebrauchsweise beschränkt. Bedauerlicherweise ist die Ausgabe, nach welcher zitiert wird, uicht namhaft gemacht. Die kausalen ἐπεί-Sätze köuueu alle als freisteheud betrachtet werden, bei vielen ist dies notwendig; zu letzteren gehört auch Op. 745, weshalb dieses Beispiel nicht in gleiche Linie mit 365 und 802 gestellt werden durfte; überdies ist an der letztgenannten πέμπτας δ' zu lesen. Die tempo-

ralen ἐπεί-Sätze gehen mit einer einzigen Ausnahme voran; auch hier tritt regelmäſsig ein anderes Wort, einmal mit δέ, an die Spitze; zweimal ist δή hinzugefügt. Daſs ὅτ(τ)ι nur kausal vorkommt (einmal nach χολωσάμενος), ist wohl ein Spiel des Zufalls; ὡς steht dreimal nach Ausdrücken des Affekts, sonst temporal und vorangehend; ὅτε und ὁπόταν haben nur an je zwei Stellen kausale Nebenbedeutung. Auch bei vorangehendem temporalem ὅτε pflegen ein oder zwei andere Wörtchen an die Spitze zu treten, einmal ὡς δ' ὅτε, in fünf Beispielen ist δή hinzugefügt.

Bei Äschylus wahrt der nachfolgende ἐπεί-Satz meist Selbständigkeit. Aber die groſse Zahl vorangehender ἐπεί-Sätze (elf gegenüber neun temporalen) zeigt, daſs ἐπεί schon stärker als eine subordinierende Konjunktion gefühlt wird. Auch die für Homer und Hesiod konstatierte Scheu die Periode mit ἐπεί zu beginnen ist nunmehr geschwunden (vgl. indes Aristophanes!). Doch wahren die ἐπεί-Sätze insofern homerischen Typus, als sie meist zur Einleitung von Reden und Erörterungen dienen. Sieht man von zwei Stellen mit ἐπειδάν ab, so findet sich nie rein temporales ἐπειδή. Liegt aber Ag. 1604 in ἐπειδή wirklich konzessive Bedeutung? Dann hätten wir dazu eine vorbildliche Stelle bei Homer υ 202 οὐκ ἐλεαίρεις ἄνδρας, ἐπὴν δὴ γείνεαι αὐτός und eine Weiterentwicklung in adversativem Sinne Soph. O. R. 705 und Pind. Ol. 7, 61. Nilsson selbst liefert einige Beiträge konzessiver Ansätze bei Temporalkonjunktionen in der Anm. S. 86 und spricht sich auch zu Soph. El. 631 und Eur. Or. 576 und Alk. 379 für eine konzessive Färbung von ἐπειδή, bzw. ἐπεί und ὅτε aus. Von Heranziehung des mir aus der Prosa bekannten adversativen Gebrauchs sehe ich hier ab. Je einmal finden sich οὕνεκα, ὁθούνεκα und ὅτι; auch die kausale Nebenbedeutung in den beiden hierfür angeführten ὅτε-Stellen ist ganz schwach. Um so häufiger begegnen kausale ὡς-Sätze, deren Gebrauchsweise mit der Sprache des Aristophanes und der Prosa übereinstimmt. Die Entwicklung derselben war nach Nilsson von jener der komparativen ὡς-Sätze von Hause aus verschieden. Übrigens liest Sept. 401 Dindorf (418) gleichfalls ὡς.

Bei Sophokles läſst sich bezüglich der Kausalsätze eine dem logischen Denken entsprechendere Gestaltung des formellen Ausdruckes wahrnehmen. Ob aber dieser Fortschritt als Folge eines allgemein empfundenen oder eines bloſs subjektiven stilistischen Bedürfnisses anzusehen sei, bleibt eine ungelöste Frage. Am häufigsten begegnet ἐπεί; doch steht die Ziffer vorangehender ἐπεί-Sätze (9) nicht nur relativ, sondern absolut der bei

Äschylus nach; die schwerfälligen summierenden ἐπεί-Sätze seines älteren Kunstgenossen fehlen bei diesem hervorragenden Stilisten fast gänzlich; viermal verwendet er in diesem Sinne ὅτ' οὖν; zu Ant. 170 bemerkt Wecklein „ὅτε wie ἐπειδή". Dafür nähert er sich jenem in dem nahezu ausnahmslos kausal gebrauchten ἐπειδή. Wenn Ant. 389, Phil. 947 und O. R. 433 ἐπεί ganz entsprechend einem prosaischen γάρ steht, so hat dies meines Erachtens seinen Grund lediglich darin, weil jedesmal schon der vorhergehende Satz mit γάρ eingeführt ist. Anakreon verschmäht in solchen Fällen auch Wiederholung von γάρ nicht, so fr. 32, 5 f. und 34. Dafs auch stilistische Gründe ein ausreichendes Kriterium für Selbständigkeit des ἐπεί-Satzes bilden können, erhellt deutlich aus O. C. 566 und den daran angeschlossenen Bemerkungen. Die temporalen ἐπεί-Sätze gehen fast immer voran, wobei die Konjunktion wie bei Äschylus mit den S. 87 Anm. aufgeführten Ausnahmen an die Spitze zu treten pflegt. Während kausales ὅτι selten ist, erfahren die Sätze mit kausalem ὅτε eine so bedeutende Zunahme, dafs rein temporales ὅτε sogar zurücktritt. Unumwunden stimme ich Nilssons Erklärung vom Tr. 239 als der richtigen zu. Auch bei ὁπότε, εὖτε und ὅταν kommt mitunter kausale Nebenbedeutung vor. Die Sätze mit οὕνεκα und ὁθούνεκα haben ebenfalls an Häufigkeit zugenommen, die mit ὡς, das selten rein temporal erscheint, sind zu noch gröfserer Selbständigkeit fortgeschritten. Zu den evidentesten Belegen selbständiger Kausalsätze gehört Tr. 178, zu den typischsten explikativer Art O. R. 922 und El. 1318. Fraglich scheint mir kausales οἷος bei Sophokles; ungezwungen wenigstens lassen die von Nilsson angeführten zwei Stellen diese Bedeutung nicht zu. Ungeschickt wählt der Verfasser eine von ihm selbst als korrupt bezeichnete Stelle mit ἐπεί (O. C. 1454) als Ausgangspunkt für die Überleitung zu einer anderen Erscheinung; von um so gröfserem Geschick zeigt die ganz vortreffliche Interpunktionsänderung Ant. 1111 f., wodurch die störende Parataxe an Stelle der Hypotaxe beseitigt wird; das Gedankenverhältnis Ai. 1039, auf welche Stelle Wecklein verweist, liegt doch ganz anders. Dagegen vermag ich mich der Empfehlung des von Mekler El. 533 vorgeschlagenen ὅς statt ὅτ' nicht anzuschliefsen; soll ein Parallelismus im sprachlichen Ausdruck gewonnen werden, so empfiehlt sich ein darauf abzielender Versuch beim zweiten Gliede; eine Berufung auf das analoge Verfahren Jacobs Ai. 802 beweist nichts; hier ist die Änderung so natürlich, dafs sie eben wegen ihrer Selbstverständlichkeit allgemeine Annahme gefunden hat. Ant. 63 ist

wohl mit Wecklein ἔπειϑ' ὁϑούνεκ' zu lesen; vgl. Jahrb. für klass. Philol. Suppl. Bd. VII, S. 437, womit sich Nilssons Vermutung, dafs ὁϑούνεκα wohl nur zufällig keinen vorangehenden Satz einleite, als vollberechtigt erweist. Ähnlich sind Tr. 312 ἐπεί γάρ und O. C. 590 ὅτε keineswegs unbestritten. Ferner kann Ai. 92 ὡς auch als begründend gefafst werden; es begründet nämlich, wie Wecklein ganz richtig bemerkt, die Freude des Bewillkommnens. Die gleiche Bewandtnis hat es bei näherer Prüfung mit anderen sophokleischen ὡς-Stellen sowie Aristoph. Pl. 279 und 777 und besonders Lys. 1087. S. 97 ist Phil. 1074 zu streichen; erstlich steht hier ὡς nicht nach einem Fragesatze, sodann hat es nicht kausale Bedeutung. Schliefslich steht ἐπεί Phil. 424 und O. R. 1266 nicht im vierten, sondern im fünften Fufs. Unrichtig zitiert sind S. 83 Ai. 1096; S. 96 O. C. 861.

Bei Euripides, der im allgemeinen Übereinstimmung mit Äschylus und Sophokles bekundet, läfst sich eine Fortentwicklung der ἐπεί- und ὡς-Sätze beobachten, insoweit er einerseits vorangehende ἐπεί-Sätze mit rein kausaler Bedeutung häufiger zuläfst, anderseits ὡς zur dominierenden Kausalkonjunktion erhebt und vorzugsweise nachgestellte Kausalsätze mit derselben einleitet. Auch der vorangehende ὡς-Satz hat gewöhnlich kausale Nebenbedeutung, während vorangehender rein temporaler Satz in der Regel mit ἐπεί (35), seltener mit ὅτε und nur sechsmal mit ὡς eingeleitet wird. Bei dieser Gelegenheit will ich noch nachtragen, dafs Sophokles nur vier rein temporale Sätze mit ὡς hat, von denen drei vorangehen, einer folgt. Darin, dafs der der Prosa eignende und wie dort regelmäfsig nachfolgende ὅτι-Satz bei dem jüngsten Tragiker stärker vertreten ist, darf man wohl ein drittes Moment fortschreitender Entwicklung erblicken. Einmal, natürlich im Kyklops, findet sich auch das Aristophanes geläufige ὁτιή der Umgangssprache, worin die Partikel ἤ nach Bäumlein die subjektive Gewifsheit ausdrückt (die Homerstellen mit ἐπεὶ ἤ s. S. 24). Dagegen sind οὕνεκα, ὁϑούνεκα und οἷος ziemlich selten geworden. Das ebenfalls etwas spärlicher verwendete ἐπειδή hat sowohl bei Vor- als bei Nachstellung alle Bedeutungsnuancen. Der ἐπειδάν-Satz geht zweimal voran, einmal ist er eingeschoben; ἐπάν kommt nicht vor; ἐπείπερ, „das auf etwas Bekanntes hinweist", geht zweimal voran, wird dreimal eingeschoben, zehnmal folgt es nach. Vor den 69 meist temporal-kausalen ὅτε-Beispielen sind 62 nachgestellt. Vereinzelt (Cycl. 5) wechselt in kausaler Bedeutung ἡνίκα mit ὅτε. Umgekehrt gehen von 110 Nebensätzen mit ὅταν 47 voraus. Unter den

wenigen Belegen für ὁπότε (5), ὁπόταν (2) und εὖτε ἄν (2) finden sich keine mit rein kausaler Bedeutung.

Bei Aristophanes kommen οὕνεκα und ὁθούνεκα ebensowenig vor wie in Prosa. Auch ὅτε und ὅταν sind nie rein kausal, wodurch die von Dindorf aus anderer Begründung geforderte Athetese von Nub. 1474 eine bestätigende Stütze findet. Für kausales οἷος findet sich nur ein sicheres Beispiel. Dafür kommt ὅτι viel häufiger zur Anwendung, insbesondere ὁτιή, das aber neben τιή auch in der Frage ὁτιὴ τί δή; ganz wie ἵνα τί gebraucht wird. Doch steht, „soweit man aus den wenigen Beispielen Schlüsse ziehen darf", ὁτιὴ τί, dem analog das gleichbedeutende τιὴ τί gebildet ist, nie im vollen Satze. Bei den Neuzugängen ἐπειδήπερ und ἐπειδήπερ γε dürfte die Bemerkung am Platze gewesen sein, dafs auch ἐπεί schon seit Homer durch γε und περ verstärkt zu werden pflegte. Im einzelnen ergibt sich für ἐπεί in Rücksicht auf Stellung und Bedeutung eine auffällige Verengerung gegenüber Homer und den Tragikern; es stehen nämlich abgesehen von einer Parodie des tragischen Stils und zwei Homerimitationen, also Stellen, die für Beurteilung des Sprachgebrauchs dieses Komikers gar nicht in Betracht gezogen werden können, die ἐπεί-Sätze mit Indikativ stets nach und sind sämtlich rein kausal. Doch darf man hierin keinen Rückschritt erblicken, sondern lediglich einen Gradmesser für den die Stilausbildung vernachlässigenden Beharrungszustand der Sprache des alltäglichen Lebens. Zugleich erklärt sich daraus die Tatsache, dafs der ἐπεί-Satz bei Aristophanes fast ausnahmslos Selbständigkeit behauptet; einzig Vesp. 319 ff. charakterisiert sich unbestreitbar als Nebensatz. Gegen den ibid. 72 vorgeschlagenen Ausweg ἐπεί im Sinne von ἔπειτα zu fassen, habe ich vorerst unüberwindliche Bedenken; die Beweisführung e contrario ist denn doch zu gesucht und fadenscheinig, um ihn einem nicht Voreingenommenen gangbar zu machen; was hinderte dann den Spiefs umzukehren und das handschriftliche ἔπειτα Th. 556 mit der Bedeutung von ἐπεί auszustatten und auf diese Weise die allgemein gebilligte Konjektur Dindorfs als unnötig und unhaltbar zu verwerfen und zurückzuweisen? Bei vorangehendem Nebensatze tritt sowohl in der seltenen temporalen als in der kausalen Bedeutung das von Äschylus und Sophokles nie rein temporal verwendete ἐπειδή mit seinen Verstärkungen durch περ und γε an die Stelle von ἐπεί, findet jedoch auch bei nachfolgenden Kausalsätzen Verwendung. Eingeschoben ist der ἐπειδή-Satz nicht blofs Eccl. 59, sondern auch Ran. 590. Nur an einer Stelle findet sich rein temporales ἐπειδή,

ebenfalls vorangehend, mit Opt., Lys. 1175, während die beiden anderen Stellen für den aristophanischen Gebrauch auszuscheiden haben, desgleichen die einem Orakelspruch angehörige Stelle mit ἐπεί κεν und Opt. Sonst verwendet Aristophanes in temporaler Bedeutung ἐπειδάν mit freier Stellung und einmal vorausgehend ἐπήν. Bei vorangehendem Temporalsatze mit ἐπειδή bilden mit drei Ausnahmen (ἐπειδή Nub. 1354 und Equ. 670, letztere nach Nilsson nur scheinbar, ἐπειδήπερ Av. 1360) nach Analogie des homerischen ἐπεί ein oder zwei Wörtchen (ἀλλ', εἶτα, ἔπειτ', ἄγε νυν, ἴθι νυν, ἐγὼ δέ, νῦν δέ, ὅμως δέ, τί δῆτ' u. dgl.) oder ein Vokativ die eigentliche Satzspitze. Diese Regel, die durch drei (oder vier?) Ausnahmen nur bestätigt wird, gilt zugleich für temporales ὡς; auch bei Sophokles weist ὡς nur vier Ausnahmen auf; während aber bei diesem auch Einschiebung in den Hauptsatz stattfindet, steht bei Aristophanes der temporale ὡς-Satz immer voran, wogegen kausales ὡς stets folgt. Die weitaus zahlreichste Gruppe kausaler ὡς-Sätze ist, wie schon bei Sophokles, jene, bei welcher der ὡς-Satz eine Willensäufserung begründet, also nach Jussiv, Prohibitiv, Exhortativ, Optativ, Ausdrücken der Pflicht, ὅπως mit Futur, Infinitiv und Fragesatz im Sinne des Imperatives; am seltensten sind motivierende ὡς-Sätze, bei welchen obendrein das Auffällige und Eigenartige der homerischen Beispiele stark zurückgedrängt erscheint, eine Tatsache, zu deren Erklärung sich Nilsson in ziemlich breiten Vermutungen ergeht. Abgesehen von drei Stellen mit Potentialis der Gegenwart bietet auch der ὡς-Satz in modaler Beziehung nichts Bemerkenswertes.

Während bei Pindar temporales ἐπεί fast ebenso oft folgt, wie vorangeht (8 : 9), steht kausales nur einmal voran. Die kausalen ἐπεί-Sätze sind fast alle freistehend; hinzuzufügen sind noch Fr. 169, 5 und Nem. 7, 93, wohl auch 23; unter den wenigen Ausnahmen sind besonders jene zwei interessant, in denen der ἐπεί-Satz in Wortfragen übergeht (ἐπεὶ τίς Pyth. 7, 5 f. u. ἐπεὶ πῶς Ol. 7, 29 f.). Ol. 10, 88 scheint mir mehr wirklich begründend als nur explikativ zu sein. Ol. 2, 105 beruht ἐπεί auf Konjektur Kaibels. Temporal-kausal ist ἐπεὶ ferner noch Fr. 166, 1 Nach meinem Gefühl spielt übrigens auch in Sätzen wie Ol. 14, 6 kausale Nebenbedeutung herein. Wie aber Nem. 6, 23 das augenscheinlich selbständige ἐπεί zur Bedeutung „dadurch ‚dafs" gelangen soll, vermag ich nicht abzusehen. Auch ἐπειδή fehlt nicht, wie man aus Nilssons Schweigen schliefsen möchte; es steht z. B. Isthm. 8, 10. Fünfmal findet sich οὕνεκα bzw. οὕνεκεν in der Bedeutung „weil", dagegen Pyth. 9, 93

„und deswegen", wofür aber Bergk τοὔνεκεν verlangt, wie es ja auch Ol. 1, 67 feststeht und sonst analog gebraucht wird, z. B. Xenophanes 2, 19; Simonides 3, 10. Kausales ὅτι steht ferner noch Fr. 107, 8. Die einzige Stelle, wo der ὅτι-Satz vorangeht (vgl. Homer ψ 115), ist Isth. 2, 43 (nicht 64!). Hervorzuheben ist der Wechsel von ὅτε und οὕνεκα Isthm. 9, 10 und 12, wobei Heynes Konjektur zu letzterem mit Recht unerwähnt geblieben ist. Aufser fünf ὡς ὅτε in Gleichnissen (Christ führt zu Ol. 6, 2 blofs drei an) geht rein temporales ὅτε einmal voran, dreimal folgt es, wie in rein oder gemischt kausaler Bedeutung immer. Zu den temporalen ὅτε-Sätzen sind noch zu fügen Fr. 180, 2 ἔσθ' ὅτε und Fr. 83 ἦν ὅτε. Das von Nilsson gar nicht erwähnte ὁπότε findet sich ebenfalls, z. B. Isthm. 7, 7 und 8, 10, ferner Fr. 88, 2 und 225, 1, an welch letzterer Stelle Bergk ὁπόταν „ex schol. Vindob." lesen will. Ein Ausruf mit οἷα stehe Fr. 182, 1. Die Zitate Pyth. 3, 134 (S. 141) und Ol. 9, 2 (S. 143) stimmen nicht.

Die spärlichen Beispiele bei Bacchylides liefern im wesentlichen unerhebliche Ergebnisse. Immerhin ist ein ἐπεί-Satz nach τρεῖν (16, 92) eine merkwürdige Erscheinung. Während die Fragmente dieses Dichters keine Kausalsätze enthalten, mögen die aus anderen noch Platz finden, wobei ich von einem Heranziehen der Temporalsätze in der Hauptsache absehe. Zur ersten Gruppe der ἐπεί-Sätze gehören wohl Xenophanes 18 und Theognis 195, zu der dritten Mimnermus 5, 3, Simonides 84, 3; 140, 2, Lycophronides 2, 3. Von dem von Schneidewin dem Simonides zugeteilten Fragment 4, 3 gilt das bei Homer zu κ 213 und ο 488 ff. Bemerkte. Temporal-kausal ist ἐπεί ferner Theognis 355 Τόλμα, Κύρνε, κακοῖσιν, ἐπεὶ κἀσθλοῖσιν ἔχαιρες, εὖτέ σε καὶ τούτων μοῖρ' ἐπέβαλλεν ἔχειν; 1170; Plato 24, 3; Timocreon 1, 4. Freistehend oder als Nebensätze können mit ἐπεί gefafst werden Theognis 261 Οὔ μοι πίνεται οἶνος, ἐπεὶ παρὰ παιδὶ τερείνῃ ἄλλος ἀνὴρ κατέχει πολλὸν ἐμεῦ κακίων; 575; 658; 931. Der einzige bei Solon vorkommende ἐπεί-Satz ist zweigliederig; beim Gliede mit μέν ist ἐστί zu ergänzen. Xenophanes 6, 4 liefert einen Beitrag zu ἐπεὶ ἦ. Auch ἐπεί κε Alcaeus 7, 3 wird rein kausal gefühlt. Die Stellen mit ἐπειδή Archilochus 71, 2 und Alcaeus 8, 2 und 56, 7 sind alle kausal-temporal. Theognis 671; 854 und Stesichorus 17, 1 bieten οὕνεκα. Aufser nach μεγαίρω Solon 19, 2 und μέμφομαι Corinna 12, 2 findet sich ὅτι noch Erinna 5, 5 ff. und Simonides 119, 5 ff. und mit Partizip wechselnd 160, 2. Kausalsatz mit selbständigem ὡς steht Plato 11, 2 und Theognis 1299;

letztere Stelle kann wohl auch als Ausruf aufgefafst werden; vielleicht auch Anacreon 42, 2 und 45, 3. Nach *αἰνεῖν* steht *ὡς* Xenophanes 1, 20, im Vergleich *ὡς ὅτ'* Sappho 90 und *ὡς ὁπόταν* Simonides 7, 1. Dem vereinzelten *ἡνίκα* Eur. Cycl. 5 ist vielleicht Theognis 1275 an die Seite zu stellen, schwerlich aber Simonides 120, 1. Als Beleg für meine Bemerknng zu Homer, es könnten wohl manche der sog. indirekten Ausrufesätze auch direkt genommen werden, verweise ich auf Simonides 96, 2: *οἰκτίρω σε, τάλαν Καλλία, οἷ' ἔπαθες* im Znsammenhalte mit 22, 5 *οἷον ἔχω πόνον* und Plato 31, 4 *δι' ὅσης ἤλθετε πυρκαΐῆς*. Daneben bieten die Fragmente natürlich auch viele unbestimmbare Stellen: *ὅτε* Timotheus 10; mel. adesp. 41; *ὅτ'* Alcaeus 27, *ὡς* Archilochus 74, 1 *οἷος* Simonides 15, 1 und ergänztes *οἷα* Theognis 675.

Möge die nicht blofs für das Verständnis der Kausalsätze gehaltvolle, sondern auch hinsichtlich ihres allgemein sprachlichen Bildungswertes vielseitig anregende Studie, deren gründliche Durcharbeitung eine noch so scharf nmrissene Berichterstattung nicht zu ersetzen vermöchte, die gebührende Beachtung finden! Möge aber auch das Schlufsheft, von dem laut Vorwort „einige Abschnitte bereits ausgearbeitet sind", was in der wiederholten Verweisung auf Demosthenes und die Prosa überhaupt Bestätigung findet, nicht allzu lange auf sich warten lassen! Dann erst steht ein aufschlufsreicher Nettogewinn nach der theoretischen wie nach der praktischen Seite zu erhoffen.

Der Druck ist im ganzen recht sorgfältig. Doch lese man S. 22, Z. 14 *σ* 403 f.; S. 28, Z. 19 *O* 591; S. 35, Z. 10 *ν* 4 ff.; S. 37, Z. 18 *Δ* 124; S. 38, Z. 30 *ἐπέκλυον*; S. 46, Z. 19 *κικλήσκω*; S. 48, Z. 1 Sätze, die von; S. 49, Z. 25 *Φ* 411 (motiviert den vorhergehenden Ausruf); S. 58 extr. *Φ* 441; S. 93, Z. 24 *ὁπότε*; S. 110, Z. 3 *ὦ*. Ferner schiebe man S. 37, Z. 7 hinter *κήδε' ἐπεί* noch *η* 242 ein, streiche S. 52, Z. 4 v. u. den Beistrich hinter *δή* und setze S. 26, Z. 14 am Schlufs ein Fragezeichen. Der Ausländer verrät sich unter anderem in „Oidipous" (S. 89), „das Alternativ" (S. 93) und „führen" (S. 133, Z. 5 v. u.).

Aschaffenburg. **Ph. Weber.**

276) **Marc Twain, The $ 30000 Bequest and other stories.** (= Tauchnitz Ed. 3959.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1907. 304 S. 8. ℳ 1.60.

In diesem Bande sind 27 Erzählungen und Skizzen von verschiedener Länge und ungleichem literarischem Werte vereinigt. Am lesenswertesten

sind die erste, nach der die Sammlung benannt ist und außerdem die Geschichte eines Hundes, In den Himmel oder in die Hölle, Eduard Mill und Georg Benton, Jeanne d'Arc, Will das Menschengeschlecht einen Herrn über sich haben und Der verspätete russische Paß. Sie sind zugleich hübsche Beispiele für die Schreibweise und zum Teil auch für den Humor des Verfassers. Wenn man annehmen könnte, daß jemand von Marc Twain noch nichts gelesen hätte, so könnte man ihm den Band empfehlen, damit er sich eine Vorstellung von ihm machen könne, ohne die größeren Werke lesen zu müssen. Aber auch seine Freunde werden den Band der übrigens seinen Ruhm weder vermindert noch vergrößert, noch gern in die Hand nehmen und einige angenehme Stunden in seiner Gesellschaft verbringen.

Die Amerikanismen sind nicht zu häufig. Druckfehler gibt es ein paar mehr als gewöhnlich in der Tauchnitz Edition. S. 19 pi anstatt pie, S. 25 spead st. spread, S. 29 champage st. champagne, S. 167 hegin st. began, S. 179 actnally st. actually, S. 200 apon st. npon.

Borna. **Teichmann.**

277) English Men of Letters. **Edmund Gosse, Sir Thomas Browne.** London, Macmillan & Co., 1905. VII u. 215 S. 8. geb. 2 sh.

Der gelehrte „medicus" von Norfolk gehört zu den interessantesten Erscheinungen der englischen Literatur des 17. Jahrhunderts. Es gibt wenige Bücher jener Zeit, die einen so weltumspannenden Ruf genossen, als seine "Religio medici". Reich begabt, gründlich geschult, gebildet durch mehrjährigen Aufenthalt in Montpellier, Padua, Leyden zeigt er sich uns in seinen Werken als ruhigen Beobachter von Natur und Menschen, als furchtsamen Philosophen, dem der Welt Rätsel viel zu denken geben, und der zu ihrer Lösung beizutragen sich bemüht, ohne jedoch irgendwie nach der einen oder anderen Seite hin bahnbrechend vorzudringen, als "a man of piety who did not wish his faith to be obscured by unnecessary and slavish excesses of credulity; who felt to the inmost fibre of his being the mystery and the solemnity of life, but did not choose in its contemplations to loose his self-control; a man who dreaded exaggeration and emphasis, who loved a moderate liberty of mental action, and who wished to be master of his own soul without oppressing or offending his neighbour" (p. 99). Den Inhalt seiner Schriften abwägend sagt Gosse: "If we think of him merely as a physician or surgeon, he

has no claim to be remembered by the side of such men as Sydenham or Wallis or Richard Lower. No one can seriously believe that the *Vulgar Errors* gives him a right to be ranked among biologists. We do not go to the *Urn-burial* for information about antique ceramic, nor to *The Garden of Cyrus* for rules of horticulture, nor to *Christian Morals* for an ethical system. If we go to his books as to compendiums of valuable information, we find them as empty as so many leaking vessels" (p. 190). Die Neugierde des Literaturfreundes erregt Browne durch die Eigenart seines Stiles, der wahrlich nicht einfach und klar, aber charakteristisch ist. Unbeeinflufst von englisch schreibenden Autoren, zu seiner eigenen Befriedigung schaffend, bietet er mit seinem "extravagantly Latinised vocabulary" (p. 198) dem Leser ein eigenartiges Beispiel des die Bildung seiner Zeit beherrschenden "physician and scholar", und ohne Zweifel wird Gosse ihm durch das vorliegende Lebensbild manch neugierigen Leser seiner *Religio medici* und seiner *Vulgar Errors* gewinnen, deren Durchsicht "may give us an astounding idea of what professors of both universities, clergymen, doctors, lawyers, and squires believed and perpetuated in the way of superstition while Charles I. was still upon the throne of England" (p. 75)

Münster i. Westf. **H. Hoffschulte.**

---

278) **Edmund Dale, National life and character in the mirror of Early English literature.** Cambridge, University Press, 1907. (London, J. C. Clay.) XIII u. 337 S. 8. geb. 8 Sh.

Ein Buch, das ich mit grofsem Interesse gelesen habe und das auch jeder Nichtphilologe, der an dem Zusammenhang zwischen allgemein kultureller und speziell literarischer Entwicklung in England interessiert ist, mit warmer Anteilnahme lesen wird. Der Fachmann wird bei dem Buch auf seine Kosten kommen, da die ganze Darstellung auf die Quellen gegründet ist, der Nichtfachmann, da sie schön lesbar und geniesbar und auf das Niveau eines grossen wissenschaftlichen Essay gehoben ist.

Der Kern des Werkes geht in seinem Ursprung auf einen Vortrag zurück, den der Verfasser über den Einflufs der Schule von York in einer wissenschaftlichen Gesellschaft gehalten hat. Daraus entsprang der Gedanke an eine Untersuchung über das „Inner life, thought and influence of the Early English church", die sich über eine Stufe „On the development of the Anglo-Saxon conscience" zu dem nun vorliegenden Buche

entwickelte. „The purpose of this study is to examine and set forth the ever-developing character of the Englishman in the successive ages of his early career, until modern life begins, together with the corresponding development of political and social life which determines and, at the same time, is determined by it". Hierbei verbindet der Verfasser in sehr glücklicher Weise, wie ich schon im Eingang angedeutet habe, strenge Wissenschaftlichkeit, indem er stets die Quellen sprechen läfst, dem Leser auch durch fortlaufende Quellenangaben am Rande die Möglichkeit bietet, alles nachzuprüfen und nachzulesen mit einer angenehmen Darstellungsform. Historisch fortschreitend schildert er in den einzelnen Kapiteln. I. To about 650. The English man of the conquest. II. To about 870. The advent and influence of Christianity. III. To about 1066. The disconcerting factors. IV. To about 1772. The blending of the races. V. To about 1400. The resultant nation. Dazu ein vortreffIicher Index.

Das in dem Buch Gesagte kann natürlich nur zu einem Teile neu sein, auch diese Art der Zusammenfassung hat für die ältere Zeit schon mustergültige Vorgänger unter den älteren Germanisten (weniger Anglisten, von denen höchstens ten Brink in Betracht käme), aber als Ganzes genommen bietet das Werk eine sehr glückliche Ergänzung zu allen unseren bisherigen Darstellungen. Trotz allem hat man die englische Literatur bisher doch noch zu wenig unter dem Gesichtspunkt der Kulturgeschichte betrachtet, und dieser Faktor kommt gerade bei Dale besonders zu seinem Recht. Ich darf wohl noch hinzufügen, dafs sein Essay dem in Deutschland rapide steigenden Interesse an englischer Sprache, Literatur und Kultur überhaupt auch insofern entgegenkommt, als er auch die wichtige Zeit des 14. Jahrhunderts mit dem nach Verschmelzung der verschiedenen Völker und Rassen sich entwickelndem englischen Nationalgefühl im letzten Kapitel behandelt. Jedem aufmerksamen Leser werden sich da auf Schritt und Tritt lehrreiche Parallelen und Gegensätze zu unserer nationalen Entwicklung aufdrängen.

Im einzelnen wäre natürlich nur über die Auffassung einzelner Dinge durch den Verfasser etwas zu sagen, da er sonst meist die Tatsachen selbst sprechen läfst. Sein Urteil wäre in Einzeldingen zweifellos anders, moderner, ausgefallen, wenn er aufser ten Brink auch die neuere deutsche Forschung, die diesen in wesentlichen Dingen jetzt sogar überholt hat, berücksichtigt hätte. Aber das ist ein altes chronisches Leiden der englischen Gelehrten, das nur durch ein Serum — Studium in Deutsch-

land — erfolgreich bekämpft werden kann. Trotzdem wünsche ich dem Werke Dales auch in Deutschland viele eifrige Leser.

Bremen. **Heinrich Spies.** (Berlin.)

279) **I. Benzinger, Hebräische Archäologie** (Grundrifs der theolog. Wissenschaften, bearbeitet von Achelis, Baumgarten usw. 2. Reihe, 1. Band). 2. Aufl. Tübingen, J. C. B. Mohr (P. Siebeck), 1907. XX u. 450 S. 8. ℳ 10. —.

Die erste Auflage von Benzingers Hebräischer Archäologie erschien 1894. Als Zweck seines Buches gab der Verfasser damals in der Vorrede an, dafs es dem Studenten, dem Religionslehrer, jedem Freunde des Alten Testamentes das zum Verständnis des Alten Testamentes und der Geschichte des Volkes Israel Wissenswerte aus dem Gebiete der Sitten und Gebräuche, der bürgerlichen und religiösen Einrichtungen des alten Israel in systematischer Weise darstellen solle, möglichst knapp und gedrungen, dabei aber glatt und lesbar. Diese Bestimmung ist auch für die zweite Auflage mafsgebend geblieben; dabei hat der Verfasser sich jetzt besonders bestrebt, das Buch auch für Nichttheologen lesbar zu machen, indem er mehr als in der ersten Auflage die Fragen, welche speziell in das Gebiet der Religionsgeschichte gehören, ausgeschieden hat. In anderer Hinsicht ist die zweite Auflage gröfstenteils als eine völlige Neubearbeitung des Stoffes zu bezeichnen. Eine ganze Reihe von Kapiteln, wie z. B. die Abschnitte über die prähistorische Zeit und über die vorisraelitischen Bewohner Palästinas und ihre Kultur, sind völlig umgeschrieben worden, da ja gerade in den letzten Jahren unsere Kenntnis des alten Orientes eine ganz ungeahnte Bereicherung und Umgestaltung erfahren hat. Benzinger ist jetzt wie H. Winckler und nach ihm andere Assyriologen — aber nicht von dem gleichen Ausgangspunkt aus — auf den von gewisser Seite so heftig bekämpften Standpunkt des „Panbabylonismus“ gekommen, d. h. zu der Ansicht, dafs das ganze alte Morgenland eine aufserordentlich lange Zeit hindurch völlig unter der Herrschaft der babylonischen Kultur und Weltanschauung gestanden habe. Namentlich hat den Verfasser sein fortgesetzter Aufenthalt in Palästina (die zweite Auflage ist in Jerusalem ausgearbeitet worden) immer mehr von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt. „Wer“, sagt er, „hier im Orient es tagtäglich mit Händen greifen kann, dafs der ‚Orient‘ nicht nur ein geographischer Begriff ist, sondern eine sehr reale Macht, eine gewaltige Kulturwelt, die

vom Nil bis zum Euphrat die verschiedenen Länder nnd Völker znsammenfafst, der kaun sich auch den alten Orient gar nicht mehr anders vorstellen, nnd der Gedanke einer gemeinsamen altorientalischen Weltanschauung und altorientalischen Knltur ist ihm ein ganz selbstverständlicher. Er müfste die Annahme einer solchen verlangen, auch wenn sie gar nicht mehr aufgezeigt werden könnte. Alles Weitere ergibt sich dann als einfache Konsequenz hieraus."

Die Zahl der Abbildungen im Text beträgt in der neuen Auflage 253; manches Frühere ist ausgeschieden worden, im allgemeinen wohl nach dem Prinzip, da, wo bisher Analogien aus den Nachbarländern aushelfen mufsten, auf Grund der neueren Ausgrabnngen mehr direkte Belege aus Palästina selbst zn bringen. Die der ersten Auflage beigegebene Karte von Palästina fehlt jetzt, doch enthält das Buch uoch den Plan des alten Jerusalem.

Im einzelnen möchten wir noch folgende Pnnkte berühren. S. 42 nnd 43 scheint nns die schon in der ersten Auflage gebrauchte Singularform Dolme nicht berechtigt zu sein. Das n des keltischen Wortes *men* „Stein" ist stammhaft (vgl. auch *menhir*) und darf bei der Entlehnung nicht zum blofsen Pluralzeichen umgestempelt werden. — Von den Hetitern, die doch wohl irgendwie mit den Urarmeniern zusammengehören (vgl. S. 48), dürften die Semiten nnter anderem das armenische **woino* (semit. **wainu*, hebr. יין) bezogen und die eigentliche Kultnr des Weinstocks erlernt haben, was noch zu S. 51 anzumerken wäre; vgl. O. Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde, S. 943 ff. Sollten nicht auch Noahs Beziehungen zu dem armenischen Ararat für diese Frage mit in Betracht kommen? — Zu den Ausführungen auf S. 120 vgl. man jetzt E. Bethes Aufsatz im Rhein. Museum f. Philol. 1907, N. F. 62, 3. Heft, S. 465 f., Anm. 61 n. 62. — Von allgemeinem Interesse sind neben vielem anderen die Mitteilungen über Reste des Mutterrechtes (S. 103 f.), über die Grundbedeutung des Ausdruckes „Milch nnd Honig" (S. 66) und über den Abscheu der Israeliten vor Verbrennung der Leichen (S. 127). — Eine bemerkenswerte chinesische Parallele zu dem auf S. 104 f. besprochenen Brauche, zu einer kinderlosen Hauptgemahlin zum Zweck der Erzielung von Nachkommenschaft eine Nebenfrau zu nehmen, brachte seiner Zeit der Ostasiatische Lloyd (21. Juni 1901, S. 541). — Auf S. 364 wird das nrsprüngliche Verhältnis des Jahwismns zum Menschenopfer wohl zn günstig aufgefafst, vgl. u. a. Bndde im „Kurzen Hand-

kommentar", Richter S. 85 ff., Bücher Samuelis S. 103, sowie Schwally, Semitische Kriegsaltertümer I, S. 43. — Die auf S. 158 stehende Bemerkung, dafs Wagen in Palästina zwar zur Schlacht, aber nicht zum Transport verwendet worden seien, hätte wohl eine Auseinandersetzung mit einigen der Stellenbelege zu hebr. עֲגָלָה nötig gemacht.

Ein weiteres Eingehen auf Einzelheiten gestattet hier der Raum nicht. Wir schliefsen, indem wir der Überzeugung Ausdruck geben, dafs Benzingers Grundrifs, der sich schon in der ersten Auflage als ein vorzügliches Hilfsmittel bewährt hat, sich in der zweiten Bearbeitung noch zahlreiche neue Freunde erwerben wird. —t.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 28. Dezember. Nr. 26, Jahrgang 1907.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. O. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

280) **Heinrich Arbs, De Alcibiade I qui fertur Platonis.** Kieler Dissertation. Bonn 1906. 71 S. 8.

Wenn noch irgendwie Zweifel darüber hätten obwalten können, dafs der I. Alkibiades ein pseudepigraphisches Machwerk ist, so sind diese durch Bruns' scharfsinnige Analyse des Dialogs, Lit. Portr. S. 339 ff., vollends zerstreut worden: die groben Mifsverständnisse platonischer Intentionen und Motive, sowie der völlig unplatonische Verkehr der Interlokutoren müssen notwendig zum Verdammungsurteil führen. Der Verfasser der genannten Abhandlung untersucht im ersten Kapitel die Liebestheorie und kommt zu einer Bestätigung des bereits bekannten Resultates, dafs sie von der des Plato grundverschieden, mit der des Xenophon dagegen, wenn auch nicht kongruent, so doch nahe verwandt ist. Dafs der Autor indes die erotischen Strömungen seiner Zeit und noch dazu „ridiculum in modum“ übertrieben wiedergegeben haben soll, scheint mir eine unbeweisbare Behauptung. Das von ihm aufgestellte System ist ein derart farb- und markloses, dafs man nicht einmal sagen kann, er habe aus zwei Theorien eine dritte gezimmert, vielmehr wird es kaum anderswo entsprungen sein als im Hirne dieses prüden Pedanten, der den philiströsen

Xenophon seiner ohnehin geringen Individualität entkleidete, indem er aus ihm das letzte Residuum sinnlicher Erotik ausmerzte. In den beiden folgenden Kapiteln wird der Nachweis geführt, daſs der Verfasser Xenophon und Plato sehr genau gekannt und nachgeahmt hat. Gewiſs wird niemand die Reminiszenzen und Anklänge in Abrede stellen, doch sind sie in ihre billigen Grenzen zurückzuführen. Denn wenn A. aus der Gegenüberstellung ähnlicher Redewendungen, gleicher Worte oder Formation von Gedanken einen bündigen Beweis für die Benutzung des einen Autors durch den anderen erbracht zu haben vermeint, so sehe ich mich nicht überall imstande, ihm hierin beizupflichten. Liegt denn wirklich ein Deszendenzverhältnis vor, wenn Xen. ἀνδραποδώδης, Alk. δουλοπρεπές hat, ein Begriff, der bei allen Sokratikern gang und gäbe ist, oder bei Plato χαρίζεσθαι, im Alk. κολακεύσοντες steht? So wird noch des öfteren von direkter Entlehnung gesprochen, wo die Ähnlichkeit schattenhaft allgemein ist und ein Unbefangener mit Mühe nur einen Anflug von Übereinstimmung zu entdecken vermag, vgl. Gorg. 515 d ∼ Alk. 118 b, 502 a ∼ 108 a u. a. Kein Wunder daher, wenn sich der Verfasser zu der Konzession gedrängt sieht, oft liege eine imitatio occulta vor (S. 35), oder die Vorlage sei libero arbitrio geändert und erweitert (S. 29, 40, 49 u. ö), ferner daſs sich für manche Stellen keine Parallelen aufweisen lieſsen, für die uns unbekannte Quellen zu statuieren seien (S. 30, 64). Freilich bleibt auch nach Ausscheidung solcher Stellen noch genug übrig, um uns von der Arbeitsweise des Verfassers ein klares Bild zu machen: er war ein Mann, der von der Lektüre namentlich des Xenophon und Plato erfüllt war, aber unfähig, ihren Gedankenstoff durch sich hindurchgehen zu lassen und ihn zu freiem Eigentum zu verarbeiten. Nach A. soll sogar die Gestalt des Alkibiades, der in unserem Dialog als äuſserst schwerfällig, ja tölpelhaft dargestellt wird, erborgt sein, und zwar sollen die Glaukon- und Euthydemosepisoden aus Xen. Mem. III 6 und IV 2 auf unsere Schrift abgefärbt haben. Bis zu einem gewissen Grade mag dies zutreffen, doch darf man hier nicht den historischen Einschlag im Gewebe auſser acht lassen. Es ist sattsam bekannt, daſs durch die gesamte Literatur jener Epoche ein seltsamer Zwiespalt der Meinungen über Alkibiades, eine Strömung und Gegenströmung von Haſs und Bewunderung zieht: sollte unser Verfasser da nicht manchen τόπος aus der umfangreichen Pamphletliteratur entnommen haben? Im vierten Abschnitt weist der Verfasser überzeugend nach, daſs in dem Dialog die Vorschriften der Rhetorik,

wie sie uns bei Anaximenes von Lampsakos vorliegen, sorgfältig beobachtet werden. Dagegen ist seine Vermutung „auctorem dialogo suo adolescentes Athenienses suae aetatis educare voluisse, ut rempublicam a Macedonibus servaret" abzulehnen; vielmehr hat der Dialog allgemeine pädagogische Grundfragen zum Gegenstand, vgl. Albin. c. 8, Diog. Laert. III 59 ff. Verfafst ist er von einem unbedeutenden Schüler der Akademie bald nach Platos Tode. Ein Exkurs ist dem Alk. II gewidmet, ohne indes neue Ergebnisse zutage zu fördern.

Befremdlich ist, dafs A. die Schrift seines unmittelbaren Vorgängers Pavlu, Alcibiades prior quo iure vulgo tribuatur Platoni, Wien 1905, völlig entgangen zu sein scheint.

Marburg i. H. **Gustav Wörpel.**

---

281) **H. Meusel, C. Iulii Caesaris commentarii de bello civili** erklärt von **Friedrich Kraner** und **Friedrich Hofmann.** Elfte, vollständig umgearbeitete Auflage (von H. M.). Mit 5 Karten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. XVI u. 374 S. 8. ℳ 3.40.

Ich habe schon recht oft Gelegenheit genommen zu erklären, dafs mit dem Fortschreiten der Erkenntnis Cäsarianischen Schrifttums der Kritik immer schwierigere Probleme gestellt worden.

Mit der wenn auch manchmal ganz genialen „Rekonstruktion" des Textes, die sich bei näherem Zusehen als eine Willkür erweist, geht es nicht mehr. Wenn sich Paul seinerzeit noch dergleichen leisten konnte, so sah sich bereits der Bearbeiter der nächsten Auflage, Gustav Ellger, genötigt, einzuschwenken und ein wenig mehr die handschriftliche Überlieferung zu beachten.

Denn wenn auch diese bei dem vorliegenden Werke bekanntlich recht schlecht ist, so geht es um so weniger an, nur im Hinblicke auf den zu einer gewissen Zeit und vielleicht bei einem ganz bestimmten Autor herrschenden Sprachgebrauch Kritik zu machen, als feststeht, dafs das h. c. ein Torso geblieben ist, von dem man nicht weifs, ob er den ersten flüchtigen Entwurf Cäsars enthält, woraus sich dann manche sachliche und sprachliche Auffälligkeiten ganz naturgemäfs erklären liefsen, oder ob, was Meusel lieber annehmen möchte, dieser Torso neben Cäsars Ausführungen auch noch die vorläufig nur suo loco eingeschobenen, aber vielleicht noch nicht oder nur ganz oberflächlich verarbeiteten fremden Berichte enthält.

Mag dem nun sein wie ihm wolle, es liegt auf der Hand, dafs hier die Kritik, wenn sie nicht den Weg der Willkür gehen will, ihren festen Stützpunkt in den Handschriften suchen mufs, und nur in diesen, der Sprachgebrauch steht dann erst an zweiter Stelle. Freilich setzt das voraus, dafs man die in Betracht kommenden Handschriften auch bis ins einzelne kennen lernt. Das war bis vor gar nicht langer Zeit nicht der Fall. Ich zeigte das auch an einer Neuvergleichung des Vindob., die ich seinerzeit in Ergänzung des Dübnerschen Apparats veröffentlicht habe (Cäsars Bürgerkrieg usw., Czernowitz 1893, Pr.). Seither sind von den in Betracht kommenden Codd. im b. c. tatsächlich neue Kollationen angefertigt worden. Die gröfsere Anzahl der Handschriften konnte Mensel selbst einsehen, was ihm um so mehr bei der vorliegenden Herausgabe der Kraner-Hofmannschen Rezension zugute kommen mufste, als er hierbei darauf ausging, endlich wieder einmal, wie das vor ihm in ganz hervorragender Weise Alfred Holder in seiner Ausgabe des b. c. (Leipzig 1898) getan hat, den Handschriften alle Ehren anzutun und insoweit, als es ihm tunlich schien, auch den Text danach einzurichten. Für diese Bemühungen verdient er alles Lob.

Es liegt mir nun ferne, über die Arbeit Mensels ein Füllhorn von Bemerkungen auszuschütten, wie das so einladend wäre und wie das etwa W. Nitsche unlängst in den ersten Heften der ZGW getan hat; ich möchte nur ganz kurz an einem beliebigen Kapitel, z. B. 19 des dritten Buches, die Arbeitsweise Meusels beleuchten und zeigen, dafs er in der Wertschätzung der handschriftlichen Überlieferung vielleicht noch weiter hätte gehen können. Gleich der erste Satz wird von Ms. so ediert: Inter bina castra Pompei atque Caesaris [unum] flumen tantum intererat Apsus. Dazu die Bemerkung: „Cäsar will erklären, wie colloquia zwischen den Soldaten des Pompeius und seinen eigenen möglich waren. Dies wird tatsächlich erklärt durch die Bemerkung: inter bina ... flumen tantum intererat Apsus. Die Bemerkung, dafs nur ein einziger Flufs zwischen beiden Lagern gewesen sei, wäre lächerlich; auch konnte nur ein Flufs zwischen ihnen sein, wenn (c. 13, 6) der eine am rechten, der andere am linken Ufer des Apsus sein Lager aufgeschlagen hatte. Also nicht tantum, das man zu streichen pflegt, sondern unum ist das Auffallende und Unmögliche.“ Für den ersten Anblick klingt die Begründung für die Streichung des übrigens schon von Ciaccon. eingeklammerten unum ganz bestechend. Indes möchte ich zu be-

denken geben, daſs aus 13, 5 sq. doch nur die Tatsache zu entnehmen ist, daſs Cäsar sein Lager ad flumen Apsum ... in finibus Apolloniatium aufschlug, Pompeius dagegen trans flumen Apsum. Wenn es also dann 19, 1 heiſst, daſs nur der eine Fluſs Apsus zwischen den beiden Heeren lag, so braucht das unus schon deswegen nicht überflüssig zu sein, weil auch Sumpfstrecken oder etwa Uferauen dazwischen sein konnten, die ganz respektable Längsstreifen ausmachen konnten, so daſs die colloquia tatsächlich nicht so leicht von statten gegangen wären. Der Gedanke an solche Auen ist aber durch den Zusatz unus unmöglich gemacht. Es kommt aber noch etwas hinzu. Schon in den Serta Harteliana habe ich und seither schon öfter auf die Cäsarianische Eigentümlichkeit der Wortwiederholungen hingewiesen, eine Tatsache, die die Arbeit des Kritikers ganz auſserordentlich erschwert, weil man da mit dem sonst so auſserordentlich beliebten Auskunftsmittel der Glosseme nicht so ohne weiteres operieren kann.

Nun ist unus in der Umgebung des c. 19 recht oft anzutreffen, ohne daſs man behaupten könnte, es hätte an keiner Stelle durch ein Synonym ersetzt werden können. Man sehe 14, 2 u. 3; 15, 4; 16, 1; 17, 5; 18, 2; in 19 auch 3; 21, 1 u. 5; 23 1 u. 2; 24, 3. Ich glaube also noch immer, daſs, da nun einmal der Sprachgebrauch gegen tantum ist, hier vielleicht non tam latum steckt, was zur Situation ganz prächtig passen würde.

Ähnlich steht es mit der Konstituierung des nächsten Satzes: „Mittit P. Vatinium legatum ad ripam ipsam fluminis, qui ea, quae maxime ad pacem pertinere viderentur, ageret et [crebro] magna voce pronuntiaret, liceretne civibus ad cives [de pace duo] legatos mittere, quod etiam fugitivis ab saltu Pyrenaeo praedonibusque licuisset, praesertim cum id agerent, ne cives cum civibus armis decertarent.“ Meusel sagt im kritischen Anhang: „crebro habe ich gestrichen. Daſs Cäsar den Vatinius angewiesen haben sollte, häufig die folgenden Sätze laut zu rufen, ist undenkbar.“ Ich wüſste nicht, warum. Daſs er magna voce rufen muſs, ist selbstverständlich, weil er gehört sein will, daſs der Ruf aber „crebro“ geschah, ist auch natürlich, denn bei dem zur Gewohnheit gewordenen Herüber- und Hinübersprechen der gegnerischen Soldaten würde auf einmaliges Rufen kaum jemand reagiert haben. Erst wenn öfter derselbe Ruf erscholl, muſs die Gegenseite an den Ernst der Sache glauben. Und daſs sie ernstlich gemeint war, ergibt sich schon

daraus, dafs Vatinius eigens zu dem Zwecke hinbeordert war, um wichtige Vorschläge zu machen. Ferner aber ist dieselbe Vokabel auch im § 1 bereits vorgekommen, was wieder aus den oben angegebenen Gründen recht vorsichtig machen mufs. Inwiefern übrigens § 3 (*Multa suppliciter* locutus est, ut de sua atque omnium salute debebat, silentioque ab utrisque militibus auditus) dem crebro widersprechen soll, ist mir unverständlich. Es ist doch durchaus naturgemäfs, dafs er zuerst tüchtig und dazu öfter hinüberschreien mufs, sobald er sich aber Gehör verschafft hat, dann kann er ohne weiteres auch multa suppliciter loqui eqs.

In der Streichung von de pace duo hat Meusel Vorgänger. Er zitiert hierzu die Worte F. Hofmanns: „Man sieht nicht, warum Vatinius gerade zwei Gesandte haben wollte und die Worte de pace würden das Folgende praesertim cum ... decertarent ganz überflüssig machen.“ Hier braucht man nur die Gegenfrage zu stellen: „Warum sollte Vatinius nicht zuerst zwei Gesandte verlangen? Ist denn die Zahl etwa so ungewohnt? Man braucht z. B. nur III 109 nachzusehen, wo zur Verhandlung mit Achillas auch zwei, sogar namentlich bezeichnete Gesandte geschickt werden.

Bezüglich der Einklammerung von de pace möchte ich folgendes bemerken. Das Kapitel 18 endigt damit, dafs Cäsar, der früher schon ähnliche Versuche gemacht hat, nunmehr ernstlich „conatus tamen nihilo minus est aliis rationibus per conloquia de pace agere. Wo früher nur von comparatio und von indutiae die Rede war, geht er jetzt ganz offen auf Herbeiführung des Friedensschlusses los. Das Wort pax beherrscht ihn nunmehr und sein Vorstellungsleben ganz. Es kehrt auch wieder in c. 19 (§ 1 pactiones, 2 (unsere Stelle), 4, 5 und 7 (compositio im Gegensatz zum schliefslich wieder erscheinenden Worte pax). Man vgl. meine Bemerkungen über die variatio bei Cäsar in meinen „Studien zur gramm. Topik“ etc. Floridsdorf, 1902 Pr.

Ich würde also auch hier wieder der handschriftlichen Überlieferung alle Ehren antun und etwa mit Holder die Klammer ganz tilgen. Dafs de pace das folgende „praesertim cum — decertarent“ ganz überflüssig machen sollte, kann ich nicht glauben. Vatinius soll unter allen Umständen den Frieden anbahnen, und das sei doch aller Anstrengung wert; handle es sich doch um einen Friedensschlufs unter Bürgern — hier liegt der Hauptnachdruck — denen man nicht verwehren könne, quod — fugitivis — praedonibusque licuisset.

Auch sonst emanzipiert sich Meusel in diesem Kapitel von zu grofser Selbständigkeit in der Textherstellung, so wenn man etwa Paul-Ellger heranzieht in § 2, 3 und 4. Nur in § 5 nimmt er statt des handschriftlichen submissa oratione mit H. Schiller superbissima auf, was sachlich ganz prächtig pafst.

Den Text begleitet ein Kommentar, der ganz aufserordentlich reichhaltig ist und kaum die eine oder die andere Frage unbeantwortet läfst.

Voran geht eine kurze Einleitung und Inhaltsangaben der drei Bücher. An den Text schliefst sich ein Nachtrag zu 2 c. 1 ff. an, dann folgt der kritische Anhang, der ausreichend über die Tätigkeit des Herausgebers zurechtführt, darauf ein geographisches Register und ein sehr dankenswertes Register über die Anmerkungen und endlich eine Zeittafel. Die beigegebenen Karten entsprechen durchaus.

Das Buch sei somit Fachmännern und besonders Schülern zur Benutzung bei der Privatlektüre wärmstens empfohlen.

H. Meusel, C. Julii Caesaris de bello civili commentarii (ed. H. M). Berolini. Apud Weidmannos. MDCCCCVI. 116 S. 8. ℳ 1. geb.

Enthält nur den Text der kommentierten Ausgabe.

Wien. **A. Polaschek.**

---

282) **Alfredus Klotz, Quaestiones Plinianae geographicae.** (Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie. Herausgegeben von W. Sieglin. Heft 11) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. 227 S. 8. ℳ 7. —

Der Verfasser bietet eine eingehende Untersuchung, welche Autoren des Index Plinius für die geographischen Bücher wirklich benutzt haben kann, nämlich von Lateinern Nepos (nachträglich benutzt), Livius, Agrippa, Varro, Augustus, Sebosus, Mucianus; von den Griechen nimmt er Eratosthenes und Polyb aus Varro, die übrigen holt er meist aus Isidorus Characenus und Juba, gelegentlich auch aus Sebosus und Nepos. Plinius und Mela, den Plinius erst nachträglich anzog, benutzen einen gemeinsamen Autor (Varro), aber Plinius direkt, Mela durch Vermittlung eines weiteren, der Plinius bekannt war, dessen Name aber sich jetzt nicht mehr angeben läfst. Des Augustus Tabellen hat Plinius nicht gleichmäfsig für alle Provinzen benutzt und ihnen viel Fremdes beigemischt. Bei der Beschrei-

bung Europas ging er von Varro aus, kontaminierte aber damit die Darstellung des Agrippa und fügte besonders der Beschreibung von Nordeuropa noch fremde Zutaten bei. Verwickelter ist die Schilderung Afrikas und Asiens. Hier folgt er für Mauretanien einer zeitgenössischen Quelle, von Numidien an aber dem Varro, Agrippa u. a. Für Ägypten schliefst er sich an den vielleicht durch Sebosus vermittelten Juba mit Spuren von Mucian und Isidor, welch letzterer besonders für Syrien zu Worte kommt, ersterer für Innerasien. Dieser ist nebst Varro Hauptquelle für Vorderasien; von der indischen Grenze bis Persis leiten Varro und Onesikritos-Juba, für Arabien ergänzen sich wechselseitig Juba und Isidor, den Schlufs bildet Juba-Sebosus.

Zwei Exkurse bringen den Nachweis, dafs Strabo die Chorographie des Agrippa nur da benutzt hat, wo er es ausdrücklich sagt, die Konkordanzen zwischen Strabo, Mela, Plinius dürfen also nicht aus dieser als gemeinsame Quelle erklärt werden, Die Urquelle von Plinius und Mela hängt auch nicht von Sallust ab, vielmehr hat des Mela Zwischenautor nebst Nepos und Sebosus auch den Sallust verarbeitet. Das Ganze ist sehr sorgfältig und gewissenhaft durchgeführt und sucht im allgemeinen zwischen Detlefsen und Schweder die Mitte zu halten.

München **H. Stadler.**

---

283) **Karl Reik, Der Optativ bei Polybius und Philo von Alexandrien.** Leipzig, Gustav Fock, G. m. b. H., 1907. XI u. 197 S. 8. ℳ 3.50.

Eine schon vor sechs Jahren fertiggestellte und von der philosophischen Fakultät zu Tübingen, welche „damals den Druck der Dissertationen noch nicht verlangte“, angenommene Promotionsarbeit ist es, welche ihr Verfasser durch dankenswerte Drucklegung nunmehr allgemein zugänglich gemacht hat, nachdem sie auffälligerweise sozusagen in embryonalem Zustande von anderen Forschern bereits mehrfach benutzt worden ist. Die Untersuchung selbst, auf welche vermutlich der Verfasser des Attizismus, dem die Arbeit gewidmet ist, mafsgebenden Einflufs geübt hat, baut sich zwar auf einer beschränkten Materialsammlung auf, insofern für Polybius nur die fünf ersten Bücher (nach Hultsch), für Philo nur die zwei ersten Bände der textkritischen Ausgabe (Cohn-Wendland) nebst der Schrift De aeternitate mundi (nach Cumont), für welche der von Cumont erbrachte Echtheitsnachweis durch eine Reihe weiterer Einzelbeobachtungen verstärkt

wird, darin einbezogen sind; aber innerhalb dieser Beschränkung ist sie mit gröfster Sorgfalt allseitig und im wesentlichen völlig einwandfrei durchgeführt. Abgerundet und in sich geschlossen tragen die einzelnen Teile gleich glatt schraffierten Bausteinen samt und sonders die Merkmale ernster und fleifsiger Tätigkeit, so dafs die Arbeit als Ganzes vorbehaltlos als mustergültiges Vorbild in Behandlung von Modusgebrauchsuntersuchungen bezeichnet werden darf. Ich wenigstens wüfste mich seit langem keiner im Detail so sauberen und zugleich durch sachgemäfse Methode und treffende Klarheit der Phrasierung fesselnden Arbeit zu entsinnen. Etwaigen Zweifeln darüber, ob es schliefslich nicht doch ratsamer gewesen wäre, alles vorhandene Material ohne Rücksicht auf Lückenlosigkeit der Überlieferung oder Erstklassigkeit der Handschriften heranzuziehen, gibt der Verfasser seiner Überzeugung dahin Ausdruck, dafs die Ergebnisse, wie sich aus einer Vergleichung der von anderen auf Grund vollständiger Durchsicht für einige mit seiner Arbeit sich berührende Punkte gewonnenen Resultate ersehen lasse, dadurch nicht alteriert würden. Indes will mir denn doch scheinen, als ob dabei trotz unverkennbarer Fortschritte gegenüber Diel, Fafshänder und Unna die Finalsätze im Optativ sowie das Verhältnis zwischen Konjunktiv und Optativ im Befürchtungssatze etwas zu kurz kämen. Freilich ist dieses Manko mehr in blofs statistischem Sinne zu verstehen; denn wenn nach der modalen oder temporalen Seite Schätze zu heben sind, bleiben auch Stellen in anderen Büchern bzw. Schriften keineswegs unbesprochen, und selbst für die Statistik fehlt es, soweit Bearbeitungen einzelner Partien von anderen vorhanden sind, nicht an begrüfsenswerten Hinweisen. Dafs Stellen mit verdächtiger Textüberlieferung nicht eingerechnet wurden, kann nur gebilligt werden. Da der Rückgang des im Neugriechischen gänzlich fehlenden Optativs in der lebenden Sprache notorisch schon sehr frühe beginnt, so war es bei dem seit den letzten Dezennien so rege gewordenen Interesse für die *Κοινή* jedenfalls eine verdienstvolle Leistung, durch eine Untersuchung über den Gebrauch dieses Modus bei zwei nicht blofs zeitlich um zwei Jahrhunderte getrennten, sondern auch ihrer Abstammung nach grundverschiedenen Vertretern dieser Literaturperiode gewichtige Prüfsteine und Richtpunkte für deren sprachgeschichtliches Entwicklungsbild im allgemeinen und ihr Verhältnis zum Attischen im besonderen zu gewinnen. Dabei verdient das vorsichtige Verfahren Reiks bezüglich der Ausscheidung des philonischen Sprachgebrauchs in den den LXX entnommenen Zitaten noch ausdrücklicher Hervorhebung, da be-

kanntlich Philo die Optativformen seiner Vorlage teilweise korrekter umgebildet, teilweise andere Modi durch den Optativ ersetzt hat.

Die Ergebnisse der nach drei Hauptrichtungen, nach der Form, nach der modalen und nach der temporalen Seite, für jeden der beiden Schriftsteller gesondert durchgeführten Untersuchung werden jeweils in einem Rückblick zusammengefafst, um in einer Gegenüberstellung der Hauptmomente ihren krönenden Abschlufs zu finden. Bezüglich der Formen und des Tempusgebrauchs zeigen beide Autoren Übereinstimmung mit den guten Attikern; um so stärker aber ist die Verschiedenheit, die in der Modussyntax zwischen beiden obwaltet. Da erscheint zunächst schon das statistische Ergebnis befremdend, indem 216 Optativstellen bei Polybius deren 410 bei Philo gegenüberstehen; gleichwohl ginge es angesichts des ungleichen Umfangs sowie des verschiedenartigen Charakters des geprüften Materials nicht an, aus diesem Moment an sich auf eine Wiedererstarkung dieses Modus zu schliefsen. Das Hochbedeutsame des Unterschieds liegt vielmehr darin, dafs der Optativgebrauch bei Polybius ein durchaus natürlicher, bei Philo dagegen ein überwiegend künstlicher und unnatürlicher ist. Mit vollem Recht folgert Reik aus der eigenartigen Vorliebe, mit der Philo einerseits den Optativ nach Hauptzeiten, also im Gegenwartszusammenhang, anwendet, während er ihn nach Nebenzeiten nur selten gebraucht, anderseits den in diesem Modus liegenden Begriff der Möglichkeit oder subjektiven Ungewifsheit nochmals durch ein eigenes Verbum zu erneutem Ausdruck bringt, eine förmliche Gesuchtheit, die sich der eigentlichen Kraft des Potentialis und der obliquen Bedeutung des Modus nicht oder wenigstens nicht immer bewufst ist.

In Hauptsätzen ist der eigentliche Optativ bei beiden Prosaisten selten, greift aber bei Philo, insofern ihn dieser auch im imperativischen Sinn verwendet, in das Gebiet des Imperativs und Konjunktivs über. Was sodann den potentialen Gebrauch des Modus anlangt, so erscheint er bei Polybius ohne jede rhetorische Tendenz, daher fast nie als Optativus urbanitatis; im Gegensatze hierzu sehen wir von Philo den Potentialis mit gesuchter Eleganz geradezu bevorzugt; wir sehen ihn nicht blofs häufiger, insbesondere als Urbanitätsmodus, sondern auch mannigfaltiger gebraucht, so namentlich an 28 Stellen in Schlufsfolgerungen statt des Indikativs, ferner gegenüber dem bis auf eine Stelle mit zwei Optativformen der 1. Person Singularis nur in der 3. Person vertretenen Potentialis bei Polybius in allen Personen mit alleiniger Ausnahme der zweiten Pluralis und in 23 Passiv-

formen, von denen 16 auf das Präsens entfallen, während für die einzige bei Polybius überlieferte präsentische Optativform des Passivs κρίνοιτο (1, 57, 3) die mediale Form γίνοιτο vorgeschlagen worden ist; schliefslich trifft bei Philo nahezu ein Drittel der Potentiale im selbständigen Satze auf rhetorische Fragen, bei Polybius übersteigen diese kaum ein Fünftel. Bei beiden Autoren tritt deutlich eine formelhafte Beschränkung des Potentialis und des analogen Optativs im Hauptsatze eines Bedingungssatzes mit εἰ c. Opt. auf bestimmte Verbalbegriffe zutage; doch läfst sich auch hier wiederum ein bemerkenswerter Unterschied feststellen; während bei Polybius die Vorliebe für stereotype Formen sich vorzugsweise auf das Präsens beschränkt, beherrscht sie bei Philo auch die Aoristformen, indem mehr als die Hälfte aller potentialen Aoriste, nämlich 64 von 131, auf γενέσθαι und εἰπεῖν treffen.

Die Erörterung über den Optativ in Nebensätzen erfolgt, nachdem der Potentialis im abhängigen Satze in Anbetracht seiner Übereinstimmung mit jenem im selbständigen Satze zugleich mit diesem abgetan worden ist, jeweils in fünf Unterabteilungen, deren erste die ideell abhängigen Sätze jeder Art (Aussagesätze mit ὅτι, διότι, καθότι, ὡς, indirekte Fragesätze mit ursprünglichem Indikativ oder Konjunktiv, attributive, finale, konsekutive, konditionale Relativsätze, Kausalsätze mit ὅτι und διότι, Temporalsätze mit ἡνίκα, ἐπειδή und ὅτε und Bedingungssätze, die zweite die Final- und Befürchtungssätze, die dritte die Temporalsätze, die vierte die Relativsätze, die fünfte die hypothetischen Satzgefüge nach ihren abzüglich der nicht hier einschlägigen Irrealsätze übrigbleibenden drei Grundformen behandelt; unter ihnen werden stets auch die Konzessivsätze unter ausdrücklicher Auszeichnung aufgeführt, wogegen mangels eines prinzipiellen Unterschieds keine Einwendung zu erheben ist. Der oblique Optativ, von Polybius schon auffällig vernachlässigt, was Reik durch vergleichsweise Gegenüberstellung der Fälle, in denen das abhängige Verbum nach historischem Tempus in dem nach Hauptzeiten üblichen Modus, bzw. dem Modus des unabhängigen Satzes steht, und durch ein weiteres Gruppierungsbild, welches den Inhalt der ideell abhängigen Sätze mit Rücksicht darauf, ob er als wirklich gesprochen, bzw. wie bei Briefen u. ä. geschrieben oder blofs gedacht ist, übersichtlich darstellt, recht anschaulich zu machen verstanden hat, ist bei Philo so gut wie ganz geschwunden; der einzige Optativ ἔχοι, dem 77 (unter Einrechnung des praesens historicum sogar 91) Indikative gegenüberstehen, ist vielleicht ebenfalls in ἔχει zu korrigieren,

wie ja beide Formen in der Überlieferung oft schwanken, in welchem Falle dann der Rückgang des Optativs in dieser Verwendung zum Abschlufs gekommen wäre. In den Befürchtungssätzen, deren Zahl bei Philo im ganzen nur 5, bei Polybius dagegen 36 beträgt, darunter neben 4 ἵνα-Sätzen nach Verben studendi et operam dandi auch ein paar ἵνα-Sätze nach Verben des Befehlens, setzen beide nach Nebentempora regelmäfsig den Konjunktiv; die drei Optative bei Polybius sind weniger durch die Vorstellung der Vergangenheit als durch andere mitwirkende Gründe veranlafst, wie dies S. 43 f. näher ausgeführt ist. In allen noch übrigen Satzarten verwendet Philo den Optativ nicht im Sinne noch nach der Regel der guten attischen Prosa, sondern in gekünstelter Weise. Während bei ihm in Finalsätzen die Beibehaltung des Konjunktivs die Regel bildet und auf 48 Konjunktive nur 6 Optative treffen, stehen diesen 6 Optativen im Widerspruch mit dem attischen Sprachgebrauch 13 Optative nach Hauptzeiten gegenüber, also wiederum ein Übergreifen in das Gebiet des Konjunktivs, und zwar gern nach (besonders negiertem) ὡς, ohne dafs jedoch hier wie dort, mag sich auch für die Mehrzahl der einzelnen Fälle eine Erklärung konstruieren lassen, ein festes Prinzip ausfindig zu machen ist. In gleicher Weise steht eine Anzahl von Temporalsätzen nach einer Hauptzeit im Optativ, wo nach attischem Sprachgebrauch der Konjunktiv statthätte, wogegen der Optativ an Stelle des Konjunktivs nur einmal sich findet, als Stellvertreter des Indikativs nie vorkommt und auch als Vergangenheitsiterativ so gut wie ganz fehlt. Ebensowenig findet er sich in Relativsätzen als Stellvertreter des Konjunktivs nach Nebenzeiten; auch als Ausdruck der Verallgemeinerung in der Vergangenheit kommt er nicht vor, vielmehr verwendet Philo hierfür den Indikativ, einmal mit ἄν; dagegen erscheint er wiederum mehrmals im Sinne eines Konjunktivs mit ἄν in Beziehung auf die Gegenwart; einmal begegnet in dieser Bedeutung sogar ein sollözistischer Optativ mit ἄν. Ähnlich zeigt sich im hypothetischen Satzgefüge unter Zurücktreten der natürlichen Verwendung des Optativs sein Übergreifen in das Gebiet des Konjunktivs, in einzelnen Fällen potentialer Verwendung auch in das des Indikativs. In allen genannten Satzarten findet sich bei Polybius ein entschiedener Rückgang des Optativs, was sich schon aus den Verhältnisziffern seiner Funktion als Ersatzmodus S. 91 konstatieren läfst; soweit dieser aber noch Verwendung findet, bekundet er natürliches Sprachgefühl. So stehen in den fünf ersten Büchern nach Nebenzeiten in Finalsätzen 72 Konjunktive,

4 Optative, im ganzen Polybius nach Diel 164 Konjunktive, 13 Optative. In Relativsätzen hat sich der iterative Optativ mit einer einzigen Ausnahme, zu der noch eine zweite aus dem 13. Buche kommt, erhalten, desgleichen in den Temporalsätzen; dagegen ist er als Stellvertreter des Konjunktivs wenig gebräuchlich, in Temporalsätzen findet er sich nur zweimal; hier darf auch das gänzlich unattische, aber gut bezeugte Vorkommen von ὅταν mit Indikativ an einer Stelle nicht verschwiegen werden. In den von einem historischen Tempus ideell abhängigen Bedingungssätzen mit ursprünglichem ἐάν mit Konjunktiv macht sich gleichfalls ein Zurücktreten des Optativs, wenn auch nicht in dem Umfange wie bei den unmittelbar vorher angeführten Nebensatzarten, so doch immerhin stark geltend; in den übrigen hypothetischen Grundformen und ihren Modifikationen dagegen erfolgt der Optativgebrauch korrekt nach attischen Regeln. Was endlich die Modusassimilation in der nämlichen Gedankensphäre wie der übergeordnete Optativsatz angehörigen Nebensätzen anbetrifft, so scheint denn doch das Material, insbesondere für Polybius (für Philo vgl. S. 129 f. u. 163 f.), zu dürftig, als dafs daraus mit Sicherheit auf eine ablehnende Stellung geschlossen werden dürfte.

Kann somit die Untersuchung mit Recht als ein höchst wertvoller Beitrag zur historischen Syntax der griechischen Sprache bezeichnet werden, so mufs zur erschöpfenden Bewertung ihrer Bedeutung noch kurz auf den nicht geringen Gewinn hingewiesen werden, welcher der Interpretation beider Autoren aus ihr erwächst. Insofern sämtliche Stellen, die einen Wechsel, sei es im Modus, sei es im Tempus, aufweisen, aufs eingehendste besprochen werden, kann sogar die Schulgrammatik lehrreiche Anhalts- und Dispositionspunkte daraus schöpfen. Unstimmigkeiten herrschen nur einmal hinsichtlich des Begriffes eines zwischen dem historischen und dem eigentlichen Präsens stehenden Präsens; meines Erachtens gehören nämlich die meisten Präsentia hierher; ein eigentliches Präsens ist, zumal in der historischen Literatur, äufserst selten; sodann in dem nicht ganz sachgemäfsen und in den verschiedenen Partien zu wenig gleichmäfsigen Verfahren bezüglich des historischen und literatorischen Präsens; jedenfalls können beide trotz Kühner-Gerth ebensogut nach ihrer Form als Hauptzeit wie nach ihrer Bedeutung als Nebenzeit angesehen und demgemäfs behandelt werden; mithin bietet Philo de sobr. 61 formell gar keine Schwierigkeit. Daher wäre es richtiger gewesen, die einschlägigen Beispiele aufserhalb des allgemeinen Rahmens der Modusstellvertretung einer gesonderten Betrachtung zu unterwerfen.

Im einzelnen möge noch besonders auf die lichtvolle und verständige Unterscheidung hingewiesen sein, die Reik für den polybianischen Sprachgebrauch des Optativs und des Futurs in scheinbar gleichartigen Stellen macht, wozu er durch Klarlegung von charakteristischen Beispielen mit wechselndem Modus — so darf man hier wohl das Futur nennen — eine vortreffliche Basis gewonnen hat. Ins Schwarze trifft ferner die Erklärung des μὴ εἴη συνιστάμενος Pol. 4, 71, 6 sowohl an sich als im Zusammenhalt mit der Modusverschiedenheit 3, 111, 1. Entschieden anregend sind die Bemerkungen zu 1, 10, 6 und 5, 20, 3, ganz abgesehen von der Vervollständigung der Faſshänderschen Statistik. Dagegen dürften εἰδείην und ähnliche Zeitformen sinngemäſs dem Präsens zuzuzählen sein. Ob Pol. 2, 64, 3 die von Hultsch geforderte Einsetzung von ὡς unumgänglich ist — nach Schweighäuser ist ὅτι überliefert —, wage ich prinzipiell nicht zu bestreiten, wohl aber die Sanierung von Philo de plant. 102 durch die von Reik S. 103 zur Beseitigung der nur einmal bei Philo vorkommenden unreinen Finalkonjunktion vorgeschlagenen 2 (mit δέ statt δή sind es aber 3!) kleinen (sic!) Änderungen (darunter καθέωσαν statt καὶ ὡς ἄν!).

Auch die sorgfältige Drucklegung verdient lobende Anerkennung. Auſser einem halben Dutzend Akzentversehen leichtester Art lese man S. 18, Z. 7 v. u. πρῶραν, S. 42, Z. 35 ἀναγγέλ-, S. 101, Z. 27 ist zu, S. 182, Z. 1 einige wenige, ferner trenne man S. 48, Z. 30 ff. συν-εωρακότες.

Aschaffenburg. **Ph. Weber.**

---

284) **P. Richarz, Amphitryon, Comédie en 3 actes de Molière, avec une traduction allemande en vers** (par P. R.). Düsseldorf, M. Richarz [o. J.]. 107 S. 8.

Die vorliegende Ausgabe des Molièreschen Amphitryon ist ein Sonderabdruck aus der französischen Zeitung für deutsche Leser „Le Commentaire“, die im Verlage von Max Richarz in Düsseldorf erscheint. Augenscheinlich verfolgt diese Zeitschrift den Zweck, gereifteren Lesern, die sich im Französischen privatim weiterbilden wollen, zu dienen, ihnen Proben aus modernen Schriftstellern zu bieten, auch einmal in die ältere Literatur zurückzugreifen und ihnen die Lektüre durch zahlreiche Fuſsnoten, vielleicht auch durch nebenstehende vollständige Übersetzung so leicht als möglich zu machen. Dieses muſs man sich vergegenwärtigen, um die vorliegende Ausgabe zu verstehen. Für Schulzwecke oder für das Studium des Philologen ist sie

nicht zu gebrauchen; die Einleitung bietet nichts über die Amphitryosage oder auch über die Abhängigkeit des Molièreschen Stückes von Plautus, die Verslehre, welche geboten wird, ist so unwissenschaftlich wie möglich, die Fufsnoten sind gleichfalls unzureichend; seltsam berührt es, dafs in dieser, rein praktischen Zwecken dienenden Ausgabe die alten Formen „il tiendroit, il connoît, foible“ usw. beibehalten sind. Zu loben ist die Übersetzung, sie ist gewandt, flüssig und doch nicht zu frei. Es wäre ratsam, künftig diese Übersetzung ohne die übrigen Beigaben nur mit einer kurzen, dieses Lustspiel betreffenden Einleitung allein erscheinen zu lassen.

Wernigerode a. H. **H. Drees.**

---

285) **Karl Bernigau, Orthographie und Aussprache in Richard Stanyhursts englischer Übersetzung der Äneide** (1582). Marburger Studien zur englischen Philologie. Heft 8. Marburg, N. G. Elwertsche Buchhandlung, 1904. III u. 114 S. 8. ℳ 3.—.

Stanyhursts Virgilübersetzung fällt in das Ende des 16. Jahrhunderts, d. h. in ein Jahrhundert, wo die englische Sprache grofse Wandlungen durchgemacht hat. Da die Orthographie hinter der Entwicklung der Sprache mehr oder weniger zurückzubleiben pflegt, so bietet sie oft noch das Bild des älteren Lautstandes da, wo der neue Lautwandel bereits abgeschlossen ist. Wie bei Stanyhurst, kommt noch häufig neben einer fortschrittlichen phonetischen eine etymologisierende Neigung hinzu, so dafs wir ein recht buntes Bild von der Sprache bekommen. Man mufs vieles übersehen können, wenn man aus dieser Mannigfaltigkeit gemeinsame Tendenzen herausfinden und so zu einigermafsen festen Ergebnissen gelangen will. Diesen Umständen hat der Verfasser Rechnung getragen, indem er in anerkennenswerter Weise die zeitgenössischen Texte, insbesondere die Angaben der Grammatiker, herangezogen hat. So sehr aber auch die Orthographie bei den verschiedenen Schriftstellern verschieden ist, so zeigt sich anderseits vielfach doch bei den einzelnen das Bestreben einer gewissen Konsequenz; die Schreibung ist also zum guten Teil individuell. Das gilt auch für Stanyhurst, bei dem sie allerdings noch insofern besonders eigenartig ist, als sie stark unter dem Einflufs des antiken Metrums steht. Der Verfasser hat hierüber in einem besonderen Abschnitt gehandelt.

Was die Anlage der Arbeit im allgemeinen betrifft, so dürfte es sich

wohl empfehlen, statt vom Mittelenglischen, von der Sprache des Schriftstellers selbst auszugehen und von hier aus die historischen Linien zurück und vorwärts zu ziehen. Dabei kommt es darauf an, die wichtigen Fragen der neuenglischen Grammatik mehr in den Vordergrund zu rücken und umfassender zu behandeln, während sie in dem alten Rahmen leicht zu schematisch erörtert werden. Auch wird darin manches auseinandergerissen, was unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt zusammengefafst werden müfste. So mufs man eine Arbeit wie Sweets History of English Sounds wohl häufig einsehen, doch ist sie nicht geeignet, dafs man sie einer Arbeit, wie der vorliegenden, zugrunde legt. Z. B. hätte der Wechsel von a und au in Erbwörtern und Lehnwörtern in gröfserem Zusammenhang behandelt werden müssen; auch Fälle wie a, au vor altenglischem ht mufsten mit hineingezogen werden. Die Verwirrung zwischen a und au und ebenso zwischen o und ou ist schon im Mittelenglischen grofs; infolge der Lautwandlungen zu Beginn der neuenglischen Zeit ist noch gröfser geworden.

Bekannt ist der Wechsel von a und e in Wörtern wie mecche und macche; er zieht sich durch die ganze englische Sprachgeschichte hindurch. Formen wie wreckmake (S. 10/11) oder annye und ennye, auch yalpe und swallow (S. 16) mufsten in diesem Zusammenhang behandelt werden.

Hinsichtlich der Dehnungsfrage von u > ō in offener Tonsilbe ist der Verfasser zu keinen festen Ergebnissen gelangt, da die Schreibungen oo und u bunt durcheinander gehen. Doch ist dabei auf eine etwaige Konsequenz in der Schreibung einzelner Wörter zu achten. Wenn Stanyhurst das neuenglische come mit einer einzigen Ausnahme nur mit oo schreibt, so müfste man damit das Verhalten der anderen Schriftsteller vergleichen. Für das Mittelenglische habe ich die Dehnung bei Roberd of Brunne nachgewiesen; auch im Neuenglischen ist sie erhalten.

Auf die Einzelheiten — ich stimme mit dem Verfasser häufig nicht überein — kann ich hier nicht weiter eingehen. Nur zu preeuelye neben priuelye (S. 23), wo keine vorübergehende Vokaldehnung vorlegt, will ich bemerken, dafs diese Doppelformen auch bei Roberd of Brunne vorkommen: Handlyng Synne 2039, Handschr. O preuytes neben pryuytes. In unbetonter Stellung ist der Wechsel von e und i häufig.

Am Schlufs der Arbeit wird unter ein paar Punkten eine Zusammenstellung von konservativen und fortschrittlichen Elementen in der Sprache

Stanyhursts gegeben. An dieser Stelle hätte allerdings aus den Einzelheiten der Lautlehre mehr herausgehoben werden können, was die Hauptfragen in der Orthographie und Aussprache betrifft.

Otterndorf. **Oskar Boerner.**

286) **E. Stollreither, Festschrift zum XII. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentage in München, Pfingsten 1906.** Herausgegeben im Auftrage des Bayerischen Neuphilologenverbandes von E. S. Erlangen, Fr. Junge, 1906. 519 S. 8. ℳ 12.—.

Es ist ein stattlicher Band, den uns der Bayerische Neuphilologenverband zum Neuphilologentage von 1906 beschert hat und an dem sich die Dozenten an den Universitäten in gleicher Weise wie die Lehrer der höheren Lehranstalten beteiligt haben. Von der Fülle des Gebotenen können wir hier keine kritische Besprechung, sondern nur eine kurze Inhaltsangabe liefern.

Zur Sprache des Alexanderromans von Eustache von Kent. Von Dr. Heinrich Schneegans, o. Prof. a. d. Univ. Würzburg (S. 1—19). Die Abhandlung ist ein Teil einer gröſseren Arbeit, nämlich der in Vorbereitung befindlichen kritischen Ausgabe des Gedichts. Verfasser bespricht auf Grund des Handschriftenverhältnisses, das sich für ihn aus der sorgfältigen Vergleichung ergeben hat, den betonten Vokalismus. Der Rest der Lautlehre sowie die Flexion wird anderen Orts behandelt werden. Der Epos ist „insofern von Bedeutung, als es den sichersten und ältesten Beweis für die Einführung des Alexanderromans in England bietet, ferner die Quelle des berühmten King Alisaunder ist, endlich in seiner Komposition interessante Eigentümlichkeiten aufweist“.

Das Pronomen im Turiner Dialekt, von Theodor Wohlfahrt, K. Studienrat in München (S. 20—39).

Diese Studie über das Pronomen in dem literarisch nicht unwichtigen Turiner Dialekt beruht auf persönlichen Beobachtungen des Verfassers, der dabei viel mündlich erteilte Belehrung seitens des Dialektdichters Fernando Poggi erhielt, sowie auf einer Anzahl von in diesem Dialekt verfaſsten Romanen, Dramen und anderen Dichtungen und den ebenfalls im Dialekt geschriebenen Turiner Zeitungen „'L Biricbin“ und „La Birichina“. Verfasser gibt zunächst kurze Mitteilungen über die Vokale und die Nasalierung. Statt des Satzes (S. 22): „Soll n im Innern eines Wortes nasaliert werden, so

schreibt man ñ, z. fiña (bio)", mufs es wohl heifsen: Soll der vor n-stehende Vokal nasaliert werden.... Dann folgt eine Sprachprobe nebst Übersetzung. Den Hauptteil der Arbeit umfafst die Darstellung der Lehre vom Personalpronomen, während die anderen Klassen der Fürwörter nur ganz kurz behandelt werden.

Die mittelenglische Sprichwörtersammlung in Douce 52. Von Dr. Max Förster, o. Prof. a. d. Univ. Würzburg (S. 40—60).

Die Sammlung, deren Anfang verloren gegangen sein mufs, stammt wohl aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und „trägt daher in der vorliegenden Gestalt zumeist den Charakter der Londoner Schriftsprache dieser Zeit". Doch fehlt es nicht an Abweichungen, die vielleicht auf eine ältere Vorlage zurückgehen, „die auf der Grenze des nordwestlichen Mittellandes und südlichen Nordens entstanden war". Die Sprichwörter tragen die volkstümliche Form im Gegensatz zu jener, die wir in den Anspielungen nnd Erwähnungen literarischen Werke finden. — Nach Bemerkungen lexikalischer Art gibt Verfasser die Sprüche, anfangs zur Vergleichnng mit der lateinischen Fassung, später ohne diese; in den Anmerkungen fügt er Beispiele aus der Literatur vor Shakespeare hinzu.

Wortgeschichtliches. Von Dr. Leo Jordan, Privatdozent a. d. Univ. München (S. 61—81).

Verfasser behandelt in dieser Studie 1. Carole; 2. Charaute, charaie; 3. arab. çifr (1. çifra, 2. zero); 4. Fabula; 5. Jrusalem, Jerusalem; 6. Lanier; 7. rote (Lante, Musikinstrument); 8. Sot (sotie), it. zotico.

Zu 1. Betr. carole entscheidet sich Verfasser aus guten Gründen für das Etymon choranla, im Gegensatz zu Wendelin Förster, der als wahrscheinlicher corolla aus *coronnla annahm. — Zu 2. Charante geht, wie Förster nachgewiesen, anf characta zurück; aus dem Verbum caraxare bzw. dem Stamm carag- entwickelte sich das Subst. caragns. Das jüngere *caraga führte zu charaie wie plaga zu plaie. — Zu 3. Verfasser bespricht den Bedeutungswandel von chiffre = Null zur Bezeichnung sämtlicher zehn Zeichen, sowie die Einführung des Wortes zero <zefirum (ostarabisch). — Zu 4. Verfasser bespricht die Bedeutungsentwicklung des Wortes auf Grund der Belege in den Chroniken des 6. bis 7. Jahrhunderts. — Zu 5. Verfasser ist der Ansicht, dafs in den Epen der Name stets Jhrusalem lautet, also dreisilbig ist. Die nach Förster (Anm. zu Aiol 1535 usw.) angenommene Form Jursalem sei paläographisch nicht berechtigt. Das *h* ist ähnlich wie in Jhesus durch Verkennung des

griechiseben η in das Wort hineingekommen. — Zu 6. Das Wort lanier wird aus einleuchtenden Gründen und unter Anführung seines Gebrauches in alten latein. Texten auf lanarius = Wollmacher zurückgeführt. Dio Weberei galt reisigem Volk veräcbtlich, weil es Weiberarbeit war; daher der Nebensinn „unnütz, untanglich". — Zn 7. Macht auf das bei Venantius Fortunatus vorkommende crotta aufmerksam. — Zu 8. Bringt neue Belege für sot = idioticus.

Zu einigen Stellen des King Lear. Von Christian Eidam, K. Gymnasialprofessor in Nürnberg (S. 81—90).

Bespricbt die Stellen I, 1, 306; V, 3, 146; V, 3, 280 und gibt böcbst beachtenswerte Ansicbten über deren Deutung, auf die wir bier nicbt näher eingehen können.

Dantes Beatrice und Mistrals Fado Esterello. Von Frl. Dr. M. J. Minckwitz in München (S. 91—125).

Eine interessante Stndie, deren erster Teil, wie der Titel andeutet, sich auf Dantes Vita Nuova und die auf Beatrice bezügliche Stelle der Divina Comedia bezieht, während der zweite Teil die Heldin aus Mistrals Calendau und ihre Rolle in der Dicbtung zum Thema hat. Zum Schlufs versucht Verfasserin eine Parallele zwiscben beiden erhabenen Franengestalten zu ziehen, die allerdings im wesentlichen nur feststellen kann, dafs beide „als Führerinnen gedacbt sind zu den höchsten Höhen, die der Dichtergeist erklimmen kann". „In der weihevollen Behandlung aller hohen Lebensfragen offenbart sich der Einklang [in der modernen Dichtung] mit Dantescher Weltstimmung."

Shelleyana. Von Doktor Armin Kroder, K. Reallehrer in Nürnberg (S. 125—146).

Verfasser behandelt 1) die Urskizze des Epipsychidion, die er in einigen italienischen Verszeilen sieht, die von anderen Auslegern für eine Übersetzung der Anfangszeile des englischen Gedichtes gehalten wurden, wogegen sie nach des Verfassers Meinung als italienischer Grufs bzw. als Anfang eines Gedichtes an Emilia Viviana gedacht waren, das im Entwurf stockte und dann Veranlassung zu der herrlichen englischen Dichtung wurde. — Der zweite Teil der Arbeit bezieht sich auf den Entfesselten Prometheus I, 353 (To thee unwilling, most unwillingly I come); II 2, 89 ff.; II, 4 (die Demogorgonsze); III, 1; III 4, 90 sowie auf die Namen Jone und Panthea.

Algernon Charles Swinburne. Von Dr. Michael Öftering, K. Reallehrer in München (S. 146—175).

Verfasser möchte in Deutschland den „Berufenen, deren literarische Interessen nicht an der Landes grenze enden, ... Swinburnes strahlende Dichterpersönlichkeit, seine Weltanschauung, sein Aufgehen in dem unendlichen Reich der Schönheit, seine Antipathien und Sympathien, seine leidenschaftliche politische Partei- nahme" entrollen. Die Abhandlung enthält u. a. auch eine Anzahl geschickter metrischer Übersetzungen und ist sehr lesenswert.

Zur Georgslegende. Von P. Michael Huber O. S. B. in Metten (S. 175—236).

Nach einer längeren Einleitung über den Stand der Frage bietet Verfasser unter I einen Text der Legende aus dem Codex Marci Velseri (Augsburg 1558 — 1614), der sich jetzt in München befindet, unter II eine erweiterte Redaktion aus dem Cod. lat. Paris. (Bibl. Nat.) 5565 (saec. XI 82ᵛ—93), unter III eine Bearbeitung der Pasikratesredaktion, unter IV eine Passio, welche dem Gallicanus-Sangallensis sehr nahe steht und, ein Bruchstück, in einem Münchener Kodex enthalten ist, schliefslich unter V eine Rede über den heiligen Georg, die ebenfalls aus einem Münchener Kodex stammt. Alle Texte werden mit ihren nahestehenden anderen Bearbeitungen in verschiedenen Sprachen in Beziehung gebracht.

Die sardische Volksdichtung. Von Max L. Wagner in Weilheim (S. 236—300).

Verfasser bespricht zunächst diejenigen älteren Bücher über Sardinien, die sich u. a. auch mit der Literatur beschäftigen, aber für seine Zwecke nur negativen Wert haben, erwähnt dann die folkloristischen Zeitschriften, die, allerdings meist in mangelhafter sprachlicher Überlieferung Proben der Märchen und Volkslieder bieten, und nennt dann mehrere Sammlungen von Canti popolari in dialetto logudorese bzw. nnoresi, die aufser den übrigen Texten den Hauptstoff für seinen Überblick über die Volksdichtung Sardiniens geben. Die eigentliche Arbeit zerfällt in folgende Kapitel: I. Liebesdichtung, Mutu und Mutettu. II. Die Totenklagen (Attitidos). III. Wiegenlieder und Kinderreime. Der Wert der Arbeit wird erhöht durch zahlreiche metrische Übertragungen und durch viele eingestreute, auf persönlichen Studien an Ort und Stelle beruhenden Einzeluntersuchungen und Ausblicke.

Briefe von Klaus Groth an die Familie Konrad Ferdinand Lange. Von Dr. Ernst Sieper, ao. Professor a. d. Univ. München (S. 300—351).

In der Einleitung berichtet Frau Lange über die Beziehungen ihres Mannes und ihrer Familie zu dem Dichter. Wir lernen des Dichters leidenschaftliche Liebe zur Musik kennen, die im Langeschen Hause eifrig und mit feinstem Verständnis gepflegt werde, sowie seine Lieblingsneigungen in Literatur und Kunst. Aufser den Beziehungen zur Familie Lange tritt in den Briefen die letzte italienische Reise des Dichters in besondere Beleuchtung. Die Veröffentlichung ist ein wertvoller Beitrag zur Charakteristik des liebenswürdigen, sympathischen Dichters und verbreitet auch Licht über seine Beziehungen zu vielen bedeutenden Männern und Frauen. Im Anhang gibt Verfasser noch interessante Mitteilungen über Klaus Groths Verhältnis zu Robert Burns, über den Bildhauer Tietjens (zum Brief vom 13. Juni 1895) und schliefslich einige bibliographische Angaben.

Robert Brownings Übersetzung des Agamemnon des Äschylus. Von Bruno Herlet, Königl. Gymnasialprofessor in Bamberg (S. 350—374). Über diese Arbeit ist bereits in Nr. 21 des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift berichtet.

Drei Dichtungen Shelleys im Versmafse der Originale übertragen. Von Richard Ackermann, K. Gymnasialprofessor in Nürnberg (S. 374—390).

Der feinsinnige und belesene Kenner und Erforscher der englischen Romantik bietet sehr ansprechende metrische Wiedergaben von Hymn to Intellectual Beauty, The Sensitive Plant, To a Skylark. Zu jeder Dichtung bietet Verfasser kurze Einleitungen mit geschichtlichen, bibliographischen und ästhetischen Bemerkungen sowie vergleichenden Hinweisen auf andere Dichtungen.

Mulomedicina Chironis. La syntaxe du verbe. Von Dr. Jules Pirson, ao. Prof. a. d. Univ. Erlangen (S. 390—432).

Den seiner Arbeit zugrunde gelegten Text schreibt Pirson mit Oder, dem Bearbeiter der kritischen Ausgabe, dem Ende des 4. oder Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. zu. Er wimmelt von vulgären Wendungen und Unkorrektheiten, die für den Erforscher des Vulgärlateins eine Fundgrube sind. Verfasser studiert daraus zuerst den Übergang transitiver Verben zu intransitiven, die manchmal Reflexivum oder Passivum ersetzen, dann die Intransitiva, die zu Transitiven geworden sind, weiter die Deponentia, die

ohne Sinnveränderung bald in der passiven, bald in der aktiven Form erscheinen, die Impersonalia, Reflexiva und die periphrastischen Formen des Verbums. Namentlich letztere bieten manche für die Entwicklung der romanischen Sprachen interessante Einzelheiten. Sodann folgt die Besprechung der Tempora, Modi, der hypothetischen Satzgefüge, des Imperativs, Infinitivs, Gerundiums und Partizips.

Über die Wesensähnlichkeit zwischen Beatrice und der „donna gentile" nach Dantes Vita Nova und Convito. Von Fr. Beck, K. Gymnasialprofessor in Bamberg (S. 432—450).

Die lesenswerte Studie, die schon 1900 druckfertig vorlag, will die Wesensähnlichkeit, wenn auch nicht die Wesensgleichheit beider Frauengestalten nachweisen. Daraus ergibt sich dann die Folgerung, daſs Beatrice, wie die donna gentile als eine Abstraktion, eine allegorische Figur aufzufassen ist; während letztere die Philosophie personifiziert, ist erstere die Glaubenswahrheit. Dementsprechend ist es falsch, die „zweite Liebe" des Dichters als sündhaft zu betrachten; sündhaft wäre nur der Gedanke, daſs die zweite Liebe die erste ersetzen könnte. Zur Begründung dieser Ansicht werden die wesentlichen Eigenschaften betrachtet, die beiden Gestalten gemeinsam sind oder nur einer von beiden zukommen.

Pervula. Ein lateinisches Lehrbuch in englischer Sprache aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Nach zwei alten Drucken herausgegeben von Hermann Varnhagen, ao. Prof. a. d. Univ. Erlangen (S. 450—465).

Der in englischer Sprache geschriebene Text des Lehrbuches hat „auch für die englische Philologie eine gewisse Bedeutung, indem wir hier namentlich die grammatische Terminologie der damaligen Zeit in ziemlichem Umfange kennen lernen."

Aus „Renauts von Louens metrischer Bearbeitung der „Consolatio philosophiae" des Boëthius. Von Dr. Eugen Stollreither, Sekretär a. d. Kön. Hof- und Staatsbibliothek in München (S. 465 bis 474).

Der verdiente Herausgeber der hier besprochenen Sammlung bietet nach Ms. fr. 578 der Bibl. Nationale in Paris die „Zwölf Arbeiten des Herkules" im Text; es ist des Dichters „eigenstes Werk, angeregt durch Boëthius, lib. IV, metr. VII, 13—30". Verfasser bereitet eine Ausgabe der ganzen Umdichtung vor.

Neuere Lyrik in Graubünden. Von Prof. Dr. Gottfried Hartmann, Dozent a. d. Universität München (S. 475—498).

Verfasser bietet eine Anzahl wertvoller Proben der seit etwa 1840 wieder aufgeblühten selbständigen Lyrik des Rätoromanischen, sowie auch der nicht unbedeutenden Übersetzungsliteratur in dieser Sprache.

Ein Bayer als Vermittler deutschen Geistes in Frankreich: Michael Huber. Von Dr. Hanns Heifs in München (S. 499—519).

Die Arbeit bezieht sich auf den Kupferstichsammler und Kunstkenner Huber, den Goethe im achten Buche des zweiten Teils von Wahrheit und Dichtung rühmend erwähnt. Sie bildet einen Beitrag zur deutschen und französischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Berlin. **B. Röttgers.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: **Titel** und **Register** zu **Jahrgang 1907** der **„Neuen Philologischen Rundschau“.**





